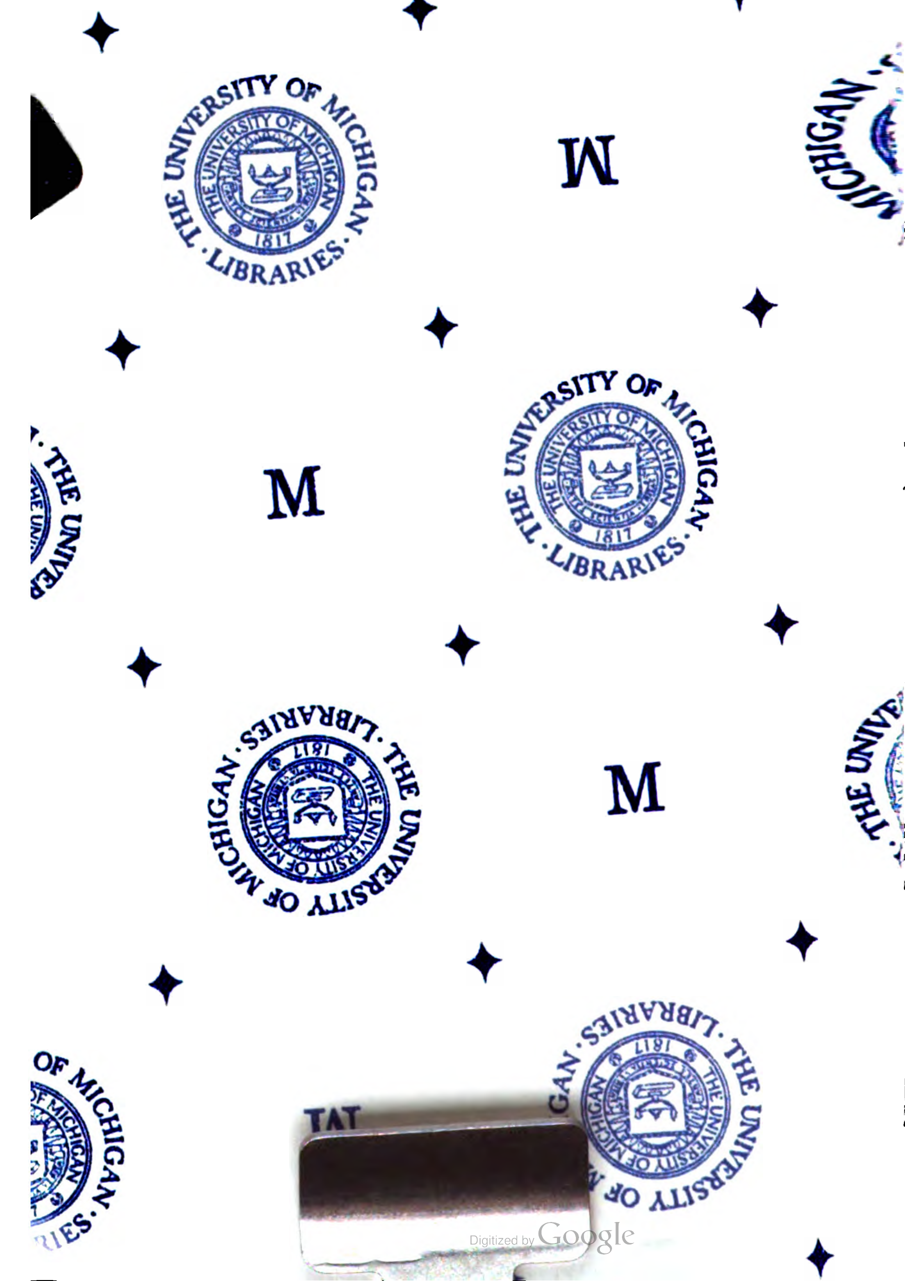
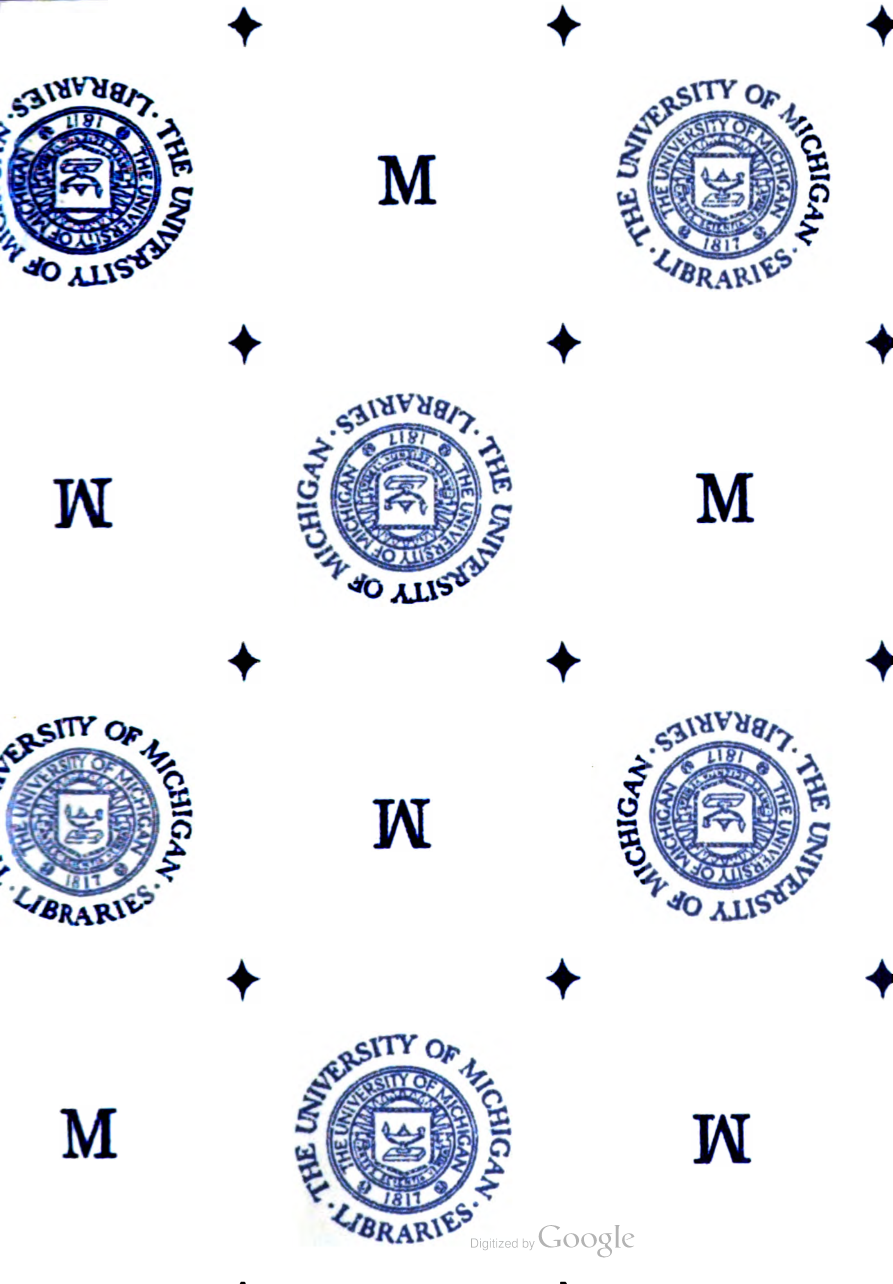



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
1817
Digitized by Google

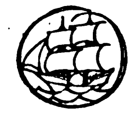
Insel-Almanach

auf das Jahr 1919

INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR

1919



IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG

KALENDARIUM
FÜR DAS JAHR
1919

Komm! wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

GOETHE
AUS „DES EPIMENIDES ERWACHEN“

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Sonnabend	1	Sonnabend
2	Donnerstag ●	2	4. S. n. Epiph.	2	Estomihi ●
3	Freitag	3	Montag	3	Montag
4	Sonnabend	4	Dienstag	4	Dienstag
5	Sonnt. n. Neuj.	5	Mittwoch	5	Mittwoch
6	Montag	6	Donnerstag	6	Donnerstag
7	Dienstag	7	Freitag ☽	7	Freitag
8	Mittwoch	8	Sonnabend	8	Sonnabend
9	Donnerstag ☽	9	5. S. n. Epiph.	9	Invokavit ☽
10	Freitag	10	Montag	10	Montag
11	Sonnabend	11	Dienstag	11	Dienstag
12	1. S. n. Epiph.	12	Mittwoch	12	Mittwoch
13	Montag	13	Donnerstag	13	Donnerstag
14	Dienstag	14	Freitag	14	Freitag
15	Mittwoch	15	Sonnabend ○	15	Sonnabend
16	Donnerstag ○	16	Septuagesima	16	Reminiszere ○
17	Freitag	17	Montag	17	Montag
18	Sonnabend	18	Dienstag	18	Dienstag
19	2. S. n. Epiph.	19	Mittwoch	19	Mittwoch
20	Montag	20	Donnerstag	20	Donnerstag
21	Dienstag	21	Freitag	21	Freitag
22	Mittwoch	22	Sonnabend	22	Sonnabend
23	Donnerstag	23	Sexagesima ☾	23	Okuli
24	Freitag ☾	24	Montag	24	Montag ☾
25	Sonnabend	25	Dienstag	25	Dienstag
26	3. S. n. Epiph.	26	Mittwoch	26	Mittwoch
27	Montag	27	Donnerstag	27	Donnerstag
28	Dienstag	28	Freitag	28	Freitag
29	Mittwoch			29	Sonnabend
30	Donnerstag			30	Lätare
31	Freitag ●			31	Montag ●

	April			Mai			Juni	
1	Dienstag		1	Donnerstag		1	Exaudi	
2	Mittwoch		2	Freitag		2	Montag	
3	Donnerstag		3	Sonnabend		3	Dienstag	
4	Freitag		4	Miser. Dom.		4	Mittwoch	
5	Sonnabend		5	Montag		5	Donnerstag	☽
6	Judika		6	Dienstag		6	Freitag	
7	Montag	☽	7	Mittwoch	☽	7	Sonnabend	
8	Dienstag		8	Donnerstag		8	Pfingsten	
9	Mittwoch		9	Freitag		9	Pfingstmontag	
10	Donnerstag		10	Sonnabend		10	Dienstag	
11	Freitag		11	Jubilate		11	Mittwoch	
12	Sonnabend		12	Montag		12	Donnerstag	
13	Palmarum		13	Dienstag		13	Freitag	○
14	Montag		14	Mittwoch		14	Sonnabend	
15	Dienstag	○	15	Donnerstag	○	15	Trinitatis	
16	Mittwoch		16	Freitag		16	Montag	
17	Donnerstag		17	Sonnabend		17	Dienstag	
18	Freitag		18	Kantate		18	Mittwoch	
19	Sonnabend		19	Montag		19	Donnerstag	
20	Ostern		20	Dienstag		20	Freitag	
21	Ostermontag		21	Mittwoch		21	Sonnabend	☾
22	Dienstag		22	Donnerstag	☾	22	1. S. n. Trin.	
23	Mittwoch	☾	23	Freitag		23	Montag	
24	Donnerstag		24	Sonnabend		24	Dienstag	
25	Freitag		25	Rogate		25	Mittwoch	
26	Sonnabend		26	Montag		26	Donnerstag	
27	Quasimodogen.		27	Dienstag		27	Freitag	●
28	Montag		28	Mittwoch		28	Sonnabend	
29	Dienstag		29	Donnerstag	●	29	2. S. n. Trin.	
30	Mittwoch	●	30	Freitag		30	Montag	
			31	Sonnabend				

	Juli		August		September
1	Dienstag	1	Freitag	1	Montag
2	Mittwoch	2	Sonnabend	2	Dienstag ☽
3	Donnerstag	3	7. S. n. Trin. ☽	3	Mittwoch
4	Freitag	4	Montag	4	Donnerstag
5	Sonnabend ☽	5	Dienstag	5	Freitag
6	3. S. n. Trin.	6	Mittwoch	6	Sonnabend
7	Montag	7	Donnerstag	7	12. S. n. Trin.
8	Dienstag	8	Freitag	8	Montag
9	Mittwoch	9	Sonnabend	9	Dienstag
10	Donnerstag	10	8. S. n. Trin.	10	Mittwoch ⊕
11	Freitag	11	Montag ⊕	11	Donnerstag
12	Sonnabend	12	Dienstag	12	Freitag
13	4. S. n. Trin. ⊕	13	Mittwoch	13	Sonnabend
14	Montag	14	Donnerstag	14	13. S. n. Trin.
15	Dienstag	15	Freitag	15	Montag
16	Mittwoch	16	Sonnabend	16	Dienstag ☾
17	Donnerstag	17	9. S. n. Trin.	17	Mittwoch
18	Freitag	18	Montag ☾	18	Donnerstag
19	Sonnabend	19	Dienstag	19	Freitag
20	5. S. n. Trin. ☾	20	Mittwoch	20	Sonnabend
21	Montag	21	Donnerstag	21	14. S. n. Trin.
22	Dienstag	22	Freitag	22	Montag
23	Mittwoch	23	Sonnabend	23	Dienstag
24	Donnerstag	24	10. S. n. Trin.	24	Mittwoch ●
25	Freitag	25	Montag ●	25	Donnerstag
26	Sonnabend	26	Dienstag	26	Freitag
27	6. S. n. Trin. ●	27	Mittwoch	27	Sonnabend
28	Montag	28	Donnerstag	28	15. S. n. Trin.
29	Dienstag	29	Freitag	29	Montag
30	Mittwoch	30	Sonnabend	30	Dienstag
31	Donnerstag	31	11. S. n. Trin.		

	Oktober		November		Dezember
1	Mittwoch	1	Sonnabend ☽	1	Montag
2	Donnerstag ☽	2	20. S. n. Trin.	2	Dienstag
3	Freitag	3	Montag	3	Mittwoch
4	Sonnabend	4	Dienstag	4	Donnerstag
5	16. S. n. Trin.	5	Mittwoch	5	Freitag
6	Montag	6	Donnerstag	6	Sonnabend
7	Dienstag	7	Freitag	7	2. Advent ○
8	Mittwoch	8	Sonnabend ○	8	Montag
9	Donnerstag ○	9	21. S. n. Trin.	9	Dienstag
10	Freitag	10	Montag	10	Mittwoch
11	Sonnabend	11	Dienstag	11	Donnerstag
12	17. S. n. Trin.	12	Mittwoch	12	Freitag
13	Montag	13	Donnerstag	13	Sonnabend
14	Dienstag	14	Freitag ☾	14	3. Advent ☾
15	Mittwoch	15	Sonnabend	15	Montag
16	Donnerstag ☾	16	22. S. n. Trin.	16	Dienstag
17	Freitag	17	Montag	17	Mittwoch
18	Sonnabend	18	Dienstag	18	Donnerstag
19	18. S. n. Trin.	19	Mittwoch	19	Freitag
20	Montag	20	Donnerstag	20	Sonnabend
21	Dienstag	21	Freitag	21	4. Advent
22	Mittwoch	22	Sonnabend ●	22	Montag ●
23	Donnerstag	23	23. S. n. Trin.	23	Dienstag
24	Freitag	24	Montag	24	Mittwoch
25	Sonnabend	25	Dienstag	25	Heil. Christf.
26	19. S. n. Trin.	26	Mittwoch	26	2. Christtag
27	Montag	27	Donnerstag	27	Sonnabend
28	Dienstag	28	Freitag	28	S. n. Weihn.
29	Mittwoch	29	Sonnabend	29	Montag
30	Donnerstag	30	1. Advent ☽	30	Dienstag ☽
31	Freitag			31	Silvester

RUD. G. BINDING: NEUJAHRSSPRUCH

Vor jedem deiner Tritte
hebt sich Unendlichkeit:
So bist du ewig Mitte
im Ring von Raum und Zeit.

Drum wirke jeder drinnen,
soweit er hingestellt.
Den Ringen zu entrinnen
ist mehr, als Gott gefällt.

Und doch bist du ein Freier,
wenn du inmitten stehst.
Laß ziehn die Sehnsuchtsreiher
und freu dich, daß du stehst.

Willst du allein bemessen,
worin du eingeschränkt?
Was nimmer du besessen,
ist dir zugleich geschenkt.

Denn nur kraft deiner Ringe,
herrliches Menschentier,
kreisen die ewigen Dinge
unendlich über dir.

Und er konnte allda nicht eine einzige Tat tun; außer wenig Siechen legte er die Hände auf und heilte sie.
Markus 6. 5.

Auch Christus konnte nur heilen, wo der Gehorsam des Glaubens ihm entgegenkam. Man hat erfahren, daß nicht alle Menschen hypnotisierbar sind; und zwar sind es gerade die sogenannten Nervösen am wenigsten. Der Eigensinnige, Eigenwillige, der an sich selbst Gebundene und auf sich selbst Beschränkte kann keine von außen ihm zuströmende Kraft aufnehmen — Gehorsam und Glaube ist Empfänglichkeit für von unserer Willkür unabhängige Kraft und die Fähigkeit, ein Nicht-Ich auf sich wirken zu lassen. Caroline Schlegel sagte einmal zu ihrem Manne, im Homer solle der Ausspruch vorkommen: „Die Herzen der Guten sind heilbar", sie habe ihn im Homer nicht gefunden, wohl aber in ihrem eigenen Herzen. Die Herzen der Guten sind heilbar, weil sie sich selbst vergessen und Kraft von Gott, teils aus der Natur, teils durch andere Menschen, aufnehmen können. Darum ist die Erhaltung des Gehorsams bei Kindern und im Volke so überaus wichtig; denn er verbindet mit Gott, er schützt eine Absonderung und Auflösung des einzelnen wie des Volkes. Erhaltung des Gehorsams ist gleichbedeutend mit Erhaltung der Kraft; ein gehorsames Volk ist ein kraftvolles Volk. Nietzsche, der von den Deutschen wenig gelten ließ, rühmte, daß das deutsche Volk gehorchen könne, und zwar ohne daß der Gehorsam herabsetze. Denn nicht Knechtschaft, nicht Drill und Dressur können Kraft mitteilen und aufnehmen, sondern gläubige Empfänglichkeit, freiwillige Hingabe an den auf Gerechtigkeit und Liebe gegründeten Befehl.

Denn Ungehorsam ist eine Zaubereisünde. 1. Samuel 15. 23.

Wenn Gehorsam die wesentliche Tugend ist, die Gott vom Menschen verlangt, so ist Ungehorsam die wesentliche

RUD. G. BINDING: NEUJAHRSSPRUCH

Vor jedem deiner Tritte
hebt sich Unendlichkeit:
So bist du ewig Mitte
im Ring von Raum und Zeit.

Drum wirke jeder drinnen,
soweit er hingestellt.
Den Ringen zu entrinnen
ist mehr, als Gott gefällt.

Und doch bist du ein Freier,
wenn du inmitten stehst.
Laß ziehn die Sehnsuchtsreiher
und freu dich, daß du stehst.

Willst du allein bemessen,
worin du eingeschränkt?
Was nimmer du besessen,
ist dir zugleich geschenkt.

Denn nur kraft deiner Ringe,
herrliches Menschentier,
kreisen die ewigen Dinge
unendlich über dir.

RICARDA HUCH: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT

Und er konnte allda nicht eine einzige Tat tun; außer wenig Siechen legte er die Hände auf und heilte sie.
Markus 6. 5.

Auch Christus konnte nur heilen, wo der Gehorsam des Glaubens ihm entgegenkam. Man hat erfahren, daß nicht alle Menschen hypnotisierbar sind; und zwar sind es gerade die sogenannten Nervösen am wenigsten. Der Eigensinnige, Eigenwillige, der an sich selbst Gebundene und auf sich selbst Beschränkte kann keine von außen ihm zuströmende Kraft aufnehmen — Gehorsam und Glaube ist Empfänglichkeit für von unserer Willkür unabhängige Kraft und die Fähigkeit, ein Nicht-Ich auf sich wirken zu lassen. Caroline Schlegel sagte einmal zu ihrem Manne, im Homer solle der Ausspruch vorkommen: „Die Herzen der Guten sind heilbar", sie habe ihn im Homer nicht gefunden, wohl aber in ihrem eigenen Herzen. Die Herzen der Guten sind heilbar, weil sie sich selbst vergessen und Kraft von Gott, teils aus der Natur, teils durch andere Menschen, aufnehmen können. Darum ist die Erhaltung des Gehorsams bei Kindern und im Volke so überaus wichtig; denn er verbindet mit Gott, er schützt eine Absonderung und Auflösung des einzelnen wie des Volkes. Erhaltung des Gehorsams ist gleichbedeutend mit Erhaltung der Kraft; ein gehorsames Volk ist ein kraftvolles Volk. Nietzsche, der von den Deutschen wenig gelten ließ, rühmte, daß das deutsche Volk gehorchen könne, und zwar ohne daß der Gehorsam herabsetze. Denn nicht Knechtschaft, nicht Drill und Dressur können Kraft mitteilen und aufnehmen, sondern glaubige Empfänglichkeit, freiwillige Hingabe an den auf Gerechtigkeit und Liebe gegründeten Befehl.

Denn Ungehorsam ist eine Zaubereisünde. 1. Samuel 15. 23.

Wenn Gehorsam die wesentliche Tugend ist, die Gott vom Menschen verlangt, so ist Ungehorsam die wesentliche

Sünde, die er verdammt; denn so wie Gehorsam die Fähigkeit ist, göttliche Kraft aufzunehmen, so ist Ungehorsam Sichverschließen vor dem göttlichen Willen, um den eigenen Willen durchzusetzen. Jemanden bezaubern heißt jemanden seinem Willen, seiner Macht unterwerfen, sich jemandes bemächtigen, und zwar unmittelbar durch Einwirkung von Willen auf Willen. — Ich bezaubere jemanden nicht, wenn ich ihn einfange und in Ketten lege, sondern wenn ich ihn durch Wort und Blick oder nur durch den Gedanken an mich zu fesseln suche. Nun empfinden wir den Einzelwillen immer nur als solchen, wenn er dem göttlichen Willen entgegengesetzt ist: was wir schon haben oder was das Schicksal uns freiwillig gibt, brauchen wir nicht zu verlangen. Je entschiedener Gott verweigert, was der Einzelwille verlangt, desto lebhafter wird der Wille; von zaubern sprechen wir, wenn der Einzelwille sich bewußt im Gegensatz zum göttlichen Willen durchzusetzen bemüht ist. In der Liebe zaubert man, wenn man jemand durch Willenseinwirkung an sich zu fesseln sucht, der einen entweder nicht liebt, oder der durch andere Pflichten gebunden ist. Gottes ausdrücklichen Willen durch eigenen Willen abwenden und nach eigenem Willen lenken wollen, ist Zauberei und ist zugleich Ungehorsam, Eigensinn und Eigenwille, Vordrängen des eigenen Ich über die von Gott dem Einzel-Ich gesetzte Grenze. Man sagt Wetterhexe anstatt Hexe, weil das willkürliche Beeinflussenwollen des Wetters, eines Ausdrucks der göttlichen Naturgesetze, für das Wesen der Hexe charakteristisch ist. Möglich ist das Sichverschließen vor dem göttlichen Willen durch den eigenen Willen, sowie die Beeinflussung des göttlichen Willens durch den eigenen. Der Mensch kann zaubern; aber obwohl gegen den göttlichen Willen, kann er es doch nicht ohne ihn.

Denn du kommst nicht herein, ihr Land einzunehmen, um deiner Gerechtigkeit und deines aufrichtigen Herzens willen, sondern der Herr, dein Gott, vertreibt diese Heiden um ihres gottlosen Wesens willen. 5. Moses 9. 5

Kriege, sagt das Sprichwort, sind die Besen Gottes, womit er Land und Leute ausfegt. Kriege sind Stoffwechselbewegungen, durch welche das Erstorbene aus dem Wege geräumt wird, das dem Neuen, Lebendigen den Weg versperrt; es sind Scheiterhaufen, auf denen Leichen verbrannt werden. Die kanaanitischen Völkerschaften waren zivilisierter als das Volk Israel, ebenso wie das römische Reich viel zivilisierter war als die germanischen Völkerschaften, deren Ansturm es doch erlag; aber das Volk Israel und die Germanen waren derzeit jung, fähig, einem Ideal anzuhangen, darum entwicklungsfähig. Kriege sind das letzte, das gewaltsame Mittel, durch welches Gott das Tote, welches tot ist, weil es in seiner Eigenart bleiben und sich nicht mehr verwandeln will, zu sich zieht.

Das gottlose Wesen der Heiden, um dessentwillen Gott sie vernichtet, ist nicht etwa ein barbarisches oder unmoralisches Wesen, sondern geistloses, gegensatzloses, unproduktives. Sie hatten kein Ideal mehr, das sie im Gegensatz zu sich selbst und zu andern verwirklichen wollten. Sie waren alt, weil sie schon etwas waren und nichts mehr werden wollten, sie waren fertig. Das Volk Israel dagegen war jung, und Gott ging vor ihnen her in einer Wolke bei Tag und im Feuer bei Nacht. Aus ihrer Mitte gingen Helden hervor. Sterne der Menschheit, leuchtende Vorbilder. Bedenkt man, was für gewaltige Reiche es im Osten gegeben hat, so erstaunt man, wie sie spurlos verschwanden, und wie das kleine Volk Israel unsterblich lebendig ist durch das Wort, das in ihnen Fleisch ward.

Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, den ihr euch erwählt habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören. 1. Samuel 8. 18.

Welches ist die Ursache, daß, falls auch ein König untauglich oder schlecht ist, das Volk sich trotzdem unterordnen soll? Damit Unordnung, Umwälzung vermieden werde? Das kann unmöglich der letzte Grund sein, da es Gott auf Ruhe, Genuß, Ordnung um jeden Preis durchaus nicht ankommt.

Die Ursache, weshalb das freie Volk sich Könige wählte, waren beginnende Instinktlosigkeit und gleichzeitig zunehmender Eigensinn und Eigenwille, um einen gebräuchlichen Terminus anzuführen: Individualismus oder Negativismus. Da aber Gott auch diejenigen nicht verläßt, die sich von ihm abwenden, hat er ihnen einen Schutz mitgegeben: als ein Heilmittel der Natur liegt im Eigenwilligen selbst das Bedürfnis nach beherrschendem Zwange. An Kindern ist das leicht zu beobachten: das fromme Kind bedarf besonderer Strenge nicht und verhält sich eher ablehnend dagegen, es gehorcht ja freiwillig; je eigenwilliger dagegen ein Kind ist, desto wohler fühlt es sich in einer streng beherrschenden Hand. Wo der Eigensinn so weit geht, daß auch dieser Instinkt nicht mehr vorhanden ist, beginnt schon die Geisteskrankheit. Man kann sagen, daß das instinktlos und eigenwillig werdende Volk sich das Königtum wie eine Arznei verordnet; da sie Gottes Stimme nicht mehr vernehmen, nicht mehr auf den unsichtbaren Mittelpunkt des Ewigen bezogen sind, müssen sie einen festen Punkt in ihrer Mitte haben. Allerdings wird der Eigenwille mit der streng beherrschenden Hand zuweilen unzufrieden sein, mit mehr oder weniger Berechtigung; deshalb bedarf er ihrer aber nicht weniger, sondern eher mehr. Revolutionen werden tatsächlich durch die unerträglich aufgehäufte Ungerechtigkeit, die in der menschlichen Ordnung liegt, hervorgerufen;

aber es zeigt sich stets, daß der Sinn, der selbst diese menschliche Ordnung begründete, sich nicht geändert hat. Der Mangel an freiwilligem Gehorsam, die Unfähigkeit, eine Einheit zu bilden ohne eine Person, der von allen freiwilliger Gehorsam geleistet wird, macht die Rückkehr zu der eben gestürzten Regierung notwendig; sie wechselt vielleicht die Form, aber ihr Wesen bleibt: ein fester, äußerer Mittelpunkt zu sein, der die Macht hat, Gehorsam zu erzwingen.

Herrschsucht ist bedingt durch Ungehorsam und Eigensinn; Herrschsucht und Sklavensinn gehören zusammen wie göttlicher Befehl und freiwilliger Gehorsam. Die moderne sozialistische und anarchistische Richtung unterscheidet sich dadurch von den Revolutionen, die vor der großen französischen Revolution waren, daß sie nicht einen verhaßten Herrscher stürzen und einen andern, etwa aus ihrer Mitte, sich selbst, an die Spitze stellen will, sondern daß sie Befehl und Gehorsam überhaupt aus der Welt schaffen und etwas Unpersönliches zum Gott machen will, ein Widerspruch in sich, da Gott sich nur durch die Person offenbart.

Es ist die äußerste Stufe des Negativismus, das Sich-niemandem-unterordnen-Wollen oder Nur-sich-selbst-gehorchen-Wollen, das sich schließlich ad absurdum führt, da das Ich, welches nur herrschen und nicht gehorchen will, sich damit selbst abschafft.

ALFRED MOMBERT: DER HELD DER ERDE

Aus dem Himmel sank ein Schleier
über das Haus.
Hüllte Dach, Tor,
Fenster, Wände.
Seine Säume treiben auf Wogen der brandenden Meere,
seine nachtgoldenen Quasten

Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König, den ihr euch erwählt habt, so wird euch der Herr zu derselben Zeit nicht erhören. 1. Samuel 8. 18.

Welches ist die Ursache, daß, falls auch ein König untauglich oder schlecht ist, das Volk sich trotzdem unterordnen soll? Damit Unordnung, Umwälzung vermieden werde? Das kann unmöglich der letzte Grund sein, da es Gott auf Ruhe, Genuß, Ordnung um jeden Preis durchaus nicht ankommt.

Die Ursache, weshalb das freie Volk sich Könige wählte, waren beginnende Instinktlosigkeit und gleichzeitig zunehmender Eigensinn und Eigenwille, um einen gebräuchlichen Terminus anzuführen: Individualismus oder Negativismus. Da aber Gott auch diejenigen nicht verläßt, die sich von ihm abwenden, hat er ihnen einen Schutz mitgegeben: als ein Heilmittel der Natur liegt im Eigenwilligen selbst das Bedürfnis nach beherrschendem Zwange. An Kindern ist das leicht zu beobachten: das fromme Kind bedarf besonderer Strenge nicht und verhält sich eher ablehnend dagegen, es gehorcht ja freiwillig; je eigenwilliger dagegen ein Kind ist, desto wohler fühlt es sich in einer streng beherrschenden Hand. Wo der Eigensinn so weit geht, daß auch dieser Instinkt nicht mehr vorhanden ist, beginnt schon die Geisteskrankheit. Man kann sagen, daß das instinktlos und eigenwillig werdende Volk sich das Königtum wie eine Arznei verordnet; da sie Gottes Stimme nicht mehr vernehmen, nicht mehr auf den unsichtbaren Mittelpunkt des Ewigen bezogen sind, müssen sie einen festen Punkt in ihrer Mitte haben. Allerdings wird der Eigenwille mit der streng beherrschenden Hand zuweilen unzufrieden sein, mit mehr oder weniger Berechtigung; deshalb bedarf er ihrer aber nicht weniger, sondern eher mehr. Revolutionen werden tatsächlich durch die unerträglich aufgehäufte Ungerechtigkeit, die in der menschlichen Ordnung liegt, hervorgerufen;

aber es zeigt sich stets, daß der Sinn, der selbst diese menschliche Ordnung begründete, sich nicht geändert hat. Der Mangel an freiwilligem Gehorsam, die Unfähigkeit, eine Einheit zu bilden ohne eine Person, der von allen freiwilliger Gehorsam geleistet wird, macht die Rückkehr zu der eben gestürzten Regierung notwendig; sie wechselt vielleicht die Form, aber ihr Wesen bleibt: ein fester, äußerer Mittelpunkt zu sein, der die Macht hat, Gehorsam zu erzwingen.

Herrschsucht ist bedingt durch Ungehorsam und Eigensinn; Herrschsucht und Sklavensinn gehören zusammen wie göttlicher Befehl und freiwilliger Gehorsam. Die moderne sozialistische und anarchistische Richtung unterscheidet sich dadurch von den Revolutionen, die vor der großen französischen Revolution waren, daß sie nicht einen verhaßten Herrscher stürzen und einen andern, etwa aus ihrer Mitte, sich selbst, an die Spitze stellen will, sondern daß sie Befehl und Gehorsam überhaupt aus der Welt schaffen und etwas Unpersönliches zum Gott machen will, ein Widerspruch in sich, da Gott sich nur durch die Person offenbart.

Es ist die äußerste Stufe des Negativismus, das Sich-niemandem-unterordnen-Wollen oder Nur-sich-selbst-gehorchen-Wollen, das sich schließlich ad absurdum führt, da das Ich, welches nur herrschen und nicht gehorchen will, sich damit selbst abschafft.

ALFRED MOMBERT: DER HELD DER ERDE

Aus dem Himmel sank ein Schleier
über das Haus.
Hüllte Dach, Tor,
Fenster, Wände.
Seine Säume treiben auf Wogen der brandenden Meere,
seine nachtgoldenen Quasten



haften im Geklipp, sie werden benagt
von den Haien.
Schiffe segeln ihm entlang,
zu erforschen das Geheimnis:
keines durchbricht diese Mauer.

Ich sitze im Haus. Am Tisch vor strahlenden Leuchtern.
Nie vorher hab ich sie erblickt.
Ich habe sie nicht entzündet.
Sie sind Geschenke großer Mächte.

Ich höre draußen rufen:
„Es ist die Zeit, o Richter unserer Jahre,
auf den Höhen der Berge,
komm hervor zu den Lebendigen,
in den Duft unserer Linden,
dein harren ungetane Werke,
die Wahrheit will dein Wort,
die Schönheit dein Bild —"

— Gewaffnete harren mit gesattelten Rossen;
viel Volk, mit Trommeln und Trompeten —

Wie ist das weltenvoll: So hier zu sitzen!
Es lebend: wie ein Leuchter auslischt.
Derweil draußen Völker kämpfen in Sand-Wüsten,
und an Eis-Polen.
Die Sieger sind lange verstummt, deren Nachfahren tot.
Es wechselten die Geschlechter der Erde.
Ihre Heilande starben an den Kreuzen.
Die Liebe von Mann und Weib hat sich verändert:
umformten sich die Kristalle der Augen
und brechen anders das Licht.
Wohl ruhen noch Paare auf Wiesen im Frühling

unter babylonischen Weiden.
Aber die Wälder tragen anderes Laub,
unirdisch ist dieser Frühling,
wo sind die Drossel-Lieder,
wo sind die Veilchen, die lieblichen Primeln,
man sieht keine Lilien auf dem Felde,
wo sind die Tage am blendenden Ätna,
die Gluten ziehender Flamingos am Azur-Himmel,
die Mittag-Wolke über den Eis-Gipfeln von Zermatt.
In Schluchten lagern dunkel verpuppte Wesen,
die Tiere sind eins geworden mit den Pflanzen.

Ein zweiter Leuchter erlosch. —
Rufer, einst geeint mit meinem Namen,
ternten sich blind in hauchlose Räume.
Sais ist tot.
Jerusalem vergessen tot.
Der Knabe Hylas tot.
Sternbild Perseus zersunken tot.

Wieder ein Leuchter erloschen. —
Ums Haus sind die Anstürme ätherischer Meere,
Feuerflammen rauchender Länder,
ewiger Gewässer Überwogung.
Drin treibt ein Nachen, drin sitzt eine Sängerin.
Gestütztes Haupt; sie träumt von Aeon,
und singt meine Sage.
Da tropft Gold aus den Augen lauschender Dämonen
auf den Schleier über mir. —

*

Unbewegt horcht Stille.

*

Bis nach Erlöschung aller Leuchter
— nach Umdrehung finsterer Ewigkeiten —
wieder einmal einer sich entzündet.
Ein Morgen dämmert auf. Ein Traum hebt an.
Da singt ein Harfner,
ein Windhauch streift lebendig mein Gewand.
Neben mir öffnet purpurne Glocken
eine gigantische Blume.
Und junge Geist-Macht bebrandet die Gestade
meines erglühenden Lebens.

Auf einem Viergespann fährt ein junges Weib
nackt vorüber, und blickt durch die Scheiben.

Denn der Schleier ist verschwunden.
Die schöne Mutter in Sirius-Himmeln
blickt lächelnd nach dem Helden.
Sieht sein helles Haus:
Davor hat der Welt-Geist drei Tannen gepflanzt.
Sieht ihn sitzen vor den verblaßten Leuchtern:
jung und sanft und zeugerisch.
Sie sieht eine Sonne sich schmiegen an sein Knie,
und Quellen entspringen zu seinen Füßen.

O Herz in ätherischer Blüte!
Um sein Auge versammelten sich die Geister,
sich drin zu schauen.

ZWEI BRIEFE VON J. G. FICHTE

An Johanna Fichte, geb. Rahn

... Ich habe große, glühende Projekte, nicht für mich. Meinen Ehrgeiz (Stolz wäre richtiger) wirst Du begreifen.

— Mein Stolz ist der, meinen Platz in der Menschheit durch Taten zu bezahlen, an meine Existenz in die Ewigkeit hinaus für die Menschheit und die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen; ob ichs tat, braucht keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Tuns zum Reden verurteilt, so ist meine Neigung Deinem Wunsche zuvorgekommen, daß es lieber auf einer Kanzel als auf einem Katheder sei. An Aussichten dazu fehlt es mir vor der Hand nicht. Sogar von Sachsen aus tut man mir die vorteilhaftesten Anerbietungen. Nach Hamburg und Lübeck werde ich gehen. In Danzig läßt man mich sehr ungern weg. Alles das für die Zukunft! Ob ich eitel bin, entscheide das, daß ich seit einem halben Jahre manche Anerbietung, die den Eitlen sehr reizen würde, abweise. Ich will für jetzt nichts sein als Fichte, auch nicht Magister bin ich.

Ich werde vielleicht nach einigen Jahren ein Amt wünschen. Ich hoffe, es wird mir nicht entgehen. Bis dahin kann ich durch meine Feder haben, was ich haben muß. Wenigstens hat es mir bis jetzt bei meinen vielen Reisen und Aufopferungen für andere nicht gefehlt...

An Kant — Zürich, den 20. September 1793

...Ich erwarte die gleiche Freude von der Erscheinung Ihrer „Metaphysik der Sitten", mit welcher ich Ihre „Religion innerhalb der Grenzen usw." gelesen habe. Mein Plan in Absicht des Naturrechts, des Staatsrechts, der Staatsweisheitslehre geht ins Weitere, und ich kann leicht ein halbes Leben zur Ausführung desselben bedürfen. Ich habe also immer die frohe Aussicht, Ihr Werk für dieselbe zu benutzen. Sollten bis dahin meine Ideen sich formen und ich auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen, wollen Sie dann wohl erlauben, daß ich mir Ihren gütigen Rat erbitte? Vielleicht

lege ich dann anonym in verschiedenen Einkleidungen meine der Entwicklung entgegenstrebenden Ideen dem Publikum zur Beurteilung vor. Ich gestehe, daß schon etwas dieser Art von mir im Publikum ist[1], wovon ich aber vor der Hand nicht wünschte, daß man es für meine Arbeit hielte, weil ich viele Ungerechtigkeiten mit vieler Freimütigkeit und Eifer gerügt habe, ohne vor der Hand, weil ich noch nicht so weit bin, Mittel vorgeschlagen zu haben, wie ihnen ohne Unordnung abzuhelfen sei. Ein enthusiastisches Lob, aber noch keine gründliche Beurteilung dieser Schrift ist mir zu Gesicht gekommen. Wollen Sie mir dieses — soll ich sagen Zutrauen oder Zutraulichkeit? — erlauben, so schicke ich es Ihnen zur Beurteilung zu, sobald ich die Fortsetzung aus der Presse erhalte. Sie, verehrungswürdiger Mann, sind der einzige, dessen Urteil sowohl als dessen strenger Verschwiegenheit ich völlig traue. Über politische Gegenstände sind leider! bei der jetzigen besonderen Verwicklung fast alle parteiisch, selbst recht gute Denker, entweder furchtsame Anhänger des Alten oder hitzige Feinde desselben, bloß weil es alt ist. Wollen Sie mir diese gütige Erlaubnis erteilen, ohne welche ich es nicht wagen würde, so wird, denke ich, der Herr Hofprediger Schulz Gelegenheit haben, Briefe an mich zu besorgen.

Nein, großer, für das Menschengeschlecht höchst wichtiger Mann, Ihre Arbeiten werden nicht untergehen; sie werden reiche Früchte tragen, sie werden in der Menschheit einen neuen Schwung und eine totale Wiedergeburt ihrer Grundsätze, Meinungen, Verfassungen bewirken! Es ist, glaube ich, nichts, worüber die Folgen derselben sich nicht verbreiteten. Und diesen Ihren Entdeckungen gehen frohe Aussichten auf. Ich habe Herrn Hofprediger Schulz darüber einige Bemerkungen geschrieben, die ich auf einer Reise gemacht, und ihn gebeten, sie Ihnen mitzuteilen.

[1] Seine „Beiträge zur Beurteilung der Französischen Revolution“.

Was muß es sein, großer und guter Mann, gegen das Ende seiner irdischen Laufbahn solche Empfindungen haben zu können als Sie! Ich gestehe, daß der Gedanke an Sie immer mein Genius sein wird, der mich treibe, soviel in meinem Wirkungskreise liegt, auch nicht ohne Nutzen für die Menschheit von ihrem Schauplatze abzutreten.

Ich empfehle mich der Fortdauer Ihres gütigen Wohlwollens und bin mit der vollsten Hochachtung und Verehrung

Ew. Wohlgeboren

innigst ergebener
Fichte.

ZWEI GEDICHTE VON MAX PULVER

Rehe im Traum

Sie äsen zwischen Fliederbüschen in den Halmen.
Die Hufe tauchen lautlos in den schwarzen Grund.
In sanften Zacken schwingt ihr Haupt, zermalmen
Die Kiefer hastig rupfend Gras. Verwirrt und rund
Wirft mir ein Auge fragend stumpfes Licht entgegen
Sekundenlang und senkt sich rätselhaft hinab.
Ein Knistern läuft durchs Feld. Da — Wolken fegen.
Geschmeidige Rücken wellen fliehend sich im Trab.
Nein, das ist Schnee. Und breite Ruhe in den Büschen.
Ein Amselweibchen lockt. Ist Frühling denn so nah?
Da sind sie wieder: Silberfelle zwischen
Den kahlen Sträuchern. Schau, und da, und doch nicht da!
Ein leichtes Spiel von Duftgebilden feuerhellen,
Von Kreisen, Bogenformen wirbelt auf dem Grund.
Erklingend tragen breite Seelenwellen
Das Staunen ihrer Augen wundersam und rund.

*

Welkes Gras und schwere Bänder
Brauner Schollen in der Fläche.
Blasses Dorf um Hügelränder,
Schwarzer Damm verborgner Bäche.
Himmel leicht aus Licht und Flocken,
Raum erfüllt vom Ton der Säge,
Und die zarten Morgenglocken.
Kahler Strauch um kahle Wege.
Fühlst vom Draußen dich geschieden,
Steht es schlicht dir gegenüber.
Ist dir andre Kraft beschieden,
Eigne Macht verspürst du lieber.
Dir entringen sich Gebärden,
Wo im Sommer du genossen;
Keimend unstillbares Werden
Aus dem Innersten ergossen.
Nicht mehr tauchen die Gestalten
Sich in dich wie kecke Schwimmer.
Eignem Grund entsteigt ihr Walten,
Blicke feucht von deinem Schimmer.
Hat die Welt sich dir verweigert,
Strömt sie nicht mehr, dich zu füllen;
Wächst du doch und spürst gesteigert
Gottes Strom in deinem Willen.

GEORG MUNK: DER SEELENWEG

In einer Märznacht, während die Stürme der Jahrzeitenwende das Kloster umbrausten, schied Gertraudens Seele sich von ihrem Leibe, wie eine reife Frucht sich vom Zweige löst und ins Dunkel fällt. Mit einem stillen Staunen die Anzeichen der nahen Trennung in sich verspürend, doch ohne Widerstand, gab sie den auflösenden Mächten sich hin.

So lautlos und einsam ging sie in den dunklen Schoß ein,

daß im Hause keiner ihres Todes gewahr wurde, auch die dienende Schwester nicht, die, durch einen Vorhang nur von Gertraudens Schlafzelle geschieden, im Nebenraum ruhte. Erst in der zweiten Hälfte der Nacht, als die Nonnen, ihre tönernen Öllämpchen in den Händen, aus den Zellen traten und mit den schwankenden Lichtern durch die mächtigen Klostergänge der Kirche zuschwärmten, ward die Dienerin, da sie die ungewohnt Säumige ermuntern wollte, ihres Hingangs inne. Sie rief die Schwestern vom Gebete ans Totenlager. Mit entfärbtem Angesicht und übergroßen Augen kamen sie, erschreckt, wie ein jäh aufgescheuchter Zug heller Vögel in die Sterbezelle geflattert.

Im Halbkreis, dicht aneinandergeschmiegt, die matten Lichter in bebenden Händen, umstanden sie das schmale Lager. Halblaute Seufzer zitterten durch den Raum, Tränen rannen die erstarrten Mädchenwangen nieder und tropften auf die Steinfliesen, ein Priester kam im flüchtig angetanen Ornat, dem Chor die Sterbegebete vorzusprechen, Kerzen flammten zu Häupten der Toten auf. Die verlaßne Hülle aber lag als ein zartes Bild gestreckt und unnahbar vor den Nonnen, das Haupt hintüber gesunken, die Fußsohlen in steiler Abwehr ihnen zugekehrt.

Zu dieser Zeit schon flog die abgeschiedne Seele mit den Winden dahin. Aus einer kurzen Bewußtlosigkeit war sie zu ihrem eigensten Wesen befreit aufgetaucht, hatte während eines Atemzugs über ihrem Erdenbild geschwebt, dann durchs offne Fenster sich den Winden, die ums Haus jagten, übergeben. Mit einem hohen Aufjauchzen ließen die Sturmgeister von den Mauern, die sie umtobt hatten, nahmen die Erlöste hin, und auf ihren Armen trugen hoch über die nächtige Erde sie Gertraudens Seele hinweg.

Als ihr Fuß an den Boden rührte, fand sie auf einem Bergpfad sich wieder, der ein sehr enges Tal hinanführte. In der abnehmenden Dämmerung des Morgens erkannte sie

zur Rechten und zur Linken steil aufsteigende Felswände, ihr Auge aber gelangte in dem ungewissen Lichte dahin nicht, wo sie ein Ende nahmen. Noch atmete die Seele die Luft der Erde, aber vermischt schon mit einem neuen Element von holder Strenge, die zu höherem Bewußtsein sie erweckte. Wie ein seidnes Band löste der Weg schmiegsam sich von ihren Füßen. Ein abfließendes Gewässer, das sie je und je auf geländerlosem Steig überschritt und so zur andern Seite neu sich gesellt wiederfand, ließ durch seinen rauschenden Wandel die Einsamkeit ertönen.

Aber zuweilen geschah, daß vor ihr die Luft sich verdichtete, wie zur trüben Hülle um einen wandernden Kern, um eine Seele, die ihr gleich ihres Weges zog, wenn auch voll Mühsal noch am Boden haftend und zu jedem Schritt unter Schmerzen sich von ihm lösend. Von Mal zu Mal überholte sie eine Gestalt, die in ihren nebelhaften Umkreis gebannt vor Gertraudens Augen aus der Dämmerung trat, eine Weile vor, dann ihr zur Seite ging, nah und doch durch die irdische Materie, die die fremde Seele magnetisch noch umgab, unendlich von ihr geschieden. Bald blieb jeweils das trübe Bild hinter ihr zurück, in die abgewandte Ferne entlassen, der sie, von neuen Kräften wunderbar angetrieben, entrann. All ihre Begegnungen schwanden hinter ihr, wie Baum und Stein von ihr abfiel, Felsturm und Wasserwandel, so wie die Luft sich neu ihr gebar mit jedem Schritt und mit jedem hinstarb. Die Dämmerung löste sich zu einer nie erlebten Klarheit auf, milchweißer Dunst blieb wie Bodensatz zu ihren Füßen in der Tiefe zurück. Nun endete das Tal, abgeschlossen von einer steilen Felsenwand, an der dürftiges Gehölz und rauhes Krautwerk eine kurze Weile noch mühselig hochkroch. Ein schmaler Pfad wand sich hinauf, verschlungen und vielfach zu weiten Windungen gebogen, um die verschloßne Starre der Wand zu besiegen. Indes Gertraud aufstieg, wurde die Tageshelle immer kristall-

ner, immer flüchtigeres Element sog ihr Atem ein, ihre Füße beschwingte Ahnung der nahenden Höhe. Unten tief verlor sich in Wallung und Nebel das Tal. Immer seltener zog sie Gestalten vorüber, die, verhüllt noch in fahle Mäntel vom irdisch abgestorbnen Wesen, stöhnend sich aufwärtsrangen. Ihre Hand, die zur Hilfe sich ausstreckte, aber faßte streifend keine Hand, den Schritt vermochte sie nicht zu hemmen, unverweilt trug er sie aufwärts. Eine kurze Frist schwebte eine Kinderseele neben ihr, von ihr getrennt nur durch einen mattleuchtenden Schimmer, in dem sie sich verbarg wie ein Kern in einer schmelzenden Frucht, dann blieb auch sie hinter Gertraud zurück. Mehr noch ward sie von dem Vorgefühl freieren Geländes erfaßt als von der stürmisch tragenden Bewegung. Wie durch die Straßen einer toten Stadt führte jäh zwischen Felsblöcken zuletzt ihr Weg sie bergan. Einmal noch wandte sie ihr Haupt zurück, mit langem Blick die verlaßne Tiefe umfassend. In Wirbeln drängte jetzt all ihr Wesen aufwärts, wo kühl und durchdringend der Himmel über den Berg schon herleuchtete.

Da sie aber den Grat erreicht zu haben meinte, stand sie am Rand einer Ebene, umsäumt von einem Kranz hoher Kuppen. Ein schon unsichtbares Gestirn hatte im Vergehn sie rosenfarbig angeglüht. Die lichtabgewandten Wände aber schliefen, eingehüllt in ein reiferes Blau als das der herbstlichen Trauben. So ward die Seele inne, daß sie ohne Rast den Lauf eines Tages durchwandert hatte, denn die Glut, die am Himmelsrand sich verzehrte, hieß Niedergang, und das Gewölbe, unendlicher als je über ihr ausgespannt, leuchtete in der Blässe des Abends.

Vor ihr lag jetzt überweit hingedehnt im Schatten eine Wiese, tiefgrün wie ein Edelstein. Wie unter sanfter Liebkosung bog unter ihren Füßen sich das Gras und wiegte sie, sich aufschwellend nach ihrer Last, so daß sie wie von Wellen geschaukelt darüber hingetragen wurde.

Kein Weg war da, und nichts als innrer Antrieb wies ihr die Richtung. Fremde Blumen sprossen in die Bangnis der Dämmerung. Oftmals ließ die Seele sich nieder und staunte über die Gebilde hin, die stiller vor ihren Füßen standen und lebendiger doch als die Blumen der Erde, geheimnisvollen Tieren und auch wieder Bildern aus leuchtendem Gestein ähnlicher als jenen, beweglich wachsender und vollendet beharrender zugleich. Aus den funkelnden Kelchen stieg unfaßbarer Gesang. Ton aber, Schimmer und Duft waren eins, und mehr schienen diese Blumen aus dem Stoff des Himmels, des Eises und der Gestirne gespeist als aus dem des Bodens, dem sie entwuchsen.

Je und je, wenn die Seele sich aufrichtete und fortschritt, hatte die Dämmerung tiefer sich in sich verwoben, und obgleich sie ohne Zögern hingeleitet sich fühlte, war ihr doch zumute als einer Irrfahrenden auf der weiten dunklen Wiese.

Nacht fiel jetzt auf sie, dunkler als sie sie je gekannt, von unirdischer Tiefe. Sie lag als eine Last auf Gertraud, kein Himmelslicht entzündete sich über ihrem Haupte. Nur ihre Füße wußten noch um den Weg, ihnen hingegeben kam sie vorwärts. Mählich wandelte sich der Plan unter ihnen, die schmeichelnden Kräuter waren sprödem Stein gewichen, Schlund und Abgrund fühlte sie neben sich aufklaffen, sah keine Tiefe, aber atmete sie in den Dünsten, die zu ihr aufquollen. Endlich wurde sie von dem Gefühl einzwängender Enge befallen, breitete ihre Arme aus und griff zu beiden Seiten steinerne Wände. Da wurde sie inne, sie ging durch ein Felsentor in eine neue Sphäre ein. Bald fiel der Zwang von ihrem Atem, freier strömte sein Hauch aus, unter ihrem Tritt der Boden wurde nachgiebiger. Zur Rechten noch war die Mauer ihr zur Seite, aber zur Linken fühlte sie den Raum sich weiten, Geruch und Laut von sanft bewegtem Wasser drang an sie, Strömung der Luft wie von Eis, rein,

doch nicht kältend. Jetzt auch zur Rechten wich das bedrängende Gestein, sie ging in mildem Sand, kleine Wellen netzten im Ebenmaß kurzer Gezeiten ihre Füße. Sie ging ein Ufer entlang, zur Linken weithin Duft und Laut vom Wasser, zur Rechten Stille von grenzenlosem Land, gebunden beides und verhüllt von Dunkelheit. Eine lange Weile ging sie so, da richtete in der Luft vor ihr ein Wall von Dumpfheit sich auf, verschloß die Weite des Landes und schlang den Duft des Wassers ein. Gertraud spürte die Nähe vieler Wesen und wußte, daß sie am Ziele ihrer ersten Wanderschaft war. Sie ließ sich hinsinken und griff mit den Händen den Boden rings um sich, kärglich scharfes Gras und stachlige Kräuter. Ihr nächster Umkreis war leer. Darüberhin erfüllt aber war der Raum mit vielen Seelen, die ihr gleich an diesem fremden Ufer den Morgen erwarteten. Es waren Wesen wie jene, die sie des Tags auf ihrer Wanderung überholt hatte. Die Luft ihres Todes stockte noch um sie und schneidender Dunst von irdischen Gebresten. Gertraud heftete ihre Augen dringender in das Dunkel, das indes noch unnachgiebig die Genossen verbarg. Ihr Ohr, da sie eine Weile lag, aber wurde hellhörig und schied allmählich viele Stimmen, verworrnes Weinen, Klagen, Rufen und Seufzer ohne Ende, vermischt und verschlungen wie aus einem dichten Gewühl.

Jetzt aber schwiegen alle Laute vor einem, der sie einschlang. Wie von einem Blitz geborsten, öffnete die Nacht sich vor Gertrauden und zeigte ihr die Seele einer Mutter, der das Leben hingeflossen war mit dem Kind, das sie geboren hatte. Die Seele wand sich an der Erde, unablässig wimmerndes Weinen tief unten aus der verlaßnen Wiege neben dem Totenbrett zerrte an ihr, sie wollte der wunden Sohlen nicht achten, um den Weg erdwärts zurückzufinden, ihre Glieder aber gehorchten anderm Zwang, sie vermochte vom Boden sie nicht zu lösen, nur ihre Hände schlugen die

Brust, und von Weile zu Weile quoll der Schrei aus ihrem Mund, der das Gewebe dieser dichtesten Nacht zerriß.

Weiterschauend sah Gertraud starr hingestreckt eine Mädchenseele, das Gesicht im Sand verwühlt, die zierliche Gestalt im langen Haar verstrickt, das Ohr an der Erde, lauschend, wie unten einer im Wahn mit seinen Nägeln ein frisches Grab aufwühlte. Die Seele drängte sich an die Erde dem Suchenden entgegen; der schluchzende Schrei ihrer gebannten Ohnmacht klang wie das Gurren eines nächtlichen Vogels.

Jetzt gewahrte Gertraud zu ihrer andern Seite einen Mann mit schwerem Nacken, das kahle Haupt tief gebeugt über Sand und Stein, die er im Dunkel errafft und vor sich aufgehäuft hatte, sah ihn Riß und Plan aus ihnen mit fiebernden Händen bilden und schaute unten in der irdischen Nacht sein verwaistes Werk unter kalten Gestirnen; hohläugig mit verstümmelten Türmen klaffte der unvollendete Dom. Seltne Tränen tropften aus den tiefeingebetteten Augen des Mannes und fraßen Löcher in den Sand.

Gertraudens Seele sah und gab aufhorchend sich hin, bis große Müdigkeit über sie fiel und sie in gestaltlose Ruhe versank. Als sie erwachte aber, sah sie tief unten eine nächtliche Landschaft unter vielgestirntem Himmel liegen, von vielen fließenden Wassern wie von silbernen Adern durchzogen. Inmitten lag das Kloster. Sie spürte den Duft von Wachs und Weihrauch aufsteigen, sah in der kerzenhellen Kirche ihren eignen offnen Sarg stehen, sah sich liegen in ihrer eignen vertrauten Gestalt, die hellen Stimmen der jungen Nonnen sangen zu ihrer Lobpreisung, die Musik stieg auf als seidne Wölkchen, damit sie auf ihnen ruhe. Da war kein Schmerz und kein Wunsch, der sie niederzog, wie die armen Seelen rings um sie her.

Das tiefe Schwarz lockerte allmählich sich in Grau auf, zerstob in einen blassen Dunst. Fern zeigte sich in der Däm-

merung eine lichte Mitte, von der die Helle ausging. Der leuchtende Gegenstand entzündete von innen heraus sich mählich immer mehr; unter dem Strahlen, das von ihm ausging, erglänzte lebhafter bewegt die Wasserfläche.

Die Schar all der Wartenden am Strande stand jetzt im ersten Licht, das ihre fahlen Gesichter aus dem Dunkel schälte. Was vom erstorbnen Wesen am gestrigen Tag sie noch eingehüllt hatte, war von der Nacht am Rand der Erde hinweggezehrt worden, und bloß in ihren Sterbekleidern drängten sie zitternd dem aufgehenden Tag entgegen, fremd an fremd geschmiegt und feind an feind.

Jetzt lag das Wasser schon weithin sichtbar da, grünrauschend hingedehnt. Über seinem unsichtbaren Gestade das Licht wuchs stählern blendend auf, schien in den blassen Himmel hineinzuzünden und formte vor Gertraudens Augen sich zum Berg aus Glas, ins Firmament ragend. In seinem Innern kreisten starke Ströme von blauem Licht so gewaltsam, als wollten sie seine spröden Grenzen zerbersten, um ins Uferlose zu verlodern. Immer noch aber machten zarte Nebeldüfte, die ihn schlank umwallten, seinen Anblick Gertraudens Auge erträglich.

Jetzt wandte sie den Blick, den Seelen zu, mit denen sie die unbehauste Nacht geteilt hatte. Sie hatten ihre Augen der Blendung verschlossen. In ihrer Stummheit war blanke Angst, und ihr Schweigen jetzt war Gertrauden schmerzlicher als die Wehklagen der Nacht. Sie sah die Brandmale der Laster an den Verstörten dunkeln, sah Narben, die erlittnes Unrecht zurückgelassen hatte, sah sie, vom Mangel befleckt und vom ungetrösteten Elend zitternd, zusammengeschlossen alle Leiber wie ein Leib, gemeinsam ins Unbekannte wartend. Sie nur stand allein, ihr Leib war klar, ihr Kleid ohne Makel und ihr Auge dem Licht nicht scheu. Um sie war leerer Raum, und fiel ein Blick auf sie, so irrte er bald von ihr ab.

Als Gertraud jetzt nach der Blendung des fernen Berges sah, gewahrte sie, daß sein Gipfel entschleiert stand, und auf ihm, hochragend, rund und glänzend wie er und aus seinem eigenen Stoff gebildet eine Burg.

Jetzt schwoll das Wasser stärker an, tiefer bewegt zog es gegen das Ufer; hochgehend, doch auch zu sanften Wellen gebunden, netzte es den leidenden Seelen die versehrten Füße. Sie aber schienen es nicht zu achten, sie hingen voller Erwartung mit Blick und Gebärde an einem Schiff, das über den Wogen jetzt erscheinend, jetzt in ihren Tiefen verschwindend, langsam über die Endlosigkeit des Wassers näher kam. Es war aus Glas wie der Berg, nicht aber gleißend wie er, sondern von schwärzlich stumpfem Braun und düsterm Glanz. Es wies nicht Segel noch Ruder. Ein Mann saß abgewandten Angesichts an seinem Rand, die Strömung allein mußte das Fahrzeug bewegen.

Es legte an. Bang und begierig drängte die Schar der Seelen hinein, stumm, von keinem gerufen. Als die letzte aufgenommen war, zogen die Wasser sich vom Lande zurück, wie auf dem Wasser so auch in der Luft wandte sich die Bewegung, die Wellen hoben das Schiff mit sich, die Winde trieben es an. Langsam stieg es hoch und senkte sich über die Wellen, zog gleichmäßig über die Flut, die sich dehnte und nicht abzunehmen schien. Der Fährmann an der Spitze hielt sein Angesicht den Wassern zugewandt, so daß es wie vordem den Fahrenden verborgen blieb. Gertraud stand allein unter ihnen wie zuvor am Strande. Ihre Gefährten hatten wieder dicht sich aneinandergedrängt.

Ein bleicher Tag stieg auf, der seine Helle nur von dem fernen Glasberg zu leihen schien, und doch stand ein mattes Gestirn zu Häupten der Fahrenden, das sein verhaltnes Licht den Wassern spendete.

Als das Schiff eine unwägbare Weile hingezogen war, nahm der Schein ab, und unvermutet jetzt dennoch nach

dem langen Hinharren dieses Tages näherte es in der milden Dämmerung sich dem Gestade. Über dem Ufer erhob der Berg aus Glas sich, nahe schon sah die Seele die Feuer in seinem Herzen kreisen. Jetzt lief das Fahrzeug an. Die Seelen, die von der langen Fahrt betäubt sich auf dem Boden gelagert hatten — Gertraud allein hatte aufrecht hinter dem Fährmann gestanden —, sprangen jählings hoch, und taumelnd vor Starre drängten sie sich aus dem Schiff. Gertraud, als sie den Fuß ans Land setzte, wandte das Haupt und schaute in das Antlitz des Fährmanns.

Sie schlug den Weg ein, der am Fuß des Berges beginnend und in weiten Windungen ihn umschlingend zur Burg auf seinem Gipfel führte. Der Weg, obwohl sehr mählich steigend, war um seiner Glätte willen von großer Beschwernis und den Seelen bittrer als der Felsenpfad des ersten Tags. Er strömte scharfe Kälte aus, während unter dem blauen Eis gefesselt sich glühende Feuerschlangen wanden. Mehr und mehr schwand das Licht des Tages, aber der heile Weg unter Gertraudens Füßen leuchtete im eignen Licht, und hob sie die Augen, loderte oben auf der Bergesspitze die Burg als düstres Glutmal in den Himmel.

Flüchtigen Fußes ging Gertraud allen voran, zuweilen ihre Eile zähmend, um mit den andern sich zu verweilen. Endlich, als der Tag völlig in sich verflossen war, zogen die Seelen über eine schwankende Brücke, die an Ketten hing über einem Graben, in dem flüssiges Glas bleizäh sich wälzte, in die Burg ein.

Hier in Michaels weitrundem Saal harrte Gertraudens Seele unter den Gefährten der Wanderschaft auf den Morgen, der sie scheiden sollte, je nach ihrem Ort in der Ewigkeit.

An den gläsernen Wänden hatten die müden Seelen sich hingelagert. Draußen die Nacht schwang schwarz um die Rundung der Burg, funkelnd umstürzten die Gestirne sie

in rasendem Bogen, zu ihren Füßen aber unter dem Kristall des Bodens brannte das Feuer des Kerns.

Auf seinem Sitz inmitten des Saales saß stumm der Wächter, eingehüllt in die mächtigen Flügel, die aus seinen Schultern brachen, zwischen sie eingesenkt das Haupt, das auf dem Schwertknauf ruhte.

Aus „Sankt Gertrauden Minne"

ZWEI SONETTE VON LUIZ DE CAMÕES

Was, Hoffnung, hoffest du? — Ich hoffe nimmer.
Warum? — Ein Wandel hielt mich an im Bauen.
Was, Leben, trägst du? — Hoffnungsloses Grauen.
Was sagst du, Herz? — Ich liebe sehr, noch immer.

Was, Seele, fühlst du? — Täglich schmerzt es schlimmer.
Wie lebst du? — Ohne jegliches Vertrauen.
Was denn erhält dich noch? — Vergangenes schauen
Ist das dein einziges Licht? — Der einzige Schimmer.

Wo machst du halt? — In dem, was mir im Sinn.
Was sinnst du? — Abzuschließen mit dem Leben.
Heißt du das gut? — Die Liebe, sie gebot!

Was zwingt dich? — Daß mir kund ist, wer ich bin.
Wer bist du? — Der sich ganz und gar ergeben.
Wem? — Einer einzigen heißen Liebesnot.

★

O wie verlängert sich von Jahr zu Jahren
Mein ach so mühevolles Pilgerwallen,
Wie kürzt sich doch und naht sich dem Verfallen
Dieses mein kurzes eiteles Gebaren.

Es wächst mein Leid; die Jahre doch entfahren,
Verloren hab ich, was mir noch gefallen.
Jedwedes große Hoffen ist ein Schallen,
Das arg betrügt, soweit ich recht erfahren.

Hast' einem Gute nach, das nicht zu fassen,
Das mir entschwindet auf dem halben Wege,
Fall tausendmal und muß es fahren lassen.

Flieht es, so zaudre ich oder bin betroffen,
Und schau ich wieder auf, ob es sich rege,
Entgeht es meinem Blick und meinem Hoffen.

Übertragen von Otto Freiherrn von Taube

RUDOLF G. BINDING: WEIHNACHTSLEGENDE VOM PEITSCHCHEN

Drei Kindern erzählt

Als das Jesuskind durch Flandern zog — und es kannte wohl die ganze Welt —, kam es mitsamt seiner Mutter in der großen Stadt Gent am Morgen eines Weihnachtstages an. Die ganze Stadt war für das Fest gerüstet. Auf den Straßen drängten sich die Menschen, um auf den Märkten und in den Läden die neuesten und letzten Herrlichkeiten zu erwischen, mit denen sie ihren Angehörigen und ihrem Gesinde am Abend eine Freude machen könnten. Vor der großen Kirche St. Baafs, die wie ein gewaltiger grauer Magnetberg über die Stadt und die Menschen emporragte, die Häuser um sich versammelt hielt und die Menschenströme in sich hineinzog, war ein Weihnachtsmarkt errichtet, und die Pfefferkuchenstände, die Buden mit bunten Likören, mit Christbaumschmuck und Kerzen, mit Zinnsoldaten und Zinnlöffeln, mit Pfeifen, Trompeten und allerhand Kinder-

spielzeug standen hübsch in Reihen geordnet und einträchtig nebeneinander. Da es noch früh am dämmrigen Morgen war, die Leute vom Lande jedoch, um nichts zu versäumen und einen möglichst langen Tag des Betrachtens und Auswählens vor sich zu haben, schon in die Stadt hereinwogten, brannten in allen Ständen über den Auslagen die Lampen und die Verkäufer brachten die erste Ordnung in ihre Sachen, die der vorangegangene Tag etwas in Unordnung gebracht hatte.

Gerade am Zugang zum Hauptportal der Kirche behauptete ein großer Spielwarenstand seinen Platz. Da waren Trommeln und Trompeten, Reifen und Kreisel, bunte Glasklicker, Puppen und Kegel, kleine Männchen, die in Glasröhren in einer rosa Flüssigkeit auf und nieder stiegen, wenn man die Röhre in die Hand nahm, Mundharmonikas und winzige Drehorgeln, die das „Ehre sei Gott in der Höh" in kleinen Tönen von sich gaben, wenn man leise die Kurbel drehte. Und gerade hing eine Magd ein buntes Gedränge von blauen, roten und grünen Luftballons, alle eben neu mit Gas gefüllt und prall, daß sie knirschten, wenn sie aneinanderstießen, an der Ecke der Bude auf, und darunter hing sie ein ganzes Bündel kleiner Peitschen mit geflochtenen Schnüren aus weißem, zartem Leder, gelben Schmitzchen und bunten Stielen. Jeder Stiel aber endete in ein rotes Pfeifchen aus Kirschenholz.

Im Hintergrund der Bude aber hinter den langen Brettern und Tischen, auf denen alle die schönen Sachen ausgelegt waren, standen drei Kinder, so blond und auch wohl so alt wie ihr, denen diese Geschichte erzählt wird. Ihre Mutter war die Eigentümerin des Spielwarenstandes. Da sie zu so früher Stunde nicht auf Käufer hoffen konnte, war sie noch nicht zur Stelle, sondern hatte es der Magd überlassen, die Auslage zu besorgen; und diese hatte die Kinder mitgenommen. Da standen sie nun, und während sie teilnahm-

voll und neugierig guckten, wie die Magd immer neue Reichtümer und Herrlichkeiten auspackte und zum Verkauf ordnete, begannen in ihren Herzen Wünsche hin und her zu jagen, begehrliche und vergleichende Gedanken hin und her zu wogen und süße Qualen auf und ab zu ziehen, welcher Gegenstand von allen ihnen wohl am besten gefiele, damit sie ihn sich von ihrer Mutter selbst als Weihnachtsgabe ausbitten könnten. Denn das wußten sie vom letzten Jahr und gedachten es auch diesmal dahin zu bringen, daß ihre Mutter jedem von ihnen erlaubte, sich aus der Fülle der Dinge etwas herauszuwünschen. „Wenn es am Abend nicht verkauft ist", pflegte dann die Mutter zu sagen; denn der geringe Erlös aus dem Spielzeug ließ es nicht zu, daß sie die Dinge von vornherein für sie beiseitestellte. Und dann zitterten die Kinder den ganzen Tag um den gewünschten Gegenstand, und jedesmal wenn ein Käufer herantrat, stieg ihnen das Blut zu Kopf und sie fühlten ihr Herz schlagen. Ging er dann weg, ohne, wie sie meinten, ihren Gegenstand entdeckt zu haben, waren sie glücklich. Aber beim nächsten wiederholte sich die Pein.

„Das vorige Jahr hatte ich mir eine Puppe gewünscht," sagte das eine Mädchen; „aber nach wenigen Tagen zerbrach sie. Ich wünsche mir etwas anderes diesmal." Dann trat wieder Schweigen und Überlegen ein. Keines wollte sich verraten.

„Eigentlich wäre ein Kreisel sehr schön," sagte das ältere Mädchen, „er zerbricht nicht. Ich sehe Dinge gern, die tanzen und sich drehen." Alle drei guckten nach einem großen Haufen buntbemalter harter Kreisel, die eben aus einem Sack hüpften, den die Magd auf den Tisch stülpte. — „Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitschchen dazu", sagte die Älteste, die mit sich im reinen war.

Die andern fanden die Idee auf einmal herrlich. „Ich wünsche mir auch einen Kreisel und ein Peitschchen", sagte

das zweite Mädchen, als ob sie nicht gesonnen wäre, zurückzustehen.

„Ich auch“, sagte der Junge, dem es genug war, daß die älteren Schwestern entschieden hatten. Und alle drei guckten eifrig und prüfend nach dem Haufen Kreisel auf dem Tisch und nach dem Bündel Peitschchen, das von der Ecke der Bude herabhing.

„Während der Kreisel Schwung hat und sich dreht, kann man pfeifen“, bemerkte der Junge und fand dies sehr beachtlich. Das Pfeifchen am Peitschenstiel mußte doch seinen Sinn haben. „Und dann versetzt man dem Kreisel wieder einen. Und dann pfeift man wieder.“

„Wer am besten kreiseln kann, kann am besten pfeifen“, sagte die Älteste.

„Wenn wir alle drei zugleich pfeifen —!“ Dies sagte die Jüngere, sah mit großen Augen in die Ferne und hatte offenbar eine wundervolle Erscheinung.

Während sie so schwatzten, kam inmitten der Menge des Volkes, das der Kirche zuströmte, das Jesuskind daher. Es war damals schon größer und saß rittlings auf dem treuen Esel, der von den vielen Fahrten — nach Ägypten und in aller Welt umher — nicht mehr ganz frisch war und mit kleinen, andächtigen Schritten in der Menge trippelte. Dem Jesusknaben ging das zu langsam. Vergebens zauste er das Eseltier mit seinen kleinen Händen im zottigen Fell, stieß es mit den Beinchen in die Seiten oder suchte es durch kleine Zurufe zu ermuntern. Der Esel blieb in seinem Gang, und die Jungfrau Maria, die lächelnd hinter ihrem Kinde schritt, trieb ihn nicht an.

Wie sie nun in diesem Aufzuge, oftmals gehemmt durch ein sanftes Stehenbleiben des Tieres, vor dem Spielwarenstande anlangten, gewahrte Jesus an der Ecke das Bündel Peitschchen, ergriff, indem er seinen Esel darunter hinwegtrieb, als rechter Herr der Welt eines am Stiel und zog es

ohne viel zu fragen aus der Schlinge, in der es mit seinen Kameraden aufgehangen war. Dann schwang er es lustig über seinem Reittier.

„Halt! Nicht!“ rief die Magd, und auch die Kinder wollten Halt! Nicht! rufen und krausten die Gesichter. Aber sie brachten keinen Ton aus den Kehlen. Das Jesuskind blickte sie nur aus seinen unergründlichen Augen einmal freundlich und sieghaft an. Da war es, als ob es um sie geschehen wäre. Der Atem stockte ihnen, alle drei griffen nach einander, als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bangigkeit der Herzen folgten sie mit den Augen dem wundersamen Knaben, der sie mit einem einzigen Blick in seinen Bann getan hatte, wie sie wohl selbst ein paar Wasserkäfer in ein Glas steckten.

„Wer ist denn das?“ fragten sie einander leise ohne sich anzusehen. Und als nun gar noch eine überirdische, hohe Frau an ihnen vorüberzog und sie mit einem seltsam fremden Gruß zu streifen schien, und es ihnen so ganz weihnachtlich zumute wurde, da sagte die Älteste vorsichtig:

„Es könnte beinahe das Christkind gewesen sein.“

„Was du nur immer hast!“ sagte die Jüngere und war dabei froh, daß ihr die Schwester eine plausibele Erklärung für den Zustand ihrer Sinne unter den Fuß gegeben hatte; „natürlich war es das Christkind! Einem andern Kind hätten wir das Peitschchen doch gar nicht gelassen.“

„Welches war das Christkind?“ fragte der Junge, der sich selbst noch nicht begriff. „Wenn ihr es gesehen habt, will ich es auch gesehen haben.“

„Das auf dem Esel“, sagten die beiden andern nun sehr bestimmt, da sie ihren Vorsprung fühlten.

„Das auf dem Esel? Ja!“ sagte der Knabe. „Wenn es nicht das Christkind gewesen wäre, hätte es ja auch das Peitschchen gar nicht nehmen dürfen.“

„Besonders hätten wir aber doch einem andern Kind das

Peitschchen gar nicht gelassen", sagte das zweite Mädchen wieder. „Und wir mußten es ihm doch lassen."

In diesen Worten fanden die Kinder eine vollkommene Sicherheit und alle drei waren so gewiß, das Christkind von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, wie es gewiß war, daß sie die Kinder ihrer Mutter waren. Und dann kam ihnen immer wieder der wundersame Blick des schönen Knaben, der Gruß der hochgewachsenen Frau wie in einem verklärten Schein zurück und erfüllten sie mit einer geheimnisvollen Erregung. Die Morgenglocken von St. Baafs erklangen feierlich über ihnen und der Weihnachtstag mit seinen Wundern zog herauf. Die Kinder hatten den Christusknaben gesehen, und wer es ihnen bestritten hätte, den hätten sie mitleidig ausgelacht.

Da kam die Mutter. „Mutter, wir haben das Christkind gesehen", riefen sie alle drei. Aber es war ihnen gar nicht lieb, als ihre Mitteilung nicht recht verfing, die Mutter vielmehr nur belustigt schien und sagte: „So? Da habt ihr was Rechtes gesehn! Und was wünscht sich nun jedes zu Weihnachten?"

Daß das Christkind das Peitschchen genommen hat, sagen wir jetzt besser nicht, dachten die drei und antworteten lieber auf die Frage ihrer Mutter.

„Ich wünsche mir einen Kreisel und ein Peitschchen", sagte die Älteste. „Und ich auch", sagte die Jüngere. „Und ich auch", der Junge.

„Wenn es am Abend nicht verkauft ist", erwiderte die Mutter und betrat den Stand. Die Käufer drängten sich, der kurze Tag brach an, die Lampen wurden gelöscht, und auch für die Kinder verschwanden die Ereignisse des Morgens im Grau des Tageslichts und im Gesumme des geschäftigen Treibens auf dem großen Markt. Zudem begann die Qual der Erwartung sie zu bewegen und zu erfüllen, ob denn für jedes am Abend ein Kreisel und ein Peitschchen

übrig sein werde. Und dies alles beschäftigte sie zu sehr, als daß sie an anderes hätten denken mögen. Jedesmal wenn ein Käufer herantrat und einen Kreisel oder ein Peitschchen verlangte, gab es in drei kleinen Herzen drei kleine Stiche, und wenn einer einen Kreisel mitsamt einem Peitschchen kaufte, waren die drei Stiche in den drei Herzen noch deutlicher fühlbar.

Aber ihre Qualen wurden immer größer und ihre Gesichter immer länger. Der hochgetürmte Haufen von Kreiseln nahm reißend ab und das dicke Bündel Peitschen wurde schmächtig und schmächtiger. Noch einmal schüttete die Magd einen Sack Kreisel auf den Tisch, und noch ein Bündel Peitschen wurde an der Ecke der Bude aufgehangen. Dann war der Vorrat erschöpft. Die Kinder merkten gar nicht, daß auch die Puppen weniger wurden und die Trommeln und die Glasröhren mit den steigenden Männchen und die Spieldosen und die Bälle. Als der Tag vorüber war und die Stände überall geschlossen wurden, war in dem ihren alles ausverkauft. Nur drei Kreisel, die ganz allein aus der Fülle der Dinge übriggeblieben waren, lagen verlassen an der Stelle, wo der Haufen gewesen war. Aber kein Peitschchen mehr war da, sie anzutreiben, und so schienen sie völlig nutzlos und überflüssig.

Die Mutter überblickte ihren Stand, freute sich des flotten Geschäfts und guten Erlöses, den ihr der Tag gebracht, und hatte die Kinder ganz vergessen. Jetzt bemerkte sie sie wieder, wie sie traurig dasaßen und ihnen das Weinen nahe war.

„Nun? — Was ist?“ fragte sie. Aber das war schon wie ein Stoß. Die Kinder brachen in helle Tränen aus und schnelle Perlchen rollten unaufhaltsam über ihre Kittel.

„Nun haben wir kein einziges Peitschchen,“ jammerten sie durcheinander; „was sollen uns jetzt die Kreisel!“ Die Mutter rückte zwischen sie, wußte aber noch keinen Trost.

„Und das letzte Peitschchen hat uns das Christkind auch noch weggenommen“, klagte der Junge.

„Das Christkind — —?“ fragte die Mutter.

In diesem Augenblick öffneten sich, langsam und weit, die Flügeltüren am Hauptportal von St. Baafs, was sonst nur bei den feierlichsten Gelegenheiten geschah; denn die Menschen gingen seitlich durch zwei kleine Pforten ein und aus. Die Flügeltüren öffneten sich, und heraus trat die überirdische Frau, die in der Frühe die Kinder so seltsam gegrüßt hatte.

„Das ist sie, die mit dem Christkind war!“ flüsterten die Kinder und krochen eng an ihre Mutter heran. Und während alle vier kein Auge von der Gestalt verwenden konnten, schritt diese ruhig auf den leeren Verkaufsstand zu und der Weihnachtsschauer ging vor ihr her. Wieder wie am Morgen stockte den Kindern der Atem, wieder griffen sie nach einander, als müßten sie sich an etwas festhalten, und in einer süßen Bedrängnis der Herzen ergaben sie sich, daß ihnen etwas widerführe, was ihnen nie wieder in ihrem Leben widerfahren würde. Die Frau aber trug das Peitschchen in der Hand, das Jesus in der Frühe aus dem Bündel an der Ecke der Bude herausgezogen hatte, reichte es mit einer unnachahmlichen Bewegung der Mutter hin und sprach:

„Dies Peitschchen gehört wohl in diesen Stand.“ Darauf streifte sie Mutter und Kinder mit ihrem Gruß, wendete sich und trat, wie sie gekommen, in die große Kirchentür zurück, deren Flügel sich hinter ihr schlossen.

Den Kindern war es eng und heiß und doch auch wieder weit und frei, und obzwar sie anfänglich etwas enttäuscht schienen wie über ein halbes Glück, ging ihnen doch bald der Sinn auf: daß sie nämlich nun gar kein Peitschchen hätten, weil es längst mit den andern verkauft worden wäre, wenn das Christkind ihnen nicht am Morgen dieses Tages

eines weggenommen hätte. Da wurden ihre Augen hell und sie sahen einander an.

Die Mutter küßte ihre Kinder. Wie auf Verabredung ergriff jedes einen der drei Kreisel, alle drei faßten das Peitschchen an, als ob es ein langer Spieß gewesen wäre, und so trugen sie ihre Geschenke in einem glücklichen kleinen Triumphzug nach Hause.

Mit dem Peitschchen hatte es aber eine besondere Bewandtnis. Denn obgleich ein Peitschchen für drei Kreisel und drei Kinder reichlich wenig schien, so entstand doch nie ein Streit darum. Es wurde den Kindern wie zu einem Wahrzeichen, daß Menschen alles miteinander teilen können.

Seit jener Zeit geht in Flandern eine Redeweise. Wenn mehrere so recht miteinander einig sind, sagt man wohl von ihnen: Ach, die! die haben ein Peitschchen miteinander.

Flandern, 27.—29. Dezember 1917

ZWEI POLNISCHE VOLKSLIEDER

Der Fluss

Das Wasser Ewigkeit
will nirgend übernachten.
Was soll es übernachten,
es hat von Gott nicht Zeit.

Die jungen Jahre

Gurrt, ihr Tauben,
singt ihr nachts in blauen Bergen,
trank ich niemals solche Wonnen,
und der Becher ging in Scherben.

Meine jungen Jahre,
ach, sind wasserschnell geflossen
und die schöne Schönheit,
ach, in Strom und schmalen Gossen.

Spannt die Pferde,
weiße, braune, daß ich fahre,
daß ich reise, daß ich jage,
euch zu fassen, junge Jahre.

Und sie trifft die jungen,
trifft sie auf der Ahornbrücke.
Kehrt mir wieder, kommt zurücke,
weilt mir nur als kurze Gäste.

Niemals wieder
können wir dir rückwärts eilen,
denn es lohnt sich nicht zur Umkehr,
denn es lohnt sich nicht zu weilen.

Übertragen von Robert Walter

RAINER MARIA RILKE: ERLEBNIS

Es mochte wenig mehr als ein Jahr her sein, als ihm im Garten des Schlosses, der sich den Hang ziemlich steil zum Meer hinunterzog, etwas Wunderliches widerfuhr. Seiner Gewohnheit nach mit einem Buch auf und ab gehend, war er darauf gekommen, sich in die etwa schulterhohe Gabelung eines strauchartigen Baumes zu lehnen, und sofort fühlte er sich in dieser Haltung so angenehm unterstützt und so reichlich eingeruht, daß er so, ohne zu lesen, völlig eingelassen in die Natur, in einem beinah unbewußten An-

schauen verweilte. Nach und nach erwachte seine Aufmerksamkeit über einem niegekannten Gefühl: es war, als ob aus dem Innern des Baumes fast unmerkliche Schwingungen in ihn übergingen; er legte sich das ohne Mühe dahin aus, daß ein weiter nicht sichtlicher, vielleicht den Hang flach herabstreichender Wind im Holz zur Geltung kam, obwohl er zugeben mußte, daß der Stamm zu stark schien, um von einem so geringen Wehen so nachdrücklich erregt zu sein. Was ihn überaus beschäftigte, war indessen nicht diese Erwägung oder eine ähnliche dieser Art, sondern mehr und mehr war er überrascht, ja ergriffen von der Wirkung, die jenes in ihn unaufhörlich Herüberdringende in ihm hervorbrachte: er meinte nie von leiseren Bewegungen erfüllt worden zu sein, sein Körper wurde gewissermaßen wie eine Seele behandelt und in den Stand gesetzt, einen Grad von Einfluß aufzunehmen, der bei der sonstigen Deutlichkeit leiblicher Verhältnisse eigentlich gar nicht hätte empfunden werden können. Dazu kam, daß er in den ersten Augenblicken den Sinn nicht recht feststellen konnte, durch den er eine derartig feine und ausgebreitete Mitteilung empfing; auch war der Zustand, den sie in ihm herausbildete, so vollkommen und anhaltend, anders als alles andere, aber so wenig durch Steigerung über bisher Erfahrenes hinaus vorstellbar, daß er bei aller Köstlichkeit nicht daran denken konnte, ihn einen Genuß zu nennen. Gleichwohl, bestrebt, sich gerade im Leisesten immer Rechenschaft zu geben, fragte er sich dringend, was ihm da geschehe, und fand fast gleich einen Ausdruck, der ihn befriedigte, vor sich hinsagend: er sei auf die andere Seite der Natur geraten. Wie im Traum manchmal, so machte ihm jetzt dieses Wort Freude, und er hielt es für beinah restlos zutreffend. Überall und immer gleichmäßiger erfüllt mit dem in seltsam innigen Abständen wiederkehrenden Andrang, wurde ihm sein Körper unbeschreiblich rührend und nur noch dazu brauchbar,

rein und vorsichtig in ihm dazustehen, genau wie ein Revenant, der, schon anderswo wohnend, in dieses zärtlich Fortgelegtgewesene wehmütig eintritt, um noch einmal, wenn auch zerstreut, zu der einst so unentbehrlich genommenen Welt zu gehören. Langsam um sich sehend, ohne sich sonst in der Haltung zu verschieben, erkannte er alles, erinnerte es, lächelte es gleichsam mit entfernter Zuneigung an, ließ es gewähren, wie ein viel Früheres, das einmal, in abgetanen Umständen, an ihm beteiligt war. Einem Vogel schaute er nach, ein Schatten beschäftigte ihn, ja der bloße Weg, wie er da so hinging und sich verlor, erfüllte ihn mit einem nachdenklichen Einsehn, das ihm um so reiner vorkam, als er sich davon unabhängig wußte. Wo sonst sein Aufenthalt war, hätte er nicht zu denken vermocht, aber daß er zu diesem allen hier nur zurückkehrte, in diesem Körper stand, wie in der Tiefe eines verlassenen Fensters, hinübersehend: davon war er ein paar Sekunden lang so überzeugt, daß die plötzliche Erscheinung eines Hausgenossen ihn auf das qualvollste erschüttert hätte, während er wirklich, in seiner Natur, darauf vorbereitet war, Polyxène oder Raimondine oder sonst einen Verstorbenen des Hauses aus der Wendung des Weges heraustreten zu sehn. Er begriff die stille Überzähligkeit ihrer Gestaltung, es war ihm vertraut, irdisch Gebildetes so flüchtig unbedingt verwendet zu sehn, der Zusammenhang ihrer Gebräuche verdrängte aus ihm jede andere Erziehung; er war sicher, unter sie bewegt, ihnen nicht aufzufallen. Eine Vinca, die in seiner Nähe stand und deren blauem Blick er wohl auch sonst zuweilen begegnet war, berührte ihn jetzt aus geistigerem Abstand, aber mit so unerschöpflicher Bedeutung, als ob nun nichts mehr zu verbergen sei. Überhaupt konnte er merken, wie sich alle Gegenstände ihm entfernter und zugleich irgendwie wahrer gaben, es mochte dies an seinem Blick liegen, der nicht mehr vorwärts gerichtet war und sich dort, im Offenen, verdünnte;

er sah, wie über die Schulter, zu den Dingen zurück, und ihrem, für ihn abgeschlossenen Dasein kam ein kühner süßer Beigeschmack hinzu, als wäre alles mit einer Spur von der Blüte des Abschieds würzig gemacht. — Sich sagend von Zeit zu Zeit, daß dies nicht bleiben könne, fürchtete er gleichwohl nicht das Aufhören des außerordentlichen Zustands, als ob von ihm, ähnlich wie von Musik, nur ein unendlich gesetzmäßiger Ausgang zu erwarten sei.

Auf einmal fing seine Stellung an, ihm beschwerlich zu sein, er fühlte den Stamm, die Müdigkeit des Buches in seiner Hand, und trat heraus. Ein deutlicher Wind blätterte jetzt in dem Baum, er kam vom Meer, die Büsche den Hang herauf wühlten ineinander.

AUS DEM „FLIESSENDEN LICHT DER GOTTHEIT“ VON SCHWESTER MECHTILD VON MAGDEBURG

Von einer Klage

Dies ist der minnenden Seele Klage,
die sie nimmer allein mag tragen.
Sie muß es Gottes Freunden sagen,
daß ihnen Minnedienst behage.

Minnesiech und leibeskrank, —
Pein und Not und harter Zwang
machen mir den Weg zu lang
zu meinem lieben Herrn.

Wie soll ich Dich, Lieb, also lang entbehren?
Ja, ich bin, leider, Dir zu fern. —

Willst Du, Herr, meine Klage nicht empfahn,
so muß ich wieder in mein Trauren gahn,

entbehren und auch leiden da,
beides still und offenbar.

Du weißt das wohl, mein lieber Herr,
wie gern ich bei Dir wäre.

Unser Herr:

Wenn ich komme, komme ich groß.
Es war nie Ungemach so groß,
ich könnte es wohl heilen.
Du mußt noch länger leiden,
ich will Dich ganz bereiten,
eh ich Dich meinem Vater bringe,
auf daß Du wohl behagst. —
Ich höre noch gern Deiner Minne Klang. —

Wenn finster werden die menschlichen Sinne,
erwecket unsrer Seelen Klage
in unsren Herzen die göttliche Minne.

Wie Gott die Seele lobt

Es sprach der minnigliche Mund,
der meine Seele hat verwundt,
in seinen hohen Worten,
die ich Unwürdige hörte:
Du bist meine Sehnsucht, ein Minne-Fühlen,
Du bist meiner Brust ein süßes Kühlen,
Du bist ein starker Kuß meinem Mund,
Du machst mich fröhlich: Freude-Fund.
Ich bin in Dir und Du bist in mir.
Wir können einander nicht näher sein,
denn wir zwei sind in Eins geflossen
und sind in eine Form gegossen
und bleiben ewig unverdrossen.

Endlich beschloß der Gymnasiast Jürgen Kolbenreiher: ‚Wenn noch ein Auto kommt, bevor die Turmuhr fünf schlägt, gehe ich hinein und kaufe mir die Broschüre ... Ehrenwort?‘

„Ehrenwort!“ sagte er heftig zu sich selbst und las zum fünfzigsten Male den Titel der philosophischen Abhandlung. Das Geldstück in seiner Hand war naß. Der Blick zuckte fortwährend von der Broschüre zum Zifferblatt. Der Zeiger stand knapp vor fünf.

Da sauste das Auto um die Ecke, am Buchladen vorbei, und war weg. Die Uhr hatte noch nicht geschlagen. Jürgen wollte eintreten.

Und nahm seinen Schritt zögernd wieder zurück. ‚Was wird mein Vater sagen, wenn ich sie kaufe? ... Und was würde er sagen, wenn er wüßte, daß ich sie kaufen will und dazu den Mut nicht habe? ... Oder würde er wieder verächtlich lächeln, wenn ich jetzt kurz entschlossen in den Laden ginge?‘

Die Finger vor dem Leibe ineinander verkrampft, kämpfte er weiter, las den Titel, sah, wie der große Zeiger einen letzten Sprung machte. Und fühlte, während er sich „Feiger Schuft! feiger Schuft!“ schimpfte, daß sein Wille hinter der Stirn zu Nebel wurde. Das Phantom des Vaters stand neben ihm.

Das Werk rasselte und schlug. Der Nebel verschwand. Und Jürgen dachte: ‚Es ist übrigens ganz gleich; ich kanns auch jetzt noch tun. Aber sofort! ... Hat der Buchhändler eben gelächelt? Über mich?‘

Der stand im Türrahmen und blickte gelangweilt über die gepflegte, sonnendurchwirkte Anlage weg, in der die kreisenden Rasenspritzen Regenbogen schlugen.

‚Solange er unter der Tür steht, kann ich ja nicht hinein.‘

Der Buchhändler gähnte, trat gähnend in seinen Laden zurück.

‚Jetzt! ... Wenn ich den Mut jetzt nicht aufbringe, wird das Leben auch in Zukunft mit mir machen, was es will. Das ist klar.'

Bei der Kirche erschien Karl Lenz, ein Mitschüler Jürgens.

‚Jetzt kann ich doch wieder nicht hinein', dachte Jürgen, ging mit Karl Lenz durch die Anlagen, sah abwesend eine Bonne an.

Die gestärkten Röcke strotzten, und der elegante Kinderwagen federte von selbst auf dem gewalzten Sandwege am Tulpenrondell vorüber.

Knapp hinter dem Kinderwagen, das frischbackige Gesicht stolz erhoben, ritt in verhaltenem Trab ein kleines Mädchen im Knieröckchen auf ihrem Steckenpferd, so daß die langen, schön gewölbten, nackten Schenkel sichtbar waren. Die Gruppe machte sofort halt, als der im Wagen strampelnde Säugling die Hand nach dem zu hoch hängenden Hampelmann ausstreckte.

Das Mädchen ritt, die Locken schüttelnd, in gezähmter Pferdeungeduld feurig an der Stelle weiter. Und sah, Brust vorgestreckt, über den abgerissenen, abgezehrten, blutleeren Proletarierjungen weg, der sich aus der Fabrikgegend in die Sonne verirrt hatte und, das Drama der Armut im Blick, offenen Mundes den Reichtum bestaunte.

Beim Erblicken des Jungen wurde Jürgen breitströmend durchzogen von einer ihm ganz neuartigen Empfindung, die alle andern Gefühle in ihm auffraß. ‚Wie darf das sein, daß solche Kinder in Schmutz und Not hineingeboren werden, während andere — wie jene ohne Verdienst und Schuld — im sonnigen Kinderzimmer eintreffen, wo alle Pflege, Hausarzt und Amme schon warten?'

Mit einem Blick nagelte die Bonne den zögernd folgen-

den Jungen fest, der stehen blieb und zusah, wie das Mädchen geradeswegs ins Leben hineinritt.

Jürgen konnte die Augen nicht abwenden von dem Jungen, der seine Augen von dem glänzenden Mädchen erst losriß, als er sich beobachtet fühlte. Dunkel fragend sah er empor zu Jürgen, den mit Wucht die Empfindung traf, soeben Zeuge eines ungeheueren Menschheitsverbrechens geworden zu sein.

‚Sollte nicht schon das allein jeden Menschen veranlassen, Rebell zu werden?' ... „Wir geben ihm unser Taschengeld, Karl."

„So einem Ferkel? ... Von meinem Taschengeld habe ich überhaupt nichts mehr."

Der Junge blickte seine kotverklebten, skrofulösen Beine an, beschämt empor zu Jürgen, der fühlte, wie in seinem Gehirn wieder die Entschlußfähigkeit unvermittelt erlosch, da der Schulkamerad ihn grinsend beobachtete. ‚Ein Ferkel, du hast recht', wollte er schon sagen.

Und legte, plötzlich durchstoßen von einem Kraftstrom und im Tiefsten berührt von der Ahnung, daß wilde Rechtlosigkeit das Leben der Armen bestimmte, sein Taschengeld in die Hand des Proletarierjungen.

Der gewaltige Vorgang in seinem Innern: seine erste bewußte Handlung der Liebe löste ein schmerzhaft schweres Glück aus. Ein mit Jubel geladener Schrei wollte aus seiner Brust heraus. So stürzte er davon, während Karl Lenz in den Konditorladen eintrat.

Es war drückend still im Hause. Unbeweglich saß Jürgen in seinem Zimmer vor dem blauen Schulheft und grübelte darüber nach, ob es einen Gott gäbe.

Plötzlich hingen in der Dämmerung die hellen Gesichter der Schulkameraden, grinsten höhnisch. Und die Tante sagt: ‚Nein, so einen unselbständigen Jungen, wie du einer bist, gibts nicht mehr. Ein Unglück für deinen Vater.'

Preisgegeben ließ er sich von den Geistern der Verachtung weiterquälen, stellte ihnen entgegen: ‚Ich habe doch gestern zum Professor gesagt: Abraham, der seinen Sohn schlachten wollte, kann unmöglich ein guter Mensch gewesen sein. Ein furchtbarer Vater. Meiner Ansicht nach dürfte Gott so einen Befehl auch gar nicht geben.‘

Fragt die Tante sehr erstaunt: ‚Was, das hast du gewagt?‘

Und Jürgen läßt sich sofort vom Professor, der geantwortet hatte: ‚Wie kommen Sie zu dieser unerlaubten, sträflichen Ansicht!‘ bei der Tante in Schutz nehmen: ‚Ihr Neffe hat gar nicht so unrecht. Er hat öfters solche erstaunlich eigenwilligen Ansichten.‘

Sagt die Tante erfreut zum Vater: ‚Da ist er ja gar keine Schande für die Familie.‘

Und der Vater sagt: ‚Entschuldige, daß ich dich ein „schmähliches Etwas“ genannt habe . . . Wie konnte ich dich nur so verächtlich und gleichgültig behandeln. Unbegreiflich.‘ Jürgen lächelte bescheiden.

Die Tür des nebenan liegenden Bibliothekzimmers wurde nach dem Gange zu geöffnet. Und Jürgen hörte, wie der Vater, der krank im Lehnsessel saß, zu Herrn Philippi, einem alten Freund des Hauses, sagte: „Ich werde ihn in ein Bureau stecken. Er taugt zu nichts anderem. Tölpelhaft und feig ist er.“

Jürgen drehte, als stünde er vor dem Vater, Kopf und Schultern gedemütigt seitwärts und hob die Brauen, daß die Stirn Falten bekam.

„Niemand kennt die Möglichkeiten, die in einem so jungen Menschen liegen. Niemand kennt das Maß einer unfertigen Seele“, sagte Herr Philippi. Die Brillengläser in seinem vertrockneten Geiergesicht funkelten.

Auf dem Gange fing ihn die Tante ab. „Wie gehts ihm? Wie gehts meinem Bruder?“

„Schwermütig, meine Liebe." Herr Philippi wollte fortstelzen.

Sie erwischte ihn noch am Ärmel. „Daß dieser bedeutende Mann so einen Sohn haben muß. Wir schämen uns seiner ... Heute sagte der Vater zu ihm: Du kommst in ein Bureau. Das ist das Beste für dich . . . Und das ist auch meine Meinung."

Zornig blickte Herr Philippi in die harten Augen des alten Mädchens. „Dann erziehen wohl Sie ihn, falls Ihr Bruder sterben sollte? . . . Kann ich mit Jürgen sprechen?"

„Ja, ich erziehe ihn. Sprechen? Nein, jetzt nicht. Er schreibt gerade seinen deutschen Aufsatz: ‚Die Bedeutung der Tinte im Dienste des Kaufmanns' ... Sprechen können Sie ihn jetzt nicht. Der Stundenplan muß streng eingehalten werden."

„Da ist er also jetzt schon im Bureau?" Herr Philippi deutete zur Wand: „Da fehlen nur noch die Regale."

„Hören Sie!" Die Tante stellte sich zu einer langen Erzählung zurecht. „Jürgen war schon als ganz kleiner Junge so ängstlich, daß er nicht einmal zu sprechen wagte. Wir alle glaubten, er sei stumm geboren. Eines Tages — er war vier Jahre alt, es war auf dem Geflügelmarkt — sagte er plötzlich: ‚Hühnchen'. Das war sein erstes Wort. Nicht etwa ‚Papa', wie bei andern Kindern. Bewahre! ‚Hühnchen', sagte er und lockte: ‚Bi bi bi bi bi', so mit Zeigefinger und Daumen. Sollte mans für möglich halten? Diese Unselbständigkeit!" Sie sah erwartungsvoll zu ihm auf, weil er sie am gehäkelten Spitzenkragen gepackt hielt und noch immer nicht sprach. Da schüttelte er sie kräftig und sagte: „Bi bi bi bi bi! Adieu!"

Abweisend blickte sie ihm nach, horchte dann einige Minuten lang streng an Jürgens Tür.

Der saß glühend am Tisch und schrieb, da er anderes Papier nicht gleich gefunden hatte, eine lange Abhandlung

mit vielen Beweisen, daß es einen Gott nicht geben könne, ins Schulheft. „Folglich bin ich Atheist.“ Dann erst quälte er sich den deutschen Aufsatz ab.

Und übergab das Heft am Montag dem Professor, der die Beweise für das Nichtexistieren Gottes fand und sie dem Religionslehrer schickte.

Das Ereignis wurde zu einer Professorenkonferenz und hatte nur deshalb keine schlimmen Folgen für Jürgen, weil die Tante plötzlich an der Stirnseite des Konferenztisches stand und die Lehrerrunde sprengte: „Herr Kolbenreiher hat sich soeben aus unbekannten Gründen erschossen ... Mein Bruder war ein bedeutender Mann.“

Ihre Hand wanderte: wurde mitleidig geschüttelt. Der Schrecken der Professoren war ehrlich.

„Aber mit seinem Sohne müssen die Herren halt viel Geduld haben ... Mit viel Geduld und Strenge gehts vielleicht.“

Daran solle es nicht fehlen. Vom Rektor wurde sie hinausbegleitet. „Jürgens schwankende Seele ... Seine Unsicherheit“, vernahmen die Zurückbleibenden.

„Folglich bin ich Atheist.“ Der Religionslehrer riß die Augen auf. „Bin ich Atheist, schreibt der Junge. Und gestern diese Geschichte mit Abraham!“

Der Mathematikprofessor beruhigte ihn: „Das Leben wird dem Burschen diese Gedanken schon abschleifen ... Gut und schnell auffassen tut er ja.“ Man rügte noch seine außerordentliche Faulheit und erklärte die Konferenz für geschlossen.

Der Rektor schüttelte schweigend die Hand der Tante. Furchtsam und unbeachtet stand Jürgen daneben. Und ging dann, vor Schuldgefühl vornüberhängend, mit der aufrechten Tante nach Hause, wo Weihrauchwolken standen.

Am Arm zog sie den willenlos Folgenden ins Sterbezimmer, in dem der Vater, bekränzt und kerzenumstanden,

schon auf der Bahre lag, schlug das Kreuz und benutzte den Endschwung gleich dazu, auf des Toten Gesicht zu deuten: „An dir hat er keine Freude gehabt. Das kannst du jetzt in deinem ganzen Leben nicht mehr gutmachen . . . Bete! Drei Vaterunser! Und dann komm und iß."

Das Gewicht des Hauses legte sich auf den gekrümmten Rücken. Die still brennenden Kerzen beleuchteten des Vaters Gesicht, das in Unzufriedenheit erstarrt war, als habe ihn auch der Tod ungeheuer betrogen.

Lange kämpfte Jürgen mit sich; endlich versuchte er, das wächserne Gesicht im Blick, die gefalteten, toten Hände zu berühren. Und wich zurück, als er das bekannte Lächeln der Verachtung zu sehen glaubte.

Ganz langsam kniete er nieder, um die befohlenen drei Vaterunser zu beten. Kein Wort fiel ihm ein. Seine flehende Hand wollte die äußerste Spitze des Leintuches berühren. Und sank kraftlos zurück.

Der Tote lag unberührbar, in ungeheuerer Macht.

Da drehte sich ein Stachelrad brennend schmerzhaft in Jürgens Kopf und schleuderte die Worte ab: „Na, du schmähliches Etwas!"

„Na, du schmähliches Etwas!" wiederholte Jürgen verächtlich und wandte, irr blickend, Kopf und Schultern gedemütigt weg, weil er glaubte, nicht er, sondern der Tote habe gesagt: ‚Na, du schmähliches Etwas!'

Die Macht des Toten vor sich, die Macht der Tante hinter sich, kniete er ausgeliefert und verloren, schief und tränenlos im Zimmer.

„Jetzt bist du eine Doppelwaise", sagte die Tante am Abend zu ihm und ergriff seine Hand.

Tagsüber versuchte Jürgen gar nicht mehr, Ordnung in seine Gefühle zu bringen. In die Träume schickte die vergewaltigte Seele drohende Ungeheuer. Der Vater stand immer daneben.

Und wenn ihn der qualenerfüllte Schlaf entließ, empfing ihn die Tante, schüttelte verächtlich den Kopf und gab ihm Briefe mit an die Professoren, in denen sie für den seinem bedeutenden Vater leider nicht nachgeschlagenen Sohn um Nachsicht bat.

In diesem, von Familie und Schule gebildeten lückenlosen Kreis der Notzucht taumelte Jürgen so weltverloren herum, daß Herr Philippi sich veranlaßt sah, behutsam und energisch zu lügen.

In der schon gewohnheitsmäßigen Erwartung, wieder gedemütigt zu werden, drehte Jürgen Kopf und Schultern weg.

„... Da fällt mir ein: Sie glauben vermutlich immer noch, Ihr Vater habe nicht viel von Ihnen gehalten? Selbst wenn es so wäre, dürften Sie ihm das weiter nicht nachtragen. Er war ein alter, kranker Mann, der den Glauben an das Schöne und Gute eingebüßt hatte. So einer ist leicht blind und ungerecht."

Als habe der Vater gesprochen, war der Knabenkopf immer tiefer gesunken.

‚Der Vater ist tot ... Seine Autorität lebt', dachte Herr Philippi. Und log: „Ich habe Ihnen etwas von Ihrem Vater auszurichten. Kurz vor seinem Tode war ich bei ihm. Er saß im Sessel, Sie wissen ja, saß wie immer im Sessel und blickte zum Fenster hinaus auf einen vorüberfliegenden Vogelschwarm ... Es waren Staren", dichtete Herr Philippi. „Plötzlich sagte Ihr Vater nachdenklich: ‚Meinem Jürgen habe ich zeitlebens furchtbar unrecht getan. Warum eigentlich? Das ist mir ein Rätsel.' ... Er wußte es nämlich tatsächlich selbst nicht ... ‚Denn ich bin mir ja in Wirklichkeit ganz klar darüber, daß Jürgen ein' — wie sagte er doch — ‚ein ausgezeichneter und sogar sehr kluger Junge ist ... Das muß man ihm bei Gelegenheit einmal sagen.'"

Es gelang Herrn Philippi, wie ein Knabe zu lächeln, a

er auch die Autorität der Tante zu erschlagen versuchte: „Und dieses alte Mädchen, Ihre Tante! Aus der brauchen Sie sich natürlich gar nichts zu machen. So eine vertrocknete Schachtel ist ja ganz ahnungslos! Das ist übrigens die volle Wahrheit . . . Besuchen Sie mich einmal."

‚Diese geachteten Bürger sagen sich: Wir lassen unsere Kinder nicht hungern, nicht arbeiten; wir asphaltieren ihnen mit teueren Kleidern, mit reichlichem Essen und höherem Unterricht eine breite, glatte Straße ins Leben . . . Die psychischen Ungeheuer, die sie in die Seelen stoßen, zählen nicht. Da fallen die allerhand Autoritäten über so einen Jungen her, nehmen ihm, auch wenn er beim Spiel mit Sand mehr Phantasie und Geist offenbart als sie in ihrem ganzen Leben, seine Selbständigkeit und wundern sich dann über seine Unselbständigkeit', dachte der Alte auf der Straße,

während Jürgen vor der Tante stand. Sie blickte beim Sprechen ins Vorgärtchen hinaus, steil aufgerichtet. „Ich habe alles gehört. Du hast keine Zeit, diesen Herrn Philippi zu besuchen. Deine Schularbeiten sind wichtiger. In meinen Händen liegt deine Erziehung."

Ein Automat sagte: „So eine vertrocknete Schachtel! Du bist ja vollkommen ahnungslos . . . Das ist übrigens die volle Wahrheit."

Und die Tante schnellte entsetzt herum. Auch Jürgens Mund blieb in übergroßem Schrecken geöffnet. „Was hast du gesagt? Wiederhole, was du eben gesagt hast."

„Das habe doch ich nicht gesagt." Sein Tonfall der Überzeugung riß der Tante die Empörung ins Gesicht. „Du leugnest, was ich mit meinen Ohren gehört habe?"

Jürgen, überzeugt diese Worte nicht gesprochen zu haben, bekam irrblickende Augen.

„Das werde ich morgen dem Herrn Rektor schriftlich mitteilen. Du übergibst ihm den Brief. Und jetzt . . . Pfui!"

Erst nachdem die Tante schon draußen war, fühlte Jürgen ein paar Tropfen auf seinem Gesichte kalt werden, und wußte, daß sie ihn angespuckt hatte.

Hitze und Kälte wechselten einige Male schnell in seinem Körper. Er trat ans Fenster, sah ins Gärtchen hinaus. Die farbigen Glaskugeln steckten still und öde auf den grünen Stangen. Aus dem Nachbarsgarten klangen Sonntagnachmittagsgeräusche herüber. Abgerissene Worte. Jemand spielte Ziehharmonika.

Ein wilder Schrei saß Jürgen im Halse. Er hob die linke Schulter, die rechte, rhythmisch die Beine. Die Bewegungen wurden zu einem gedrückten Tanz.

Am andern Morgen schlich er, eine Stunde früher als gewöhnlich, ohne Brief, geduckt aus dem Hause, begann plötzlich zu laufen, rannte, galoppierte weit aus der Stadt hinaus, quer über Schollenäcker, Hügel an und ab, bis vor das schwarze Tunnelloch im Berg und glotzte blöd hinein, kehrte um und kam, verschwitzt und keuchend, noch rechtzeitig im Schulzimmer an, wo der Professor eben mit dem steilgestellten Bleistift auf den Katheder klopfte.

Die Blicke der sechzig Augenpaare trafen beim Bleistift zusammen, der in dieser Stellung immer etwas Außergewöhnliches bedeutete. Der Professor zog die Stille hinaus. Jeder lauerte: ‚Wen trifft es?‘

„Leo Seidel! . . . Sie wissen, daß Ihr Vater Sie leider aus dem Gymnasium herausnehmen muß. Umstände halber . . . Euer bisheriger Schulkamerad verläßt euch heute. Er muß verdienen . . . Leo Seidel, Armut ist keine Schande.“

Der Sohn des Briefträgers starrte beschämt ins Tintenfaß.

„Auch ein Hausdiener kann sich heraufarbeiten . . . In Amerika, zum Beispiel, soll das öfters vorkommen“, sagte der Professor und lächelte. „Diesen Vormittag bleiben Sie noch in unserer Mitte“, zeigte er mit einer Handbewegung über die ganze Klasse weg. Und deutete mit dem Daumen

zur Tür: „Dann treten Sie in Ihren neuen Pflichtenkreis ein."

Kreisende Rasenspritzen. Sonne. Hinter dem eleganten Kinderwagen reitet das Mädchen auf dem Steckenpferd in gezähmter Ungeduld durch das Klassenzimmer. Offenen Mundes starrte er den abgezehrten Proletarierjungen an.

„Wollen Sie etwas sagen, Kolbenreiber? ... Nun? Heraus damit!"

Die übergroße Erregung fraß Jürgens ganze Kraft auf. Seine gelähmten Lippen stammelten: „Ich wollte sagen, daß ... ich nichts sagen wollte."

„Karl Lenz! ... Sie haben vorhin Fingerhakeln geübt; erklären Sie uns jetzt den Flaschenzug." Auf dem Katheder stand ein kleines Modell. „Nichts? ... Setzen Sie sich. Und lassen Sie sichs von Leo Seidel erklären."

Während hinten das Duell der Fingerhakelnden ausgetragen wurde und der Professor mit den kleinen Bleigewichten des Modells spielte, erklärte die einsame Stimme Leo Seidels das Gesetz des Flaschenzuges.

Und Jürgen, mit Wucht getroffen von dem Gefühle, daß die Menschheit hier einen Menschen geschändet hatte, litt unerträglich unter der Feigheit, seine Meinung nicht geäußert zu haben, brüllte in Gedanken: ‚Nur weil Seidels Vater arm ist? Das ist gemein. Gemein! ... Alles ist gemein.' Glotzte besinnungslos den Professor an,

bis der ihm zurief: „Kolbenreiber, wo werden Flaschenzüge gebraucht?"

„... Flaschenzüge?"

„Aber gewiß, Flaschenzüge! Nun? ... Leo Seidel, sagen Sie es ihm."

„Zum Beispiel am Neubau. Da kann ein einzelner Arbeiter mit einem Flaschenzug ..."

„Mit Hilfe!"

„... mit Hilfe eines Flaschenzuges Lasten in die Höhe

winden, die zehnmal schwerer als der Arbeiter sind. Infolge der Übersetzung."

„Infolge der Übersetzung", sollte Jürgen wiederholen, hatte aber „Überrumpelung" gesagt.

Die ganze Klasse durfte lachen. Lachte noch auf dem Nachhausewege, wo alle sich von Leo Seidel, der vielleicht schon morgen einen Handwagen durch die Stadt schieben mußte, abgesondert hielten.

Auch Jürgen, gelähmt, wagte nicht, ihn zu begleiten. Nur in Gedanken trat er mit kühner Ritterlichkeit zu ihm. ‚Ich fürchte die Meinung der andern nicht.' Ließ sich von Seidel verehren.

Beim Mittagessen beachtete ihn die gefährlich schweigende Tante nicht. Schickte das Dienstmädchen, mit dem Befehl, Jürgen habe den Brief am nächsten Morgen dem Herrn Professor zu übergeben.

Erst nachmittags konnte Jürgen so viel Entschlußkraft finden, Seidel zu besuchen. In der Kellerstube stand der Armeleutegeruch, der das Vorhaben des schwindsüchtigen Briefträgers, den Sohn studieren zu lassen, als schwer ausführbar erscheinen ließ. Seidel saß still am Fenster und sah hinaus in seiner Kindheit stinkenden Hof, in dem nie etwas schön gewesen war, außer einem Büschel Löwenzahn, der jedes Jahr kümmerlich und zäh in der gepflasterten Ecke blühte. Qual und Scham drehten Seidels Kopf und Schultern zur Seite, so daß er plötzlich Jürgen glich,

der sich im selben Moment zum erstenmal in seinem Leben frei fühlte. Er reichte Seidel eine in Leder gebundene Weltgeschichte, konnte scherzen: „In der biblischen Geschichte steht zwar: Gehe hin, verkaufe alles, was du hast, und . . . Aber deshalb gebe ich dir das Buch nicht. Denn ich glaube ja gar nicht an Gott."

Die fahle Mutter lag im Bett. Der Säugling, wegen dessen unerwünschter Ankunft der Vater den Sohn aus dem Gym-

nasium hatte nehmen müssen, begann zu schreien. Die Bettlade knackte. Vier Kinder, in verschiedenen Größen, bleich und blutleer, standen reglos da, mit großen Augen.

„Hast eine schöne Weltgeschichte. Zum Andenken an mich. Hast eine Freude ... mit hundertsiebenunddreißig Illustrationen."

Ohne den Blick zu erheben, sagte Seidel, daß er voraussichtlich bald der Klassenfünfte geworden wäre.

Und Jürgen rief: „Also nur deshalb, weil dein Vater kein Geld hat, mußt du Hausdiener werden, anstatt vielleicht... Minister. Das ist ja! Alles was recht ist."

„Mein Gott, was redet ihr Buben." Die Wöchnerin spuckte in den Napf. „Was ihr redet."

Jürgen hatte das fließende Gefühl, endlich lieben zu dürfen. Allmählich redete er sich in Zorn hinein. „Absolut! Das ist maßlos ungerecht. Gemein ist das. Einfach hundsgemein! Wahrhaftig, das sage ich jedem, ders hören will." Auch Seidel hatte rotgefleckte Wangen bekommen.

Die Mutter beruhigte den Säugling. Und zu den Knaben: „Mein Gott, das sind ja lauter Dummheiten."

Auf der Straße: ‚Herr Philippi könnte Seidel den weiteren Besuch des Gymnasiums leicht ermöglichen. Er ist reich.'

„Nehmen wir an," sagte Herr Philippi, „es sei schon von vornherein eine Dummheit gewesen von dem schwindsüchtigen Briefträger mit der großen Familie, seinen Sohn ins Gymnasium zu schicken."

„Wenn Leo Seidel doch gescheit ist! ... Postdirektor werden kann. Wer kanns wissen?"

„Ganz recht, wer kanns wissen. Man muß sich schon überlegen, ob man Hoffnungen wecken soll, denen von vornherein die Armut schwer im Wege liegt ... Da eröffnen sich verschiedenerlei wüste Perspektiven."

„Ich würde Seidel aber doch helfen, wenn ich Sie wäre", sagte Jürgen ganz langsam.

Und alt lächelnd Herr Philippi: „Und ich, ich habe nicht den Mut dazu.“

‚Hilf doch, sonst bin ich verloren‘, schrie eine Stimme verzweifelt in Jürgen. „Sie würden auch mir ... Es wäre auch für mich gut.“

‚Weiß schon, um was es sich handelt‘, dachte der Alte und schickte Jürgen barsch fort, rief ihn noch einmal zurück. Zwischen Abweisung und Güte schwankend: „Du gehst jetzt nach Hause, verstehst du, nach Hause ... und hältsts aus. Hältst alles aus! Verschwinde!“

Die Tante ging selbst zum Briefträger, holte die Weltgeschichte zurück. Und einen Tag später stand die ganze Begebenheit auf den Gesichtern der Mitschüler. Die Lücke, die Seidel hinterlassen hatte, war durch Vorrücken ausgefüllt worden.

„Jetzt trägt er Backsteine an einem Neubau.“ Karl Lenz machte das Backsteintragen vor, krümmte den Rücken, ächzte.

„Und so las er Roßbollen auf.“ Ein anderer tat, als habe er einen Besen in der Hand, und log: „Ich sah, wie Seidel die Straße kehrte ... Die frischen Roßbollen kehrte er zusammen.“

Vorsichtig und ängstlich näherte Jürgen sich dem Gelächter, stimmte ein, ohne zu wissen, weshalb die andern lachten.

„Braucht Seidel zum Sammeln der Roßbollen eine Weltgeschichte?“ Alle sahen Jürgen erwartungsvoll an, hielten das Lachen noch zurück.

Da erlachte Jürgen sich die Hochachtung seiner Mitschüler: „Zum Roßbollen ... sammeln braucht man, weiß Gott, keine Weltgeschichte.“

Sie waren zufrieden, nahmen ihn auf. Jürgen sagte noch: „Zu Hause bei ihm ...“ Er hielt sich die Nase zu. „Und jetzt dazu noch Roßbollen.“ Alle hielten sich die Nase zu.

Plötzlich wich aller Druck von ihm, bei dem Gefühl, nicht mehr allein zu stehen. Und Jürgen nahm sich vor, von nun an immer und in allem so zu sein wie die andern. Das würde das Leben leicht machen.

Am andern Morgen saß Leo Seidel wieder an seinem Platz, in einem neuen Anzug, das Gesicht verschlossen.

„Warum, warum habe ich das getan?“ Unablässig fragte sich Jürgen, weshalb er seine guten Gefühle selbst hingerichtet hatte. Er saß wie ein Verunglückter in einer furchtbaren Blutlache, aus der sich zu erheben ihm unmöglich zu sein schien. Gleich eingesperrten Tieren versuchten seine guten Gefühle auszubrechen und sanken geschlagen in die endlose Tiefe seiner Seele zurück. So bewegte sich sein Körper selbsttätig nach Hause, ins Wohnzimmer.

„Erst lies mir aus der Zeitung vor. Dann gehst du an deine Schularbeiten.“ Die Tante stickte weiter am Stramintischläufer: ‚An Gottes Segen ist alles gelegen‘. Mit dem Schnabel hielt diese, von Rosengirlanden durchzogene Wortkette ein Papagei, der noch unfertig in der Mitte saß.

Der Satz — im Reichstag sei wieder ein Antrag zur Einführung einer hohen Vermögenssteuer gestellt worden — kam automatisch aus Jürgens Mund. ‚Ich allein habe zu Seidel gehalten, habe mit Herrn Philippi gesprochen. Jetzt darf er das Gymnasium weiter besuchen. Ich! Ich habe das veranlaßt. Hilfe! Ich!‘

‚Jawohl, Jürgen ist der Beste von euch allen. Hat zu mir gehalten. Der hat Mut. Hat mich gerettet. Ihr habt mich verraten.‘

‚Und ich? ... Ich auch!‘ Jürgen sah die Tante irr an. „Wie schrecklich.“

„Was denn? Das ist doch einstweilen nur ein Antrag. Lies weiter. Zuerst die Todesanzeigen!“

„Man muß gut sein ... So lange gut sein, bis man etwas Schlechtes gar nicht mehr zu tun vermag.“

„Merke dir das", sagte die Tante und zog dem Papagei einen grünen Faden durch das Auge.

‚Weshalb hat Herr Philippi mir nicht gesagt, daß er Seidel helfen werde? Dann wäre ich vielleicht nicht so furchtbar gemein gewesen . . . Jetzt ist alles verloren.'

Jürgen bemerkte nicht, daß die Tante vom Dienstmädchen gerufen wurde; er überschrie noch eine Weile seine qualvolle Ohnmacht mit den Worten: „Gott dem Allmächtigen hat es gefallen . . .", blickte die Nadel an, die im Papageienauge steckte, den Faden, der lang und grün herunterhing, umklammerte in Gedanken mit beiden Händen ein Messer und drückte es langsam in seine Brust.

Entwurzelt taumelte er beim Unterricht mit, mußte schon nach einigen Wochen Leo Seidel weichen, der sich bald zum Primus in die Höhe arbeitete und, da er vorsichtig und schwer angreifbar strebte, von der ganzen Klasse gefürchtet wurde.

Nur das eine Ziel im Kopfe, sein Studium zu beenden, ertrug Seidel stoisch die Demütigungen der Armut und verachtete kein Mittel, wenn es ihm dazu verhalf, Klassenerster zu bleiben. Wer sein eigentlicher Retter war, erfuhr er nie. Auch dann nicht, als er sich vorübergehend mit der ganzen Klasse gegen Jürgen verband und von der Weltgeschichte sprach, die er bei sich zu Hause absolut nicht finden könne.

Als das Nervenfieber lebensgefährlich zu werden drohte, mußte der Hausarzt die Behandlung dem Spezialisten überlassen, dem es auch nicht gelang, mit Eisbeuteln Jürgens vergewaltigte Seele zu heilen: das Gespenst des Vaters zu vertreiben, die Macht der Professoren und der Tante zu brechen.

Erst nach Wochen war des Kranken Gefühlskathedrale wieder so weit in Ordnung, daß er eines Morgens beim Erwachen sich allen Eindrücken, bösen und guten, weich darbieten konnte.

Die Tante schob die auf dem Nachtkästchen stehenden Medizinflaschen zur Seite, schlug ihr Haushaltungsbuch auf, in das sie des toten Vaters „Letztwillige Verfügungen über Jürgen“ geschrieben hatte, und begann das viele Seiten lange Erziehungsprogramm abzulesen.

Die Worte tropften glühend in den Ausgelieferten hinein. „... Und deshalb nehme ich mir das heilige Versprechen ab, den Sohn, Jürgen Kolbenreiher, nach dem Willen seines unvergessenen Vaters zu erziehen und ihn Subalternbeamter werden zu lassen, da er, nach meines seligen Bruders Meinung, die Fähigkeit zu etwas Größerem nicht hat ... So ists, Jürgen, siehst du. Nun werde mir bald wieder gesund ... Wenn du auch nicht so bist, wie du sein könntest, ich habe dich doch lieb.“ Sie sah ihn freundlich an, streichelte seine nassen Haare und rief erschrocken: „Du hast ja wieder Fieber.“

Wangen und Augen glühten. Die rechte Gesichtshälfte lachte.

Die Ärzte wurden geholt. Eisbeutel aufgelegt. Der Rückfall war kurz und heftig.

Jürgen verließ das Bett als verschlossener Jüngling, dessen früherer Wille, sich durch die Wirrnisse der Jugend durchzufressen, unterbunden war. Die Tante äußerte oft ihre Zufriedenheit. Denn nur wenn sie ihn etwas fragte, antwortete er, je nach Wunsch „Ja“ oder „Nein“. Niemals Nein, wenn ein Ja erwartet wurde.

Seine grenzenlose Nachgiebigkeit lieferte ihn allen, selbst viel jüngeren Schülern, aus. Körperlich wuchs er gleichsam über sich selbst hinaus, wurde sehr lang und stark.

Das Lernen für das bevorstehende Examen verschob er von Tag zu Tag, fuhr Schlittschuh, flußaufwärts.

Die eisbrechenden Schiffer schimpften ihm wütend nach, da hier das Schlittschuhlaufen äußerst lebensgefährlich war, der vielen, großen, quadratischen Wasserlöcher wegen.

In dem Gefühle, durch eine körperliche Kraftleistung, durch große Schnelligkeit seine seelische Gebundenheit lösen zu können, sauste Jürgen an den unverhofft sich auftuenden grünen Wasserlöchern vorbei, bis die Nacht ihn überraschte.

Schnurgerade führte die Landstraße zur Stadt zurück; der Fluß dagegen zog einen mächtigen Bogen, so daß Jürgen zu Fuß schneller nach Hause gekommen wäre, als auf dem Eise.

Der geheime Todeswunsch, der ihm das imaginäre Messer in die Hand gegeben hatte, veranlaßte ihn auch jetzt, blind in die Gefahr hineinzurennen.

Die Fischer waren schon lange nach Hause gegangen. Jürgen stand dunkel in der unwirklichen Helligkeit, die das Eis ausstrahlte. Zehn Schritte von ihm entfernt war tiefschwarze Nacht. Das Eis knackte leise. Tierische Laute stieß Jürgen aus, während er als schwarzer rechter Winkel stadtwärts sauste.

War er knapp an einem Wasserloch vorbeigeglitten, dann klang sein wilder Schrei der Genugtuung in die Einsamkeit.

Näher der Stadt mehrten sich die Wasserlöcher, links und rechts von ihm, manchmal unerwartet dicht vor ihm.

Angespannt und stumm geworden, zog er seine Bogen um den Tod herum.

Blickte zur Stadt, die sich wie eine ferne Verheißung lichtglitzernd vor ihm auftat.

Und glitschte glatt ins weiche Wasserloch: unter die Eisdecke.

Der Vater, die Tante, die Professoren drückten und schoben ihn immer tiefer hinunter. ‚Eifrig und eigentlich gutmütig‘, dachte Jürgen. ‚Das sollten sie aber nicht tun ... Zum Steckenpferd müßten sie auch Luft geben .. Haben aber selbst keine Luft.‘

Hundert grüne Väter, wellig verzogen, schlingerten vom

Grunde empor, um Jürgen herum. ‚Auch ertrunken? So oft ertrunken?‘ dachte er noch. „... Luft!“

ZWEI GEDICHTE VON REGINA ULLMANN

Vor der Ernte

Wie ich sie alle schon wie Schnitter
in meiner Nähe fühle
vor überneigender Ernte ...
den Bruder Tod, die Mutter
und in des Firmaments gesegnetem Licht
die Schwesternliebe, und mich noch frage,
ob ich wirklich nur einzig allein
bis in die fernsten Fernen
ihrer vielzähligen sichelbereiten Schar
eigenstes Feld bin!
Die reife Saat allernährenden Lebens!
Und nur in Mildigkeit Gott befohlen
die Fülle nicht zu fassender Halme,
die ihren Händen entfallen werden
in der Vorsehung dunkeln Schoß:
der Einen zuliebe, der Ruth zuliebe,
daß sie beharrlich gehorchender Weise,
sich selbst vergessend, die Darbende preise,
der sie sich bindet wie Garben von Ähren
ein wiedererstehendes Volk zu ernähren!

Der Knecht

Sieht er, wie das Leben zu allen Zeiten
so köstlich die Tafel sich deckt
und die Gäste, die frohen, herbeiruft,
so ist ihm, als käm er mit Willen zu spät
und allein. —

Und ungeschmückt und wie einer,
der den Glockenklang nicht gehört hat
und nun heimgeht, hin durch den Saal,
um in der Tenne zu nächtigen,
hungrigen Magens.
Vielleicht aber speist er, halb träumend, doch eines
der milchigen Körner,
wie es frisch aus der Krippe des Viehs fällt,
oder von den hartgebrannten der Sonne,
die für die Mühle bestimmt sind,
und liegt so auch hier, seiner unbewußt,
träumend am großen Tische des Herrn!

Und wieder, wenn er am kommenden Morgen
zum Tagwerk erwacht und es tätig ergreift:
denn ihm gehört nicht die Kraft, wie sie dem Tier nicht gehört,
ihm gehört nicht das Mahl, wie es der Mühle nicht bleibt,
ihm gehört nicht der Schlaf — er gehört seinem Herrn!

AUS DEN DENKWÜRDIGKEITEN DES FELDHAUPTMANNS BERNAL DIAZ DEL CASTILLO

Wie bereits erzählt, hatten wir in der Schlacht fünf Gefangene gemacht. Aguilar verhörte sie ordentlich und meinte, nach ihren Reden wären die beiden Häuptlinge als Gesandte an ihre Landsleute zu gebrauchen. Cortes war damit einverstanden. Er ließ ihnen grüne und blaue Glasperlen geben und schenkte ihnen die Freiheit. Ehe sie abgingen, sagte ihnen der Dolmetsch noch mancherlei, was ihnen angenehm war und uns nützlich sein mochte. An der Schlacht seien die Indianer ganz allein schuld. Sie hätten aber trotzdem nichts mehr von den Hispaniern zu fürchten. Es sollten alle Häuptlinge an einem Ort zusammenkommen. Der Generalkapitän wolle mit ihnen in Güte und Gnade reden.

Alles das geschah in der Absicht, die Indianer zu friedlicher Gesinnung zu bringen. Die beiden Freigelassenen waren willig und taten das Ihre. Sie sprachen mit den anderen Häuptlingen und den Fürsten ihrer Völker und hinterbrachten ihnen, daß wir zum Frieden bereit seien. Der erste Erfolg war der, daß sie fünfzehn Sklaven sandten, mit geschwärzten Gesichtern und in zerrissenen Röcken, die uns Hühner, geräucherte Fische und Maisbrot überbrachten.

Cortes nahm diese Leute freundlich an; Aguilar hingegen stellte hochnotpeinlich die Frage, warum sie mit so bemalten Gesichtern kämen. Das sähe eher nach Krieg als nach Frieden aus. Wenn man Frieden haben wolle, müsse man Edelleute senden, nicht aber niedrige Knechte. Das sollten sie denen kundtun, die sie geschickt hätten.

Demungeachtet sind die Schwarzgesichter von uns gut behandelt worden, und zum Zeichen unserer Friedfertigkeit gaben wir ihnen blaue Glasperlen mit, um die Indianer zu gewinnen. Und wirklich fanden sich tags darauf dreißig Vornehme in guten Kleidern ein, die uns Hühner, Fische, Früchte und Maisbrot mitbrachten. Sie baten den Generalkapitän um die Erlaubnis, ihre Toten verbrennen und begraben zu dürfen, damit sie nicht die Luft verpesteten und den Löwen und Tigern zum Fraß dienten. Nachdem ihnen dies zugestanden, holten sie eine Menge Leute, um die Leichen der Gefallenen zu verbrennen und ihrer Sitte gemäß in die Erde zu bestatten. Cortes wohnte der Feierlichkeit bei. Man sagte ihm, es wären über achthundert Indianer gefallen und noch weit mehr seien verwundet. In Verhandlung mit ihm könnten sie sich zuvörderst noch nicht einlassen, dieweil erst am kommenden Tage eine große Versammlung aller Edelleute und Obristen statthabe, um über den Frieden zu beraten.

Cortes, der seinen Vorteil auf jedwede Weise zu fördern verstand, wandte sich an seine Offiziere und sagte lächelnd: „Meine Herren, ihr wißt, daß die Indianer eine Heidenangst

vor unseren Gäulen haben. Sie glauben steif und fest, diese Tiere und unsere Kanonen machten den Krieg von ganz alleine. Um sie in ihrem Glauben noch zu stärken, hab ich folgenden Einfall. Die Stute des Sedeño, die kürzlich an Bord geworfen hat, ist rossig — und der Hengst des Musikus Ortiz hat es gewaltig scharf. Wir wollen nun die Stute hierherbringen lassen und anbinden und dann auch den Hengst. Sobald er die rossige Stute gewittert hat, wird er wieder weggebracht. Wenn dann die Häuptlinge kommen, stellt ihr die Stute hier in mein Zelt, und während wir unterhandeln, wird der Hengst gebracht. Fernerhin soll dann unser größtes Geschütz schußbereit sein."

Also geschah es. Gegen Mittag erschienen vierzig Häuptlinge, in reicher Kleidung und unter allerlei feierlichen Umständen. Cortes begrüßte sie. Nachdem sie uns mit Weihrauch beräuchert hatten, baten sie den Generalkapitän, er möge das Geschehene gnädiglich verzeihen. Sie wollten hinfüro gute Freundschaft mit uns halten.

Cortes antwortete ihnen durch den Dolmetsch. Dieser hielt ihnen mit finsterer Miene vor, daß wir sie vielfach zum Frieden aufgefordert hätten, und daß es lediglich ihre Schuld sei, wenn so viele von den Ihren im Kampfe gefallen wären. Wir seien im Dienst eines großen Kaisers und Herrn. Der habe uns hierhergesandt, mit dem Befehl, mit jedem Volke Freundschaft zu halten, das sich seiner Hoheit unterwürfe. Sobald sie ihre friedliche Gesinnung bewiesen hätten, wäre ihnen unsere Gunst und Gnade sicher. Anderenfalls aber müßten unsere Kanonen das Nötige tun, die sowieso sehr schlecht auf sie zu sprechen wären.

Zugleich gab Cortes heimlich den Befehl, das geladene große Geschütz abzufeuern. Es geschah. Donnernd sauste die Kugel in die Weite.

Die Häuptlinge waren starr vor Schreck und glaubten alle, das Geschütz sei lebendig. Aguilar beruhigte sie ein

wenig, indem er erklärte, es habe Befehl, ihnen nichts anzutun. In diesem Augenblick ward der Hengst herbeigeführt und nahe bei dem Zelte angebunden, vor dem Cortes mit den Häuptlingen redete. Da die Stute heimlich in der Nähe war, so begann der Hengst laut zu wiehern, unruhig mit den Hufen zu scharren und sich zu bäumen. Mit wilden Augen starrte er zu den Häuptlingen, die am Zelte, also nahe bei der rossigen Stute, standen. Die Indianer vermeinten nicht anders, als daß der Hengst alle seine Bewegungen ihretwegen mache, und gerieten in große Angst. Da stand Cortes auf, ging zu dem Pferde hin, klopfte es auf den Hals und befahl dem Stallknecht, es wegzuführen. Aguilar aber sagte zu den Häuptlingen, Cortes habe dem Roß den Befehl gegeben, den Indianern kein Leid anzutun.

Während dieses Zwischenspieles erschienen dreißig indianische Träger, sogenannte Tamenes. Die brachten Hühner, geröstete Fische und allerhand Früchte. Wahrscheinlich waren sie nicht so schnell vorwärts gekommen wie ihre Herren.

Die Unterredung zwischen Cortes und den Edelleuten nahm lebhaften Fortgang. Schließlich verließen sie uns sichtlich zufrieden, mit der Zusage, am folgenden Tage mit einem Gastgeschenk wiederkommen zu wollen.

Am anderen Morgen — es war an einem der letzten Märztage 1519 — kam eine Anzahl von Häuptlingen und Vornehmen aus der Stadt Tabasko und den umliegenden Ortschaften. Sie erwiesen uns große Ehrerbietung und brachten uns als Friedensgabe allerlei goldene Schmucksachen und etliche Mäntel, wie sie in jener Gegend getragen werden. Viel war an allem dem nicht daran. Wie bekannt, birgt die dortige Gegend keine Reichtümer. Schätzenswerter war die Schenkung von zwanzig Weibern. Darunter war ein vortreffliches Frauenzimmer, das bald darauf Christin geworden ist und den Namen Doña Marina erhalten hat.

Sie war ein vornehmes Weib, die Tochter eines verstor-

benen mächtigen Häuptlings, Fürstin eines eigenen Gebietes, und man sah ihr sehr wohl ihre edle Herkunft an. Über ihre Schicksale bei uns werde ich bei Gelegenheit weiter berichten. Cortes verteilte die Indianerinnen an seine Ritter. Doña Marina, die hübschste und klügste, wurde die Gefährtin des Cortes, dem sie einen Sohn geboren hat, Don Martin Cortes, den späteren Großritter des Sankt-Jakobs-Ordens.

Cortes empfing diese Geschenke voll Freude und unterhielt sich mit Hilfe von Aguilar lange mit den Häuptlingen, wobei er unter anderem erklärte, so sehr ihn die Geschenke erfreuten, so müsse er doch noch eine andere Bedingung stellen: die sofortige Rückkehr aller Einwohner samt Frauen und Kindern in ihre Häuser. Geschehe dies binnen zweier Tage, so sei der Frieden geschlossen.

Hierauf gaben die Häuptlinge die nötigen Anordnungen, und in zwei Tagen war die Stadt wieder bevölkert. Ebenso bereitwillig waren sie, als Cortes sie aufforderte, ihre Götzen aufzugeben und die Menschenopfer zu unterlassen. Er ließ ihnen, so gut das ging, durch den Dolmetsch den Grundbegriff unseres Glaubens darlegen: daß es nur einen einzigen wahren Gott gäbe. Auch zeigte er ihnen ein Muttergottesbild. Die Häuptlinge meinten, die edle Frau gefiele ihnen und sie möchten sie behalten. Cortes versprach ihnen die Madonna und befahl, in einem der Tempel einen schönen Altar zu errichten und das Bild darüber aufzuhängen. Solches ist dann auch geschehen.

Im Laufe der Unterredung fragte der Generalkapitän die Häuptlinge, aus welchem Grunde sie den Krieg mit ihm begonnen hätten, obgleich er doch immer den Frieden mit ihnen verlangt habe. Ihre Antwort lautete: „Wir bereuen es und Ihr habt uns verziehen!"

Auf die Frage, woher sie das Gold hätten, sagten sie: „Dorther, wo die Sonne untergeht! Aus Mexiko!" — Da uns

dieser Name damals noch nichts sagte, achteten wir nicht weiter darauf.

Fünf Tage verweilten wir in Tabasko, teils um unsere Verwundeten zu heilen, teils um den Nierenkranken, die wir unter uns hatten, Zeit zur Erholung zu geben. Cortes benutzte diese Rastzeit zu nützlichen Gesprächen mit den Häuptlingen. Er erzählte ihnen vom Kaiser, unserem Herrn, und seinen vielen fürstlichen Lehnsleuten. Es sei nur ihr Vorteil, wenn sie fortan unter seiner Oberherrschaft stünden, da er ihnen in jedweder Verlegenheit und Not seine Hilfe gewähren werde. Die Hauptleute sprachen ihren Dank für dies Angebot aus, erklärten sich für Lehnsleute unseres großen Kaisers und wurden so die ersten Untertanen Seiner Majestät in Neu-Hispanien.

Aus: Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortes.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: EDUARD UND DIE MÄDCHEN

Phantasie über ein Raimundsches Thema

Eduard, ein junger Mann
Florian, sein Diener
Mali, eine Greislerstochter
Malwine, eine Hofratstochter
Clotilde, eine junge Gräfin
Modestine, eine Königstochter

König Veritatius; Alladin, Höfling; ein kleiner Bub; Malwines Mutter; eine Kammerjungfer und andere Nebenpersonen.

Eduard, der Sohn eines Hausherrn und Zauberers namens Zephises, erhält vom Geisterkönig den Auftrag, für diesen ein junges Mädchen zu suchen, der noch nie eine Lüge über die Lippen gekommen sei. Als Zeichen, woran er die Richtige erkenne, bestimmt der Geisterkönig dieses: Sooft Eduard einem Mädchen die Hand reicht, das von der Lüge befleckt ist, wird sein treuer Diener Florian ein peinliches Reißen, wie von heftigen rheumatischen Schmerzen fühlen. Dieses Motiv, von Raimund im „Diamant



des Geisterkönigs" gebracht, aber nur in der flüchtigsten Form, eigentlich pantomimisch, in einer einzigen Szene, und mit Verzicht auf Individualisierung ausgeführt, gab das Thema der nachfolgenden Improvisation.

I

Greislerswohnung, Hinterzimmer. Links eine Glastür in den Laden, rechts eine Tür in die Wohnung. Eduard tritt ein mit Florian von rechts.

Florian (schnuppert). Es riecht nach Brennöl, nach Hering und nach Sackleinwand — nach Kohl, nach Unschlittkerzen und Salami. Wir sind bei einem Greisler! Nach Waschblau riechts auch, (gerührt) grad wie der Mariandl ihre Händ an einem Dienstag! Oh, das ist gut, das ist sehr gut, junger Herr, daß wir auf einen Greisler gestoßen sind. Greisler sind sehr aufrichtige Leut. Ich hab einen Greisler gekannt am Rennweg, Eck von der Marokkanergass'n, das war der aufrichtigste Mensch, mit dem ich jemals in Berührung kommen bin. Jetzt sind wir aus'm Wasser. Sie nehmen die Greislerische bei der Hand, der Herr Geist macht einen Diamanten aus ihr, und wir schaun, daß wir nach Haus kommen.

Mali (ist hereingekommen aus dem Laden. Sooft die Glastür aufgeht, klingelt es).

Florian. Da steht sie. (Schnuppert.) Nach Weinbeerln riechts und nach Zimmet.

Eduard (tritt verlegen zurück).

Mali. Ja, was wär denn jetzt das, daß die noblen Kundschaften bei der Hintertür in den Laden hereinspazieren anstatt von der Gass'n. Der Herr wünscht gewiß ein Briefpapier. Mit oder ohne Linien? Dumme Frag, der Herr wird doch nicht mit Linien schreiben wie ein Schulbub. (Geht an den Schrank.) Da wär ein sehr feines, mit handgemalten Buketten, aber von denen sind uns die Kuvert ausgangen. (Es klingelt draußen.) Peperl, schau dich um die Budel um. Das ist halt jetzt a so, weil ich allein im

Gschaft bin, es dauert ja nur drei Tag. Die Mutter hat zu der Polditant' aufs Land hinausmüssen wegen die Zwilling', die unversehens ankommen sind. (Wird rot, zupft an der Schürze. Schweigen.)

Florian. Fangen der junge Herr schon an, daß wir nach Haus kommen!

Mali (spricht durch ein kleines Guckloch in der Glastür hinaus). Sechs Kreuzer kostet das Dutzend Waschelu, dummer Bub. Sechs Kreuzer für Sie, Frau von Wimberger, weil Sie eine Stammkundschaft sind, sonst müßt ich sieben Kreuzer verlangen, heilig und wahr. Der Vater sagt, ihm kosten sie heuer selber sechs Kreuzer. Sie sind halt auch so teuer worden, sagt der Vater, grad so wie der Prager Schinken, weil die ungarischen Ochsen in dem Jahr nit haben fressen wollen und dadurch mit dem Hochwasser auf der Donau die Kagraner Gäns' in Rückstand g'raten sind. (Kehrt sich wieder um ins Zimmer.)

Florian (zupft Eduard).

Eduard. Allerdings — ein Briefpapier. Schreiben Sie selbst viele Briefe, Fräulein — Fräulein —?

Mali. Mali ist mein Name.

Eduard. Fräulein Mali! Ein hübscher, aufrichtiger Name.

Florian (ungeduldig). Ja, sehr hübsch! Wir könnten schon am Retourweg sein, junger Herr.

Mali (indem sie Papier herausnimmt und einwickelt). Briefe? Ja, für was soll denn ich Briefe schreiben — wo nehmet ich denn da die Zeit dazu her? (An der Glastür.) Mein Gott, der Bub versteht die Kundschaft nit. (Schreit hinaus.) Kranzfeign, keine Faßfeign, da hängen die frischen, ich schneid von dem frischen Kranz ab, für Sie, Fräuln Netty, weil Sie's sind. (Schließt wieder die Tür. Zu Eduard.) Das heißt, an wen ich schreiben sollt, das hätt ich dann und wann im Leben vielleicht schon g'wußt — aber ich hab halt nit

g'schrieben. (An der Glastür.) Nach Zwiefel? Wie käm denn ein Zwiefel in die Kranzfeign. Fräuln Netty, nein, da sind S' stark im Irrtum, das ist pure Einbildung. Vielleicht daß Sie die Türschnalln ang'rührt haben, es ist grad früher ein Zwiefelkrawat bei der Tür nausgangn. Sie müssen ihm begegnet haben! (Schließt die Tür. Zu Eduard.) Und warum ich nit g'schriebn hab und warum auch künftighin kein Mannsbild von mir ein Brieferl kriegn wird? — warum, darum. (Mit voller Treuherzigkeit.) Weil das geschriebene Wort für unsereins nicht paßt. Unsereins hat sein Abc g'lernt, damit es seinem Vater und seiner Mutter in der Haushaltung oder im Gschäft zur Seiten stehen kann und später einmal mit Gottes Hilfe seinem Mann. Aber das Briefpapier, wo ein Wort das andere gibt und sich ein Satz in den andern verhaspelt und aus einer halberten Aufrichtigkeit bald ein doppelter Strick gedreht wird, da paßt die Mali nit hin, ah nein! (Lacht treuherzig.) Einen guten Blick nach'm Tanz kann einer von mir haben, vielleicht auch ein Busserl beim Pfänderspiel, aber schon nit mehr als eins, aber ein Brieferl — nix da — schwarze Tintn auf weißem Papier is schon dem Teufel sein Schuldschein. Halt da. (Sie steckt den Finger in den Mund.) Warum erzähl ich Ihnen denn das alles? Ich hab doch mein Lebtag zu niemanden so von der Leber weg von diese Sachn g'sprochen. Vielleicht weil Sie so ein ehrliches Gschau haben.

Florian (nähert sich ihr). Sie, Fräuln, is wirklich früher ein Zwiefelkrawat bei der Tür nausgangn?

Mali (treuherzig). Herr Bedienter, was man zu der Kundschaft red', das derfen S' nit auf die Goldwag' legen.

Eduard (für sich). Bezaubernd! Ich danke dir, gütiger Geist, daß du mir einen so reizenden Auftrag gegeben hast! (Zu Mali.) Bereuen Sie, daß Sie mir so schön von sich erzählt haben?

Mali (nickt).

Eduard. Reut es Sie wirklich? Antworten Sie mir, Fräulein Mali!

Mali (läuft plötzlich quer übers Zimmer zu einem Vogelkäfig, der beim Fenster hängt). Ja, du hast ja kein Futter, du armes Viecherl, nein, daß ich auf dich hab vergessen können. Siehst du, so bin ich. (Füttert eifrig den Vogel.)

Florian (flüstert mit Eduard).

Eduard (zu Mali). Hat er wirklich kein Futter gehabt?

Mali. Sie haben mich immer so g'spassig und zugleich so ernsthaft ang'schaut, und da hab ich ausweichn wolln, und wenn ein Frauenzimmer sich was zu tun machn will, da ist sie nie um eine Ausred verlegen.

Eduard. Du kannst nicht lügen, reizendes Kind, deine Notlügen selbst sind noch mit dem Schimmer der Aufrichtigkeit umflossen. Reich mir die Hand.

Mali (verlegen). Ich Ihnen die Hand, ja warum denn? Ich weiß ja nit einmal, wer Sie sind. (Wischt sich die Hand an der Schürze ab.)

Eduard. Wir haben stillschweigend einen Handel abgeschlossen, sein Inhalt ist Geheimnis, ein Händedruck mag ihn besiegeln.

Mali (streckt unwillkürlich die Hand hin, Eduard ergreift sie).

Florian. O je! Auslassen, (schwächer) auslassen. (Seufzt kläglich.)

Mali (erschrocken). Was ist denn das? (Zieht ihre Hand weg.)

Florian. Nix, es is schon vorbei. Wir wissen schon, was wir wissen wolln. Gehn wir, gehn wir.

Eduard (betroffen). Florian, du mußt dich irren, es ist nicht möglich. (Nimmt abermals ihre Hand, zu Florian.) Beherrsche dich!

Florian. Ah, ah! Auslassen.

Mali. Hat er Zahnweh? Ich bring ihm einen Melissengeist!

Florian. Is nit wahr.

Mali. Die Mutter hat öfter Zahnweh, da hilft er ihr immer!

Florian. Is alles nit wahr. Jedes Wort is erlogen.

Eduard (für sich). Ich weiß nicht, was ich sagen soll?

Schorschl (ein kleiner Bub, kommt durch die Wohnungstür verstohlen herein). Fräuln Mali, pst, Fräuln Mali, da st das Brieferl für Herrn Rudolf. Ich hab mirs nit abzugeben traut, weil der Herr August grad die Stiegn runtergangen ist, und's Brieferl für Herrn Ferdinand hab ich beim Kuchelfenster neing'schmissen, aber es is ins Schaffel g'fallen, da hab ichs wieder rausg'fischt. Und's Brieferl für den Mann von der Frau von Huber hat mir der Gschäftsdiener wegg'nommen und hat g'sagt, er muß es seiner Gnädign zeign, die wird dann dem Herrn Gemahl schon zeign, wieviel es g'schlagen hat, und mir wird ers zeign, hat er g'sagt, wenn er mich derwischt, und Ihnen wird sie's zeign.

Mali. Fahr ab, dummer Fratz.

Schorschl (wirft die Briefe auf den Boden). Da habn S' Ihre Brieferln und tragn Sie sichs selber aus. Die Zuckerln habn eh nach ranzign Brennöl g'schmeckt und die Abziehbilder sind nit gangn!

Eduard (stiehlt sich leise zur Tür hinaus, Florian folgt ihm).

II

Zimmer in einer Hofratswohnung. Malwine am Klavier spielt und singt. „Des Mädchens Klage"; bricht ab, steht auf, geht an den Spiegel, sieht hinein, lächelt sich zu, macht ein sentimentales Gesicht. Betty, die kleine Schwester, kommt hereingestürzt ganz nahe an sie, als ob sie sie küssen wollte.

Malwine (bös). Was gibts? Kann man keine Minute im Tag ungestört sein?

Betty (triumphierend). Da schau die Mama, sie hat mein korallenes Kreuzerl um.

Mutter (tritt in die Tür, vorwurfsvoll). Malwine!

Betty (schaut auf Malwinens Füße). Da, und meine guten Kreuzbandelschuh.

Malwine. Ist nit wahr!

Betty. Da, ich hab sie markiert!

Malwine. Sie hat sie mir geliehen.

Betty. Lügnerin.

Malwine. Spionin.

Betty. Putzgredl diebische.

Malwine. Neidhammel verleumderischer.

Betty. Die Person!

Malwine. Die Kreatur!

Mutter. Bettine, Malwine, wie könnt ihr euch so vergessen!

Betty (schießt aufs Klavier zu). Da, die Noten, schau die Mama! Wieder nicht umgetauscht! Sie war zu faul, sie zurückzutragen! Ja, wo war denn die Mamsell heut vormittag, wenn sie nicht in der Musikleihanstalt war. Frag doch die Mama, schlag Sie doch da auf den Strauch.

Malwine (schlägt mit den Noten nach ihr).

Betty (kratzt sie). Schlechtes Gewissen macht grantig.

Mutter. Euer Benehmen, Kinder! Eure Erziehung!

Betty. Pfui Teufel, der Staub! Überzeug sich die Mama von der Fräuln Malwin ihrer Reinlichkeit. (Fährt übers Klavier.)

Malwine (reißt sie an den Haaren zurück). Ich vergreif mich an dir.

Betty. Putzgredl schlampige.

Mutter (neigt sich übers Klavier, muß niesen).

Die Mädchen (zugleich, knicksend). Ihre Würde hat sich geneigt.

Mutter. Eure Höflichkeit hat sich gezeigt.

Die Mädchen (zugleich, knicksend).
Es war nicht bloß Höflichkeit, sondern
Es war auch Schuldigkeit,
Und unsere Lippe spricht,
Was aus dem Herzen bricht.

Mutter (reicht beiden die Hände zum Kuß). Schön, meine Kinder, das ist der Ton, den ich hören will. Vertragt euch doch, Kinder. Du, Malwine, bist die ältere.

Malwine. Darum ist sie mir Achtung schuldig.

Betty. Wenn sie zwischen Mein und Dein unterscheiden lernt, werd ich ihr Achtung erweisen.

Malwine. Mama, hör Sie die Keckheiten, die gemeinen Schimpfreden, mit denen sie mich überhäuft.

Mutter. Malwine, ich bitte, Bettine, ich befehle.

Malwine. Ihr wird befohlen, ich werde gebeten. Es ist nur merkwürdig, Mama, Sie bringen den Befehl heraus, daß er wie eine Bitte, und die Bitte, daß sie wie ein Befehl klingt.

Mutter. Was soll das heißen?

Malwine (frech). Das soll heißen, daß die Gerechtigkeit eine himmlische Tugend ist und das . . . (Sie stopft sich das Taschentuch in den Mund.)

Mutter: Malwine!

Malwine (steht trotzig, klimpert auf dem Klavier, dem Weinen nahe).

Betty (trällert).

Malwine (weint).

Betty. Der sitzen aber die Tränen locker. Das hat sie nicht von Ihnen, Mama, aber vielleicht von Papa!

Mutter (gibt ihr eine Ohrfeige).

Betty (heult, läuft ab).

Mutter (an der Schwelle). Sie hat sie bekommen; ob nicht jemand anderer sie verdient hat, das überlasse ich dir zu bedenken. (Geht ab.)

Malwine (schüttelt sich, geht an den Spiegel, richtet sich die Haare, trällert, setzt sich mit übergeschlagenen Beinen, freut sich an den Schuhen, geht ans Klavier, präludiert. Macht zuerst ein spitzbübisches Gesicht, dann ein sentimentales. Eduard, gefolgt von Florian, tritt leise ein. Malwine singt und spielt, scheinbar als ob sie niemanden bemerkt hätte: Der Eichwald brauset, die Wolken ziehen. Plötzlich springt sie auf mit gespieltem Erschrecken).

Eduard. Oh singe weiter, reizendes, unsagbar liebenswürdiges Wesen.

Malwine. Sie haben meinem Singen zugehört, da muß ich ja in die Erde sinken.

Eduard (tritt ans Klavier). Theklas Klage. Bin ich Ihnen nicht würdig, Theklas Klage von Ihrem Munde anzuhören?

Malwine. Ich kann nicht, ich kann nicht, ich kann nicht.

Eduard. Auch nicht, wenn ich knieend bitte?

Malwine (an die Tür gedrückt). Nein, nein, nein. Stehen Sie auf, oh mein Herr, Sie beschämen mich, ich kann Sie nicht so sehen.

Florian. Gehn wir gleich fort, ich g'spür schon was.

Eduard (springt auf, nimmt sie bei der Hand, führt sie sofort ans Klavier zurück).

Florian (zuckt, fallt auf einen Stuhl, leise, grimmig). Auslassen.

Malwine (ist am Klavier).

Florian (zu Eduard). Alsdann vorwärts, hat schon g'schnappt, gehn wir.

Eduard (zu Florian leise). Du betrügst dich selber, ein Nachzucken des früheren Schmerzes.

Florian. Oha! Das war von einer ganz neuen Lieferung, so da herüber zu, wie rheumatische Koliken mit gichtischen Zufällen vermischt. Sowie wir nach Haus kommen, müssen Sie mich nach Gastein schicken.

Malwine (spielt und singt).

Eduard (leise zu Florian). Kann in einer solchen Seele die Lüge wohnen?

Florian. Reden S' nit auf mich.

Eduard. Die Wahrheit selber kann keine andere Stimme haben.

Malwine (singt weiter).

Florian. Wenn er nit hören will, muß ich fühlen.

Eduard. Liebliches Mädchen, ich weiß deinen Namen nicht, aber im Traum habe ich dich schon gekannt und habe dich Laura genannt.

Malwine. Nennen Sie mich Laura. (Hauchend.) Laura am Klavier.

Eduard. Entzückung.

Malwine (mit geschlossenen Augen). Entzückung.

Eduard. Äonen schweben dahin.

Malwine (wie oben). Äonen schweben dahin.

Eduard. Der Augenblick trägt auf seinen Schwingen den Flügelstaub der Ewigkeit.

Malwine (sieht ihn tief an). Der Ewigkeit.

Eduard (hebt das heruntergefallene Buch auf). Jean Paul.

Malwine (hauchend). Titan.

Eduard. Liane! Ein Tempel ist um dich, Mädchen. Alle himmlischen Geister lächeln dir zu, ihre Tränenperlen sind Tau auf deiner Seele.

Malwine. Ihre Seufzer der Wind, der auf der Äolsharfe spielt.

Eduard. Die Äolsharfe —

Malwine. Mein ganzes Selbst, einsam im Nachtwind, von Menschen nicht gehört.

Eduard. Du bist allein? (Sie setzen sich nebeneinander.)

Malwine. Mit den Eltern lebe ich. Der Vater ist ein hoher Beamter. Ehrfurcht der Seinigen umgibt jeden seiner

Schritte. — Die Mutter ist gütig und streng. Ich lese ihr von den Augen ab, was sie befehlen möchte; eh sie es ausspricht, ist es befolgt. Ein Schwesterl ist noch da, ein halbes Kind und doch schon ein Mädchen.

Eduard. Ist sie dir nah?

Malwine. Sie hängt an mir mehr noch als an der Mutter. Sie trippelt mir nach von früh bis spät. Ich bin ihr Orakel und ihr Beichtvater. Was ist nur an mir, daß ein Kind mich so liebhaben kann?

Eduard. Liebes, süßes, erfülltes Dasein!

Malwine. Erfüllt, und dennoch ist noch für vieles Platz drin. Für vieles? Nein, für eines vielleicht. Keine Leere — Raum — weiter, dunkler, sternleuchtender Raum, durch den unendliche Sehnsucht hinschwebt, Träume, Musik, ein Gebet ohne Worte!

Eduard. Deine Hand, sie mit feuchten Augen zu küssen.

Florian (wird ängstlich).

Malwine. Nie hat ein Mann diese Hand geküßt. (Sie flüchtet.)

Florian (will Eduard halten).

Eduard. Liebe stürmt von Erkennen zu Erkennen! (Ihr nach.)

Florian. Junger Herr! Haben Sie doch ein Einsehen.

Eduard. Deine Hand ist ein Bote der Seele wie dein Gesang, aber die Stimme habe ich nicht küssen können.

Malwine. Was soll ich tun, was soll ich tun!

Eduard (ergreift ihre Hand, küßt sie).

Florian (schreit auf). Auslassen, auslassen, das ist ein rasender Schmerz, gegen den war das Frühere noch ein Mailüfterl.

Eduard (bestürzt). Oh Geisterkönig, bin ich es, den du auf die Probe stellst? Soll ich deinem Barometer mehr trauen als allen meinen Sinnen? (Ergreift abermals ihre Hand.) Bleib bei mir, holdes Wesen.

Florian (wirft sich herum vor Schmerz, schreit durchdringend). Ah!

Eduard (läßt die Hand aus).

Malwine. Ihr Bedienter hat das Hinfallende! Jesus, Maria und Joseph! Betty! Ich fürchte mich.

Eduard (steht entgeistert). Dies die Larve einer Lügnerin. O Welt, Welt!

Florian (reißt ihn weg, beide eilen ab).

Betty (kommt herein). Was ist denn, Malwine?

Malwine. Der schönste Mann, den ich je gesehen hab!

Betty (aufgeregt). Erzähl, erzähl mir doch! Beim Fenster? Oder war er herinnen?

Malwine (steht in ihr Geheimnis versunken).

Betty. So erzähl doch, Malwin, erzähl mir doch. Ich schenk dir das korallene Kreuzerl, wenn du mir alles erzählst.

Malwine. Alles läßt sich gar nicht erzählen.

Betty. Mir kannst du alles erzählen.

Malwine. Bring den Spiegel her.

Betty. Ja, aber dann erzählst du mir.

Malwine. Schenkst du mir dein Kreuzerl?

Betty. Ja, aber erzähl.

Malwine. Gibst du mirs schriftlich?

Betty. Ja, aber zuerst erzähl.

Malwine. Kann man Blicke erzählen!

Betty. Na, es wird schon außer Blicken auch noch was gegeben haben.

Malwine. Ein Blick, der dich einwickelt wie ein Kaschmirschal!

Betty. Hat er um dich angehalten? Nimmst du ihn? Oder bleibst du dem Albert treu?

Malwine (richtet sich den Ausschnitt am Kleid, läßt den Gesichtsausdruck wechseln. Der spitzbübische bleibt zuletzt).

Betty. Erzählst du mir, oder nicht?

Malwine. Wenn du keck bist, gewiß nicht.

Betty (schmeißt den Spiegel zu Boden).

Malwine. Sieben Jahr kein Glück, ätsch, sieben Jahr kein Glück, wirst eine alte Jungfer! (Lacht unmäßig.)

Betty (läuft ab, Malwine ihr nach).

III

Gartenpavillon. Gräfin Clotilde, Jäger, Jungfer.

Clotilde. Der Fremde, der mich interessiert, ist auf unbekannte Weise angekommen, nur von einem Bedienten begleitet. Ich wünsche zu wissen, in welchem Gasthof er abgestiegen ist und wie er seinen Tag verbringt. Welche Lieferanten er sich ins Haus kommen läßt und welchen Friseur. Von wem er Briefe empfängt und an wen er welche abschickt. Ob er in Schuhen ausgeht oder in Stiefeln. Jede Kleinigkeit, auch die, die dir unwichtig erscheint, wird mir berichtet. Ich schicke nicht deinen Verstand aus, sondern deine Ohren. Bin ich begriffen?

Jäger. Sehr wohl.

Clotilde. Es ist gut.

Jäger (verneigt sich, tritt ab).

Jungfer. Er soll auf eine geisterhafte Weise überall plötzlich hereintreten.

Clotilde. Eine reizende Eigenart für das erstemal, für später vielleicht unbequem. Was hast du noch erfahren?

Jungfer. Die einen machen einen zehnfachen Millionär aus ihm, die anderen einen Prinzen, der inkognito reist. So viel ist sicher, daß die Wohnung einer hübschen Greislerstochter der erste Palast war, den er betreten hat. Dann war er allerdings bei einer Hofratsfamilie, aber die Leut geben sich die größte Müh, die Visite zu vertuschen. Überhaupt ist gar nix Bestimmtes herauszukriegen außer dem einen, daß er der schönste Mann auf der Welt ist.

Clotilde. Wenn du nichts weißt, warum langweilst du mich da mit deinem Geschwätz.

Jungfer. Darf ich abtreten?

Clotilde. Bis ich es dich heißen werde. (Für sich.) Ein schöner Mann — sie wissen es nicht, wieviel uns ihre Schönheit bedeutet. Wir sind geschickter als sie und haben ihnen Einiges zu verbergen gewußt. Die Diskretion gegen uns selber haben wir voraus vor diesem unsagbar eitlen Geschlecht. (Grübelnd.) Ein Mann, der alles auf einen Wurf setzt, ist offenbar entweder ein sehr großer Herr oder ein Hasardspieler. Große Herren und Gauner haben die Ähnlichkeit miteinander, daß sie meinen, es müsse alles im Handumdrehen gelingen. Bürger und Bauern erwarten alles von einer stumpfsinnigen, stupiden Ausdauer. Ein schöner Mann! Wie aber, wenn es nicht meine Art von Schönheit ist? (Sie steht auf, zur Jungfer.) Du verschwindest, bleibst aber in Hörweite. (Jungfer ab.) Und wenn er meine Schönheit ist — so ist damit vielleicht nicht gesagt, daß auch ich ohne weiters die seine bin. (Sie geht ein paar Schritte auf und nieder.) Dumme Kreaturen, von denen man umgeben ist. Wieviel schlechter bin ich von ihnen bedient als auf der Jagd von meinen Hunden. Nichts mir von ihm zu melden, das mir für den ersten Augenblick eine Waffe in die Hand gibt. Der erste Moment ist alles. Ein schmelzender Blick oder ein koketter. Parfüm oder kein Parfüm. Der Ton des ersten Gespräches, munter oder gehalten. — Die Stimme ist ein gefährlicher, verräterischer Apparat. (Halblaut.) Berta! (Läutet gleich darauf scharf mit der Handglocke.)

Jungfer (herein, eilig).

Clotilde. Ich hatte befohlen: in Hörweite.

Jungfer. Ich war im Nebenzimmer.

Clotilde. Spitz deine Ohren. Ich hab mich anders entschlossen. Das gelbe Negligé, hier ins Kabinett.

Jungfer (fliegt weg nach der anderen Seite).

Clotilde (pfeift). Das Haar so richten, daß ich es mit einem Griff zum Aufgehen bringen kann.

Jungfer (tuts).

Clotilde (vor sich). Er sei schön, aber nicht so schön, daß er mich überwältigt. Wenn er so schön ist, daß ein einziger Blick von ihm mir mein ganzes Blut ins Herz wirft — daß ich in Flammen stehe von oben bis unten — laß es mich nicht gleich gewahr werden, lieber Gott, erst später, bis er mir gehört. — Aber laß ihn so schön sein, daß die Frau, der ich ihn wegnehme, es nicht überleben kann.

Jungfer (an der Tür knicksend). Das Negligé ist vorbereitet.

Clotilde. Warten! (Dreht sich jäh, sieht im Spiegel Eduard kommen, über die Schulter zurück:) Verschwinden!

Jungfer (verschwindet, schließt die Tür zum Kabinett).

Clotilde (die Augen auf den Spiegel, sehr schnell, laut denkend). Sehr schön — und nicht zu schön — ein bezaubernder Glanz auf seiner Stirne. Nicht der Gang eines großen Herrn, und doch nicht der eines Bürgers. — Ferner auch würde sich ein Emporkömmling schämen, einen säbelbeinigen, seltsam aussehenden Diener hinter sich gehen zu lassen. Ein Etwas von Arglosigkeit um ihn — von Unberührtheit — die unberührte bescheidene Natur muß ihre wahlverwandte Gewalt über ihn haben. Ein zu kluges, ja ein kühnes Wort könnte vor dem Richterstuhl dieser Augen alles verderben. — Es sind die Augen eines Kindes — sie sollen finden, was sie suchen, diese Augen. (Sie kauert sich auf den Boden.)

Eduard (auf der Schwelle). Du bleibst hier, Florian.

Florian. Ah nein, ich geh schon mit, sonst könnt Ihnen so ein Handerl zu lang in der Hand bleiben, und mich täts zerreißen.

Clotilde (beobachtet beide von unten im Spiegel).

Eduard. So bleib hier am Fenster.

Florian. Aber wenn ich schrei und Sie tun nix dergleichen, dann sind wir g'schiedene Leut.

Eduard. Verlaß dich auf mich.

Florian. Hier bin ich, der Barometer muß inner'm Fenster hängen. (Stellt sich rückwärts ans Fenster.)

Eduard (geht nach vorn, Clotilde nickt ihm zu wie ein Kind, sieht ihn mit großen Augen an. Eduard verneigt sich).

Clotilde (wie laut denkend). Wozu die Leut ihr Buckerl machen? Wenn mein Hund hereinkommt, macht er kein Buckerl; er grüßt mit den Augen, das ist mehr. Wenn ich in den Wald komme, grüßen mich alle Vögel — aber anders: schön.

Eduard. Es ist wahr, die kleine Pantomime tut nicht viel zur Sache, wir absolvieren sie aus Gewohnheit. (Ein kleines Schweigen.)

Clotilde. Ja, aus Erziehung. Ich bin nicht erzogen. Ich bin da. Man kann sich setzen da oder da, man kann denken, das wäre ein Baumstrunk, eine Moosbank, man kann schweigen und miteinander dasein. Die Menschen, die das nicht können, mag ich nicht.

Eduard. Mir ist, als hätte mir einmal von einem Wesen geträumt, das so zu mir spräche, (leise) aber das Wesen war nicht so schön.

Florian (für sich). Hat ihm schon wieder einmal geträumt!

Clotilde. Der Mensch dort soll auch sitzen. Ich spüre seine Beine. Sie sind schwächlich in den Gelenken. Ich möchte ihn schlafen sehen, er muß träumen wie ein Jagdhund.

Eduard (winkt, Florian kommt nach vorn und setzt sich seitwärts).

Clotilde. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Vermutlich ein Fremder, der gekommen ist, die Glashäuser meines Onkels zu besichtigen, und den die Gartnerburschen den falschen

Weg gewiesen haben. Ich bin die Nichte des Grafen. Ich betrete die Glashäuser nie. Es ist ein gelogener Palmenwald mit einer gelogenen Luft, da ersticke ich. Sie sind wie die Konzertsäle, in denen ersticke ich auch. Ein Wasserfall im Wald, vor dem man die Kleider abwirft, und hinein wie ein Hecht in das kalte Wasser, und das Gurren der Waldtauben in das Rauschen hinein — von fern der Kuckuck — das ist meine Pastoralsymphonie. Aber man muß die Nacht vorher im Heu geschlafen haben. Da (sie wühlt in ihrem Haar), ich hab immer Heu im Haar!

Florian (gepreßt). Junger Herr, mir is ein bisserl schlecht! So ängstlich is mir.

Clotilde. Im Heu, und vom ersten Wachtelruf unter den erblassenden Sternen erwacht sein. Dann kommt eine Melodie in einen hinein. Die alte Mühle stampft nach der Melodie, der Mühlbach plätschert nach ihr, und wenn man dann im Erdbeerschlag sich hinwirft, dann klopft das Blut in den Händen nach ihr. (Verschränkt die Hände im Nacken.) Was kümmert mich die Welt! Was kümmert mich die Welt! Was kümmert mich die Welt! Hören Sie die Melodie? (Ein kleines Schweigen.) Ihr Gesicht kenne ich noch nicht genug, um darin zu lesen, aber Ihre Hände sehen fast aus, als ob sie diese Melodie verstehen könnten, — obwohl Sie ein Mann sind. Haben Hände Verstand? (Eduard hebt die seinen empor. Clotilde streift ganz leicht seine Hand.) Nein, aber Rasse, und das ist mehr.

Florian (zuckt zusammen, verbeißt seinen Schmerz).

Eduard (vor sich). Sie oder keine. Ich danke dir, Geist, daß du mich vor diesen reinen Spiegel geführt hast.

Clotilde (trällert die Melodie, flicht sich ihr Haar halb auf).

Eduard (tritt zu Florian hin, triumphierend). Wie steht nun dein Barometer?

Florian. Auf Lügen.

Eduard (heftig). Nein.

Florian. Gehn wir heim.

Eduard (erregt). Nein und noch einmal nein.

Florian. Haben Sie Erbarmen, ich muß auf viele Jahre nach Gastein oder Pystian.

Eduard. Ich habe ihre Hand nicht berührt.

Florian. Mich hats g'rissn, ich hab g'nug.

Eduard. Nein, nein, nein! Ich lasse mich nicht zum Narren halten. Willst du einen Tantalus aus mir machen, boshafter Geist? Sei's, ich will noch einmal meinem Schicksal ins Gesicht sehen.

Florian (ängstlich). Ins Gsicht schaun schon, aber nit anrührn.

Eduard (auf Clotilde zu). Du kennst mich nicht, wunderbares, seltenes Wesen? Sags noch einmal, du weißt nicht, wer ich bin und was mich hieherführt?

Clotilde. Sie sind ein wohlgekleideter Mensch, der da hereingelaufen ist. Das ist vielleicht noch mehr als ein Bettler, vielleicht noch weniger als ein Graf, was geht mich an, was Sie sonst sind. Wenn ein Tier des Waldes aus dem Unterholz auf mich äugt, so bekommt es seinen Blick zurück. Wahrheit für Wahrheit. Das ist mehr, als man von den Begegnungen bei unseren Festen und Assembleen sagen kann.

Eduard. Das ist der Goldklang der reinen Natur! Florian, wie ist dir?

Florian. Im voraus miserabel.

Clotilde (trällert vor sich hin).

Eduard. Ich bin wie ein Kind vor einer Harfe — es möcht hineingreifen, um die silbernen Saiten noch einmal klingen zu machen, und es getraut sich nicht. Sprich noch einmal von dir!

Clotilde. Was hilfts. Sie sprechen Ihre Sprache, und ich rede für mich. Der Bach und Wind und Hund und Baum verstehen mich, Sie sind aus der Welt — Welt — haha! Man

heißt es Welt, und es ist doch ein armseliges Gefängnis. Da gibt es Große und Kleine, Hohe und Niedrige, Gefürchtete und Erbärmliche, Herren und Diener. Sie sinds gewohnt, zu befehlen, sich bedienen zu lassen. Ich kanns nicht ertragen, wenn man die Menschennaturen herabwürdigt zu Bedienten und Kammermädchen. In meiner Welt dient die Jugend dem Alter, die Stärke dem Schwachen, die Liebe dem Geliebten. Aber wo ist meine Welt?

Eduard (kann sich nicht länger halten). Reich mir deine Hand!

Clotilde (mit kindlichem Blick ihn ansehend). Das hat noch keiner zu mir in diesem Ton zu sagen gewagt, und gerade darum will ich's tun. Wenn es in den Augen der Welt ein Unrecht ist, was kümmert mich die Welt! (Sie reicht ihm die Hand.)

Florian (schreit furchtbar auf).

Eduard. Nein, nein ... (hält ihre Hand fest).

Florian (fällt vom Stuhl, stöhnend).

Eduard (hält sich die Ohren zu).

Jäger (tritt hastig auf, stellt sich in Positur, meldet laut). Ich habe alles in Erfahrung gebracht. Es ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, aber sein Vater war ein Zauberer und hat ihm zwanzigtausend holländische Gulden jährlich hinterlassen. Er wohnt im Silbernen Schild, trinkt in der Früh Kaffee, mittags gewässerten Wein, abends ein Glas Punsch. Er geht immer ... (Clotilde versucht Eduard mit sich ins Freie zu führen.)

Eduard (tonlos). Bemühen Sie sich nicht.

Florian (stöhnend zu Eduards Füßen).

Jungfer (ist leise aus dem Kabinett getreten und macht dem Jäger Zeichen, still zu sein).

Jäger (mißversteht die Zeichen und wird viel lauter). Er geht nirgends hin ohne seinen Bedienten, dieser soll ein dienender Geist sein, der mit dem Geruch alle Geheimnisse

erraten kann. Er heißt Florian, hat einen blauen Frack und gelbe Hosen (wird Florian gewahr, erschrickt und hält inne).

Jungfer (läuft hin, drängt den Diener hinaus).

Eduard (hat alles verstanden). Komm zu dir, Florian, ich bin schon bei mir.

Florian. Na, da sein wir ja beisamm. (Umklammert ihn.)

Eduard (ihn mehr tragend als führend, schon nahe der Tür). Gott sei mit Ihnen, schöne Gräfin, er schenke Ihnen einen Mann, der die Sprache der Unschuld geläufiger spricht als ich und der da. Vergib mir, mein armer Florian, daß ich noch immer nicht ausgelernt habe.

IV

Appartements der Prinzessin Modestina. Vorsaal, kleiner Hof versammelt, einige Herren und Damen. Flügeltür links öffnet sich, Alladin tritt ein als Kammerherr, mit dem Stab nach rückwärts schreitend. Dann kommt Veritatius im geblümten Morgenkleid.

Veritatius (in der Mitte des Gemaches, indem er die Verneigungen durch einen Wink mit der Hand erwidert hat, zu Alladin, herablassend, halblaut): Die Nachrichten über seine Einkünfte sind verläßlich? Er ist dermaßen reich?

Alladin. Monströs. Man hat keine Beispiele.

Veritatius. Ich brauche diesmal keine Enttäuschungen zu fürchten? Scharmant. Von dem Wunsch durchdrungen, meinen Untertanen stets das Beispiel — stets und immer das unentwegte Beispiel vorurteilsloser Menschlichkeit zu geben, (für sich) kann man von sich selbst sagen Menschlichkeit, das Wort atmet eine ungeheure Bassesse. Überhaupt zu offiziell das Ganze, hat ein Odeur von Staatsrede, beinahe ein Gerüchlein von Zeitung, unmöglich! — Ganz einfach, ganz einfach, alles entwickelt sich wie zufällig — leichte, vertrauliche Andeutung, aus der sie nichts und alles erraten können, die durch eine veränderte Haltung eventuell

wieder desavouiert wird. — Nichts was aus dem Stil fällt, die berühmte Leichtigkeit Veritatius' XIII. in der Behandlung des Kleinen wie des Großen, das Leichte mit Grandezza, das Schwere wie wenn es ein Scherz wäre. (Laut.) Mein lieber Alladin, Ihr ungereimter Einfall, mir einen jungen Fremden von Distinktion in den Gemächern der Prinzessin zu präsentieren, amüsiert mich, ich genehmige ihn. (Leiser.) Ich bin hier wie zufällig, ich beschäftige mich damit, die Lektüre meiner Tochter, ihre Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten zu kontrollieren. (Laut.) Wie sind Sie mit ihrem Anschlag zufrieden, liebe Hagelstange?

Hofdame. Der Anschlag zeugt wie alles, was die Prinzessin von sich gibt, von großer Festigkeit des Charakters.

Veritatius. Das sollte er nicht, liebe Hagelstange, gerade das sollte er nicht, wenn sie eine Musikantin werden wollte; aber da sie eine Prinzessin ist, wird das Klavier sich wohl fügen müssen. Eintreten lassen. Ganz ohne Formen eintreten lassen. Ganz konversationell. Früchte und Wasser servieren lassen, wenig Früchte mit viel Wasser; à l'Orientale.

Alladin (winkt, eilt an die Tür).

Veritatius (zu der anderen Hofdame). Der Eigensinn der Prinzessin in dem gewissen Punkt hält an?

Hofdame. In dämonischer Weise — ich bin nicht imstande ein Wort zu placieren, ohne daß ich die ferocesten Antworten —

Veritatius. Scharmant, scharmant, ein reizendes Kind — ah. — (Bewegt sich der Tür entgegen.)

Eduard (ist aufgetreten, hinter ihm wird Florian von vier Dienern hereingetragen, Eduard sieht sich ängstlich um).

Alladin. Ich bin ratlos — ich war nicht informiert, er insistiert seinen Begleiter, der gelähmt zu sein scheint, in dieser Form mitzubringen, ich weiß nicht —

Veritatius. Scharmant, scharmant! Man muß enorm

reich sein, um sich selbst an diesem Ort so auffallende Seltsamkeiten zu gestatten!

Alladin. Befehle ich, ihn zu entfernen?

Veritatius. Wozu? Was wir nicht zu bemerken kondeszendieren, das existiert nicht! Ich sehe einen scharmanten jungen Mann, weiter nichts. Lassen Sie die Prinzessin avertieren. (Hofdame mit Alladin ab.)

Veritatius (winkt Eduard mit der Hand, der sich ihm unter Verneigung nähert). Guten Tag, guten Tag, Sie sind viel gereist, die Welt war Ihnen offen, unsere Hauptstadt ist die letzte, die Sie aufsuchen?

Eduard. Verzeihung, Majestät, es ist der Befehl einer höheren Macht, der mich nunmehr —

Veritatius. Ohne Zeremonie. Ihre Situation erlaubt Ihnen viel, wir sind gesonnen, Ihnen viel nachzusehen. Ich zähle nicht zu den Monarchen, die keine höhere Macht über sich erkennen. Ihre Ankunft hier war mir der Fingerzeig einer solchen.

Florian (zu den Hofherren). Aufstellen! Ich muß stehen! Damit ich wieder hinfallen kann! (Die Hofherren stellen ihn auf.)

Veritatius (ist indessen in Konversation mit Eduard).

Florian (zu den Höflingen). Ich tu's für den jungen Herrn. Ich hab der Mariandl versprochen, daß ich ihn niemals im Stich lassen werd.

Veritatius (zu Eduard). Meine Bankiers und Grundbesitzer, meine guten Manufakturinhaber usw. überbieten sich vermutlich in einem solchen Falle in verlockenden Anerbietungen. Meine Situation ist eine andere. Die Prinzessin bringt dem Mann, der das Glück haben sollte, sie die Seine nennen zu dürfen, außer der traditionellen Schönheit der Töchter unseres Hauses nur eine Habe mit, aber es ist die, welche die Feen in die Wiege der Höchstgeborenen legen: jenes gewisse Etwas, an das bis heute, Dank sei Gott, weder die

Tiraden der Dichter noch die Perfidien der Zeitungsschreiber heranreichen.

Prinzessin (tritt ein, verschleiert; wechselseitige Verneigung).

Veritatius (mit etwas erhobener Stimme). Darf ich dich bitten, mein Kind, einen jungen Fremdling, den ich selbst dir vorführe, so zu begrüßen, wie du wünschen würdest, einen deiner Brüder von der Prinzessin eines souveränen Hauses begrüßt zu wissen. Meine Tochter, die Prinzessin Modestina. (Lautlose Stille.)

Modestina (entschleiert sich).

Eduard (zittert).

Florian. Hinten bleiben, daß ich mich nicht anschlag!

Modestina (sie ist sehr schön; wie sie spricht, begleitet eine leise Musik ihre Rede). Gewohnt, den Befehlen meines Vaters zu gehorchen —

Florian (schreit leise auf, taumelt nach vorn). Die muß schön g'logn habn, bevor s' auf die Welt kommen is! Junger Herr, wenn ich sterben muß, so lassen S' mich zu Haus sterben.

Eduard (vor sich). Geist, ich habe genug von deinen Lektionen. Schleudere mich, wenn du etwas noch für mich tun willst, in die kümmerlichste Hütte zurück, aber daß ich keines dieser Gesichter zu sehen brauche! Es könnte kommen, daß ich die funkelnden Sterne für Lügen und die Mienen der Blumen für heuchlerisch ansehe!

Florian. Ja, beten wir, daß wir schnell heimkommen.

Eduard. Nimm uns hinweg, gütiger Geist. (Sie versinken vor aller Augen. Die Hofleute springen entsetzt zurück.)

Veritatius (ohne sich herabzulassen, das G[illegible] bemerken, zu Alladin). Keinen Eifer. (Zu Modestina.) Die Hagelstange sagt mir von deinem Anschlag das Beste, liebes Kind, — ich verbiete Ihnen, Hagelstange, das Bonmot zu wiederholen, mit dem ich Ihre Bemerkung erwidert habe,

mögen Sie es noch so gut finden. Die Prinzessin hat genug gesunde Vernunft —

Prinzessin (zu der Hofdame wütend). Das, Kanaille, hat Sie mir eingebrockt. (Wendet sich scharf und geht.)

Veritatius (nimmt eine kandierte Frucht aus einer Schale). Scharmant, scharmant.

Alladin (kann sich noch nicht fassen, zittert).

Veritatius. Scharmant, lieber Alladin, scharmant! Eine Morgenstunde wie diese, im Appartement meines lieben Kindes, im Kreise meiner Engsten, ohne die Beschwerde, auch nur ein fremdes Gesicht sehen zu müssen, ist mir selten vergönnt. Scharmant. (Er geht ab mit seiner Begleitung.)

Vorhang

THEODOR DÄUBLER: ZWEI GEDICHTE AUS DEM „NORDLICHT"

Begeistrung

O Sonne, Sonne, ich empfange rings Gedanken,
Der Sonnenwonne meine Jubeltat zu weihen,
In Fabeln dir für meinen Farbentag zu danken.

Es wallt die Phantasie durch lange Kaktusreihen,
Zu bleichen Weibern unter glühenden Gesträuchen,
Und drinnen schreien buntgescheckte Papageien.

Ich wähne Menschen mit verwundernden Gebräuchen:
Die Gluten ferner Tropen kann ich bloß vermuten.
Die Seelen kommen selbst. Nur still! Nur keine scheuchen!

Nach meinem Norden, wo einst Wesen schrecklos ruhten,
Ziehn viele wieder, wie zu fernen Nestern:
Denn alle schweben nun, die Furchtbaren, die Guten!

Die Neger, Tiger, Schlangen, die wir hart verlästern,
Beginnen tief in mir die Schöpferkraft zu wittern
Und sagen klar: Die Zeit ist arg und elend schlecht das Gestern.

Die Seelen aber finden sich: sie beichten, zittern.
Die Häscher sind so unschuldsvoll wie jeden Morgen.
Die Morgen kommen! Die Sünde wird uns nicht verbittern.

Des Dichters Geist beginnt für euch zu sorgen.
Ihr Leidenden, erscheint: Ich weiß vom Weltenwehen
Und kann den Trost dem großen Norden schon erborgen.

Wir müssen morden! Dieses Muß wird Gott umflehen!
Der Opfer Blut, der Schlächter Blut darf kalt erstrahlen,
Fängt der Verstand doch an, die Dinge einzusehen.

Empfangen wir den Geist, verblassen alle Qualen.
Die armen Tiere können sich des Herrn erbarmen.
Sie nahen schon. Sie glasten unter Glanzportalen.

Der Schöpfer läßt, gerührt, sie abermals erwarmen.
Da ziehn sie fort: und unser Herrgott bleibt verlassen.
Zu einsam schaurig wäre es in seinen Armen!

Wir danken, Herr, daß wir dein Leiden miterfassen:
Daß wir durch tausend Sonnen herzhaft an dir hangen,
Vor deinem Antlitz, durch das Mondlicht, kalt erblassen,

Bewußt, im Dunkel, deinen Schlummer stumm erlangen.

Atem

Nur Sehnsucht sind die Augen, bloß der Mund Besitz:
Nur Traumgewitter Blicke und der Tag ein Kuß:
Das Dasein ist Verwolkung, Gott allein der Blitz:
Ich selbst bin Feuer, da ich glaubhaft bleiben muß.

Begierig sind die Blicke: Milde west im Hauch:
Und Wahrheit, Unerschautes wogt das Wort ins Lied.
Das Unerhörte scheuche fort, wie Glut den Rauch:
Sich selber hört die Seele, die das Fremde sieht.

Hinweg vom Schaustück! Aussichtslos und ohne Gier,
Enthebe mich der Geist. Zurück zu Wind und Mund!
Mein Atem ist ein Sang, sein Klang der Tag in mir.
Mein Ruf bleibt Wucht und Sturm: ein Schlund mein dunkler
Grund.

An meinem Lied, an meinem Leide will ich hangen.
Des Schmerzes Feuerlippen löschen mein Verlangen.
Ich bin so weit, ja viel zu weit, in mich gegangen.
Wind wehe mich ins Weh, wo andere Wesen bangen.

*

Ein lächelndes Wesen erscheint mir im Winde.
Ein Weib wird vom Sturme nach Westen getragen.
Gesicht, das ich leibhaft und wirklich empfinde,
Wie kann ich dir nahen? Es bangt mich zu fragen!

So weht denn vorbei, holde Sehnsuchtsgebilde!
Ihr silbernen Träume, entschwirrt wie Gewitter.
Ihr perlbleichen Geister verschwiegner Gefilde,
Vermummt meinen Wunsch durch ein Schneeflorgeflitter.

Ich sah ja das Lächeln. Die Nacht wurde heller.
Jetzt wandre ich heiter, noch tiefer und weiter.
Mein Sang sagt die Wahrheit, stets klarer entquell er!
Verheißenes Weib, es erschaut dich ein Streiter!

Erleuchtete Nächte, ich liebe das Lachen,
Dem Geister und Seelen unendlich vertrauen.
Vergoldete Morgen, die Menschen entfachen,
In euch will ich plötzlich vor Freude ertauen.

An einem wolkenlosen Sommermorgen wurden zwei Männer über eine breite und spiegelblanke Förde gesetzt.

Der eine von ihnen war ein großer, krummgebeugter Greis von ehrwürdigem Aussehen mit einem langen, gelblich-weißen Bart, der an den Spitzen fast grün von Alter war. Er saß da, die knochigen Hände auf dem Griff eines Stabes, und starrte unter den buschigen Brauen mit einem großen, unergründlichen Blick vor sich hin. Der andere war sowohl jünger als auch kleiner von Gestalt und hatte ein pausbackiges, rotfleckiges Gesicht mit zwei Büscheln schwarzen Backenbartes unter den Ohren und mit großen, dunkelblauen, gewölbten Brillengläsern vor den Augen. Beide waren sie ärmlich gekleidet, in alte, schwarze Anzüge, hatten breitkrempige Hüte auf dem Kopf und einen Wachstuchranzen auf dem Rücken.

Es waren der liebe Gott und Sankt Peter.

Der Fährmann, ein bärenbreiter, rotbärtiger Fördenfischer, stand aufrecht im Hintersteven des Bootes, das er mit Hilfe eines Wrickruders durch das blanke Wasser dahinführte, während er die beiden sonderlich aussehenden Fremden mit einem Lächeln betrachtete.

„Hol mich der Teufel, ich kanns nicht in meinen Kopf hineinkriegen, was ihr da drüben wollt, ihr guten Männer", nahm er eine kürzlich unterbrochene Unterhaltung wieder auf. „Wie ich euch bereits gesagt habe — da drüben ist nichts weiter als verdammter Tod und Teufelswesen. Seit fünf Gottesmonaten ist da auch nicht ein Tropfen Regen gefallen, da könnt ihr doch wohl begreifen, in was für ein Elend ihr hineinkommt. Wenn ihr deswegen auf meinen Rat hören wollt, so wendet die Nase lieber nach einer andern Richtung — denn sonst könnt es wohl geschehen, daß ihr daliegt und sie in die Luft hineinsteckt, ehe ihr noch Zeit

gehabt habt, euer Vaterunser zu beten. Sie krepieren da drüben wie die Fliegen bei Frostwetter, und nicht mal ein Schillingskringel ist in dem ganzen Kirchspiel zu bekommen."

„Ja, dann wird es sich wohl gerade für uns passen, dahin zu kommen", erwiderte Sankt Peter; er saß da, die Hände auf den Knieen, und wiegte sich hin und her, während er schräg über die Brille hinwegsah. „Dann haben die Unglücklichen ja noch mehr als sonst den Trost des Wortes Gottes nötig."

„Zum Teufel mit Gottes Wort, mein guter Mann — davon werden die Ärmsten auch nicht fett! Nein, der liebe Gott sollte ihnen lieber einen tüchtigen Regen schicken, dann kann er sich seinen Trost, verdammt und verflucht, sparen!"

„Jetzt redest du ja gottslästerlich!" sagte Sankt Peter strenge; — er hatte seinen Herrn bei den Worten des Fischers tief seufzen hören. „Denk doch an deine ewige Seligkeit, Mensch!"

„An meine Seligkeit? Ach, auf die pfeif ich, Väterchen!... Wenn der liebe Gott so ist, daß er die Menschen daliegen läßt, daß sie leiden und sich mehr quälen als Wurmgezücht und aus Todeshunger Ratten und Läuse und ihren eigenen Kot fressen — dann ist er nicht der Mann, für den ich ihn gehalten hab! Und ich sag man bloß, daß, wenn er es fertigbringt, so gegen uns zu sein in der kurzen Spanne Zeit, die wir hier auf Erden leben, — ja, dann kann man ja niemals wissen, was er sich ausdenken mag, um uns da oben in der Ewigkeit zu quälen und zu peinigen."

Sankt Peter zitterte vor heiliger Erregung. Sein Gesicht war zum Zerspringen rot.

Jedoch noch beherrschte er seinen Zorn und sagte sanft ermahnend:

„Laß deine Zunge dich nicht verführen, mein Freund! Vergiß nicht, daß dein himmlischer Vater ein jedes deiner Worte hören kann!"

„So—o? Kann er das? Daran glaub ich übrigens nicht.

Ich denk mir, der liebe Gott muß noch stocktauber sein als meine alte Muhme, da er all das Jammergeschrei und die Gebete nicht hört, die in diesen Tagen zu ihm hinaufgesendet worden. Denn wenn er bloß so viel Herz im Leibe hätt wie ein Hering, denn würd er wohl Mitleid haben mit all dem Elend, das er hier auf Erden angerichtet hat."

„Vermessener!" rief jetzt Sankt Peter und wollte aufspringen — aber der liebe Gott legte ihm die Hand auf den Arm und murmelte sanftmütig:

„Still, Petrus!"

Da sank er wieder auf die Bank zurück und begann leise zu beten.

Nach einer Weile erreichte das Boot das Ufer der Förde, und die beiden Wanderer stiegen an Land.

Der liebe Gott und Sankt Peter folgten einem Steig, der sich quer durch das Land zog, und sie waren noch nicht viele Schritte gegangen, als sie rings um sich herum die Spuren der Zerstörung sahen, die die Dürre und die Hungersnot angerichtet hatten. Auf den kahlen Feldern war auch nicht ein Strohhalm übriggeblieben. Es sah so aus, als wenn Feuerbrände darüber hingegangen wären. Über der lehmfetten Erde lag eine trockene rotbraune Staubschicht, die durch den leisesten Windhauch in wirbelnde Bewegung gesetzt wurde und die Luft mit einem aschenähnlichen Staub anfüllte. Das ganze Land war gleichsam in einen brandroten Nebel gehüllt, durch den die Sonne wie eine blutrote Mondscheibe zu sehen war. Ringsumher auf den Feldern lagen stinkende Kadaver von verrecktem Vieh. Einige waren bereits halb zusammengefallene, von der Sonne gebleichte Skelette, andere lagen, die vier steifen Beine in die Luft gestreckt, da mit aufgetriebenem Magen und leichenhaft grinsendem Maul. Über ihnen flatterten Scharen von großen, stummen Vögeln mit struppigem Gefieder und mattem Flügelschlag.

Man vernahm keinen Laut. Es war, als strecke sich die Erde in dem letzten stummen Todeskrampf. Aus einem entblätterten Wald schleppte sich ein Fuchs auf dem Bauch dahin, die Zunge hing ihm wie ein Ende bleichen Darms aus dem einen Mundwinkel. Drei Schritt kroch er vorwärts, dann schwankte er und fiel — kroch abermals drei Schritt weiter, schwankte und fiel.

Nach Verlauf einiger Zeit gelangten die beiden Wanderer an ein Dorf, dessen Strohdächer der Sonnenbrand ganz weiß gesengt hatte und dessen Teich ausgetrocknet war, so daß der steife Lehm auf dem Boden tiefe, klaffende Risse bildete. Hier begegnete ihnen ein noch fürchterlicherer Anblick. Viele von den Hütten standen leer, und durch die Türen und Fenster verbreitete sich ein entsetzlicher Gestank von den unbeerdigten Leichen, die da drinnen lagen und in den Betten vermoderten. Aus andern Häusern tönte herzzerreißendes Jammergeschrei, Stöhnen und Schluchzen. An einer Stelle lag eine Familie mitten auf der Straße und streckte die matten Hände zum Himmel empor, indem sie um Barmherzigkeit flehte; es waren halbnackte, dunkelbraune Menschenskelette, mit Wunden und Kot bedeckt: eine Mutter mit einem sterbenden Kind an der ausgetrockneten Brust, ein paar Greise und ein junges Mädchen, dessen Kopfhaar die Dürre gänzlich abgesengt hatte.

Als Sankt Peter dies Elend sah und diese flehenden Gebete hörte, schmolz sein Herz, und er wandte sich an seinen Herrn und sagte:

„Lieber Meister! Wende deinen Zorn von diesen Unglücklichen! Höre, wie sie bereuen und beten!"

Aber der liebe Gott starrte mit seinem großen, unergründlichen Blick vor sich hin. Es war, als höre er Sankt Peters Worte nicht — und sie wanderten weiter zwischen ausgestorbenen Häusern und halbverzehrten Menschenleichnamen.

Nach einigem Wandern kamen sie an die Kirche, die ein wenig außerhalb des Dorfes lag und deren eherne Glocken in den letzten Monaten Tag und Nacht geläutet hatten, um die Gnade des Herrn zu erflehen.

Schon vor der Eingangstür sahen sie eine zusammengeströmte Schar von ausgehungerten Elenden, die sich auf Hand und Knie hierhergeschleppt hatten, um in das Heiligtum hineinzugelangen. Innerhalb der Mauern war es bis an den Altar gedrängt voll. Es sah so aus, als wenn alle die fahlen Leichen des Friedhofes aus ihren eingefallenen Särgen herausgestiegen wären und sich in der Kirche versammelt hätten. Aus allen Stühlen streckten sich welke Knochenarme zum Himmel empor. Die Luft unter dem Gewölbe tönte wider von den Anrufungen der Unglücklichen und war gesättigt von dem Gestank ihrer Unreinheit und ihrer Wunden. Nur der Geistliche, der auf der Kanzel stand, und der Küster, der in seinem geschlossenen Stuhl saß und schlief, strotzten vor Fett. Denn der Kirche hatten alle ihre letzte Kanne Most gebracht und ihr letztes Weißbrot geopfert, um Gott milde zu stimmen und seinen Zorn abzuwenden.

Und der Geistliche nahm eine frische Prise, schlug mit der Faust auf die Kanzel und rief:

„Denn ich sage euch, ihr Gottlosen und Frechen! — solange ihr nicht Gott dem Herrn alles gebet, bis zu eurem sündigen Fleisch, soll der Fluch des Ewigen auf euch ruhen — —!"

Aber Sankt Peter jammerte diese Not, und er wandte sich wieder an seinen Meister und sagte:

„Herr! Herr! Erbarme dich doch ihrer! Höre, wie sie bereuen und beten!"

Der liebe Gott aber stand da, als höre er seine Worte nicht, und während der Lärm von den Gebeten der Unglücklichen immer höher unter den Kirchenbogen emporstieg, sah Sankt Peter ein seliges Lächeln über das Antlitz seines Meisters gleiten.

Da entsetzte sich Petrus in seinem Herzen, und er rief: „Herr! Herr! Bist du der Gott der Barmherzigkeit, wie du sagst, — so erzeige hier Barmherzigkeit! Denn sonst glaube ich dir nicht länger und will dir nicht mehr dienen... Horest du nicht, wie sie rufen? Siehst du nicht ihre blutende Reue?"

Da sah der liebe Gott Sankt Peter betrübt an und sagte: „Petrus! Petrus! Jetzt redet ja dein Mund gotteslästerlich wie vorhin der Mund des Fährmanns. Aber diesmal soll dein Wille geschehen — denn deinen Zweifel will ich abwenden, du sollst sehend werden."

Mit diesen Worten verließ er die Kirche, und als sie den Gipfel eines Hügels außerhalb des Dorfes erreicht hatten, erhob der Herr seine Hände — und siehe! — am Horizont stiegen große, schwarze Wolken auf, die Sonnenscheibe wurde verdunkelt, und der Regen strömte herab.

Und der Regen fuhr fort zu strömen — —

Vier Wochen lang strömte der Regen herab auf das ausgedörrte Land.

Da begann es unten längs der Moore zu grünen. Bäche und Flüsse fingen an zu schwellen, und der Wald trieb Knospen. Bald lugte auch das Gras ringsumher aus der fetten Erde der Hügel hervor, die von den Kadavern des Hungertodes gedüngt worden waren; die Lerchen kehrten zurück, Star und Hänfling fingen an zu flöten... als der Herbst kam, stand das ganze Land da und strotzte von einer Reichtumfülle, wie man nie etwas Ähnliches gekannt hatte.

Zu dieser Zeit kehrten der liebe Gott und Sankt Peter gerade in die Gegend zurück.

Überall war man emsig beschäftigt, die reichen Gaben des Himmels einzuheimsen, und auf allen Wegen begegneten den beiden Wandersleuten schwankende Kornfuder mit vollbusigen Schnitterinnen und dickköpfigen Knechten, die auf den Korngarben lachten und schäkerten.

Die Knechte hoben die Branntweinflasche hoch in die Höhe, als sie vorüberfuhren, und schrieen: „Prost, ihr Alten! ... Wollt ihr einen Schluck abhaben?“ Und die Mägde streckten zärtlich die Arme nach ihnen aus und sangen:

„Komm, du Süßer, küß mich warm.
Sieh, ich lieg in deinem Arm!“

Aber aus keinem Munde hörte man den Namen des Herrn nennen, hörte man seine Werke preisen.

„Verstehst du nun, Petrus?“ fragte der liebe Gott.

Sankt Peter antwortete nicht, und sie gingen in das Dorf.

Hier saßen die Frauen draußen auf den Fliesen vor den schönen, neu aufgeführten Häusern, die rundlichen Säuglinge an den milchstrotzenden Brüsten, und tranken Kaffee, klatschten, scherzten und lachten. Mitten im Dorf war ein neuer Krug erbaut mit Kegelbahn, Schaukel und einem großen Tanzsaal, und der Wirt und seine Leute waren eifrig beschäftigt mit den Vorbereitungen zu dem großen Erntefest, das in diesen Tagen hier abgehalten werden sollte. Eine Schar trunkener Männer saß in der Schenkstube und fluchte und zankte.

Nirgends aber hörte man Gottes Namen nennen, hörte man seine Werke preisen.

„Verstehst du nun, Petrus?“ fragte der liebe Gott.

„Herr!“ flüsterte Petrus und senkte den Blick zu Boden.

Schließlich kamen sie an die Kirche, wo die ehernen Glokken gerade die Gemeinde zur Andacht und zur Lobpreisung Gottes riefen. Aber nur ein paar schwangere Frauen und ein Krüppel saßen in den Stuhlreihen und schliefen halb; und der Geistliche, der auf der Kanzel stand, und der Küster, der trübselig in seinem geschlossenen Stuhl saß und nickte, sahen beide ganz gespensterhaft aus in ihrer fahlen Magerkeit.

Und der Geistliche faltete die Hände und seufzte in die leere Kirche hinaus:

„Denn ich sage euch, lieben Freunde — o, meine lieben Freunde! — der Herr fordert nichts, gar nichts von euch. Nur daß ihr ihn nicht vergesset — nur daß ihr seiner gedenket, daß er euer herzlieber, himmlischer Vater ist — —“

Als die beiden Wanderer aus der Kirche herausgekommen waren, sagte der liebe Gott·

„Nun, Petrus?“

Da sank Sankt Peter seinem Meister schluchzend zu Füßen:

„Herr! Herr! Verzeih mir!“

Berechtigte Übertragung von Mathilde Mann

ZWEI GEDICHTE VON ALBERT EHRENSTEIN

Strafe

Kaum im Raum,
und schon für kurze Freuden
mußt ich im Schlafe leiden
wohl einen schwarzen Traum:
ich lag auf meinen Steinen,
wo Weiden Trauer weinen,
und sah vorübertreiben
ein Schiff und einen Baum.
Im Winde ward mir weher,
der Kahn, der kam mir näher,
und starb zum Sarg im Nu.
Schilfmüde trieb er träger,
hinglitt ich selbst zur Ruh;
ich barg mich, sank im Sarge.
Im Wasser — Strich die Spur

AUF DER HARTHERZIGEN ERDE

Dem Rauch einer Lokomotive juble ich zu,
mich freut schneeweißer Tanz der Gestirne,
hell aufglänzend der Huf eines Pferdes,
mich freut den Baum hinanblitzend ein Eichhorn,
oder kalten Silbers ein See, Forellen im Bache,
Schwatzen der Spatzen auf dürrem Gezweig.
Aber nicht blüht mir Freund noch Feind auf der Erde,
ferne Wege gehe ich durch das Feld hin.

Ich zertrat das Gebot:
„Ringe, o Mensch, dich zu freuen
und Freude zu geben den andern!"
Düster umwandle ich mich,
vermeidend die Mädchen und Männer
seit mein weiches bluttränendes Herz
im Staube zerstießen, die ich verehrte.
Nie neigte sich meinem einsam jammernden Sinn
die Liebe der Frauen, denen ihr Atmen ich dankte.
Ich, der Fröstelnde, lebe dies weiter. Lange noch.
Ferne Wege schluchze ich durch die Wüste.

HETTA MAYR: JUDAS

Ich habe aus dem göttlichen Gefäß,
Das schimmernd bei dem Abendmahle kreist
Und das die treuen Elfe gegen Durst
Nach Tageswerk leeren, still und köstlich
Ein heimlich Gift geschlürft. Meines Tages Amt
Treibt nicht den Schweiß; ein heimliches Minieren
Im Dienst der Mächte, die der Weltgeschichte
Die Schienen vor die Füße schmeicheln, sie
Belächelnd, solch Amt entkörpert; meines Aufmerkens

Lebendge Fäden zittern in dauernder Fühlung
Versuchend hab ich diesen Kreis betreten
Redlicher Männer, die in Liebe hängen
An einem Meister und als Glaubens Ausweis
Nachfolgen, wie er führt. Versuchend
Ward ich versucht.
Denn aus dem göttlichen Gefäß, das schimmernd
Beim Abendmahle kreist, hab ich
Ein Gift geschlürft.
Wie nenn ich dich, Gezogensein
In einen Wellentrichter? Hinab
Bin ich gebunden, an Winden zieht herauf
Mein Geist das Rätsel. Geist? Was ist denn Geist,
Seit ich dies Eine bin? Hinunter, herauf,
Versucht, versuchend, ins Herz dem Einen bohrend,
Das Herz dem Einen bietend, nicht zu sicherm Heim,
Zum Sarge, dessen Deckel über den Raub
Sich auf immerdar legt, so wogt Erleben
Und ebbt zum Meister hin. Wie schließe ich dich,
Rabbi, in ewigen Besitz? Taucht oben ein Engelsfittich
Im Himmelsgold her und hin, wohl, leichter Engel,
Freue dich! Sinkst du zum Grau der Erde ab
Und streift dein Gold sich von den Flügeln, Engel, dein Gott
Kann es erneuern. Aber sträubt das Gefieder,
Zergeht die Schwungkraft in der Angst, und fällst du,
Des Schwebens bar, schwer dort hinab, wo du
Leib an Leib gepreßt im Einzelkampf
Mit Jenem ringen mußt, der Satan heißt und der
So dunkel ist wie Gott und Seine unerschöpflichen
Namen und Mienen trägt wie blinde Masken,
Dahinter — weißt du es? — Gott selber lauern
Und dich versuchen kann, so daß dein Arm
Das Schwert zückend gezückt wird um den Hals
Des Feindes liebessüchtig, dann weh!

Weh, Engel, nie läßt dich der Abgrund frei!
Es schmiegt die Einfalt sich dem Tausendfältgen,
Und der ihr aus dem Fittich Kiel um Kiel zieht,
Dem spreitet sie schützend vor ihres Fittichs
Trauernd Bekenntnis.
Seele des Rabbi, hüte dich, du bist
Schimmernd in Einfalt.
Wohl kann der heilge Gott die Seele lösen
Und höhenwärts ziehn. Doch die erschüttert ist, zittert
Auch in goldner Wolke und schlägt die Stirn
Ins göttliche Licht. Allorts denkt sie der Tiefe.
Es hält der Dunkele gefangen
Seine himmlische Braut.
Ich habe an das göttliche Gefäß,
Das schimmernd bei dem Abendmahle kreist,
Meinen Mund gelegt. Nimmer höre ich auf,
Rabbi, dich zu berühren. Einen Kuß
Erdenke ich, Rabbi, der dir, Schmerz ohnegleichen,
Die Kraft verbrennen soll. Und lehnst erschöpft du,
Rabbi, dich,
Wann ich dich küssen werde, in dem Beisein
Getreuer Jünger, an Mich, den Einen,
Der küssend dich verrät, dann werfe ich
Das Leben fort, das kein Erleben mehr,
Nach diesem, für mich findet.

ULI KLIMSCH . FRÜHLING

O daß er wiederkam!
O daß er wieder nahm,
was seinem Duft gehört
und seines Zaubers flüchtgem Wandern.

O daß er wiedergab,
was dir im Grunde wächst
wie Flügel leicht;
in seinem Schoß von dannen nahm,
was schluchzend
und was jubelnd Abschied will.

O daß er nahm,
was wandern mußte,
was treulos scheidend,
tränenbringend,
doch sich so innig liebend
fast verzehrt.

Hinauf! hinab!
wallts auf und weiter,
folgt den Winden,
wo sich viel Ahnung wiegt
und buntes Knospen.
O lebe wohl, du Traum,
und fliehe blühend, Blüte!

Und ihr nur, seufzet nicht!
so: ach und o,
laßt jubeln uns:
O daß er wiederkam!

KARL SCHEFFLER: VOM WUNDERN

Der aus dem Altertum stammende Rat, dem Horaz die Prägung „nil admirari“ gegeben hat, war nach dem Herzen unseres Zeitalters. Sich über nichts wundern, sich einer klugen Skepsis befleißigen und über alles die Erfahrung stellen; das war das Zeichen des Jahrhunderts. Selbst der

Dichter, der Deuter des Zeitgeistes, zuckte mit bitterer Resignation die Achsel und sagte mit allen seinen Werken: so ist das Leben! Es regierte der Verstand, der Begriff; und das Endergebnis solcher Begriffskultur war eben jenes stoische „nil admirari". Dieses Schlagwort ist aus dem Geist einer kritischen Gesinnung gesprochen, es ist die Formel von Praktikern, die zweckvoll wollen, die Formel von Kaufleuten, die den Menschen kennen müssen, weil sie ihn mißbrauchen, von Weltleuten, die jedermann, auch sich selbst, ein wenig verachten, von Genußmenschen, die stets im Materiellen bleiben, selbst wenn sie sich im Moralischen oder Ästhetischen bewegen. Es hat das Wort seinen feinen Wert als Hausmittel gegenüber den täglich wiederkehrenden Angriffen und Gebrechlichkeiten des Lebens, es wirkt günstig als Mittel einer inneren Ökonomie und hat seine Bedeutung für die Diätetik der Seele. Anderseits aber ist der Rat, sich über nichts zu verwundern und immer das Gleichmaß zu wahren, durchaus ein Rat zur Passivität. Er macht nicht produktiv.

Produktiv im höchsten Sinne kann der entgegengesetzte Rat werden: Wundere dich über alles! Darum sollte der Jugend dieses Wort eingeprägt und oft wiederholt werden. Aus dem Wundern entspringt die Ehrfurcht. Wundere dich, daß die Welt ist, wie sie dir vor Augen liegt, ja daß sie überhaupt da ist und daß du selbst da bist, sie wahrzunehmen und zu fühlen. Wundere dich über das geheimnisvolle Leben deines Körpers und deiner Seele, wundere dich über die Erlebnisse deiner Sinne und sodann auch darüber, daß du die Fähigkeit hast, dich zu wundern. Vom Wundern gelangst du zur Bewunderung, und das ist die Pforte zu allem, was groß ist. In der Fähigkeit sich zu wundern liegen die Wurzeln des Glaubens und der Religion, der Philosophie und der Künste; es liegt darin überhaupt der Ursprung jedes schöpferischen Gedankens. Wo immer

Großes geschaffen worden ist, da haben sich die Menschen zuerst über das Leben verwundert. Aus diesem Quell stammt alle echte Originalität, alle schöpferische Naivität. Willst du reicher im Innern werden und glücklicher, so versuche zu empfinden, als seiest du eben von einem andern Planeten auf die Erde herabgefallen und sähest nun zum erstenmal, ganz unbefangen und mit tiefem Erstaunen dem Erdentreiben zu. So wird sich dir das Wesentliche enthüllen. Versuche in allem vom Wissen um das Wesen der Dinge abzusehen — es drängt sich dir ja ohnehin auf —, von der erlernten Bildung und vom empirischen Begriff, laß die Erscheinungen ganz unvoreingenommen auf dich wirken, und du wirst seltsame, aufschlußreiche Sensationen erleben. Dieses ist die Tugend der Einfalt, von der die Weisen aller Länder predigen. Blicke auf deine Umgebung, als ob du aus tiefem Schlaf plötzlich erwachtest, und sie wird dich mit einem rätselhaften Blick ansehen. Schaue mit dieser naiven Verwunderung auf das Kleine und Große, auf die lebenden und die toten Dinge, auf das, was die Menschen schön, und auf das, was sie häßlich nennen, und während du dich verwunderst, nimm dich selbst heimlich wahr — so werden dir neue Wahrheiten offenbart werden. Oder es werden dir alte Wahrheiten wie etwas Neues erscheinen. Du wirst die Künstler verstehen und ihre Werke. Die Dinge werden unwirklich erscheinen, wie Ideen der Natur, und doch auch mit einer neuen starken Wirklichkeit; sie alle werden umgeben sein vom Geheimnis des kosmischen Lebens, wie von einer zauberhaften Atmosphäre, sie werden symbolisch erscheinen und in einer fast erschreckenden Weise doch mit Eigenleben erfüllt sein. Dem sich wundernden Auge gibt es kaum noch schön und häßlich, weil ihm gestaltende Fähigkeiten innewohnen, weil es die Kraft hat, eine allgegenwärtige Schönheit voller Bedeutung und Ausdruck zu schaffen.

Ein Maler ist vor allem dann genial, wenn er mehr als andere die Fähigkeit hat, sich zu verwundern, und wenn er dieses Erleben unmittelbar in Formen verwandeln kann. Was aber vom Auge gilt, das gilt von allen Sinnesorganen. Jede sinnliche Wahrnehmung kann ein jungfräuliches Gefühl und in der Folge eine neue Erkenntnis zeitigen. Wie durch das Auge, so kann man sich durch das Ohr, durch die Tastempfindungen und mittels des Geruchs über das alte und ewig neue Geheimnis des Lebens verwundern. Am stärksten ist die Sensation, wenn wir mit unserem ganzen Wesen beteiligt sind, wenn der Mensch, zum Beispiel, dem Menschen gegenübersteht und eine Seele die andere berührt. Alle große Dichtkunst weist zurück auf dieses Erlebnis, auf ein Betroffensein, auf eine Bestürzung über das Wunder „Mensch", alle Weisheit beruht auf einem solchen Verhältnis zum Leben und letzten Endes auch alle geniale Tatkraft. Es kommt daher, weil im Zustande der Verwunderung das Wesentliche wahrgenommen wird, der Lebenskern, woraus alles weitere sich ergibt. Alle folgenreichen Erfindungen und Entdeckungen gehen letzten Endes, so sehr sie auch oft die Endergebnisse logischer Begriffsarbeit zu sein scheinen, auf einen jähen ersten Eindruck, auf ein ursprüngliches Gefühl der Verwunderung zurück — vom fallenden Apfel, der Newton zur Erkenntnis des Gravitationsgesetzes brachte, bis zu den Aderlässen auf der Reede von Surabaya, die Julius Robert Mayer das Gesetz von der Erhaltung der Kraft finden ließen. Man erzählt von einem Inder, der dem Flug eines Reihers zusah, daß er plötzlich, wie vom Blitz getroffen, niedergestürzt und als ein Prophet wieder aufgestanden sei. Und was anders als ein jähes großes Wundern ist es gewesen, wodurch Saulus zum Paulus wurde. Offenbarung ist im Wundern, weil der sich Verwundernde nicht zweckvoll will, sondern weil er zweckfrei dasteht und abwartet, was Gottes Werk ihm zu sagen hat. Diese stolz bescheidene Zweckfrei-

heit ist an sich schon eine Form der Frömmigkeit. Nicht nur im dumpfen Staunen des Naturmenschen ist werdende Religion, sondern auch im intelligenten Wundern des Kulturmenschen. Es liegt darin keimhaft ein mächtiges Vertrauen zur Tiefe des Lebens, zur Allmacht der Schöpfungskraft, und zugleich die Einsicht in die Bedingtheit des Ich. Darum ist der sich Verwundernde in einem höchsten Sinne Optimist; er kann sich kaum verständigen mit dem weltklugen Verkünder des „nil admirari". Vor diesem hat er einen unendlichen Vorteil voraus: er kann dessen Wahlspruch zeitweise aufnehmen, wenn der Alltag es fordert, weil das Höhere ohne weiteres das Tiefere in sich begreift; darüber hinaus aber verkündet er eine Lehre, die ihren Anhängern etwas wie ewige Jugend verheißt, die das Glück vertieft und die Leiden ertragen lehrt, die den Menschen fähig macht, sich selbst aufs stärkste zu fühlen und doch von sich selber unabhängig zu werden, die Lehre: nil non admirari.

ZWEI GEDICHTE VON LUDWIG STRAUSS

Sturmfeier

Über den talumschweifenden Hügeln,
Auf weiß und grauer Wolken Gestuf,
Gülden rollt über runden Stürzen
Das eisige Festlicht.
Wilder Odem schüttelt den Himmel,
Ums Feuer der Mitte
Das in sich treibende Blau.
Frei wogt der staubige Boden,
Die Pappeln greifen leicht in den Raum.
Von silbernen Rossen erhallts
Durch die harten Wege der Erde.
Straff rag ich, die Zügel umspannt

Mit reglosen Fäusten,
Im pfeilgrad eilenden Wagen des Sturms.

BUND

Dies Bild für ewig: lichtlos klare Stube;
Im festen Umriß aller Dinge steht
Das offenbare Herz. Verwachsner Wurzeln
Gewiß in Trennung oder in Verschlingung,
Zwei Bäume, steigen unsre Körper
Auf einer Bank, für sich und in den Händen
Sich rührend, Blick geht völlig still um Blick.
Wir brauchen nicht zu sehnen, nur zu schaun:
Denn nun erscheint es ernst im reinen Raume
An unsern Leibern, daß wir eines sind.

STEFAN ZWEIG: NIETZSCHE UND DER FREUND

Die Briefe an Franz Overbeck führen hinab in eine der großartigsten und zugleich grauenvollsten Landschaften der Seele: in die feurig frostige Einsamkeit der letzten Lebensjahre Friedrich Nietzsches. Die fünfzehn Jahre dieser äußersten Einsamkeit wahrhaftig darzustellen, wird zu gefährlicher und fast schmerzhafter Aufgabe für die Phantasie, denn im Raumlosen muß sie die Tragödie entwickeln, dies Monodram ohne andere Szenerie, ohne andere Akteure als den einsam leidenden Menschen. Im allgemeinen ist die Menschheit, wenn es sich um ihre Heroen handelt, nicht geneigt, die Nüchternheit des Elends zu dulden und sich die Banalität der Umstände zu vergegenwärtigen, die im letzten Sinne der Scheitelpunkt des Furchtbaren für den genialen Menschen sind. Sie erfindet lieber eine Legende für die Geschichte, sie poetisiert das Grauen, um ihm selbst im Nachfühlen zu entweichen, sie idealisiert ihre Helden, um ihre

Größe bequemer zu begreifen. So ist es auch seit etwa zwei Jahrzehnten Gewohnheit der deutschen Touristen geworden, wenn sie durchs Engadin streifen, den gut gekiesten Spazierweg nach Sils Maria zwischen Mittagbrot und Abendbrot zu machen, um ein wenig dort seine Einsamkeit zu beschauen, Nietzsches Einsamkeit, in der unter hochgewölbtem Sternenhimmel, das Antlitz zu den vergletscherten Bergen gewandt, tausende Meter über dem Meere, er seinen „Zarathustra" und seine „Umwertung aller Werte" geträumt. Schauernd sehen sie die erhabene, überirdisch schöne Landschaft als den wahren und ihrem Gefühl gemäßen Schauplatz titanischer Kämpfe an und ahnen nicht, die Guten, wie sehr sie durch diese Poetisierung und Heroisierung die unerhörte innere Tragik in Nietzsches Wanderjahren vermindern. Denn dieser Gott, trunken von Einsamkeit, der hier, selig erhaben über niederes Gewühl, abseits vom Lärm den Nachtgesang Zarathustras gleichsam aus den Sternen des hier ewig klaren Himmels in sich niederklang, ist Nietzsche nie gewesen, das zeugen seine Briefe, sondern ein viel Größerer, und seine Einsamkeit eine viel gewaltigere, weil sie eine viel kläglichere, viel unpoetischere, viel banalere und eben darum viel heroischere war. Sie war Einsamkeit eines kranken, halbblinden, magenleidenden, nervösen, aufgereizten Menschen, der durch ein Jahrzehnt in einer rasenden Flucht vor sich selbst und der Welt durch hunderte Hotelzimmer, Chambres garnies, kleinbürgerliche Pensionen, Dörfer und Städte hetzt, Jäger und Wild zugleich, immer am Werke zwischen den Peinigungen der Nerven. Nirgends in den Briefen, von denen die vielleicht schönsten, weil die intimsten, die an Overbeck, als letzte veröffentlicht worden sind, ist etwas von der halkyonisch freien Rast jener Landschaft zu finden, die der gute Bürger als seine Einsamkeit beschaut. Alle Ruhe ist bei ihm nur episodisch, alles Glück nur ephemer. Bald ist er in Lugano, bald in Naumburg, in

Algula, dann wieder in Bayreuth, in Luzern, in Steinabad, in Chillon, in Sorrent, dann meint er wieder, die Bäder von Ragaz könnten ihm von seinem schmerzhaften Selbst helfen, die heilkräftigen Wasser von St. Moritz, die Quellen von Baden-Baden ihn begnaden, dann sucht er wieder Interlaken auf und Genf, die Kuranstalt zu Wiesen. Einen Augenblick ist es dann das Engadin, das er sich entdeckt als Befreiung, als wesensverwandt, dann muß es wieder eine Südstadt sein, Venedig oder Genua, Mentone oder Nizza, flüchtig versucht er es mit Marienbad, bald strebt er den Wäldern zu, bald dem reinen Himmel, bald meint er, daß nur kleine heitere Städte mit guter Kost ihm Ruhe geben könnten. Zur Wissenschaft wird ihm die Wanderschaft; er studiert geologische und geographische Werke, um nur irgendeine Zone, ein Klima zu finden, eine Menschheit, die ihm gemäß sein könnte. Barcelona ist in seinen Plänen und sogar die Hochebene von Mexiko, von der er Ruhe von seinen Nerven erhofft. Aber immer ist die aufreizende Einsamkeit um ihn, ob er sie will oder nicht, ob er sie sucht oder flieht, immer stößt sie ihn wieder fort in neue Einsamkeiten, und schließlich auf in jene letzten, wo schon die gemeinen Grenzen des Wesens, Raum und Sprache, unfühlbar sind und alles gleich kalt und gleich schaurig wird, eine Polarlandschaft frostiger Dämmerung, öde und menschenfremd und voll eines geheimnisvollen Dunkels, über das endlich das rote Nordlicht des Wahnsinns sich hebt.

Wegwerfen muß man also, ehe man von seiner Einsamkeit spricht, die bequeme, gefällige, poetische Vorstellung der Einsiedelei von Sils Maria, zerbrechen aber auch, ehe man des Wandernden Bild sich vor den Blick stellt, die legendäre Vorstellung seines Wesens, das durch die geläufigen Büsten und Bilder ins Monumentale und Dämonische gesteigert oder eigentlich gemindert worden ist. In diesen Briefen wie in allen seinen Lebensdokumenten tritt

er nirgends hervor, wie er auf seinen kolossalischen Büsten gebildet ist: als der hochaufgereckte, stark ausschreitende Hüne mit der wuchtigen freien Riesenstirn, den kühnen Augen unter den buschigen Augenbrauen und dem mächtigen Vercingetorix-Schnurrbart über dem trotzigen Mund. Will man ihn wirklich verstehen, so muß man die körperlichen Maße mindern und sich nicht scheuen, ihn in menschlicheren Formen zu sehen. Diese kühnen Augen unter den gewölbten Augenbrauen, sie waren in Wirklichkeit trübe Lichter, sehschwach, tränend von jeder Anstrengung des Lesens, durch keine noch so scharfe Brille jemals zur vollen Lichtkraft zu beleben. Nur mechanisch schrieb die Hand, kaum konnte das Auge ihr folgen. Lektüre von Briefen war dem Halbblinden schon Qual und die Schreibmaschine ihm eine der kostbarsten Gaben Amerikas an die Alte Welt, weil er darin eine neue Möglichkeit des Ausdrucks erblickte. Hinter der hohen marmornen Stirn war in Wahrheit ein hartes Hämmern der Schlafen, ein Zucken brennender Schmerzen, Flackern ewiger Wachheit, ein entsetzliches Schlaflossein, das er vergebens mit immer starkeren Dosen von Chloral zu betäuben versucht. Alle Organe sind erschüttert durch eine steigende Überempfindlichkeit der Nerven, jeder Irrtum in der Kost reizt seine empfindlichen Gedärme, tagelanges Erbrechen ist keine Seltenheit, jeder Wechsel der Atmosphäre, jeder Druck der Luft, jede Wandlung des Wetters wird zur Krise seiner Produktion. Wie der Himmel im April wechseln die Stimmungen in dem quecksilbrig empfindlichen Körper, sie springen von wilder, fast kranker Heiterkeit plötzlich nieder in schwärzeste Melancholie, alles ist Nerv an ihm, und Nerven fühlen heißt Schmerz fühlen. Furchtbar ist diese Abhangigkeit des Nervenmenschen von den Zufälligkeiten seines Körpers und um so furchtbarer, weil dieser Einsame selten oder fast nie durch Umgang mit Menschen abgelenkt wird, sie zu beobachten,

weil er ständig die zitternde Magnetnadel, die Bussole seines Empfindens, in Händen hält, und siebenfach furchtbar, weil diese inneren Empfindlichkeiten durch äußere Unbequemlichkeiten seines kleinbürgerlich gedrückten und verengten Lebens ständig gesteigert werden. Nur Dostojewskis Flucht in den gleichen Jahren, durch gleiche Fremde, gleiche Armut, gleiche Vergessenheit, kennt noch diesen Paroxysmus des anonymen Leidens, und während außen an der Oberfläche der Zeitgeschichte buntbewegtes Jahrmarktstreiben von Künsten und Wissenschaften sich trollt und rollt, leiden einsam in den furchtbaren, bisher unerforschten Hintergründen billiger, schlecht möblierter Hotelzimmer, arm gedeckter Pensionen diese beiden größten Genies der zweiten Jahrhundertshälfte. Den Dionysos der Werke, den Künder des Lebens, birgt hier wie dort die hagere Gestalt des siechen Lazarus, der täglich hinstirbt in Schmerzen und den vom Tode immer wieder nur der Gott erweckt. Hier wie dort muß man erst die sieben Höllenkreise der Verlassenheit durchschreiten, um zur letzten, zur wahrhaften zu dringen.

Diese letzte Einsamkeit Nietzsches hat keine Zeugen mehr gehabt, keine Gespräche und keine Begegnungen; nur Schreie, Aufschreie zucken her aus dem Dunkel in die Ferne, und diese Schreie seiner Hoffnung und Qual sind diese Briefe. Erst sind es nur kleine Spannungen des Gefühls, kleine Unbequemlichkeiten des Körpers, die sie entlocken, mählich und mählich wird es aber die ganze Atmosphäre, die fremde, wortstille, frostkalte Luft der Einsamkeit, die auf ihn drückt wie ein metallener Himmel, wird es die ganze Welt, die sich in Widersinn und Qual verwandelt. Schreitet man diese Briefe mit von Jahr zu Jahr, so spürt man, wie es immer dunkler und öder wurde um ihn, gleichsam in eine Höhle steigt man aus heller Welt hinab. Im Jahre 1871, als diese Wanderschaft von Basel beginnt, als der junge Professor, der im Deutsch-Französischen Kriege sich eine ernstliche

Krankheit geholt, zum erstenmal Heilung im Süden sucht ist sein Leben noch tausendfach verflochten mit Hoffnungen und Menschen, noch umleuchtet von den Feuern regen Zuspruches und frühen Erfolges. Auf der Universität ist er einer der beliebtesten und umstrittensten Lehrer, seine ersten Schriften haben ihn zum Mittelpunkt lebhaftester Diskussionen gemacht, dem größten Menschen seiner Zeit, Richard Wagner, steht er näher als irgendeiner in Deutschland, eine junge Philologie erkennt in ihm den Beginner und freudig schon einen Führer. Der Bruch mit der Baseler Universität reißt die ersten Fäden ab, die Fremde vermag keine neuen zu spinnen. Jeder Schritt, den er nun vorwärts tut, macht ihn einsamer, jedes Buch, das er veröffentlicht, schleudert ihn gleichsam noch mehr aus der zeitgenössischen Literatur heraus, als es ihn ihr verbindet. Der Bruch mit Wagner beraubt ihn nicht nur des „vollsten Menschen", den er je gekannt, des einzigen, der mit genialem Scharfblick in dem vierundzwanzigjahrigen Philologen das außerordentlichste Phänomen seiner Zeit wittert, sondern reißt mit einem Ruck auch die Hälfte seiner Beziehungen ab. Wer ihn durch Wagner gekannt, verläßt ihn um Wagners willen; die noch übrigbleiben, behandeln ihn mit Vorsicht und einer gewissen Eingeschränktheit des Vertrauens. Wieder zwei Jahre, und wieder bröckeln Beziehungen ab, seine Schwester, die ihm noch ein Gefühl der Heimat geboten, fährt in überseeische Länder ihrem Manne zu folgen, die Vegetation von Interesse, die immer spärlicher seine Werke umwucherte, friert nun ganz ab an der Unerhörtheit seiner letzten Schöpfungen. Und während sonst von dichterischen und neuartigen Werken ein seltsamer Magnetismus ausgeht, eine geheimnisvolle Kraft, verwandte Wesen anzuziehen, wirken die seinen polar, sie stoßen befreundete Elemente ab. Noch einmal, um die Wende des vierzigsten Jahres, auf der Höhe des Schaffens, wendet er sich gleichsam um und breitet neuen Freunden die Arme entgegen

O Lebens Mittag! Zweite Jugendzeit!
O Sommergarten!
Unruhig Glück im Stehn und Spähn und Warten!
Der Freunde harr ich, Tag und Nacht bereit,
Der neuen Freunde! Kommt! Es ist Zeit! Es ist Zeit!

Aber der Baum seines Lebens belaubt sich nicht mehr. Es ist zu spät. Noch treten gelegentlich Beziehungen heran, aus der Ferne gewitterts vom zukünftigen Ruhm, Brandes, Strindberg, Hippolyt Taine rufen her, die ersten Erkenner. Aber zu fern sind sie, zu abseitig schon, um in dieses seltsame Leben einzuwirken, das innen verbrennt und außen vor Frost vergeht. Von Hotel zu Hotel tappt des Halbblinden Wanderschaft, von Meer zu Stadt, von Alpe zu Tal, aber immer nur von Einsamkeit zu Einsamkeit, und wie dann endlich die innere Hitze das umfrostete Gefäß seines Körpers sprengt und in Turin die Tobsucht ihn überfällt, ist keiner der Freunde zugegen. Einsam verbrennt dieses herrliche Gehirn.

Nur einer ist da, ein einziger immer da von jenem Tage, als Nietzsche vom philologischen Katheder zu Basel herabsteigt, ist immer da, aus der Ferne, aus seiner Sicherheit den Wanderer mit Blick und Gefühl begleitend, der Treueste der Treuen, Franz Overbeck, dessen Briefwechsel mit Nietzsche nun zum erstenmal vollständig zutage tritt. Ein jahrelanger und durchaus noch nicht ganz beschwichtigter Zank der Herausgeberschaft hat zur Folge gehabt, daß diese Briefe ganz steril herausgegeben wurden, ohne daß eine einführende Darstellung über Entstehung und Form dieser Freundschaft belehrte und man nichts über Overbeck erfährt, als was man sich aus diesen Blättern herauszulesen vermag. Aber vielleicht ist das besser so, denn gerade in dieser Anonymität seines Wirkens offenbart sich seine persönliche, seine rein menschliche Art ungleich glücklicher. Nicht den Philologen spürt man, den Kollegen, den Professor, den Schriftsteller in Overbeck,

nichts von jenem Teil seines produktiven Wesens, das für sich selbst und die Welt wirkte, sondern nur jenen anderen verborgenen Teil, der hier wesentlicher ist: die Hingabe, die Freundschaft. Nicht der Meister ist er Nietzsche gewesen wie Richard Wagner, nicht der Junger wie Peter Gast, nicht der Geistesgenosse wie Rohde, nicht der Blutgebundene wie die Schwester, nichts, nichts als der Freund, aber der Freund, der in diesen einen Begriff alle hohe und niedrige, alle große und kleine Tätigkeit des Vertrauten vereint. Alles ist er für Nietzsche: der Postmeister, der Kommissionär, der Bankier, der Arzt, der Vermittler, der Nachrichtenbringer, der ewige Tröster, der sanfte Beruhiger, immer zur Stelle, durch nichts zu verwirren, aufgetan für das, was er vom Wesen dieses Außerordentlichen zu verstehen vermag, und ehrfürchtig auch vor dem Inkommensurablen, das auch seine Freundesliebe sich nicht zu errechnen weiß. Er ist der einzige Punkt Beständigkeit in der schwankenden Existenz Nietzsches, auf den er immer mit Sicherheit die Blicke richten kann, und wie aus einem tiefen Aufatmen der Dankbarkeit klingt einmal das heiter glückliche Wort seines Gefühls: „Mitten im Leben war ich vom guten Overbeck umgeben."

Ihm schreibt Nietzsche alles, und auch das Kleinste seiner Körperlichkeit, das er vor anderen vielleicht schamhaft verbirgt, alles schreit er ihm entgegen, die kleinsten häuslichen Sorgen vertraut er ihm an, jede schlaflose Nacht, jeden verregneten Tag, alle die wirren und krausen Peripetien seiner Krankheit. Bulletins sind die Hälfte seiner Briefe und die anderen jene furchtbaren Schreie der Verzweiflung, die einem noch nach Tagen in der Seele gellen. Entsetzlich sie zu lesen, denn wie ein Blutsturz brichts oft heraus: „Ich begreife gar nicht mehr, wozu ich auch nur noch ein halbes Jahr leben soll", oder „ich muß mir eine neue Geduld erfinden und mehr noch als Geduld", oder „ein Pistolenlauf ist jetzt für mich die Quelle relativ angenehmer Gedanken".

oder der schneidende Selbstzuruf: „Mach dirs doch leichter: stirb.“ Und zwischen diesen Ausbrüchen kleine irdische Sorgen. Er klagt über einen Ofen, der ihm in Genua fehlt, er bittet um eine besondere Sorte Tee, von der er weniger Unbequemlichkeiten erhofft, alles, was ihn drückt und bedrängt, wirft er im Wort hinüber zum Freunde. Unablässig häuft er sein ganzes Bündel von Qualen und Entbehrungen dem Empfinden des fernen Freundes auf, rücksichtslos und doch wieder mit feinstem Taktgefühl das Peinliche erkennend, mit dem er ihn bedrückt, und rührend ist dann seine vorsichtige und doch der Verneinung gewisse Frage: „Nicht wahr, ich bin auf die Dauer ein lästiger Kamerad?“ Und wirklich, in all den fünfzehn Jahren Ferne, die nur von gelegentlichen Begegnungen unterbrochen wird, verliert Overbeck nichts von der „milden Festigkeit“, die Nietzsche an ihm mit immer neuer Ergriffenheit rühmt. Die kleinste Klage hört er teilnehmend an, die wirrste Verzweiflung sucht er zu mildern durch klugen Trost, auch das Überschwenglichste nimmt er von diesem Menschen für wahr, ohne es durch kleine Zweifel herabzumindern, nie erbittert er den Gereizten durch Widerspruch, nie vertröstet er ihn mit Phantomen. Eine ruhige, zärtliche, angenehme, nüchterne Heiterkeit strömt von seinen Briefen aus, und man spürt gerade aus der Verschiedenheit des Rhythmus, aus dem Gegensatz zu der sprudelnden, aufspringenden, brennheißen Mitteilsamkeit Nietzsches, wie tröstend seine sanfte Beharrlichkeit dem Verlassenen sein mußte. Er besorgt die kleinen Spezialitäten, die der gereizte Magen des Freundes nötig hat, unermüdlich, rastlos erfüllt er seine Wünsche, verwaltet sein Vermögen, und seine Bitten betreffen nie sich selber, sondern immer nur den Freund. Sie sind zärtlich wie die einer Mutter, wenn er schreibt: „Friere nicht ohne Not und nähre Dich nicht schlecht.“ Sie sind vorsorglich wie die eines Vaters, wenn er ab und zu einen

kleinen Ratschlag für die Besserung seines Zustandes ihm zu geben wagt. Ein einziges Mal nur versucht er, das tiefste Leiden Nietzsches bei der Wurzel auszugraben, ihn loszureißen aus der Einsamkeit, die ihn verstrickt und bedrückt, die ihn verbrennt und erfriert. Ganz vorsichtig, gleichsam mit Watte umwickelt, reicht er ihm den Vorschlag hin, einen Lehrberuf zu ergreifen, freilich keinen akademischen mehr, sondern etwa den des Deutschen an einer höheren Schule. Und wunderbar: Nietzsche, der sonst gegen Ratschläge taub ist und höhnend bei anderer Gelegenheit schreibt, „man möge doch dem Laokoon zureden, seine Schlangen zu überwinden", und in diesen Briefen einmal gelegentlich das prachtvolle Aphorisma prägt: „Der Leidende ist eine wohlfeile Beute für jedermann, in bezug auf einen Leidenden ist jeder weise" — er beantwortet ruhig und geduldig diesen Vorschlag, den er bei weitem das Akzeptabelste nennt, das ihm neuerdings gemacht wurde. Er erkennt, was der Freund mit dieser Lockung will, fühlt den tiefen Sinn dieser unscheinbaren Wiederkehr und fügt nur skeptisch bei: „Warten wir erst noch den Zarathustra ab: ich fürchte, keine Behörde der Welt wird mich danach noch zum Lehrer der Jugend haben wollen."

Aber jede Freundschaft mit Nietzsche hat noch eine letzte Probe zu bestehen, die Probe, an der fast alle anderen zerbrachen: die seiner Werke. Es ist seltsam zu sagen: auch diese Freundschaft besteht fünfzehn Jahre nicht **durch** die Werke Nietzsches, sondern eigentlich **trotz** ihrer, und Nietzsche spricht es selbst einmal wörtlich aus. „Es ist sehr schön, daß wir einander in den letzten Jahren nicht fremd geworden sind, auch durch den Zarathustra nicht." Auch durch den Zarathustra nicht! So gewohnt war Nietzsche, daß seine Werke alle abstießen von ihm, die ihn liebten, und tatsächlich ist auch zwischen Nietzsche und Overbeck die literarische Produktion Nietzsches eher eine Belastungs-

probe als eine Förderung ihrer Freundschaft. Overbeck vermag nie recht auf die gewaltigen Schöpfungen mit rechtem Enthusiasmus einzugehen, er hat innere moralische Widerstände, und die beiden, die sich sonst frei und offen, in inniger Zärtlichkeit gegenüberstehen, hier weichen sie einander vorsichtig aus und biegen Auseinandersetzungen ab. In einer tiefen Angst, immer zitternd, ihn damit zu verlieren, reicht Nietzsche dem Freunde ewige Bücher dar und schreibt bei einem, gleichsam bettelnd: „Alter Freund, lies es von vorn nach hinten und laß Dich nicht verwirren und entfremden. Nimm alle Kraft zusammen, alle Kraft Deines Wohlwollens für mich, Deines geduldigen und hundertfach bewahrten Wohlwollens. Ist Dir das Buch unerträglich, so vielleicht hundert Einzelheiten nicht." Er entschuldigt sich, so Ungewöhnliches zu schreiben: „Man soll jetzt nicht schöne Sachen von mir erwarten, so wenig man einem leidenden und verhungernden Tier zumuten soll, daß es mit Anmut seine Beute zerreiße." Und mit prachtvoller Klarheit entschuldigt sich wieder Overbeck, die Werke nicht ganz zu verstehen, wenn er offen schreibt: „Ich lege noch gar nicht meinen Maßstab als Versenkten an, wenn ich außerstande zu sein erkläre, mich in Deine Schriften, wie sie erforderten, zu versenken." Er sucht nicht durch literarische Floskeln diese innere Fremdheit zu beschönigen, lieber wehrt er ab. Er beschwätzt nicht die Werke, er dankt dafür, ehrt ihren Schöpfer und bleibt ihm treu. Er bleibt der Freund und damit der Wichtigste für den Einsamen.

Manchen wird es enttäuschen, daß in diesem Briefwechsel die Äußerungen über Nietzsches Werke darum so ganz monologisch, so ganz einseitig sind, daß nur immer Nietzsche sie erklärt, ankündigt und paraphrasiert, ohne daß kaum jemals von Overbecks Seite anders diesen Expektorationen erwidert wird als durch flüchtigen Dank, bescheidenen Respekt und vorsichtige Bewertung. Manche werden sich

vielleicht dadurch geneigt fühlen, Overbeck als einen Minderwertigen und Unverständigen zu empfinden, weil diese Werke, die für uns entscheidende geworden sind, sich ihm nicht unmittelbar und in ihrer ganzen Gewalt und Bedeutung auftaten. Aber wir von heute, die wir Nietzsche als eine Einheit und seine Werke als geschlossenes Geschehnis empfinden, sind vielleicht schon unfähig, zurückzuverstehen, wie phantastisch, wie einsam, wie abrupt, wie gefährlich, wie unverständlich in ihrer Einzigkeit solche wie Meteore in die flaue Zeit stürzende Bücher damals gewirkt haben, wie überdies seine Ankündigungen in diesen Briefen sie von vornherein dem Freunde noch schreckhafter gemacht haben mögen. Wenn er schreibt: „Mir ist zum erstenmal heute ein Gedanke gekommen, der die Geschichte der Menschheit in zwei Teile spaltet", oder ankündigt: „Zarathustra ist etwas, das kein lebendiger Mensch außer mir machen kann", oder mit prophetischem Geiste sagt: „Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welch furchtbare Entscheidung mein Wesen sich dreht, an welches Rad von Problemen ich gebunden bin, daß sich eine Katastrophe vorbereitet, deren Namen ich weiß, aber nicht aussprechen werde", so ahnt man wohl mit Schauer die Angst, die Beklemmung, mit der ein Freund ein so verkündetes Buch zu Händen nehmen mochte. Aber dennoch hält Overbeck treulich fest und Nietzsche an ihm. Immer und immer wieder dankt er Overbeck in klingenden Worten „für die unwandelbare Treue, die Du mir in den härtesten und unverständlichsten Zeiten meines Lebens erwiesen hast. Wenn ich Richard Wagner ausnehme, so ist mir niemand mit dem Tausendstel von Leidenschaft und Leiden entgegengekommen, um mich mit ihm zu verstehen".

Richard Wagner: das ist und bleibt trotz allem und allem für Nietzsche noch immer das äußerste Maß, das er an Menschen kennt, es ist trotz allem und allem das höchste Lob.

das er im Menschlichen zu verleihen weiß. Und tatsächlich bedeuten mit den Briefen an Richard Wagner und jenen an seine Schwester diese Dokumente an Overbeck auch die Höhepunkte von Nietzsches Innigkeit und geistiger Vertraulichkeit. Wunderbare Weite des Gefühls ist in ihnen aufgetan, eine dramatische Wucht der Entwicklung, wie sie unsere neuere Zeit seitdem nicht wieder gekannt. Kein literarischer Mißton, kein philologisches Geplauder dämpft den hohen, hellklingenden Ton, der sich hier mit strahlender Sprachreinheit über dreihundert Briefe spannt, immer weiter schwingend, immer gläserner, kristallener und schärfer, immer zarter und voller zugleich, bis dann plötzlich, mitten in einer angefangenen Zeile, die Saite schrill abspringt und der Niedersturz des gewaltigen Gehirns mit dem Bewußtsein der Welt auch diese Freundschaft zerschlägt.

FELIX BRAUN: ABENDGANG

Wolke, himmlisch hergehaucht,
Blasse Berggestalt umschweifend
Weißlich wallend, hanghinstreifend,
Bis entgegen, flußenttaucht,
Nebelschimmer aufwärts raucht.

Schreitend durch das Abendtal,
Ach, mit immer schwererm Gange, —
Warum wird mir denn so bange?
„Kindheit," seufz ich, „noch einmal!"
Fern blinkt Licht mit stillem Strahl.

Fremder Schritt herüberhallt.
Abendgruß aus Bauernmunde.
Golden klirrt die Zahl der Stunde.
Und ich stehe, müd und alt.
Hoch der Mond schwebt aus dem Wald.



Oftmals habe ich nachgedacht über die Ursache des Mißgeschickes und des Glückes der Menschen, und wie beides bedingt ist durch die Art ihres Sich-Abfindens mit den Zeitverhaltnissen . . . Denn ein Mann, der, an eine bestimmte Art des Handelns gewöhnt, sich niemals ändert, muß notwendig untergehen, wenn die veränderten Zeitläufte mit seiner Art nicht mehr im Einklange sind.

Große Menschen bleiben in jeder Lebenslage sich selber gleich. Sie ändern sich nicht, mag das Glück sie erheben oder niederwerfen, sondern behalten ihren festen Sinn, der so eng verbunden ist mit ihrer Art zu leben, daß jedermann leicht erkennt, das Schicksal habe keine Macht über sie. Anders betragen sich schwache Menschen, die, aufgebläht und berauscht vom Glück, alles Gute, dessen sie sich erfreuen dürfen, Fähigkeiten zuschreiben, die sie niemals kannten. So werden sie ihrer ganzen Umgebung unerträglich und verhaßt, wodurch eine plötzliche Änderung ihres Loses entsteht. Sobald sie dieser ins Antlitz schauen, fallen sie augenblicks in den anderen Fehler und werden feige und erbärmlich

Das Leben, wie es einmal ist, hat mit dem Leben, das man führen sollte, so wenig gemein, daß jemand, der um dessentwillen, was man tun müßte, außer acht läßt, was wirklich geschieht, eher auf seinen Untergang als auf seinen Schutz bedacht erscheint. Denn wer allerwegen den Adel seiner Gesinnung erweisen möchte, muß unter der Menge der niedrig Gesinnten notwendig zugrunde gehen.

Die Menschen verwinden rascher den Tod ihres Vaters als den Verlust des väterlichen Erbes.

Oft erreicht man mit weniger Kosten und Gefahren sein Ziel, wenn man ihm scheinbar den Rücken kehrt, als

wenn man es hartnäckig mit Anspannung aller Kräfte verfolgt.

Aus keiner Gefahr rettet man sich ohne Gefahr.

Die Herrschaft eines Fürsten entartet leicht zur Tyrannis, das Regiment einer Optimatenpartei wird leicht zur Oligarchie, aus der Demokratie entwickelt sich unschwer die Zügellosigkeit ... Deshalb mieden, solche Mängel vorausahnend, die klugen Gesetzgeber jede dieser drei Regierungsformen im einzelnen und wählten eine aus allen dreien zusammengesetzte. Diese erachteten sie für die festeste und dauerhafteste, da das Fürstentum, die Optimaten und die Volksherrschaft, im selben Staate vereinigt, einander gegenseitig kontrollieren.

Niemals wird ein kluger Kopf an dem Außergewöhnlichen einer Tat Anstoß nehmen, durch die jemand ein Königreich gegründet oder eine Republik geschaffen hat... Denn Tadel verdient nur, wer gewalttätig ist im Zerstören, nicht aber, wer es beim Aufbauen ist.

Reiche, die auf der Tüchtigkeit eines Mannes beruhen, haben nur kurze Dauer; denn mit dem Manne sterben seine Fähigkeiten ... Darum hängt das Heil der Republiken oder Monarchien nicht von einem Herrn ab, der sie bei Lebzeiten weise lenkt, sondern von einem solchen, dessen Institutionen ihnen auch nach seinem Tode ihr Dasein erhalten.

Niemals ist es klug, Verträge zu schließen, deren Bruch man fürchten kann oder muß.

Niemand (d. h. kein Herrscher) verschiebe auf die Stunde der Gefahr, das Volk zu gewinnen ... Denn die Allgemeinheit wird glauben, das Gute nicht von dir, sondern von deinen Gegnern empfangen zu haben, und da sie fürchten muß, du

möchtest ihr, wenn die Not einmal vorbei, wieder nehmen, was du bloß unter einem Zwange schenktest, so wird sie keinerlei Verpflichtung dir gegenüber empfinden.

Nicht das Wohl des einzelnen, sondern das Wohl der Gesamtheit macht die Staaten groß.

Es war in Staatsdingen allzeit verderblich, den Mittelweg einzuschlagen, wodurch man weder Freunde erwirbt noch Feinde beseitigt.

Wenn viele Mächte sich gegen eine verbünden, so läßt sich, mögen sie in ihrer Gesamtheit auch viel stärker sein, nichtsdestoweniger von jener einen schwacheren mehr erhoffen als von der gewaltigen Kraft der vielen.

Gerecht ist der Krieg, der notwendig ist, und gesegnet sind Waffen, auf denen die letzte Hoffnung ruht.

Ohne ein gutgeschultes Volksheer herrscht in keinem Lande Sicherheit.

Wo es um Sein oder Nichtsein der Heimat geht, darf nicht gefragt werden, ob gerecht oder ungerecht, mitleidsvoll oder grausam, lobenswürdig oder schmachbedeckt, sondern alle Rücksichten müssen samt und sonders zurücktreten vor dem Entschluß, dem Vaterlande das Leben zu retten und die Freiheit zu erhalten.

Übertragen von Emil Schaeffer

ERNST HARDT: GEDENKEN

Ihr, meiner Jugend junge Kameraden,
Die wir als Kinder schon Soldaten waren,
Kadetten wir! — Wie tauchen mir in diesen
Qual- blut- und branddurchqualmten, ungeheuren
Monaten aus verspülter Ferne eure
Unzähligen Gesichter wieder auf,

Und eure Herzen, so verschieden unter
Dem gleichen blauen Rock mit blanken Knöpfen,
Den wir getragen haben, einer wie der andre!

Die ich ein halbes Leben lang nicht mehr
Gedacht, seht, eure Namen schießen mir
In mein Gedächtnis so wie warmes Blut!
Ich sehe unsre kahlen kalten Stuben,
Den großen kahlen Hof, die harten Betten,
Und alle Orte, dran wir — stets zusammen —,
Was uns beschieden war, getragen haben·
Das ganze kleine harte Kinderschicksal!

Und was wir übten, alle miteinander,
Der Stämmige, Starkknochige, der Schmale, Blasse,
Der Graf und Prinz so gut wie du und der
Und ich: Gehorchen- und Befehlenkönnen
Und gerne mutig sterben wollen . . . Gott,
Wie habt ihr das getan! . . . Livonius.
Hans Eickenrodt. Du, Waldow. Du, mein Böcklein!
Paleske. Stuckradt. Voß und Klinkowström.

Aus euren lieben Leibern, deren Leben
Für meine Sinne, fast gespenstisch, warm
Aus totem Ehemals herüberschwillt,
[Es ist, als spüre meine Haut ein Hauchen,
Mein Auge eurer Augen Nacht und Licht,]
Aus allen euren Leibern rann im letzten
Einsamen Krampf des Helden und des Tiers
Qualvoll das Blut ins Gras, ins Moos, ins Meer,
In grause Luft und in die nackte Erde.

Doch damals — anfangs — traf ich immer wieder
Von uns doch einen noch, und diesen einen,
Den fragte ich nach denen, die noch übrig

Schienen. Gefallen. Der bei Lodz und der
Bei Ypern. Tannenberg. Verdun. Fünf an
Der Somme. Am Skagerrak ertrank der Schönste.

Nun treff ich schon seit langem keinen mehr!

Die weiland preußisch-königliche Quinta,
Potsdam, achtzehnhundertachtundachtzig,
Ist tot. — Nur einer lebt von uns und zweifelt,
Ob er sich seines Lebens freuen soll,
Ob schämen.

PREUSSE UND ÖSTERREICHER

Ein Schema von Hugo von Hofmannsthal

Im Ganzen:

Preußen:	Österreich:
Geschaffen, ein künstlicher Bau, von Natur armes Land,	Gewachsen, geschichtliches Gewebe von Natur reiches Land,
alles im Menschen und von Menschen,	alles von außen her: Natur und Gott,
daher: Staatsgesinnung als Zusammenhaltendes,	Heimatliebe als Zusammenhaltendes,
mehr Tugend,	mehr Frömmigkeit,
mehr Tüchtigkeit.	mehr Menschlichkeit.

Soziale Struktur:

Preußen:	Österreich:
Ein undichtes soziales Gewebe, die Stände in der Kultur geschieden; aber präzise Maschinerie.	Ein dichtes soziales Gewebe, die Stände in der Kultur verbunden; die Mechanik des Ganzen unpräzise.
Niedriger Adel scharf gesondert, einheitlich in sich.	Hoher Adel reich an Typen, politisch uneinheitlich.
Homogene Beamtenwelt: Träger eines Geistes.	Polygene Beamtenwelt: Keine geforderte Denk- und Fühlweise.

Preußen:	Österreich:
„Herrschende“ Anschauungen und Gepflogenheiten.	
Volk: Disziplinierbarste Masse, grenzenlose Autorität (Armee; wissenschaftliche Sozialdemokratie).	Volk: Selbständigste Masse, unbegrenzter Individualismus.
Höchste Autorität der Krone.	Höchstes Zutrauen der Krone.

Der Einzelne:

Der Preuße:	Der Österreicher:
Aktuelle Gesinnung (um 1800 kosmopolitisch, um 1848 liberal, jetzt bismarckisch, fast ohne Gedächtnis für vergangene Phasen).	Traditionelle Gesinnung, stabil fast durch Jahrhunderte.
Mangel an historischem Sinn.	Besitzt historischen Instinkt.
Stärke der Abstraktion.	Geringe Begabung für Abstraktion.
Unvergleichlich in der geordneten Durchführung.	Rascher in der Auffassung.
Handelt nach der Vorschrift.	Handelt nach der Schicklichkeit.
Stärke der Dialektik.	Ablehnung der Dialektik.
Größere Gewandtheit des Ausdrucks.	Mehr Balance.
Mehr Konsequenz.	Mehr Fähigkeit, sich im Dasein zurechtzufinden.
Selbstgefühl.	Selbstironie.
Scheinbar männlich.	Scheinbar unmündig.
Verwandelt alles in Funktion.	Biegt alles ins Soziale um.
Behauptet und rechtfertigt sich selbst.	Bleibt lieber im Unklaren.
Selbstgerecht, anmaßend, schulmeisterlich.	Verschämt, eitel, witzig.
Drängt zu Krisen.	Weicht den Krisen aus.
Kampf ums Recht.	Lässigkeit.
Unfähigkeit, sich in andere hineinzudenken.	Hineindenken in andere bis zur Charakterlosigkeit.
Gewollter Charakter.	Schauspielerei.
Jeder Einzelne Träger eines Teiles der Autorität.	Jeder Einzelne Träger einer ganzen Menschlichkeit.
Streberei.	Genußsucht.
Vorwiegen des Geschäftlichen.	Vorwiegen des Privaten.
Harte Übertreibung.	Ironie bis zur Auflösung.

ZWEI GEDICHTE VON ARNO NADEL

Apollo begräbt Dionysos

Seht, wie der edle Gott
Seinen Feind begräbt.

Er nimmt die sieben Stücke
Des zerrissenen Leibes,

Jedes in staunender Liebe,
Und legt sie in die reinste Erde.

Da ruhen sie nun auf dem Hügel,
Der ewig von Gesang ertönt.

Um sie die seligen Lüfte
Rauschen leise zu uns herüber,
Wenn wir ein schönes Antlitz schauen.

Ankunft in Elysium

Von einem Ende zum andern,
Von wolkenlosen Himmeln
Nach schwebenden Höhen gleitend,
Überallhin sich verbreitend,
Die Glieder und die Kehle füllend,
Musik!
Das wollt ich hören, als ich lebte,
Nun hör ich sie,
Hab ich mein Haupt noch?
Ich kanns nicht wissen,
Wer hält mir Herz
Und lallendes Geflüster zusammen,
Ich bin wohl ganz des Sehens und des Sehnens,
Ohne Erfüllung, mild und tatenreich.

Und die helle zarte Sonne dort,
In die kein Auge schaut,
Bin ich wohl selber schon.
Blieb mir mein Oh von Erden her?
Was soll das werden?

HERTHA KOENIG: WINDE

Sonne, unter deinen Blicken
Schweb ich zwischen Erd und Himmel,
Leicht, so leicht, und trage Welten
In dem aufgebognen Kelch.
Von des Tages früher Regung
Bis zur sanften Abendkühle
Reicht mein unermüdlich Schauen,
Reicht mein überschwenglich Dasein,
Und der Fülle ist kein Ende.
Sonne, denn so lieb ich dich,
Daß ich alles von dir nehme!

Sonne, wenn du von mir gehst,
Wird mein Reichtum mir zu Schwere,
Wird mein Schauen mir zu Qual.
Unbeachtet in das Dunkel
Schütt ich zitternd meine Welten,
Luftkristall und Himmelsbläue.
Und in engem Sein beschlossen
Lehn' ich sterbend an der Nacht.

AUS FRIEDRICHS DES GROSSEN TAGEWERK

König Friedrich der Zweite hatte sowohl die Zeit des Jahres, als des Tages zu bestimmten Geschäften zweckmäßig geordnet. In dem Kalender, der auf dem Schreibtisch des

Königs lag, waren alle bestimmten Perioden aufgeschriebe und wurden in die neuen Kalender wieder eingetragen, auc zugleich darin markiert, wenn etwas verändert oder au neue hinzugesetzt werden mußte.

Daß Potsdam der Ort war, den dieser große König z seiner Residenz gewählt hatte, ist bekannt, aber auch hie war der Aufenthalt in dem Schlosse von Potsdam nur vor Monat Oktober bis in den April und richtete sich in Absich des frühern oder spätern nach der Witterung. Se. Majestä blieben, solange es die Witterung nur erlaubte, gern in Sanssouci, doch nie bis in den Monat November, und zogen ebenfalls, sobald es sich nur tun ließ, von dem Schlosse in Potsdam nach Sanssouci, aber niemals vor Anfang oder Mitt des Aprils; wenn nicht etwa Krankheit hierbei eine Veränderung vorschrieb.

Ich erinnere mich in den letzten Jahren, daß Se. Majestä einmal sehr spät im Jahre aus Ursache der Krankheit in di Stadt kommen konnten, und daß Sie sich in einer Nacht vo dazu befehligten Leuten in einem wohlverwahrten Gardinenbette aus dem Schlosse von Sanssouci nach dem in Potsdam tragen ließen, so daß niemand in Potsdam von der Ankunf des Königs wußte. Wenn aber Se. Majestät gesund waren, so wurde an dem Tage der Veränderung des Aufenthalts gemeiniglich mit der Garnison exerziert, dem Se. Majestät beiwohnten, und sich dann nach dem Logement begaben.

Mehrenteils bezogen Se. Majestät in dem Monat Juli das neue Palais, besonders um daselbst den Besuch Königliche Geschwister oder anderer hohen fürstlichen Personen zu empfangen; indessen blieb für Se. Majestät Sanssouci immer der Lieblingsort zu Dero Aufenthalt. Es hatte auch dieses Sanssouci wegen seiner Lage, der gesünderen Luft und weiteren offenen Aussicht vor dem neuen Palais viel voraus, nur fehlte es an Platz, wenn mehrere Fremde, als die gewöhnlich zur Unterhaltung Sr. Majestät bestimmt wurden, da sein sollten.

Deswegen in den letzten Jahren das große Orangeriehaus, rechts bei Sanssouci, zu dergleichen Logements eingerichtet und für die Orangerie ein anderes Gebäude ohnweit davon aufgeführt wurde, worin Se. Majestät, solange noch die Orangerie darinnen stand, zu promenieren liebten.

Ebenso gab Sanssouci auch der linker Hand nahe gelegenen Bildergalerie einen Vorzug.

In diese Galerie gingen Se. Majestät ebenfalls oft, zuweilen mit jemand von Ihren Gesellschaftern, zuweilen aber auch nur ganz allein, bloß von Ihren Favorithunden begleitet, und betrachteten die verschiedenen Tableaus. Sie unterhielten sich auch zuweilen mit dem ersten Galerieinspektor Österreich, der einige Kenntnisse von Tableaus hatte, oder mit dem zweiten Inspektor Brandenburg, dem eigentlich die Aufsicht über den Bau und Unterhaltung der Bildergalerie und der davor liegenden grottierten Rampe nebst den dazu gehörigen Pavillons aufgetragen war.

Zu den Promenaden Sr. Majestät, die Sie zuweilen allein, zuweilen in Begleitung Ihrer Gesellschafter, sowohl vor- als nachmittags machten, hatte Sanssouci das Angenehme für Se. Majestät, daß Sie sowohl von der Sonne als von dem Schatten in der Nähe profitieren konnten, deswegen Se. Majestät auch den Brunnen lieber in Sanssouci als im neuen Palais brauchten . . .

Se. Majestät mochten sein wo Sie wollten, so war der Morgen den Staatsgeschäften und den militärischen Übungen, der Mittag bei dem Genuß von Nahrung nach dem angenehmsten Geschmack und munterer und lustiger Unterhaltung, und der Nachmittag, außer den Unterschriften, sowie der Abend den Künsten, Wissenschaften und dem gesellschaftlichen Leben, die Stunden der Nacht aber sorgenloser Ruhe gewidmet, um am folgenden Morgen desto heiterer zu den wichtigsten Geschäften zu erwachen. Sie wachten dabei stets für alles im großen und ganzen, und ob Sie schon Miene

machten, nicht in die Detaillie zu gehen, so konnte doch niemand sagen, daß Sie sie ganz unterlassen, nur ein Exempel dann und wann, wo Se. Majestät, sowohl im Militär als Zivil, in die kleinste Detaillie entrierten, hielt jeden in seiner Ordnung und minderte die Geschäfte Sr. Majestät.

Es ist bekannt, daß dieser große König, wenn er gesund war, außerordentlich früh aufstanden, oft im Sommer gleich nach drei Uhr, selten später als vier Uhr, im Winter vielleicht eine Stunde später. Sie speiseten nie des Abends und legten sich auch gemeiniglich noch vor zehn Uhr schlafen. Sie schliefen, wenn Sie gesund, gut und ruhig, daher fünf bis sechs Stunden, auch oft weniger, hinreichten, den Körper wieder zu stärken; Sie befahlen alle Zeit, wenn Sie geweckt sein wollten, aber Sie wachten immer selbst gegen die Zeit auf, daher auch derjenige, so die Stelle des Geheimen Kämmerers vertrat, mit den von dem Ersten Kabinettsrat in einem versiegelten Kuvert eingesandten Briefen schon immer früher in dem offenstehenden Vorzimmer, in welchem ein Laufer, deren sechs waren, die aber alle nur den Anzug als Laufer hatten, ohne je laufen gelernt zu haben, und einer der kleinen Lakaien die Wache hatte, parat stand, um entweder die befohlene Zeit zum Wecken abzuwarten, oder sobald Se. Majestät Hier! riefen, vor das Bett des Königs zu treten; dieses Bett hatte gemeinhin hellblau silberetoffene Gardinen, aber Sie hatten auch, besonders wenn Sie krank waren, bloß ein Bettgestell, wie ein Ruhebett; ersteres stand gemeiniglich so, daß das Kopfende gegen die Wand stand, in welcher ohnweit davon der Kamin war, worin das Feuer von dem wachthabenden Lakai auch durch die Nacht unterhalten wurde. Hatten nun Se. Majestät gerufen, oder wurden Sie geweckt, so übergab der, so die Stelle des Geheimen Kämmerers oder ersten Kammerdieners vertrat, nun Sr. Majestät das Paket mit den Briefen zuerst. Dieser Kämmerer war zuweilen, wie Zeising, ein Kammerlakai, mehrenteils

aber ein Kammerhusar, wie Rüdiger, Thesen und Ohmann, wo Thesen, weil er sich die Ungnade Sr. Majestät zugezogen und deswegen von dem Adjutanten des ersten Bataillons Garde von Kessel zu dem Bataillon von Rohdig als Tambour abgegeben werden sollte, indem er diesem Adjutanten nur sagte, daß er seinen Hut nehmen würde, und in die nächste Kammer ging, die nahe an des Königs Schlafkammer war, sich erschoß; letzterer aber bis zum Tode bei Sr. Majestät blieb. In diesem Paket waren alle Briefe, die mit adligen Petschaften versehen oder nach den Postberichten von Adligen abgegeben worden, und sowohl in Berlin durch einen reitenden Feldjäger in der Nacht an den ersten Geheimen Kabinettsrat gebracht, von der Potsdamer Post aber an denselben eingeschickt wurden, eingeschlagen und versiegelt.

Se. Majestät öffneten das Kuvert höchstselbst und ließen den Kämmerer einen Brief nach dem andern, wobei sie noch im Bette blieben, erbrechen, lasen jeden Brief und befahlen, wo derselbe dann hingelegt werden sollte; zuweilen wurden von diesen Briefen einige in den ohnweit entfernten Kamin von Sr. Majestät geworfen, ohne daß jemand weiter etwas von dessen Inhalt erfuhr, und mußte auch der Kämmerer, daß ein solcher Brief ganz verbrannte, mit achthaben; auch durfte dieser Kämmerer nicht in einen geöffneten Brief einen Blick werfen. Diejenigen Briefe, so Se. Majestät gelesen hatten und beantwortet werden sollten, wurden auf ein nebenstehendes Taburett, einer über den andern, einige davon aber auch auf den Schreibtisch Sr. Majestät gelegt.

Wenn sämtliche Briefe gelesen waren, wurden sie in Gegenwart Sr. Majestät wieder in ein Kuvert geschlagen, versiegelt und so dem ersten Geheimen Kabinettsrat zugestellt.

Die beiden Geheimen expedierenden Kabinettsräte waren deswegen so früh, als Se. Majestät geweckt zu werden be-

fohlen hatten, schon auf das Schloß gekommen und hatten alle übrigen eingegangenen Berichte, Vorstellungen und Anzeigen sämtlicher Departements, sowie alle Suppliken der Unadligen bei sich und davon einen Extrakt gemacht. Sie teilten nun die von Sr. Majestät gelesenen Briefe unter sich, nachdem sie eines jeden Departement betrafen, um sie hernach Sr. Majestät nochmals vorzutragen.

Wenn Se. Majestät die Briefe gelesen, standen Sie auf und zogen gleich Stiefeln an, die nicht gewichst sein durften und daher oft sehr rot aussahen, auch trugen Se. Majestät nie ganz neue Stiefeln, sondern es mußten solche vorher von einem Ihrer Leute einige Tage getragen sein; ein neuer Hut aber mußte im Kopf so weich gerieben werden, daß er schon einem alten glich, wenn ihn Se. Majestät das erstemal aufsetzten; einen solchen Hut hatten Sie allemal auch im Zimmer auf. Se. Majestät trugen allezeit schwarzsamtene Beinkleider.

Sowohl zum Anziehen als die Haartour aufzusetzen und zu frisieren, sowie zum Kaffee- und Schokolademachen hatte Se. Majestät bestimmte Leute, teils von den Kammerhusaren, teils Kammerlakaien.

Sie ließen sich dann die Haartour aufsetzen, die noch in den letzten Tagen, wie Dero Haupt schon ganz schneeweiß war, von schwarzen Haaren gemacht worden, und wenn tiefe Trauer war, wo Sie mit der schwarzen Weste und ungepuderten Haaren erschienen, machten die unter der Tour hervorkommenden weißen Haare gegen die schwarze Tour einen besonderen Kontrast, auf den Se. Majestät aber gar nicht zu achten schienen. Außer einer solchen tiefen Trauer ließen sich Se. Majestät des Morgens gleich pudern, zogen aber keine Uniform, sondern einen Kasakin an, an welchem die Vorderteile der Weste an dem Rücken des Kasakins festgenäht waren, und der gemeiniglich von reichem Stoff und gestickt, auch von Samt ebenfalls gestickt oder reich mit

Tressen besetzt war, doch allemal in Silber, wenigstens weiß ich mich nie eines mit Gold gestickt oder besetzt gesehn zu haben zu erinnern; die Couleur war bei dem Stoff gemeiniglich hellblau, auch die von Samt in gleicher Couleur, doch habe auch einen karmesinsamtenen gesehen.

Alle diese Kasakins waren Präsente von königlichen Schwestern oder auch Nièccen und von ihnen gestickt, sowie ebenfalls die gestickten Kaminschirme, die Se. Majestät in Ihren Schlaf- und Schreibkabinetten hatten ...

Auf Befehl Kaiser Pauls I. aufgezeichnet vom Baron v. Diebitsch

ARNO HOLZ: AUS DEM „PHANTASUS"

Drei kleine Straßen
mit Häuserchen wie aus einer Spielzeugschachtel
münden auf den stillen Marktplatz.

Der alte Brunnen vor dem Kirchlein rauscht,
die Linden duften.

Das ist das ganze Städtchen.

Aber draußen,
wo aus einem blauen, tiefen Himmel Lerchen singen,
blinkt der See und wogen Kornfelder.

Mir ist Alles wie ein Traum.

Soll ich bleiben? Soll ich weiterziehn?

Der Brunnen rauscht ... die Linden duften.

Oben, im siebenten Sommerhimmel, angenehm nackt,
residiert heute der ganze Olymp.

In einem amethystblauen See,
nicht im mindesten dadurch geniert, daß ich ihr hier von unten
[auf zukucke,
badet Frau Venus.

Dort die Dicke, die dem Schwan winkt, ist Juno.

Um Gottes willen!
Welche verfängliche Positur! Wenn das der Herr Gemahl sieht!

Der dreht ihr den Rücken,
liegt behaglich wiederkäuend mitten auf einer Smaragdwiese
und läßt sich von liebenswürdigen Nymphen
Lorbeern, Weinlaub und gefüllte Veilchen
um die riesigen Hörner winden.

ZWEI GEDICHTE AUS DEM „GÖTTLICHEN DULDER“ VON ALBRECHT SCHAEFFER

Kalypso

Das Meer war glatt und glänzte wunderbar.
Im Himmelsgrün erglomm ein Silberstern.
Tritonenhörner bliesen Wehmut klar
Durch Abendeinsamkeit und erdefern.

Auf großen, dunklen Schwingen ging etwas,
Ein tiefes Atemholen auf und ab.

Zwei Möwen kreuzten spät ohn Unterlaß.
Es schaukelte das düstre Wogengrab.

— Gewaltiger! o mein Okeanos! —
Kalypso sprach es leise vor sich hin —
Wogengepanzerter, du mein Genoß,
Schweigst mir entgegen, wie ich einsam bin . .

Da stand die Nymphe, in das süße Rot
Des dünnen Schleiers lieblich eingehüllt,
Die Braungelockte sonder Leid und Not,
Mit Süße und Unsterblichkeit gefüllt —

Gelehnt den Rücken an den einen Stamm
Der drei Platanen, die geschwisterlich
Die Riesenwipfel mischten unter sich. —
Sie sah, daß etwas fern im Meere schwamm . . .

Dunkel zuerst erschien's im dunklen Meer,
Das ruhig wälzte Woge um Woge her.
Es schimmerte wie Fischleib weißlich bald,
Dann wars ein dunkles Haupt, das auf und nieder
Im Zwielicht wankte, und die rüstigen Glieder
Erschienen einer rudernden Gestalt.

Mit einem langen Balken schwamm heran
Der nackte Mensch. Jedoch die Göttin stand
Gleichwie ein Rosenstrauch an einer Wand
Und stieg zum Ufer nicht hinab. — Der Mann

Stieß jetzt den Balken fort, und schon mit drei
Stößen der Arme, heftig wie mit Wut —

Gelangte er ins Flache. Durch die Flut
Kam er getaumelt, stürmte er herbei,

Stürzte vornüber, brach ins Knie, umspritzt
Und laut und rauschend, — da die See so still
Und alles dunkel war, — nur fern durchblitzt
Vom silbernen Stern. Ein Vogel klagte schrill

Im Unermeßlichen. Und jählings fiel
Der Mensch und rollte auf den dunklen Strand.
Dort lag er still. Der Uferwelle Spiel
Glitt zweimal, dreimal über seine Hand . . .

Er lag weitausgestreckt. Doch sie, gestemmt
Die Brust und Hände gen den Stamm, das Haupt
Im Nacken, rief: Oh, wer hat dies erlaubt,
Daß einer kommt, im Meere hergeschwemmt . . .?

Sie wandte sich. Er war im Dunkel schon
Fast unsichtbar. Die See lag ohne Ton,
Und lautlos aus des Äthers Dunkelblau
Traten jetzt Sterne viel im weiten Osten,
Trat jetzt das ganze Heer zu jenem Posten,
Der einsam hielt bisher die Erdenschau.

Die Göttin, atmend, tat, als wär er nicht,
Der Mensch dort unten, wie ein Leichnam stumm.
Sie lauschte auf der Wipfel Nachtgesumm
Hoch über ihr, das leuchtende Gesicht

Ins große Firmament erhoben still.
Des Schweigens finstre Schwingen tauchten schwer.
Sie sprach: Ich will ihn nicht! — — Das nächtige Meer
Erhob die ungeheure Brust. — Ich will

Den Menschen nicht! — so sprach sie. — Da erscholl
Ein schwacher Laut. Sie sah: Er lag noch dort
Im Finstern. Und so ging sie schaudervoll
Hinunter, wo die Ebbe von ihm fort

Gewichen war, — es zog der Ozean
Die Hand von ihm. Sie kniete. In den Sand
Gekrallt lag vor ihr, dunkel, seine Hand.
Die Finger dran wie Wurzeln. Plötzlich sahn

Augen sie an, die Nacht durchfunkelnd. Sie
Erschauderte vor diesem Leib so bleich!
Sie nahm ein wenig Tang von seinem Knie,
Zitternd, denn es war kalt und Marmor gleich.

Ein Tropfen klang, der von der Brust ihm lief.
Er hob sich auf die Arme, seufzte tief
Und fiel zurück. — Fernher, aus Weltenenden,
Zog Klage eines Meerhorns, hallend weit.
Sie faßte bange in der Dunkelheit
Nach diesen fremden, dunklen Menschenhänden.

Die Göttinnen

Perlmutterfarben schillerte die glatte See,
Die abendliche, wo in seligem Gemisch
Milchweiße Ströme flossen in erstaunliche,
Grünende Buchten voll Unsterblichkeit, die sich
Weithin verloren unters rauchige Himmelsrot,
Das atmete; und mit ihm wankte leise auch das Meer.

Noch hing ein Schein von Blut hoch droben in dem Grün
Der Pappeln. Drunten saß, im Zwielicht schattenlos,



Der Dulder, faltend um das hochgestellte Knie
Sein Händepaar, vorm ruhig Unermeßlichen
Darüberhin unendlich schweifen mußte der
Dahinverlockte Blick, vom Leib umschlossen eng.
Doch immer spülte, auf nichts anderes bedacht,
Die Uferwelle über sein verlaßnes Herz.

Okeanos . . . Welch eine Stimme sagte jetzt
Unter dem Himmel in Betrachtung schwermutvoll —
Okeanos — das riesige Wort? — — Ein Stimmgeräusch
Brach auf, und eine sanft anschwellende Musik . . .
Und staunend sah auf eines Pulsschlags Dauer er
Jenseits des Horizonts das Meer geöffnet, wild,
Rosig und leuchtend, schäumend stark, und angefüllt
Mit sonderbarem Meeresvolk in Spielen, breit
Und nackt und triefend, Hörner blasend, — dies verschwand.
Und aus Unendlichkeit, verhallend, sterbend, scholl
Der Okeaniden sehnsuchtsvoller, klagender Gesang. —

Da war auf einmal über dem Gewässer, schwarz,
Vorm Abendrot der Schatten eines Vogels fern
Zu sehn, der mählich wuchs, verschwindend eine Zeit
Im weißen Meerglanz vorn. Dann stieg er deutlich auf,
In seiner Flügel schwer und langsam faltender
Bewegung, bis er über ihm in Lüften stand:
Groß, ausgebreitet, schwarz, mit leuchtend goldenem
Und eulenrundem Augenpaar. Doch als er nun
Über des Dulders hochgewandtes Angesicht
Fortglitt, gewahrt' ers deutlich: All das Firmament
Bewegter Sterne funkelte hernieder aus
Des Flügeltieres lautlos über ihm entschwebender Nacht.

Südöstlich zog der Vogel über den Okeanos.
Das Haupt des Dulders ruhte in den Händen aus. Das Meer



Verhüllte sich. Am Himmel starb der letzte Schein.
Laubwipfel rauschten, und ins Dunkel trat das ewige Gestirn.

*

Als es auf Morgen ging, die Nebel der Küste schon rollend
Den Golf bedeckten, die Sterne ergrauten, — gelangte
Der Schwingenfahrer zum Gestade von Achaia.
Über der nächtlichen Ebne von Marathon kämpfte sich
Frührot nach oben, und plötzlich, schwarz und seltsam hoch
In Lüften, stand das Haus des Erechtheus dort
Vor bleicher Himmelsleere — Giebel, Säule und Dach.
Dort schwand der Vogel in den morgenstillen Säulenreihn

Drinnen im dunklen Hause des Erechtheus saß
Athene, schlummernd aufgestützt das schöne Haupt.
Da knistert' es, sie wachte gleich — es regte sich
Der Vorhang drüben, und herunter fiel es wie
Ein Tuch, mit samtnen Fittichen, ganz ohne Laut.
Vom Boden aber stand ein blasses Mädchen auf.

Am Vorhang lehnte sie, gebrechlich, tief gesenkt
Das Antlitz, totenbleich, die Augen, schrecklich noch
Mit Nacht gefüllt, im grauen Kleid, mit nächtigem Haar,
Keuchend zuerst, dann weinend kindlich. Dies war nun
Persephoneias Rückkehr, wie alljährlich, in
Die Welt. Denn also hielten diese Beiden es:
Daß nicht, gebrochen noch, behaftet mit dem Frost
Des Hades, sie begegne ihrer Mutter, der
Demeter, kehrte sie in Pallas' Wohnung ein,
Von ihr gestärkt und lieblich wieder einzugehn ins heitre Land.

Indem sie nun des Eichenhains Verschwiegenheit
Vor Tagesanbruch sacht durchwandelten, und bald
Zwischen den Stämmen lag der Teich, wie Marmor glatt

Und schwarz — gedachte, kräftiger, gewohnter schon
Der Luft, Persephoneia ihrer Nächtefahrt.
Und sie erzählte (was als freundlich Zeichen ihr
Von Oberwelt erschien) von einer Insel, und
Von Bäumen, ernst und abendlich, von einem Mann,
Der zu ihr aufsah dort in seiner Einsamkeit
Mit Menschenaugen, dunkel und so fremd. — Und sieh,
So sprach sie, während Pallas von den Schultern sanft
Ihr löste das Gewand, der selbe ists, den ich
Vor Jahren sah im Hades, — sag, wie kam er hin? —
Ein Feuer hatt' er angezündet, Widderblut
Dampfte in offner Grube, und es pilgerten
Die Abgeschiednen scharenweis und schattig hin.
Sie sprachen wieder, und er redete sie an. —

An diesem Zeichen voll Unglaublichkeit begriff
Athene wohl, daß es der Laertiade war,
An den sie viele Jahre nicht gedacht, und schwieg. —
Persephoneia lächelte zum erstenmal,
Dieweil ihr einer Fuß hineingeraten war
Ins Kalte, in die Flut, wo ihre Glieder schon
Spiegelnd erglänzten. Langsam, zitternd glitt sie nun
Hinab, und Kreise zitternd flohen rings um sie.
Sie tauchte auf, von Tropfen blitzend, wie ein Schwan
So schön, und dies dreimal, bis alle Nacht vom Styx
Hinabgesunken war in diese Wassernacht,
Die also tief und traurig davon blieb das ganze Jahr.

Mit schönen, schimmernden Gewändern nun umhüllt,
Geschmückt die Arme und das aufgebundne Haar,
Nahm Abschied die Erneuerte und sagte noch:
Sie leiden ja, die Menschen all, wer weiß, weshalb,
Teilhaftig immerfort der Früchte, Vögel und
Des runden Jahrs, der Sterne auch und süßer Luft.

Doch gibt es eine Lindrung für den Dulder auf
Der fernen Insel, — gehe hin und tröste ihn. —

Da trat sie auf die großen Treppen schon hinaus
Ins goldne Licht. Die weiße Stadt am Hügelhang
Blitzte herüber. Felder rauschten gelb umher
Im zarten Frühwind, und die erste Lerche stieg.
Eleusis und die schmerzenreiche Mutter, sie
Winkten von ferne unsichtbar. Aus attischen
Gefilden stieg der heilige Brodem feierlich.
Persephoneia wandte sich beglückt den weißen Straßen zu.

*

— Was riefst du mich denn niemals, sonderbarer Mann,
Du Störrischer, du Einsam, selbst den Göttern fremd
Und schwer erforschlich! Warum kam ich denn zu dir
Am schlimmen Abend, damals an dem Ausfahrttag,
Und neigte mich dir zu? Du aber leidest ganz
Allein! —
Im dämmerlichen Heiligtume saß
Pallas Athene grüblerisch den Vormittag,
Dem Dulder grollend. — Hast du, sprach sie, nicht
Den Mund und Hände, ach, bist du ein Tier? — Vielleicht
Gefällt es dir im schönen Eiland? Doch es ist
Dem Menschen schaurig ein Verlangen eingepflanzt
Nach Stätten seiner Kindheit, ob er längst ein Mann
Und Fremdling ward auf Erden überall, — ich weiß. —

Und schon beklagend die Vergeßlichkeit, empfand
Sie nun die Glut der Stunde, die des Marmors Schnee
Bewältigte und eindrang in ihr Blut. Da ward
Sie eingedenk Persephoneias und des Bads,
Des eisig kühlen, und verließ das Haus und schritt

Zum andern Mal durch den nun sonnig dämmernden Hain,
Wo fern die Amsel schlug und in den Kronen hoch
Der Taube friedlich gurrendes Gelächter scholl.

Doch als sie jetzt mit nacktem Leibe bis zum Schoß
Im flüssig Nächtigen und blanken Kreisen stand,
Des Haares schwarze Last, es nicht zu nässen, mit
Der Hand ein wenig hob, im Nacken raffend; als
Sie dann, sich überneigend, drunten in der Flut
Den eignen Leib erblickte, sinkend fort von ihr,
Gemeißelt wie aus gelbem Stein, und endlich auch
Zutiefst das dämmrige Gesicht, das schöne, ihr's, —
Als sie begegnete der eignen Augen Blick,
Plötzlich, wie einer Fremden rätselhaftem Aug —:
Da sieh! aus Tiefen taucht' es! Dicht an ihrem Haar
Über der Achsel schaute es zu ihr herauf:
Ein Mensch — und Augen schwermutvoll, die ohne Glück
Ergriffen ihren Blick für einen Blick — und schwand.

Betroffen im Hinunterschauen erst: jetzt ward
Sie ihrer Nacktheit schamvoll eingedenk; und ganz
Verwirrt auf einmal, schleudernd aufwärts Haupt
Und Blick, als wollte sie aus Tiefen mit sich auch
Die Andre reißen, die im Spiegel, die sich dort
Dem Fremden heimlich zugesellt, — ergriff ihr Blick,
Da planlos wankte ihre Göttlichkeit, zuletzt,
Trunken und blind, den Taubenflug, der schillernd sie
Umkreiste, und mit jähem Schwunge barg sie sich
Ins Rauschen des Gefieders, in das dumpfre Aug
Und Lärmen beider Flügel. Unaufhaltsam, fort
Gerissen, stürmte sie mit Fittichen, voll Zorn
Nach oben jagend, noch vom engen Tieresleib
Behindert, kreiste dreimal überm Weiher und

Gewipfel und des eignen Hauses First, und wild
Sich schüttelnd stürzte sie nach Norden wie ein Pfeil.

Der blaue Lüfteraum empfing sie wonnevoll,
Schneekühle des Olympos lockte sie von fern,
Wo sie, anlandend, göttlich wieder, schmetternd gleich
Zusammenrief von Sonnenauf- und Niedergang
Die Götterschar, und laut beschwor um Beistand all
Die Herrlichkeit des Himmels und der Erde für
Den Unverständigen, den Elendsmann, der sich
Sein Herz bewahrte einsam. — Leids gewohnt, er ließ
Den Göttern Zeit, des Herzens Unruh dämpfend mit der eignen Hand.

HANS CAROSSA: FAHRT

Wir Kinder gingen, Paar um Paar,
durch Wald und grünes Reut.
Mit bunten Eierschalen war
der Saatenrand bestreut.

Am Ufer hing das neue Boot.
Wir saßen flugs darin.
Das Wimpel wehte weiß und rot;
die Strömung trug uns hin.

Das Land verschob sich von uns fort.
Zu Felsen stieg der Strand.
Geschmückte Menschen gingen dort;
die winkten mit der Hand.

Und langsam schwanden Weg und Flur.
Nah ragte das Gestein.
Manchmal aus finstrer Höhle fuhr
ein heimlich starker Schein.

Die Zeit verschwebte wie ein Hauch.
Ein Korb ward ausgeleert
und nach geweihtem altem Brauch
das Ostermahl verzehrt.

Wir aßen Brot, wir tranken Wein.
Sturm schlug uns ins Gesicht.
Die Woge griff nach uns herein.
Wir fürchteten uns nicht.

Von weißen Vögeln weit umkreist
zur Heimat ging die Fahrt.
Wir glaubten selig an den Geist,
der uns versprochen ward.

MARTIN BUBER: DIE ZWEITEN TAFELN

Die Tafeln, die Gott aus dem Stein gehauen und m
Zeichen, Menschenaugen lesbar, beschrieben hatte, lag
von den Händen Mose zerschlagen. Da er aber über de
Scherben kauerte und umsonst zusammenzufügen sucht
was für die Ewigkeit zerschellt war, traf ihn der Befeh
Du, du haue nun zwei steinerne Tafeln, und ich will dara
schreiben. So hieb er sie, seine Hände bestaunend, a
dem Stein und trug sie zu Berge. Sodann stand er oben un
harrte, daß sie ihm abgenommen würden. Nirgendher j
doch streckte sich ihm der Arm eines Empfängers entgege
sondern die leere Einsamkeit kreiste um den stehend
Mann, bis mitten aus ihrer Leere das Wort auf ihn niede
brach: Schreib! Da stemmte er sein Ohr wider die Stimm
und blieb unbewegt, tragend die Tafeln, die er dem Befe
zufolge gehauen hatte, daß Gott darauf schreibe. Und
war allda vierzig Tage und vierzig Nächte und aß kein Br
und trank kein Wasser, stand und harrte und weigerte si
der Stimme, die ohne Unterlaß die leere Einsamkeit durc

schütterte. Am einundvierzigsten Morgen aber setzte sich Mose auf den Fels und nahm die Tafeln in die linke Hand. Noch zögerte er, ob der einst vertraute Herr nicht über ihn käme, ihm die Finger zu führen. Aber keine Gegenwart war ihm nah, in aller Ferne keine Gegenwart, gottlos ausgespannt die Luft, gottlos dröhnend der Augenblick. Sodann hob er an zu schreiben, die Stimme schwieg, und ganz verlassen schrieb Mose die Worte des Bundes zwischen Gott und dem Menschen. Da blühte rings um ihn göttlich der Raum auf, göttlich umklang ihn die Zeit, und das Geheimnis des lebenden Gottes legte sich an sein Herz. Gottes Zeichen, Menschenaugen lesbar, waren auf den Tafeln, und als er mit ihnen niederstieg, erschraken die Kinder Israel, denn Gottes Glorie leuchtete auf seinem Angesicht.

ZWEI GEDICHTE VON RAINER MARIA RILKE

Der Tod

Da steht der Tod, ein bläulicher Absud
in einer Tasse ohne Untersatz.
Ein wunderlicher Platz für eine Tasse:
steht auf dem Rücken einer Hand. Ganz gut
erkennt man noch an dem glacierten Schwung
den Bruch des Henkels. Staubig. Und: „Hoff—nung"
an ihrem Bug in aufgebrauchter Schrift.

Das hat der Trinker, den der Trank betrifft,
bei einem fernen Frühstück abgelesen.

Was sind denn das für Wesen,
die man zuletzt wegschrecken muß mit Gift?

Blieben sie sonst? Sind sie denn hier vernarrt
in dieses Essen voller Hindernis?

Man muß ihnen die harte Gegenwart
ausnehmen wie ein künstliches Gebiß.

Dann lallen sie. Gelall, Gelall . . . . . .
. . . .
O Sternenfall,
von einer Brücke einmal eingesehn —
Dich nicht vergessen. Stehn!

Narziss

Narziß verging. Von seiner Schönheit hob
sich unaufhörlich seines Wesens Nähe,
verdichtet wie der Duft vom Heliotrop.
Ihm aber war gesetzt, daß er sich sähe.

Er liebte, was ihm ausging, wieder ein
und war nicht mehr im offnen Wind enthalten
und schloß entzückt den Umkreis der Gestalten
und hob sich auf und konnte nicht mehr sein.

COMTESSE DE NOAILLES: LES VIVANTS ET LES MORTS

Tu vis, je bois l'azur . . .

Du lebst. Den Himmel deiner Züge schlürfend,
bin ich, mit deinem Lachen, rein gespeist,
was weiß ich, wann du, Sichres nicht bedürfend,
mich einmal Hungers sterben heißt.

Allein und immer staunend, wie ich fahre,
hab ich nicht Zukunft, keiner Hütte First,
ich fürchte mich vorm Haus, vorm Tag, vorm Jahre,
da du mich leiden machen wirst.

Selbst wenn ich in den Lüften, die mich fassen,
dich sehe, und dein Herz ist unverdorrt,
etwas von dir will immer mich verlassen,
indem du bist, gehst du schon fort.

Du gehst, ich bleibe gleich dem scheuen Hunde,
der mit der Stirn auf sonnenweißem Sand
zu fassen sucht in dem beirrten Munde
den Falterschatten, der entschwand.

Du gehst, mein Schiff, die Meere, die dich wiegen,
rühmen dir künftige Entzückung dort,
und doch, die Ladungen der Erde liegen
in meinem stillen Hafenort.

Nicht rühren, wie dein Atem auch dich treibe,
so drängt ein Quell aus seinem Schilf wie du.
Alles ist dürr, was nicht in mir ist, bleibe
in diesem Sturme meiner Ruh.

Denn welche Reise ließe dich erkennen,
was ich mit meinem Blick in deinen brenn',
Galata und die Wälder der Ardennen
und Lotosse in Indien?

Ach, wenn dein Drang, dein Abschied auf mir lasten,
ich dich nicht fasse mehr im Raum der Welt,
muß ich der Trägheit denken, der verhaßten,
die eines Tages dich befällt.

Du Froher, der das Handeln nie verschlafen
und der erobernd in der Hoffnung siegt,
schließest dich an dem großen Volk der Sklaven,
das dumpf und stumm und duldend liegt.



Ich seh's wie einen Punkt, genau geschieden
hebt sichs von Wasser, Zeit und Ferne ab,
allein und zwingend wie die Pyramiden,
dein enges unverrücktes Grab;

und seh mit einer Trauer ohnegleichen
an einer Zukunft Schluß, die mir entglitt,
dich enden wo, an Mauern, die nicht weichen,
beim Bett, das aufhält deinen Schritt.

Und du wirst tot sein, tot wie Alexander,
wie jener Tänzer, dessen Asche sehr
leichtwiegend war, wir reichten sie einander
in dem Museum dort am Meer.

— — Ich sah in einem Land, das Sonnentage
erträgt wie himmlische Beleidigung,
Skelette auf dem Grund der Sarkophage
und griff an ihrer Stirnen Schwung.

Und wußte, ich, Beschauer dieser Leichen,
bin schon der Tote, wenn auch noch gefeit,
von meinem leichten Leib zu meinesgleichen
bedarf es nur ein wenig Zeit . . .

Ich nehm das schwarze Los, es zu bestreiten,
ich will das Aug sein, draus das Hohle stieg,
du aber, Palmbaum meiner Einsamkeiten,
du einziger, mit dem ich schwieg,

du, dem ich, ohne daß ichs eingestand,
so wie ein Prinz den Degen hergibt, still,
einräumte das geheimnisvolle Land,
in dem mein Herz steigt wie ein Nil,

an dem ich alles Meine unerhört
zerschellte: Träume, Mängel, Müh und Mut,
wie ein Palast, der stehend sich zerstört
  im Spiegel unberuhigter Flut,

wirst du, auch du, vom Schicksal eingezogen
zu diesem Heere, das das Graun beschlich,
und stehst geduckt, die Schultern ganz verbogen,
  genau, als fürchtetest du dich?

Kälter als kalt und ohne Blick und Ohren,
Keim, der rückschlafen will ins Welten-Ei,
ranziges Wachs: dem fliegen wie verloren
  die Bienen abseits und vorbei!

Genügts nicht, daß ich geh, daß ich, die Schwache,
mich mischen will in der Gespenster Wehn,
die mehr als Helena und Andromache
  hat Blicke sich bekriegen sehn?

Mein Kind, ich hasse mich, und ich verachte
der Königstöchter töricht stolze Zier,
weil ich mich nicht als Flammenwall entfachte
  zwischen dem traurigen Tod und dir!

Doch Überlebendes kann nicht entgleiten,
so denk ich unterm nahen Nachtgespinst
der Ewigkeit der Räume und der Zeiten,
  und daß du nie daraus entrinnst.

— — O Frühlinge, o Fröhlichkeit des Schnees,
das steigert sich wie Läufe, und nichts dringt
aus dem verläßlich mächtigen Gefäß,
  in dem es endlos steigt und singt.

Übertragen von Rainer Maria Rilke

CHARLES DE COSTER: DIE ZIGEUNER [1]

I

Ein Künstler würde ihre Physiognomie und die ihres Lagers in großen Umrissen folgendermaßen zeichnen:

„Mai; blauer, kalter Himmel, Nordwind; Wirbel von rostrotem Staub; herber Torfgeruch, der von Holland herüberkommt. Ein kleines kahles Feld an einer Landstraße, die mit hohen Bäumen bepflanzt ist, eine Hecke; auf der anderen Seite ein weiter Horizont.

Auf dem Feld Zelte aus braunem, schmutzigem, fettigem Segeltuch; in den Zelten Lager aus Lumpen, die andere Lumpen überdecken; ein brauner Ton im Innern und herrliche Augen, die im Halbdunkel blitzen, wie die eines schwarzen Tigers aus seinem gefleckten Kleid.

In einem der Zelte eine schwangere Frau, ein schwarzer, strenger Typus, schön wie das Ideal, mit sinnenden Augen und einer großen, weitgeblähten Nase.

Kleine nervöse Pferde rupfen bei der Hecke an den spärlichen Büscheln mageren Grases.

Von Zeit zu Zeit durchschreitet ein Zigeuner mit hoher Mütze und offener Brust, an dessen Weste statt der Knöpfe silberne Eier baumeln, die gaffende Menge, die durch gemessen sich bewegende Polizisten im Schach gehalten wird.

In dieser Menge bemerkt man Maler, die zeichnen, Neugierige, die verständnislos gucken, Leute, die lachen, andere, die staunen, und Straßenjungen, die auf den Heubündeln herumspringen, die soeben ein Bauer für die Pferde anfährt, und sie durcheinanderbringen. Ein Hauptmann, der einen Stock mit einem dicken silbernen Knauf schwingt, jagt sie

[1] Diese Novelle De Costers erschien um 1862 als Privatdruck unter den Titel „Les Bohémiens" und ist seitdem nie wieder gedruckt worden. Durch diese Übertragung wird sie der völligen Vergessenheit, in die sie geraten war, entrissen.

mit erhobener Stimme fort, aber sie kommen bald wieder, solchen Spaß macht es ihnen, das Heu durcheinanderzubringen.

Die Landstraße ist voller Neugieriger, die kommen und gehn, zu Fuß, zu Pferd und im Wagen; zwischen ihnen gehen die Zigeuner umher, mit Kesseln auf den Köpfen, und die Zigeunerinnen, kunstvoll drapiert mit jenen Tüchern aus rot und gelb gemusterter Baumwolle, womit die Brabanter Bäuerinnen sich den Kopf bedecken.

Ein Bauer aus der Umgegend, ein lümmelhafter, aufgeblasener Possenreißer, der sich mit lila Baumwolle ausstaffiert und einen Strohhut umgekehrt aufgesetzt hat, wird von einigen Gaffern für einen Zigeuner gehalten und dankt in einem Kauderwelsch den guten Leuten, die ihm ein Almosen geben.

Außerhalb der Zelte verteilen reiche Besucher Silberstücke, junge Leute werfen von weitem den Zigeunerinnen eine Handvoll Kupfermünzen zu; eins der Zigeunermädchen ohrfeigt einen Bürgerssohn, der es um die Taille gefaßt hat.

Man lacht, man schwatzt, man albert, man staunt, und der Abend bricht herein und entzündet in den Zelten die Öfen, deren flackerndes Feuer die kesselflickenden Zigeuner und die Zuschauer, die sie bei diesem Tun betrachten, mit einem roten Schein umgießt."

Ein lyrischer Dichter würde sie folgendermaßen schildern:

„Woher kommt ihr, arme Zigeuner, letzte Überbleibsel einer Poesie, die bald verschwinden wird, Träume des Künstlers, arme Zigeuner?

Ein Bürger gibt einem eurer prächtigen kleinen Mädchen vier Cents; es kauft dafür das ‚Journal', das naive Schlauköpfchen, und bildet sich ein, man glaube darum, es verstände Französisch.

Kinder der Trauer, der Traum glänzt in euren tiefen Augen,

ihr kommt aus dem Lande, in dem die antike, die ewige Poesie lebt und an der Zivilisation vielleicht sterben wird. Ihr lebt mit dem Unbekannten auf der Erde, arme Zigeuner!

Euch kümmert nicht die Menge! Eure Augen künden es genug. Euch kümmert nicht die groteske Vernunft derer, die über euch lachen in dem banalen Hochmut ihrer Gleichgültigkeit. Ihr lebt frei in den Tag hinein, heute die Taschen voller Gold, morgen voll alter Gamaschenknöpfe.

Eure Weiber sind schön, und ihr seid die Schönheit aus einer fremden Welt. Ihr seid Rembrandts, Velasqueze; in euren Lumpen gestaltet ihr edlere Bilder wie die der größten Meister.

Ihr seid schön durch den Schwung, die Freiheit eurer Bewegungen, durch die Grazie, die Schönheit eurer Weiber, den Stolz eurer Männer, durch eure gebräunten Gesichter, durch alles, was euch unterscheidet von uns armen nordischen Menschen, die wir so gesittet leben.

Wohin der Vogel zieht, dahin zieht ihr, nicht so hoch, aber ebenso frei; wo er sich niedersetzt, da setzt ihr euch nieder. Wer seid ihr? Kesselflicker, ja; aber Fürsten zugleich.

Wenn die unter uns, die euer Handwerk ausüben, zu ihren Kunden gehen, so tun sie es mit gekrümmtem Rücken; ihr tretet aufrecht und stolz bei ihnen ein, wie Könige, wie Krieger.

Seid ihr nicht die letzten Krieger des Gedankens, der dahingeht, der Phantasie, die sich zum Himmel flüchtet, der Poesie, die ihre Flügel entfaltet, ihre Flügel, die noch kühn sind, aber schon ein wenig ängstlich vor der fetten und übersättigten Vernunft, die aus den trüben Tiefen der Philosophie emporsteigt? Arme Zigeuner, schöne Zigeuner; schöne, kühne, sinnende Augen eurer Töchter, lebt wohl! Ihr braunen Zelte, lebt wohl; leb wohl, Poesie!“ —

II

So aber spricht die Wirklichkeit:

Nanna, eine hübsche Zigeunerin von sechzehn Jahren, befindet sich bei einem Millionär des Leopoldviertels, einem jener Sucher nach restloser Liebe, deren Typus immer seltener wird in unserm herrlichen Zeitalter des Eisens, der Elektrizität und der Kokotten zu allen Preisen. Wenn man nicht gerade ein Trottel ist, so verleitet nichts so zur Träumerei wie der Reichtum; nichts auch führt mehr dazu, die Seichtheiten der Menschen zu verachten, nichts macht so traurig, nichts auch so nachsichtig. Sich ausgebeutet zu sehn, zu wissen, wie man das anfängt, und freiwillig in die Falle zu gehn, indem man zugleich verachtet und verzeiht, ist ein Objekt stetiger Neugierde für den klugen und fühlenden Menschen. Gutes tun, um nichts als Undank oder Kränkung zu ernten, lieben, um unverstanden zu bleiben, gut zu sein, für schwach zu gelten oder am Ende gar beschimpft zu werden, das gibt manchen Seelen eine zugleich heitere und schmerzliche Befriedigung.

Nanna also, die hübsche sechzehnjährige Zigeunerin mit dem schönen Gesicht und den großen Augen, die sanft sind wie die einer Taube, mit den tiefen Blicken, die versunken sind im Samt der Pupillen, einem Samt so fein wie der des Stiefmütterchens nach dem Regen, — Nanna befindet sich bei einem großen Herrn. Sie sitzt im Bade; es ist ihr zweites, auf dem Wasser des ersten schwammen Ölaugen; in diesem umschmeichelt das reine Wasser ihren Körper, der der Venus Adolescentia gleicht.

Ihre Haare werden parfümiert; ihr molliger Leib rötet sich unter den Händen einer Frau, die mit einem Tuch die Wasserperlen davon abwischt.

Zunächst als erstes Kleidungsstück ein Hemd aus gelblichem Foulard; weißer wäre zu grell. Sie braucht nur zu wählen, was sie als Gürtel, als Haarschmuck haben will.

Sie wählt rote und gelbe Seide und ein Kollier aus goldenen Perlen; ihr Rock besteht aus Kaschmir mit einem kleinen Palmenmuster; ihre Stiefel sind aus rötlicher Seide mit goldenen Knöpfen. Sie ist wunderschön so.

Dann begibt sie sich in ein prächtiges Zimmer; dort erwartet sie auf einem Sofa ein schöner Deutscher, mit rötlichem Haar, von militärischer Haltung, mit strengem, doch dabei träumerischem Blick. Er gehört zu jenen Männern, die hart sind gegenüber Männern, doch Tauben bei den Frauen. Simson war einer von ihnen.

Sie ist schön, begehrenswert, geschmeidig und stolz. Manchmal schmiegt die Seide sich an ihren Körper wie feuchtes Leinen und zeigt ihre zierlichen Formen.

Die Stimme der Begierde, die in seinen Adern kocht, die der Wollust, der Schwester des Mordes, reden auf den jungen Mann ein: „Nimm sie mit Gewalt!" flüstern sie.

Mörder und Räuber hören diese Stimme, wenn die Leidenschaft ihre Augen mit Blut und Galle durchtränkt, daß die Ohren ihnen klingen, daß sie nur noch durch einen roten Nebel hindurchblicken, und daß sie töten müssen, um befriedigt zu sein. Aber diese Stimme, er hört sie nicht; sein Herz ist es, das spricht, erfüllt von echter, heißer Liebe und von liebkosender Zärtlichkeit.

Sie ist mit ihm in sein Haus gekommen, ohne sich ihm hinzugeben, noch anzubieten; er fühlt, wie sein Herz bebt vor diesem seltsamen Geschöpf, das nacheinander all die kleinen Nippsachen, die ringsumher stehen, von ihren Plätzen nimmt und alles in ihre Taschen stecken würde, wenn ihr Rock Taschen hätte.

Sie sprechen Deutsch miteinander.

„Schenk mir dies," sagt sie, indem sie auf ein silbernes Petschaft zeigt; „und das hier," sagt sie und zeigt auf eine kleine goldene Taschenuhr, „und das da," sie meint ein sil-

bernes Falzbein; „und dann noch dies“ ... kurz, alles was glänzt.

„Du sollst alles haben“, sagt er. Bei diesen Worten lächelt sie.

Er belebt den Himmel mit seinen Träumen und will die Wirklichkeit nicht sehn, die zu seinen Füßen kriecht.

„Liebst du mich?“ sagt er voll Leidenschaft.

Sie betrachtet ihn erstaunt.

„Dich lieben?“ sagt sie, „nein! Ich liebe meinen Vater und meine Mutter, aber dich, — nein.“

Und das sagt sie mit so sanften Augen. Er kann es nicht glauben.

„Wie hast du es wagen können, hierherzukommen?“ fragt er.

„Du bist ein hübscher Fremder“, sagt sie mit einem unmerklich mokanten Lächeln.

Für die Zigeuner ist die ganze Welt die Fremde.

„Wenn du“, sagt er, „bei mir bleiben willst, so sollst du ein schönes Schloß haben. Dieses hier ist wohl fünfhundert solcher Stücke wert.“

Und er zeigt ihr ein Goldstück.

„Nein“, sagt sie mit einem reizenden schiefen Mund.

„Warum nicht?“

„Ich weiß es nicht“, sagt sie.

„Wenn du in diesem Hause wohnen willst, so sollst du alle Tage Wein haben, wie den hier“, und er schenkt ihr bis an den Rand Champagner in einen duftenden Kelch.

„Das schmeckt sehr schön,“ sagt sie, „noch mehr!“

Er gießt ein, der Wein macht ihre Augen noch immer leuchtender. Wie er sie liebt! Fast scheint sie auch ihn zu lieben.

„Nanna,“ sagt er, „bleibe, ach, bleib bei mir! Du wirst hier allein die Herrin sein, du wirst Gold scheffelweise haben; du wirst in einer Equipage sitzen, anstatt dort in deinem schmutzigen Karren zu kauern.“

Sie besinnt sich lange. „Muß ich dafür immer mit di zusammen sein?"

„Oft", sagt er.

„Und eingesperrt bleiben?"

„Ja," sagt er, „wenn es regnet oder kalt ist, wirst du hier einen schönen Kamin haben, wo das Holz vom Morgen bis zum Abend flackert, und das wird angenehmer sein, als in einem Zelt oder in einem Loch unter der Erde zu frieren."

„Nur die Toten unter der Erde frieren", unterbrich sie ihn.

„Bleib!" sagt er, „bleibe!"

„Immer mit dir zusammen?" sagt sie.

Da ergriff ihn ein Verlangen nach Liebkosungen, er hob sie vom Boden auf, wiegte sie wie ein Kind im Arm ihrer Amme, und jedesmal, wenn ihr liebliches Gesicht vor seinem Mund vorüberkam, küßte er es zärtlich.

Und sie, um ihm einen großen Beweis ihrer Zuneigung zu geben, sagte lächelnd: „O, so schaukelte mich auch ein hübscher junger Matrose in Hamburg."

Er ließ sie fallen, wenn auch nicht unsanft. Seine Leidenschaft schien zu schmelzen vor dieser gefühllosen Naivität

„Aber wenn du dich verheiratetest?" sagte er.

„Man heiratet, um zu arbeiten", sagte sie.

„Würdest du deinen Mann lieben?"

„Mein Mann würde mein Herr sein", sagte sie.

„Willst du mich zum Mann?" sagte er.

Sie betrachtete ihn mit stolzer Verachtung und brach in ein so höhnisches, so verächtliches Lachen aus, als ob der junge Mann, schön wie ein Apoll, irgendein häßlicher Orang-Utang gewesen wäre, der eine Königin anfleht, ihn zu erhören.

Dieses Lachen brachte ihn aus der Fassung

Sie hörte auf zu lachen, um zu lächeln, und indem si ihm schmeichelte, gleichsam um ihn um Verzeihung zu

bitten, daß sie sich über ihn lustig gemacht, zeichnete sie mit einigen Handbewegungen die Gestalt eines Zigeuners, sein langes, gelocktes Haar, seine gestickte Weste, seine enganliegenden Hosen, seine hohen Stiefel, und indem sie auf eine Florentiner Bronze und auf eine Venus aus weißem Marmor tippte und auf das Gesicht des hübschen Deutschen wies, gab sie ihm durch eine Kopfbewegung zu verstehen, daß sie bei der Wahl zwischen der Bronze und dem weißen Fleisch nicht schwanken würde.

Dann tat sie, als müßte sie ersticken. Er öffnete das Fenster.

„Ich will fort," sagte sie, „wo sind meine alten Kleider?"

„Was willst du damit machen?"

„Sie anziehn."

„Was?" sagte er, „diese Lumpen, diese . . ." Er hielt inne, denn er war nahe daran, ihr die beleidigendsten Dinge an den Kopf zu werfen. „Man hat sie an den Ofen gehängt."

„War es nötig, sie zu kochen?" sagte sie.

„Die Kleider, nein", erwiderte er.

Sie begriff.

„Der Rock ist verbrannt", fuhr er fort.

„Ich zieh sie an, wie sie sind", erwiderte sie.

„Aber", sagte er, ohne selbst zu glauben, daß sein Vorschlag ausführbar wäre, „warum gehst du nicht lieber zu den Deinen mit diesem Kaschmir, mit dieser kostbaren Seide auf dem Leib, statt in einem Sack?"

„Weil die Frauen mich aus Eifersucht in Stücke reißen würden."

„Was willst du denn damit machen?"

„Ich bewahre sie auf für den großen Tag."

„Du willst also heiraten?"

„Warum nicht?"

Es prickelte ihn, ihr etwas Kränkendes zu sagen:

„Aber die Prozession am nächsten Tag und der Spott, mit dem man deinen Gatten bedecken würde? . . . Fürchtest du nicht das Hohngelächter und das schneeweiße Hemd, das man wie eine garstige Fahne zu deiner Schande in den Straßen einhertragen würde?“ [1]

Sie lächelte stolz.

Dann ging sie ins Nebenzimmer, um dort ihre Lumpen anzuziehn, machte aus den prächtigen Kleidern ein Paket, kam wieder herein, gab dem Millionär ihre kleine Katzenhand, die er, glücklich über diesen ersten Beweis ihrer Zuneigung, nahm und küßte, streckte sie ihm aber halbgeöffnet noch einmal hin und sagte: „Noch mehr!“ Er begriff. Diese tierische Zwanzigfranken-Liebe empörte und ernüchterte ihn, so daß er den Mut hatte, „Nein!“ zu sagen.

Von da an war sie für ihn nicht mehr das geliebte Weib, das Weib eines zerflossenen schönen Traumes, sondern ein Objekt, um psychologische Anatomie daran zu studieren, wobei es zwei Patienten zu sezieren gab: ihn, den Narren, den Mann der Zivilisation, den Träumer, der an eine Liebe glaubt, die sich schenkt, wie die schottische Gastfreundschaft; sie, die naiv, ohne Scham, gleichsam natürlich, gewagt hatte, ihm ihren Körper preiszugeben, diesen Tempel der Seele, der unsterblichen Psyche, um, wie eine Hündin einen Knochen findet, Goldstücke, Edelsteine und Seidenstoffe zu finden und befriedigt von dannen zu gehn, im voraus harmlos lächelnd beim Gedanken an den künftigen Gatten, für den sie wird arbeiten müssen, und der am nächsten Tag durch die Straßen von Prag, Budapest, Paris, Wien oder Konstantinopel, wie es gerade trifft, offenkundig und sichtbar das Zeichen tragen wird, das seine Frau für würdig

[1] De Coster spielt hier auf die flämische Volkssitte des „Scharminkelns“ an, wonach bei der Hochzeit eines Mädchens, das nicht mehr Mädchen ist, allerhand Spott getrieben, mit Topfdeckeln geklappert und ein weißes Hemd am Hause vorbeigetragen wird.

erklärt, als Tugendengel von allen Bürgermeistern, Maires, Schultheißen und Wesiren des zivilisierten Europas gekrönt zu werden. Seine enttäuschte Liebe wollte höhnen, aber sein Instinkt, die Keckheit dieses Mädchens, ihr reiner und kalter Blick inmitten ihrer teuflischen Koketterie sagten ihm: Sie ist rein und fürchtet dich nicht.

Und doch, wie viel Aufreizendes war in ihren Bewegungen, ihrer Haltung! Sie hatte ihn also absichtlich gefoltert, um ihn auszurauben. Und sie war doch ein Weib, sie mußte sehn, daß er sie liebte, daß er vielleicht imstande wäre, sie zu heiraten. Aber nein, nur Verachtung, hochmütige Verachtung war in ihren katzenartigen Liebkosungen; er fragte sich, ob das Konzil, das erklärte, die Frauen hätten keine Seele, sich wohl wirklich so sehr getäuscht hätte.

Die Zigeunerin legte die Hand auf den Türgriff.

„Du gehst also?“ sagte er.

„Ja.“

„Und wirst es nicht bereuen?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „aber diese Decke ist so niedrig, und der Himmel ist so hoch, eure Häuser sind so klein wie Schachteln, und so weit sind die Straßen, auf denen die Zigeuner schweifen.“

Sie neigte den Kopf; für eine Sekunde, wie ein Blitz, war ihr Blick traurig, sie drückte ihm die Hand, und er sah, wie ihr Auge feucht wurde.

Diesmal begriff er und sah, wie dieses Mädchen vielleicht unfreiwillig fortging, einer unbekannten Zukunft entgegen, geleitet von einer unbekannten Religion, die ihr gewiß vorschrieb, ihrer Rasse, ihrem Stamm treu zu bleiben und dessen Arbeit und Mühsal zu teilen; er sah sie geleitet auch von dem seltsamen und doch natürlichen Instinkt jener Nomadenvölker, die die Mühsal reizt, die der Hunger aufpeitscht, und die sterben müßten, wenn sie das gesetzmäßige und geregelte Leben der zivilisierten Völker, so sehr es sie auch sättigen würde,

führten; wie der Adler, wie der Geier, wie die großen Herrscher der Lüfte, die vollgestopft mit rohem, blutendem Fleisch in den Menagerien und zoologischen Gärten mit den Flügeln schlagen, traurig sind und wild, gleichsam aller ihrer Kraft beraubt, und an jenem Heimweh nach den freien, unermeßlichen Weiten leiden, das bald, eine Kralle, weit mächtiger, als die ihre war, die Hand des Todes auf sie herabrufen wird.

Sie ging fort, er trat auf den Balkon und sah, wie sie die Straße hinunterging; sie drehte sich um, nickte ihm zu und sandte mit der Hand einen Kuß zu ihm hinauf. Es war ihm, als hätte er einem gefangenen Vogel die Freiheit gegeben, und als machte dieser Vogel sich lustig über ihn.

III

Die Zigeunerin hatte ihn verlassen und ihr kostbares Paket mitgenommen. Sie kam im Lager an; die Nacht war hereingebrochen, eine mondhelle Nacht; ein roter Schein erglänzte aus den Öffnungen der Zelte, die eisernen Hammer klopften auf die Kessel, die Schmiedebälge schürten in den tragbaren Öfen das Feuer an, das die Masse zum Schmelzen und Sieden brachte.

Die reichen und freigebigen Besucher hatten sich entfernt: die Leute aus der großen Welt, die Müßiggänger, die Künstler, die guten Seelen mit der offenen Hand. Eine andere Art Zuschauer umschweifte nun die Zelte; es waren vor allem die Leute, die die in einem gewissen Abstand aufgestellten Polizisten im Auge zu halten hatten: eine wilde Gesellschaft, nicht von Dieben, sondern von gierigen Bauern, gierig nach dem Gelde, das die Zigeuner geschenkt bekommen hatten, und das man ihnen stahl, wenn man ihren Worten glauben wollte.

„Wie kommen diese Bettler dazu, alles Geld aus unserm Lande wegzuschleppen?“ sagten sie untereinander. — „Diese Tagediebe, haben sie nicht die Frechheit, wenn sie einen

Kessel zum Flicken abholen, ein Zwanzigfrankstück als Pfand auf den Tisch zu legen? Wenn sie so reich sind, was wollen sie denn hier?" — „Zu sechsen haben sie im ‚Stern' vierundsiebzig Glas bayrisch Bier getrunken und waren nicht einmal voll; das kommt von der Gewohnheit." — „Peetermans hatte ihnen erlaubt, ihre Pferde zu seiner Schwemme zu führen. Er hat dafür sechzig Franken für vier Tage gefordert. Sie haben sie bezahlt, ohne zu handeln." — „So werfen auch die Dirnen und Diebe mit dem Gelde um sich." — „Guck mal, da ist eine, die sich da unten in einem geschlossenen Zelt anzieht. Das wollen wir uns mal ansehen, Jan. Sie versteckt sich, sie hält mit der einen Hand ihren Rock, daß er nicht herunterfällt. Sie will die beiden Zelttücher zuziehn, um nicht gesehn zu werden. Diese Lumpen haben also auch Schamgefühl! Im Leinen ist ein Loch; Jan, steck den Kopf durch das Loch und spuck nach ihr. Ein famoser Ulk!"

Jan hat gespuckt und denkt voller Vergnügen an seine brave Frau, die als Abendessen für die Kuh und für die Ihrigen Kartoffeln schält, — die Schalen für die Kuh, die Kartoffeln für sie, — und die, weiß und rot, obwohl voller Runzeln unter ihrer weißen Mütze, nie das Bedürfnis haben wird, sich in einem Zelt anzuziehn, wo man sie bespucken kann. Und Jan ist so stolz darauf, diese edle Handlung vollbracht zu haben, daß er sich als die Arbeit und die Tugend selbst betrachtet, die auf das Vagabundentum spuckt. Er ähnelt in diesem Augenblick einem Bauern Teniers', der nüchtern Essig getrunken hat. Sein schmaler, gespitzter Mund lächelt würdig, und sein häßliches Gesicht wird erleuchtet von einer starken, wilden, tiefen Freude.

Inzwischen hat die Zigeunerin die Reihe der Polizisten nicht passieren können, ohne angehalten zu werden. „Was haben Sie da in diesem Paket?" sagt einer von ihnen mit seltsamer Freundlichkeit. „Machen Sie auf!"

„Da!“ antwortet sie vertrauensvoll.

Seide, Kaschmir, teure Stiefel mit goldnen Knöpfen, echtes Gold mit dem Stempel der Stadt, ein silbernes Falzbein, eine kleine Statuette aus Florentiner Bronze, eine Börse voll Leopolddukaten und mit zwei oder drei Vierzigfrankstücken aus der Zeit des Konsulats, prachtvolle Stücke, Kunstwerke. „Sie hat gestohlen, wahrhaftig!“ — Man packt sie.

„Von wem haben Sie das?“

„Von jemand!“

„Wie heißt er?“

„Er nennt sich Heinrich!“

„Wo wohnt er?“

„Ich weiß es nicht!“

„Das wissen Sie nicht?“

„Nein, ich weiß es nicht. Es war in einer großen, weißen Straße mit weißen, leuchtenden Häusern, die ins Freie hinausging.“

„Kennen Sie seinen Namen?“

„Ich habs ja gesagt, Heinrich!“

„Nein, seinen anderen Namen!“

„Wenn er zwei hat, so kenne ich nur diesen einen.“

„Er hat Ihnen also das alles geschenkt?“

„Ja!“

„Warum?“

Statt der Antwort lacht sie mit jenem reizenden Lachen der etwas leichtfertigen, im Grunde aber unschuldigen Mädchen. Die Polizisten lachen ihrerseits, aber mit einem anderen Lachen. Zu glauben, was sie sagt, das erscheint ihnen doch zu naiv. Gold und Kleider kann man ihr geschenkt haben, aber ein silbernes Falzbein oder gar eine Florentiner Bronze? Die Stiefel werden sie auf die richtige Fährte bringen. Wenn sie ihr genau passen, so ist das ein günstiges Zeichen. Man zwingt sie, sie anzuziehn. Sie pas-

sen ihr so genau, daß einer der Bauern in einer Anwandlung von guter Laune besonderer Art ihr in die Waden kneift. Die Zigeunerin richtet sich auf und gibt ihm eine Ohrfeige, zieht dann die Stiefel aus und will, daß man sie ihr wiedergebe. Nehmen ist sehr wohl Sache der Justiz, aber wiedergeben ist etwas anderes. Später, vielleicht nach einigen Monaten Untersuchungshaft, wenn man sie nicht vorläufig freilassen sollte.

Einer der Polizisten zieht aus seiner Rocktasche eines jener niedlichen kleinen Instrumente, die man Handfesseln nennt. Sie bestehen aus enggedrehten Stricken mit zwei Holzgriffen; die Stricke sind für das Handgelenk des Festgenommenen, die Griffe für die Hand des Polizisten. Er kann nach Belieben den Strick zusammenschnüren, ihn ins Fleisch eindringen lassen, bis es blutet, und eine solche Gewalt anwenden, daß er das Fleisch zerschneidet, und die Hand, blau und geschwollen, unbeweglich und tot herabhängt. Diese Instrumente sind gewiß gut, um ungebärdige oder kräftige Männer zur Vernunft zu bringen, aber dürfen sie wohl auch das arme Handgelenk einer kleinen Zigeunerin umschnüren?

Aber die Justiz hat nicht Zeit, bei der Verwendung ihrer Wage, ihrer Machtmittel und Handfesseln Unterschiede zu machen.

Ehe er zu der Prozedur schritt, fragte noch einmal der Polizist — er trug die Tressen eines Wachtmeisters —: „Wer hat Ihnen das geschenkt?“

„Wer mir das geschenkt hat? Ich habs Ihnen ja gesagt, ein junger Fremder, der sehr hübsch war, mit hellen, doch sehr lebhaften Augen und blondem Haar; aber er hat eine schöne Gestalt und scheint die Frauen sehr zu lieben, denn in mich hat er sich am ersten Tage verliebt, an dem er mich gesehn hat, und hat jemand zu mir geschickt, der mich zu ihm brachte.“

„Wenn sie lügt, so lügt sie gut", sagte der Kommissar.

„Können Sie den Weg zeigen, den Sie gekommen sind?" fragte ein Polizist.

Sie drehte sich um, nach der Löwener Chaussee zu:

„Da bin ich hinuntergegangen, dann bin ich zwischen Häusern links gegangen; dann habe ich einen Teich gesehn, und dann bin ich in eine lange Straße eingebogen, die bergan ging, und da stand ein Wagen, und ich bin durch große Straßen, die alle gleich waren, gefahren, mitten zwischen weißen, leuchtenden Häusern. Man hat mich in einen engen Vorraum aus rotem Marmor eintreten lassen, man ist nach oben gegangen, hat mir gesagt: ‚Kommen Sie herauf', und da habe ich den hübschen Fremden gesehn."

„Würden Sie Ihren Weg durch alle diese Straßen wiederfinden?"

„In denen, wo ich gegangen bin, ja; aber in denen, wo ich im Wagen gefahren bin, nein."

„Die Geschichte ist gut erfunden! Komm, gib die Hände her!" Sie streckte sie arglos aus, und man legte ihr die Handfesseln an.

„Warum machen Sie das?" sagte sie.

„Um Sie mit Gewalt fortzubringen, wenn Sie nicht gutwillig folgen."

Sie warf sich zurück und wollte sich freimachen. Der Polizist zog den Strick an; sie stieß einen lauten Schrei aus.

„Warum führen Sie das Mädchen fort?" fragte der Hauptmann, der alles mit ruhiger Miene angehört hatte.

„Weil sie im Verdacht steht, gestohlen zu haben."

„Sind Sie dessen sicher?" fragte er.

„Wir glauben es", sagten die Polizisten. „Marsch!" setzten sie, zu der kleinen Zigeunerin gewandt, hinzu.

„Nein," sagte sie, „ich komme nicht mit, ich will nicht ins Gefängnis, ich will nicht eingesperrt werden, ich will die Luft, ich will den Himmel. Ich habe nicht gestohlen,

ich habe nichts getan; alles was ich hier habe, hat er mir geschenkt, ich schwöre es bei Attila, dem Hunnen, dem König und Vater unseres Stammes. Ich hab alles geschenkt bekommen. Laßt mich los!"

Der Hauptmann sagte darauf: „Dieses Mädchen hat bei Attila geschworen; sie ist unschuldig. Ihr seid hier die Herren im Haus; führt sie vor den Richter, aber tut ihr nicht weh mit diesen Stricken."

Sie willigten ein, die Handfesseln abzunehmen. „Ich werde sie und euch begleiten", sagte der Hauptmann.

Sie aber schrie: „Ich will nicht vor den Richter, ich bin unschuldig, ich weiß nichts, ich kann nichts tun, um meine Unschuld zu beweisen. Man soll doch den Fremden suchen, er wohnt dort in einem der schönsten Häuser, ganz weiß; wenn ich nicht mit ihm habe eingeschlossen werden wollen, so will ich es erst recht nicht ganz allein. In der Nacht legt man mir dann den Strick um den Hals und hängt mich im Gefängnis auf. Ich will nicht aufgehängt werden. Attila, der König, unser Vater, will es auch nicht, er weiß ganz genau, daß ich unschuldig bin. Laßt mich los, laßt mich los!"

Und wild werdend rang sie die Hände, warf ihre schwarzen Haare zurück und öffnete ganz weit vor Zorn und Furcht ihre Augen, deren Äpfel rot glänzten im Schein des Lagerfeuers.

Die Bauern sagten: „Seht ihr? Es ist eine Diebin, die man geschnappt hat. Sie hat der Königin die goldenen Stiefel weggenommen und ein Falzbein mit Diamanten und einen Schal, den sie zerschnitten hat, um sich einen Rock daraus zu machen, und das schöne Messer, womit die Prinzessin sich die Pfirsiche zerteilt. Wie hat man sie da nur hineinlassen können? — Die Reichen sind alle viel zu gut, aber sie werden bald etwas an ihr Haus gezeichnet finden." Ein anderer sagte: „Sie schwört bei Halt-da, daß man ihr das

alles geschenkt habe. Verschenkt man denn goldene Messer?" — „Es ist jemand, der sie bezahlt hat", sagte ein anderer. — „Schön," antwortete ein vierter, „wenn er sie bezahlt hat, so wird er der Person drei Franken gegeben haben und nicht alle diese schönen Sachen; man hat sie wahrscheinlich allein gelassen, und sie hat dann alles in ihre Schürze gepackt."

„Vorwärts, marsch!" sagte der Kommissar zu der Zigeunerin und stieß sie rauh vorwärts.

„Stoßt sie nicht," sagte der Hauptmann, „es ist eine von unseren Töchtern, sie hat bei Attila geschworen, sie ist unschuldig."

„Halt-da, Halt-da! Er hat ein Gesicht wie Halt-da", sagten die Bauern. Die Zigeunerin machte sich wütend und tränenüberströmt los: „Warum, ihr garstigen Menschen, packt ihr ein armes Weib, das euch nichts zuleide getan hat? Kann ich nicht wie ihr die Luft des lieben Gottes atmen? Ihr seid hier zu Haus, seid die Mächtigen und die Herren, aber der Löwe legt seine große Tatze nicht auf die Taube, und der liebe Gott will nicht, daß der Wolf den Vogel frißt, der über ihm in den Bäumen fliegt. Wir haben nichts Böses getan, wir haben bezahlt, was wir gegessen und getrunken haben. — Und wenn es schöne Damen und gute Herren gibt, die uns große Halbfrankenstücke und goldene Centimesstücke geschenkt haben, so könnt ihr uns darum doch nicht ins Gefängnis stecken! Haben unsere Männer und Herren eure Kessel, die sie geflickt haben, etwa schlecht geflickt? War das Kupfer nicht gut, und war die Arbeit nicht solide? Haben wir irgend jemand irgend etwas weggenommen? Der soll kommen und uns anklagen!" Und zum Himmel blickend:

„Attila, König und Herr, ich schwöre, daß ich dem Fremden nichts weggenommen habe."

„Sie hat auch ein Gesicht, wie Halt-da", schrieen die

Bauern, „man sollte sie nur ein bißchen ins Gefängnis werfen, alle diese Halt-da's. Da sind sie eigentlich zu Haus. Dann werden sie nicht mir nichts dir nichts den Arbeitern das Brot stehlen."

Dessen waren freilich einige Männer von besserem Verstande und vor allem von besserem Herzen nicht sicher, die überschlugen, was die Ernährung eines Gefangenen täglich kostet.

Unterdessen hatten einige junge Bauern den Umstand, daß die Aufmerksamkeit der Zigeuner völlig auf das junge Mädchen und die Polizisten gerichtet war, benutzt und sich auf die Pferde der Zigeuner geschwungen — nur um ihnen einen Streich zu spielen, wie sie sagten, aber in Wirklichkeit dachten sie, daß es für diese Zigeuner kein Gesetz und keine Gerechtigkeit gäbe, und daß, wenn einmal die Frucht des Diebstahls in ihren Ställen sich befände, keiner dieser Vagabunden es wagen würde, sie dort zu suchen.

Der Hauptmann bemerkte es, und indem er seinen Stock mit dem großen silbernen Knauf erhob, lief er auf sie zu, riß die, die seiner Hand am nächsten waren, von den Pferden herunter und zwang die andern, voller Angst die Flucht zu ergreifen.

Er war in der Tat furchtbar im Scheine der Fackeln, mit seinen großen schwarzen Augen, in denen man das Weiße leuchten sah, hell wie glühendes Metall, mit seiner Nase, deren mächtige Nüstern sich blähten, und jener königlich schönen Haltung, die fast alle Abkömmlinge der Krieger des Helden der Helden, des furchtbaren Königs der Hunnen, haben.

Während die Zigeunerin sich hin und her wand, sagten die Bauern: „Seht ihr? Jetzt steckt man sie ins Gefängnis mit Halt-da, ihrem treuen Freund. Das ist der, der mit seinem großen Stock angelaufen kam. Ha! Ha!"

Aber sobald Freund Halt-da ihnen ins Gesicht sah, wichen

sie, einander stoßend, zurück, wie eine Hammelherde vor einem Schäferhund, ausgenommen einige Kerls mit langem, wildem, verkniffenem Gesicht, die ohne Zweifel nach dem Messer gegriffen hätten, wäre die Polizei nicht dagewesen.

Die Polizisten indessen hatten viel zu tun; die Zigeunerin heulte, die Frauen waren aus den Zelten hervorgekommen, hielten sie bei den Röcken fest und riefen: „Laßt sie los, sie hat nicht gestohlen!" Da die Menge der Bauern sich langsam beruhigt hatte, nahm das Durcheinander wieder zu.

Doch die Zigeunerin sollte nun abgeführt werden und wand sich unter den Händen der Polizisten wie ein Vogel unter den Krallen der Katze. Sie stieß Wutschreie aus und fand schmeichelnde Worte, die einen Halsabschneider hätten erweichen können; sie stampfte mit den Füßen und tat als fiele sie hin, um sich schwer zu machen. Auf der andern Seite war da die unbeugsame Muskelkraft, die jene andere Gewalt verkörperte, die die Justiz sich bewahren mußte, etwas Scheußliches und Erschütterndes, trotz der Schonung, wodurch die Polizisten ihre strenge Pflicht zu mildern suchten. Auf der einen Seite also Schreien, Tränen, worin die Schwäche, auf der andern kurz befehlende Stimmen, worin die Gewalt sich ausdrückte. Und wiederum, von seiten der Bauern, höhnisches Schreien und Pfeifen, Zeichen der Dummheit, Bosheit und Feigheit.

Mitten in diesen Tumult hinein knallte wie ein Pistolenschuß die herrische Stimme eines Mannes: „Platz da!"

Der Mann, der schöne Deutsche Nannas, feingekleidet, ein Ordensbändchen im Knopfloch, machte sich mit Händen und Ellbogen selbst Platz. Zehn Sekunden genügten ihm, um durch die Menge hindurch zur Zigeunerin zu gelangen.

„Aha, das ist der Herr, bei dem sie gestohlen hat", sagten die Bauern.

Aber sie waren höchst verblüfft, als sie sahen, wie er di

Hand der armen Kleinen faßte, die schon einer Ohnmacht nahe, aber beglückt war, als sie ihn sah, ihre baldige Befreiung fühlte und schon unter ihren Tränen lächelte.

Sich nun an die Polizisten wendend, sagte er: „Warum legt ihr diesem Mädchen Handfesseln an?"

Ohne ihm zunächst zu antworten, sahen die Polizisten ihn an und erkannten in ihm Heinrich T..., eine der reichsten und einflußreichsten Persönlichkeiten der bürgerlichen Aristokratie des Leopoldviertels. Sie zeigten ihm alle die angeblich gestohlenen Gegenstände und setzten ihm auseinander, warum sie hätten ihre Pflicht tun müssen, da sie nicht gewußt, woher jene Gegenstände stammten.

„Bei Gott!" antwortete er, indem er alles ein wenig unruhig betrachtete, denn er fürchtete, vermischt mit den seinigen die Geschenke irgendeines anderen ‚hübschen Fremden' zu finden; „bei Gott!" sagte er, „dies hier habe ich ihr geschenkt."

Die Polizisten fingen vielsagend an zu lachen, was sie für fein hielten.

Die Zigeunerin beobachtete ihn aufmerksam, sie begriff mit ihrem weiblichen Instinkt, wieviel Güte in diesem Zufallsliebhaber war, der kam, nach ihr zu sehen, nach ihr, die ihn so albern verlassen hatte, fühlte, was an Mut dazu gehörte für den vornehmen Herrn mit dem Ordensbändchen, ihre Verteidigung vor diesen Polizisten, diesen Bauern, diesen Bürgern zu übernehmen, sie dem Gefängnis und der Schande zu entreißen und sie mit seinem Namen und seinem Ansehen zu decken, auf denen nun ein Flecken sein würde, der Flecken verrückter Generosität des guten Herzens. Sie liebte ihn, sie nahm seine Hände und küßte sie, indem sie sie mit Tränen bedeckte, vor aller Welt. Er ließ sie gewähren. Ihm schlug das Herz. Sie warf sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee mit beiden Armen, um, sich also

erniedrigend, dadurch auszudrücken, daß sie seine Sklavin sei.

Junge Frauen befanden sich in der Menge. Sie waren gerührt. Die Männer schwiegen. Die Szene wurde groß, und wahre Größe packt selbst die Rohen.

Der Hauptmann trat hinzu, zeigte auf den ‚hübschen Fremden' und sagte zur Zigeunerin: „Liebst du diesen Mann?"

„Vom ersten Augenblick an", sagte sie.

„Willst du uns verlassen?"

„Ja."

„Fern leben von deinen Brüdern, deiner Mutter und deinem Vater?"

„Ja."

„Bereust du nichts?"

„Nein."

„So geh!"

Sie schickte sich an, zu gehn, als der Hauptmann sie zurückrief, um sich ihr Gold und ihre Stiefel schenken zu lassen.

Sie gab sie ihm und ging dann wieder zu Heinrich. Sie entfernten sich miteinander, bestiegen auf der Landstraße den Wagen, und es war ein seltsames Schauspiel, wie die Lumpen schnell in die kostbare Equipage glitten.

Im Galopp ging es davon; als der Wagen außer Sicht war, sandten die Bauern und Bäuerinnen ihm tausend gemeine Schimpfwörter nach.

IV

Heinrich T . . . heiratete Nanna, ließ sie unterrichten, machte sie bekannt mit all den Dingen, die eine Frau wissen muß, und versuchte, sie geistig sich zu eigen zu machen, wie sie durch das Herz es war. Da aber täuschte er sich grausam; die Musik, sogar die sinnliche Musik Rossinis, die mächtigen Klänge Meyerbeers, die zärtlich-weichen, melan-

cholischen Melodien Webers brachten die Zigeunerin zum Gähnen. Manchmal dagegen machte es ihr Freude, Lieder ihrer Heimat zu singen, wilde Gesänge; sie begleitete sie auf dem Klavier, indem sie immer eine einzige Taste anschlug. Dann nahm ihr Gesicht durch die Erregung einen harten, traurigen Ausdruck an, ihr Blick machte ihre schwarzen Augen metallisch glänzen, die Augen, die Heinrich nur einmal hatte weinen sehen, draußen auf dem Felde. Dann sah sie, erschöpft sich niedersetzend, ihn starr an, ohne Liebe. Er liebte sie; die fremde Wesensart der Zigeunerin entzündete diese Liebe und hielt sie wach. Ihre Glückseligkeit und ihr Leid schienen ihm etwas Neues, als hätte er mit einer Frau aus einer anderen, unterirdischen oder himmlischen Welt zu tun, mit einem Panther im goldenen Leib einer indischen Göttin, der Tochter des doppelten Siwa, des zärtlichen und melancholischen Gottes der Liebe und des Gottes der Zerstörung.

Manchmal flößte sie ihm Furcht ein, am Abend, wenn er seine in einer Ecke sitzende Frau nur durch das Feuer des Kamins beleuchtet sah und nichts von ihr wahrnahm als das leuchtende Weiß ihrer Augen, auf dem die schwarzen Pupillen sich abhoben, und weiße Zähne, welche blitzten bei einem Lachen, das beißen zu wollen schien.

Wenn ihr dieses Jahr in Ostende gewesen seid, im August, so habt ihr Nanna mit ihrem Gatten dort gesehn. Die Damen, die am Kursaal die salzige Seeluft schlürften, sagten, daß die ‚gelbe' Frau, wie sie sie in ihrer liebreichen Sprache nannten, immer aufs Meer hinausblickte und traurig schiene; sie liebte es, sich allein in den Dünen nach Westpoort hin zu ergehn und dort sinnend den Blick über die weiten Flächen der flandrischen Ebene schweifen zu lassen.

Eines Tages erschien ein Mann. Er hatte lange Haare, die ihm über die Schulter fielen, wie eine schwarze Löwen-

mähne, und mit Galle durchsetzte, wilde Augen, er war in Lumpen gekleidet und trug einen schäbigen Filzhut; im Knopfloch hatte er eine Tonpfeife stecken. Er zeigte sich einen Moment auf dem Deich, niemand sah ihn wieder. Am nächsten Tage war Nanna fort; der Vogel war ausgeflogen; er hatte der gesicherten Nahrung seines zivilisierten Käfigs ohne Zweifel das kärgliche Weizenkorn vorgezogen, das er sich zwischen zwei Ackerfurchen stahl, unter freiem Himmel.

Aus dem Französischen übertragen von Anton Kippenberg

JOHANNES R. BECHER: STURM

Der Sturm frißt durch die Nacht. Kaputt
Der brüchige Mensch. Die Stadt in Schutt.
Der Sturm frißt durch die Nacht.
Und durch die Nacht frißt Regen grau.
Und Hölle tobt um Turm und Bau.
Wie Geißel zuckt der Regen.

Und Gott verläßt dein schwankes Schiff.
Taifun zerbeult dich. Blitz und Gift!
Und Donner bellen. Berge wild.
Aufreißt das blühendste Gefild.
Und dein Gesicht und deine Brust.
Die Erde: Trümmer und Verlust.

Gerüste brechen. Flüsse lohn
In Straßen über. Meere schon.
Die Häuser schlechter Wogendamm.
Und Mensch erwürgt, und Fels und Lamm.
Das heilige Lamm, Herr Jesus Christ . . .
Es blähen Leichen rings. Sturm frißt.

O diese Nacht. Doch jener Tag:
Mit Wrack, Stoß und Gerüsten.
Der Horizont gedunsen-vag,
Vernebelt . . . Endlos. Wüste.
Der Mensch verschlammt. In Pfützen Kot.
Und Gott ist tot. Ja Gott ist tot.

Wo fern doch schwingen Bäume licht.
Und eine Flöte wie Gedicht.
Und fern ein Mai und Engelszug.
O Mensch bei Mensch. Im Gang wie Flug.
Mit Halleluja ohne Zahl.
Gestirn blüht dort jed Antlitz fahl.

Ja fern, wohl fern. Und trotzdem: doch!
Ein Faustschlag wirkt. Ein Herzwerk pocht.
Und ein Gehirn —: es fliegt! es siegt!!
Azur strömt aus, drin Sonne wiegt.
Da öffnen sich Gezücht und Grab.
Und Hülle fällt, und Staub schält ab.
O Auferstehung wunderbar.
Ein goldener Helm aufstülpt sich Haar.

Der Sturm fraß durch die Nacht. Jetzt Tag.
Und Friedensau und schön Gelag.
Freund reiht an Freund. Und Brüder: Tier.
Umarmt, beküßt entschreitend wir.
Der Mensch stand auf. Aus Flucht. Zurück.
Zur Tat! Zum Glück!!

Bücher der Zeit

aus dem

Insel-Verlage

Leicht ist die Schreibfeder, das ist wahr, ist auch kein Handzeug unter allen Handwerken baß zu erzeugen denn die Schreiberei; denn sie bedarf allein der Gänse Fittich, deren man umsonst allenthalben genug findet, aber es muß gleichwohl das beste Stück (als der Kopf) und das edelste Glied (als die Zunge) und das höchste Werk (als die Rede), so am Menschenleibe sind, hier herhalten und am meisten arbeiten. Drei Finger tuns, sagt man von Schreibern, aber ganz Leib und Seele arbeiten dran.

MARTIN LUTHER

Das nachstehende Verzeichnis enthält den größten Teil der Bücher lebender oder unlängst gestorbener Dichter. Das vollständige Verlagsverzeichnis des Insel-Verlages ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst unentgeltlich zu beziehen.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 12.—.

BAHR, HERMANN: ESSAYS. Zweite Auflage. In Pappband M. 6.50.

BAHR, HERMANN: DIALOG VOM MARSYAS. (Insel-Bücherei Nr 67.) In Pappband M. 1.10.

BEARDSLEY, AUBREY: UNTER DEM HÜGEL. Eine romantische Novelle. Übertragen von Rudolf Alexander Schröder. Mit einer Zeichnung von Beardsley. Zweite Auflage. Geheftet M. 2.50; in Halbleder M. 4.50.

BECHER, JOHANNES R.: VERFALL UND TRIUMPH. Erster Teil: Gedichte. In Halbpergament M. 5.—. Zweiter Teil: Versuche in Prosa. In Halbpergament M. 4.—.

BECHER, JOHANNES R.: DIE HEILIGE SCHAR. Gedichte 1918. Kartoniert M. 2.50.

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M. 6.—.

BERTRAM, ERNST: GEDICHTE. In Halbpergament M. 3.50.

BINDING, RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. In Pappband M. 5.50.

BINDING, RUDOLF G.: GEDICHTE. In Halbpergament M. 5.—.

BORCHARDT, RUDOLF: DAS BUCH JORAM. In Halbleinen M. 2.—.

BRAUN, FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M 4.50.

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Halbleder M. 8.—.

BUBER, MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. In Pappband M. 4.50.

BUBER, MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. In Pappband M. 4.50.

BUSONI: ENTWURF EINER NEUEN ÄSTHETIK DER TONKUNST. (Insel-Bücherei Nr. 202.) In Pappband M. 1.10.

BUYSSE, CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner. In Halbleinen M. 5.50.

CAROSSA, HANS: GEDICHTE. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 3.50.

CAROSSA, HANS: DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. In Halbleder M. 5.—.

CAROSSA, HANS: DIE FLUCHT. Ein Gedicht aus Doktor Bürgers Nachlaß. In Pappband M. 1.50.; in Halbpergament M. 2.50.

CLERCQ, RENÉ DE: DAS NOTHORN. Aus dem Flämischen übertragen von W. v. Unger. In Pappband M. 2.50.

DÄUBLER, THEODOR: HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M. 4.50.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. In Halbleder M. 60.—.

DÄUBLER, THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. (Zurzeit vergriffen.)

DÄUBLER, THEODOR: DAS STERNENKIND. (Insel-Bücherei Nr. 188.) In Pappband M. 1.10.

DÄUBLER, THEODOR: WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. In Halbleder M. 6.50.

DÄUBLER, THEODOR: MIT SILBERNER SICHEL. Prosa. In Halbleder M. 6.—.

DÄUBLER, THEODOR: LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. In Halbleder M. 7.—.

DÄUBLER, THEODOR: DER NEUE STANDPUNKT. Zweite Auflage (in Vorbereitung).

DÄUBLER, THEODOR: DER STERNHELLE WEG. Gedichte. Zweite Auflage (in Vorbereitung).

EEKHOUD, GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen. In Halbleinen M. 5.50.

EEKHOUD, GEORGES: KEES DOORIK. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 216.) In Pappband M. 1.10.

EHRENSTEIN, ALBERT: DIE WEISSE ZEIT. Gedichte. Gebunden M. 12.—.

EHRENSTEIN, ALBERT: DER SELBSTMORD EINES KATERS. Novellen. Gebunden M. 5.—.

EHRENSTEIN, ALBERT: TUBUTSCH. Erzählung. Zweite Auflage. Gebunden M. 3.5o. Illustrierte Ausgabe: mit 12 Zeichnungen von O. Kokoschka, gebunden M. 6.—.

FLÄMISCHES NOVELLENBUCH. Herausgegeben von F. M. Huebner. Gebunden M. 6.5o.

Enthält Beiträge von Cyriel Buysse, Maurits Sabbe, Stijn Streuvels, Herman Teirlinck, Felix Timmermans, Gustav Vermeersch, August Vermeylen, Frans Verschoren, Karel van de Woestijne u. a.

FRANK, LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 10. Tausend. In Pappband M. 6.—.

FRANK, LEONHARD: DIE URSACHE. Erzählung. 10. Tausend. In Halbpergament M. 5.5o.

GIDE, ANDRÉ: DER KÖNIG CANDAULES. Drama. Übertragen von Franz Blei. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

GIDE, ANDRÉ: PHILOKTET ODER DER TRAKTAT VON DEN DREI ARTEN DER TUGEND. Übertragen von Rudolf Kassner. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

HALLSTRÖM: DIE VIER ELEMENTE. Erzählungen. Übertragung von Marie Franzos. In Pappband M. 5.—.

HALLSTRÖM: DER TOTE FALL. Ein Roman. Übertragen von Marie Franzos. In Pappband M. 4.—.

HALLSTRÖM: FLORENTINISCHER ABENDTRAUM. Übertragen von Marie Franzos. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EINE ALTE GESCHICHTE. Roman. Übertragen von Marie Franzos. Zweite, durchgesehene Auflage. In Halbpergament M. 5.5o.

HALLSTRÖM: EIN GEHEIMES IDYLL und andere Novellen. Übertragen von Marie Franzos. In Halbpergament M. 5.—.

HALLSTRÖM: EIN SCHELMENROMAN. Übertragen von Marie Franzos. In Halbpergament M. 4.5o.

HALLSTRÖM: VERIRRTE VÖGEL. Novellen. Übertragen von Marie Franzos. In Halbpergament M. 5.—.

HARDT, ERNST: AUS DEN TAGEN DES KNABEN. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 4.—.

HARDT, ERNST: BRIEF AN EINEN DEUTSCHEN INS FELD. 6. bis 10. Tausend. Mit Titelholzschnitt von Walter Klemm. Geheftet 25 Pfennig.



HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 3. und 4. Tausend In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einband von Marcus Behmer. 11.—15. Tausend. In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama. In Halbpergament M. 4.50.

HARDT, ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 32.—34. Tausend. In Pappband M. 5.50.

HARDT, ERNST: AN DEN TOREN DES LEBENS. Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 13.) In Pappband M. 1.10.

HARDT, ERNST: NINON VON LENCLOS. (Insel-Bücherei Nr. 218.) In Pappband M. 1.10.

HESPERUS. Ein Jahrbuch von Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und Rudolf Borchardt. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Freie Übertragung der Alkestis des Euripides von Hugo von Hofmannsthal. Stefan Georges Siebenter Ring von Rudolf Borchardt. Übertragungen aus Homer von Rudolf Alexander Schröder. Silvia im „Stern", Fragment von Hugo von Hofmannsthal. Aus dem deutschen Dante von Rudolf Borchardt. Gedichte von Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder. Pindar-Übertragung von Rudolf Borchardt.

HEYMEL, ALFRED WALTER: ZEITEN. Gesammelte Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 3.—.

HEYMEL, ALFRED WALTER: SPIEGEL, FREUNDSCHAFT, SPIELE. Studien. In Halbpergament M. 3.50.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: ALKESTIS. Ein Trauerspiel nach Euripides. In Pappband M. 3.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DER WEISSE FÄCHER. Ein Zwischenspiel. Mit vier Holzschnitten von Edward Gordon Craig. 750 numerierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbleinen M. 20.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 26.—30. Tausend. In Pappband M. 5.50.

Inhalt: Gedichte, Der Tod des Tizian, Prologe und Trauerreden, Das kleine Welttheater, Vorspiele, Tor und Tod, Der weiße Fächer, Der Kaiser und die Hexe, Die Frau im Fenster, Das Bergwerk zu Falun.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: VORSPIELE. (Prolog für ein Puppentheater; Vorspiel zur Antigone des Sophokles; Prolog zur Lysistrata des Aristophanes.) In Pappband M. 3.—.

HOLZ, ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M. 24.—; in Halbpergament M. 30.—.

HUCH, RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 6.—8. Tausend. In Halbleinen M. 8.—.

HUCH, RICARDA: DER KAMPF UM ROM. Historischer Roman. Vierte Auflage. In Pappband M. 6.50.

HUCH, RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. (Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege.) Drei Bände. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M. 22.—.

HUCH, RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 3.—5. Tausend. In Halbleinen M. 7.—.

HUCH, RICARDA: MICHAEL UNGER. Siebente Auflage. In Halbleinen M. 8.—.

HUCH, RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Sechste Auflage. Titel- und Einbandzeichnung von W. Tiemann. In Pappband M. 7.50.

HUCH, RICARDA: WALLENSTEIN. Eine Charakterstudie. 4.—6. Tausend. In Leinen M. 5.—.

HUCH, RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 6.50.

HUCH, RICARDA: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 8.—.

HUCH, RICARDA: DAS JUDENGRAB. AUS BIMBOS SEELENWANDERUNGEN. Erzählungen. (Insel-Bücherei Nr. 193.) In Pappband M. 1.10.

HUCH, RICARDA: LIEBESGEDICHTE. (Insel-Bücherei Nr. 22.) In Pappband M. 1.10.

HUCH, RICARDA: LEBENSLAUF DES HEILIGEN WONNEBALD PÜCK. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 58.) In Pappband M. 1.10.

HUCH, RICARDA: GOTTFRIED KELLER. (Insel-Bücherei Nr. 113.) In Pappband M. 1.10.

KALCKREUTH, WOLF GRAF VON: GEDICHTE. Aus dem Nachlaß herausgegeben. In Halbpergament M. 6.—.

KASSNER, RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Leinen M. 4.50.

KASSNER, RUDOLF: DER INDISCHE GEDANKE. (Von der menschlichen Tiefe.) In Leinen M. 4.50.

KASSNER, RUDOLF: MELANCHOLIA. Zweite Auflage. In Leinen M. 7.—.

KASSNER, RUDOLF: DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen an einen Musiker. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. In Leinen M. 5.—.

KASSNER, RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.—.

KASSNER, RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Leinen M. 4.50.

KASSNER, RUDOLF: ZAHL UND GESICHT. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 7.50.

KESSLER, HARRY GRAF: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. In Pappband M. 8.—.

KLINGER, MAX: MALEREI UND ZEICHNUNG. 6. Auflage. Geheftet M. 2.—.

KNOOP, GERHARD OUCKAMA: DAS ELEMENT. Roman. In Pappband M. 4.50.

KNOOP, GERHARD OUCKAMA: GEDICHTE. In Halbpergament M. 3.50.

KNOOP, GERHARD OUCKAMA: SEBALD SOEKERS PILGERFAHRT. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 6.—.

KROMER, HEINRICH E.: GUSTAV HÄNFLING. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappband M. 4.50.

MANN, HEINRICH: AUFERSTEHUNG. Novelle. (Insel-Bücherei Nr. 62.) In Pappband M. 1.10.

MERCEREAU, ALEXANDRE: WORTE VOR DEM LEBEN. Mit einem Nachwort von Stefan Zweig. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DIE BLÜTE DES CHAOS. Gebunden M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DER GLÜHENDE. Gebunden M. 4.—.

MOMBERT, ALFRED: DER SONNE-GEIST. Gebunden M. 4.—.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. Gebunden M. 2.50.

MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie.

I. Aeon der Weltgesuchte. Sinfonisches Drama. Gebunden M. 5.—.
II. Aeon zwischen den Frauen. Drama. Gebunden M. 5.—.
III. Aeon vor Syrakus. Drama. Gebunden M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DER DENKER. Gedichtwerk. Gebunden M. 5.—.

MOMBERT, ALFRED: DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. Gebunden M. 6.50.

MOMBERT, ALFRED: TAG UND NACHT. Gedichte. Gebunden M. 4.—.

MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M. 7.50.

MUNK, GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M. 7.—.

NADEL, ARNO: ADAM. Drama in einem Vorspiel und vier Akten. In Leinen M. 5.—.

FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von Dr. Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 5.—.

PONTOPPIDAN, HENRIK: AUS JUNGEN TAGEN. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 87.) In Pappband M. 1.10.

PONTOPPIDAN, HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. (Zurzeit vergriffen.)

PULVER, MAX: IGERNES SCHULD. Ein Kammerspiel in vier Akten. In Pappband M. 4.50.

PULVER, MAX: MERLIN. In Pappband M. 4.50.

RILKE, RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Zwei Bände. 8. bis 12. Tausend. In Pappbänden M. 10.—.

RILKE, RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 4.—6. Tausend. In Pappband M. 9.—.

RILKE, RAINER MARIA: DAS BUCH DER BILDER. Siebente Auflage. In Pappband M. 9.—.

RILKE, RAINER MARIA: DIE FRÜHEN GEDICHTE. Vierte Auflage. In Pappband M. 7.—.

RILKE, RAINER MARIA: NEUE GEDICHTE. Vierte Auflage. In Pappband M. 7.—.

RILKE, RAINER MARIA: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. Dritte Auflage. In Pappband M. 7.—.



RILKE, RAINER MARIA: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. Siebente Auflage. In Pappband M. 6.50.

[RILKE, RAINER MARIA:] DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen von Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M. 5.—.

RILKE, RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) Dritte Auflage. In Pappband M. 3.—.

RILKE, RAINER MARIA: DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 17.—21. Tausend. In Halbleinen M. 6.—.

RILKE, RAINER MARIA: DAS MARIENLEBEN. (Insel-Bücherei Nr. 43.) 31.—40. Tausend. In Pappband M. 1.10.

RILKE, RAINER MARIA: DIE WEISE VON LIEBE UND TOD DES CORNETS CHRISTOPH RILKE. (Insel-Bücherei Nr. 1.) 141.—160. Tausend. In Pappband M. 1.10.

RIMBAUD: LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Bildnis Rimbauds in Heliogravüre. In Leinen M. 7.50.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: HEROISCHE FAHRT. In Pappband M. 4.50; in Halbleder M. 6.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: JOSEF MONTFORT. Erzählungen. In Pappband M. 7.50.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50.

SCHAEFFER, ALBRECHT: DIE MÜTTER. Ein ernstes Stück. In Halbpergament M 4.—.

SCHAEFFER, ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. In Pappband M. 6.—.

SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Vollbildern. In Pappband M. 7.—.

SCHEFFLER, KARL: ITALIEN. Tagebuch einer Reise. Mit 118 ganzseitigen Abbildungen. 4.—6. Tausend. In Halbleinen M. 15.—.

SCHEFFLER, KARL: HENRY VAN DE VELDE. Vier Essays. In Halbpergament M. 4.—

SCHEFFLER, KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M. 5.—.

SCHLAF, JOHANNES: IN DINGSDA. (Insel-Bücherei Nr. 20.) In Pappband M. 1.10.

SCHLAF, JOHANNES: FRÜHLING. (Insel-Bücherei Nr. 49.) In Pappband M. 1.10.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M. 6.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband M. 3.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M. 4.—.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: HEILIG VATERLAND. Kriegsgedichte 1914. Geheftet 30 Pfennig.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: DEUTSCHE ODEN. (Insel-Bücherei Nr. 66.) In Pappband M. 1.10.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: ELYSIUM. Gedichte. (Insel-Bücherei Nr. 239.) In Pappband M. 1.10.

SEIDEL, WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHÂN. Novellen. In Pappband M. 6.—.

SEIDEL, WILLY: DER SANG DER SAKÎJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M. 6.—.

STAUFFER-BERN, KARL: FAMILIENBRIEFE UND GEDICHTE. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. Geheftet M. 4.50; in Pappband M. 7.—.

STEIN, HEINRICH VON: GESAMMELTE DICHTUNGEN. Herausgegeben von Friedrich Poske. Drei Bände. Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 12.—.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.

STERNHEIM, CARL: DIE HOSE. Ein bürgerliches Lustspiel. 3. und 4. Tausend. In Pappband M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: BÜRGER SCHIPPEL. Komödie in fünf Aufzügen. In Pappband M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: DON JUAN. Eine Tragödie. In Halbleder M. 12.—.

STERNHEIM, CARL: DIE KASSETTE. Komödie in fünf Aufzügen. In Leinen M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: DER SNOB. Komödie in drei Aufzügen. In Leinen M. 5.—.

STERNHEIM, CARL: ULRICH UND BRIGITTE. Ein dramatisches Gedicht. Zweite Auflage. In Leinen M. 5.—.

STREUVELS, STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers. In Leinen M. 5.5o.

STREUVELS, STIJN: DER ARBEITER. Erzählung, aus dem Flämischen übertr. von A. Kippenberg. (Insel-Bücherei Nr. 215.) In Pappband M. 1.10.

STRINDBERG, AUGUST: DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 5.5o.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: GEDICHTE UND SZENEN. In Halbpergament M. 4.5o.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: NEUE GEDICHTE. In Halbpergament M. 4.5o.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. Geheftet M 4.—; in Halbpergament M. 6.—.

TEIRLINCK, HERMAN: JOHANN DOXA. Skizzen aus dem Leben eines Brabanter Gotikers. (Insel-Bücherei Nr. 217.) In Pappband M. 1.10.

TOLSTOI ANNA KARENINA. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. In Halbleinen M. 11.—.

TOLSTOI: AUFERSTEHUNG. Übertragen von Adolf Heß. In Halbleinen M. 5.5o.

TOLSTOI: KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände. In Halbleinen M. 16.5o.

TSCHECHISCHE ANTHOLOGIE: VRCHLICKÝ, SOVA, BŘEZINA. (Österreichische Bibliothek Nr. 21.) In Pappband M 1.—.

ULLMANN, REGINA: FELDPREDIGT. (Insel-Bücherei Nr. 178.) In Pappband M. 1.10.

VELDE, HENRY VAN DE: ESSAYS. Mit Einband- und Titelzeichnung vom Verfasser. In Pappband M. 6.—.

VELDE, HENRY VAN DE: VOM NEUEN STIL. Mit Titelzeichnung vom Verfasser. In Halbpergament M. 5.—.

VELDE, HENRY VAN DE: AMO. (Insel-Bücherei Nr. 3.) In Pappband M. 1.10.

VERHAEREN. Drei Bände. Zweite Auflage. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Pappbanden M. 18.—.

Einzelausgaben:

VERHAEREN. Von Stefan Zweig. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 9.—.

VERHAEREN: AUSGEWAHLTE GEDICHTE. Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 6.—; in Leder M. 9.—.

VERHAEREN: DREI DRAMEN (Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster). Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 6.—.

VERHAEREN: DIE STUNDEN. Übertragen von Erna Rehwoldt. In Halbpergament M. 6.—.
Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

VERHAEREN: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von Paul Zech. In Halbpergament M. 6.—.

VERHAEREN: DIE HOHEN RHYTHMEN. Übertragen von Johannes Schlaf. In Halbpergament M. 6.—.
Gedruckt auf der Ernst-Ludwig-Presse in Darmstadt.

VERHAEREN: HYMNEN AN DAS LEBEN. (Insel-Bücherei Nr. 5.) In Pappband M. 1.10.

VERMEYLEN, AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4. bis 6. Tausend. In Pappband M. 6.—.

VERWEY, ALBERT: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare. In Pappband M. 18.—.
Gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar.

VOLLMOELLER, KARL: PARCIVAL. Gedichte. (Insel-Bücherei Nr. 115.) In Pappband M. 1.10.

WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS. Gesammelte Aufsätze. Geheftet M. 10.—; in Leinen M. 12.—.

WALZEL, OSKAR: RICARDA HUCH. Ein Wort über Kunst des Erzählens. Geheftet M. 1.20; in Pappband M. 2.—.

WASSERMANN, JAKOB: DER LITERAT ODER MYTHOS UND PERSÖNLICHKEIT. Geheftet M. 2.50; in Leinen M. 3.50.

WEIGAND, WILHELM: DER VERSCHLOSSENE GARTEN. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Halbpergament M. 5.—.

WEIGAND, WILHELM: DER RING. Ein Novellenkreis. In Leinen M. 7.50.

WEIGAND, WILHELM: STENDHAL UND BALZAC. Essays. In Leinen M. 7.—.

WEIGAND, WILHELM: DIE FRANKENTHALER. In Halbleinen M. 5.50.

WEIGAND, WILHELM: WENDELINS HEIMKEHR. Eine Erzählung aus der Fremdenlegion. (Insel-Bücherei Nr. 167.) In Pappband M. 1.10.

WILDE, OSCAR: LEHREN UND SPRÜCHE FÜR DIE REIFERE JUGEND. (Insel-Bücherei Nr. 53.) In Pappband M. 1.10.

WILDE, OSCAR: DIE BALLADE VOM ZUCHTHAUS ZU READING. (Insel-Bücherei Nr. 220.) In Pappband M. 1.10.

WILDGANS, ANTON: ÖSTERREICHISCHE GEDICHTE 1914/15. In Pappband M. 1.—.

WINCKLER, JOSEF: EISERNE SONETTE. (Insel-Bücherei Nr. 134.) In Pappband M. 1.10.

YEATS, WILLIAM BUTLER: ERZÄHLUNGEN UND ESSAYS. Übertragen aus dem Irischen von Friedrich Eckstein. Geheftet M. 3.50; in Halbpergament M. 5.—.

ZOLA, EMILE: DAS GELD. In Halbleinen M. 5.50.

ZWEIG, STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 3. und 4. Tausend. In Pappband M. 5.—.

ZWEIG, STEFAN: DAS HAUS AM MEER. Ein Schauspiel. In Pappband M. 4.50.

ZWEIG, STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 5.—7. Tausend. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 7.—.

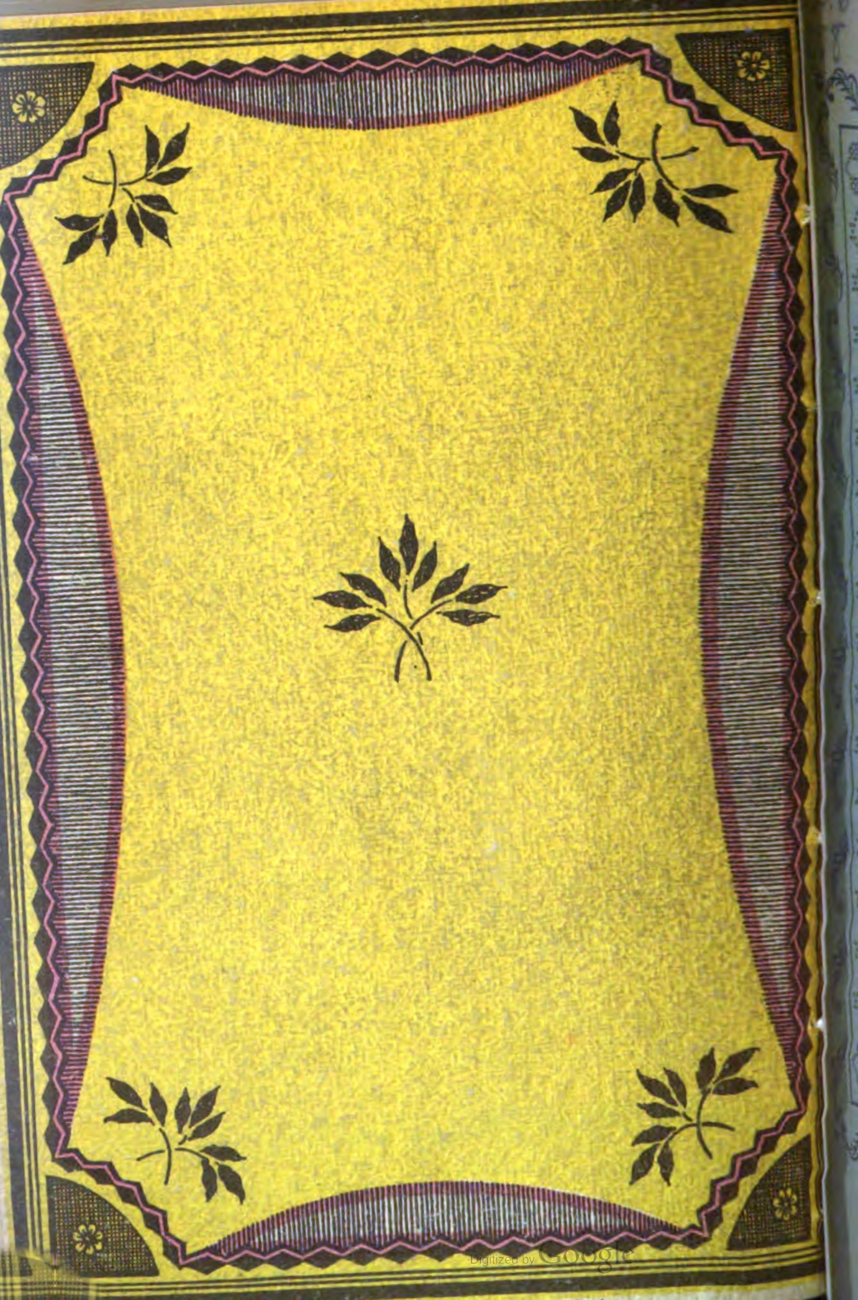
ZWEIG, STEFAN: BRENNENDES GEHEIMNIS. Erzählung. (Insel-Bücherei Nr. 122.) In Pappband M. 1.10.

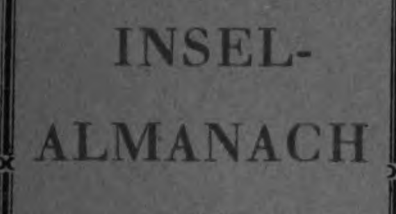
ZWEIG, STEFAN: DER VERWANDELTE KOMÖDIANT. In Halbleinen M. 3.50.

ZWEIG, STEFAN: TERSITES. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. In Halbpergament M. 5.—.

INHALT

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig
Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann





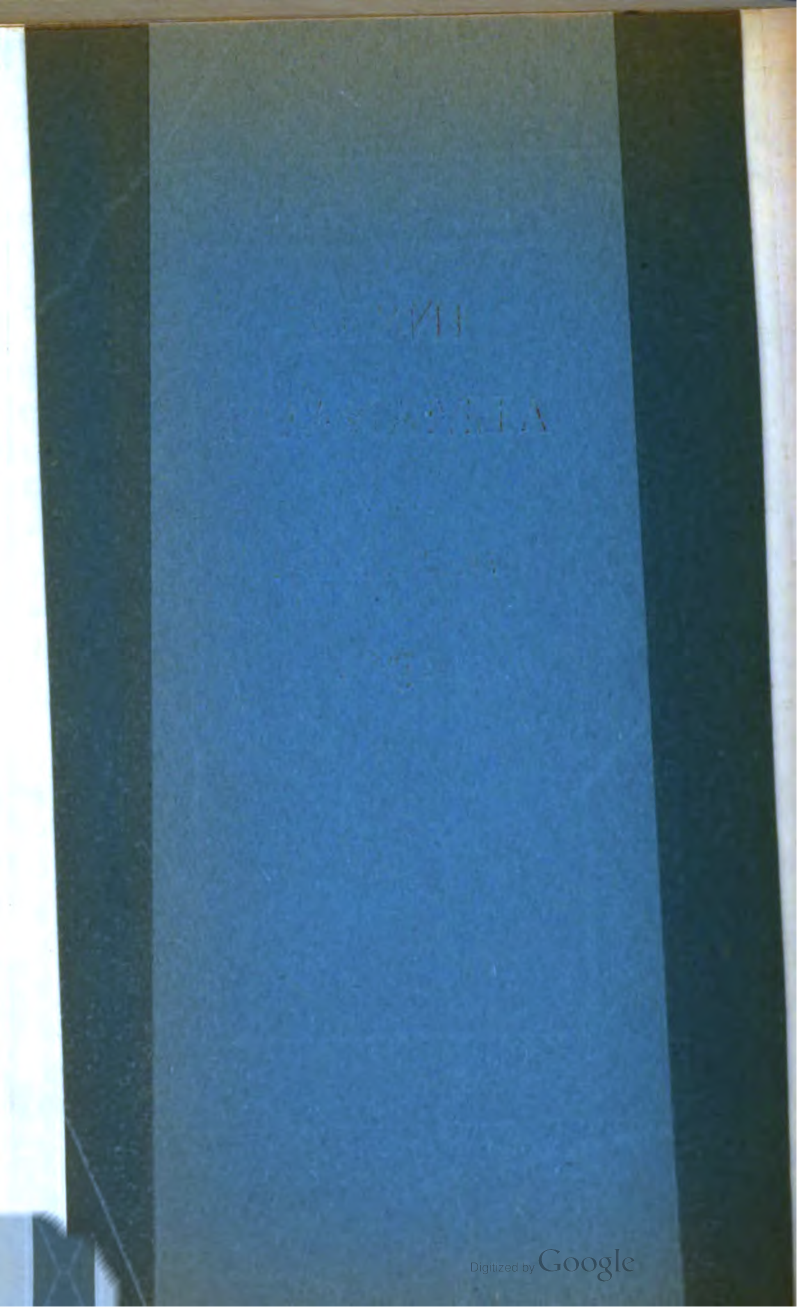
INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1921









INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1921

LEIPZIG

IM INSEL-VERLAG

Dir
Press
9-15-50
71999

KALENDARIUM

FÜR DAS JAHR

1921

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkündigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flamme, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. Jean Paul

Januar	
1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag

Februar	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag

März	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch
31	Donnerstag

April	
1	Freitag
2	Sonnabend
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend

Mai	
1	Sonntag
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	Sonntag
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	Sonntag
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	Sonntag
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend
29	Sonntag
30	Montag
31	Dienstag

Juni	
1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	Sonntag
6	Montag
7	Dienstag
8	Mittwoch
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	Sonntag
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	Sonntag
20	Montag
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	Sonnabend
26	Sonntag
27	Montag
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag

Juli	
1	Freitag
2	Sonnabend
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend
31	Sonntag

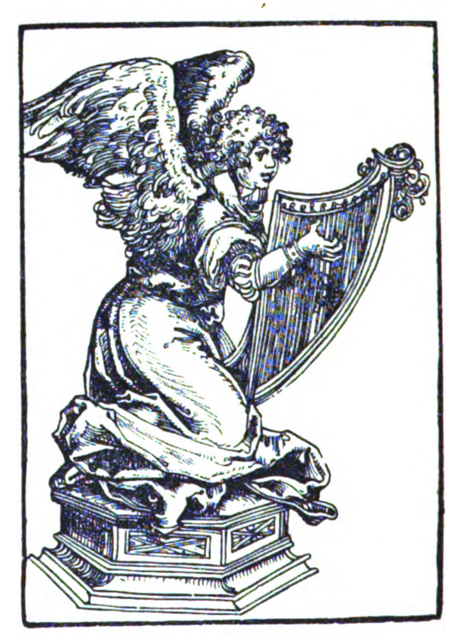
August	
1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend
14	Sonntag
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	Sonntag
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	Sonntag
29	Montag
30	Dienstag
31	Mittwoch

September	
1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag

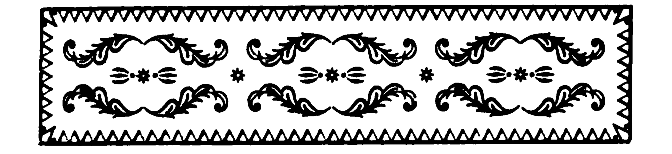
Oktober	
1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag

November	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch

Dezember	
1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend



Lucas Cranach: Holzschnitt.



THEODOR STORM /

AUS DER JUGENDZEIT

Von Mutters Seite

IM siebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenschiff einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß Wold. Er wurde später herzoglicher Verwalter auf dem $1^1/_4$ Meile von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenen, im Jahre 1772 jedoch parzellierten adligen Gute Arlewatt und der Stammvater der Familie Woldsen, welche noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht hat.

Der Bedeutendste dieses Geschlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherseits, Senator Friedrich Woldsen in Husum, der vor meiner Geburt verstorben ist; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der seine Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in silbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, sieht auch sein Antlitz unter gepuder-

tem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeschrieben wurden, glaubt dieser in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem daneben hängenden Medaillon schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus; das kluge, jugendliche Köpfchen aber in dem amarantfarbenen Mieder, mit dem roten Röschen auf der mäßig hohen Puderfrisur, das seinen Platz über dem Medaillon des Urgroßvaters hat, ist dessen und der Urgroßmutter Tochter, Mamsell Fritzchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an dessen hartem Willen sich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Litze liegt ein schwarzes Medaillon auf ihrer Brust. Ich hatte, schon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeschaut: was mochte wohl darin enthalten sein? — Mir ahnte damals nicht, daß ich als Mann vielleicht der einzige sein würde, der außer ihr selbst es jemals würde geöffnet haben. Und doch — es mag gegen das Jahr 1848 gewesen sein, als unsere von dem genannten Urgroßvater einst auf dem Klosterkirchhof für sich und seine, Friedrich Woldsens, Erben erbaute Gruft einer Reparatur bedurfte und die Maurer mit diesem Werk unter den Särgen, welche auf eisernen Stangen in der Tiefe standen, beschäftigt waren. Da, eines sonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohnzimmer des elterlichen Hauses am behaglichen Teetisch saß, wurde an die Tür gepocht, und auf

unser „Herein!" trat ein Maurergesell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruft in einem eingestürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingestürzte Sarg der Tante Fritzchens sei; sie sah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sofa hing und auf dem das dunkle Medaillon sich deutlich abzeichnete. „Hier ist es," sagte ich zu meiner Mutter; „sie hat es mit ins Grab genommen." Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruft zurückbringen," sagte meine Mutter; und so geschah es, nachdem ich die Kapsel wiederum geschlossen hatte.

Nach dieser posthumen und doch fast persönlichen Berührung mit meiner jungen, längst vor meiner Geburt gestorbenen Großtante schrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenschein."

Noch ein Medaillon ist zurück: der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen aufschlaglosen Rock, mit weißem Halstuch und weißgepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenseite — es ist ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherseits, der nachherige Senator Simon Woldsen in Husum, von dem — wie ich schon irgendwo erzählt habe — als er gestorben war, einer seiner Schwiegersöhne, sein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, sagte: „Heule nicht, Junge! So sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist!" — über dessen mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einst bei einem Familienbegräbnisse unten in der Gruft be-

fanden, der alte Totengräber, welcher in der Jugend sein Kutscher gewesen war, liebkosend mit der rauhen Hand hinstrich und dabei sagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann!" — von dem einst seine jüngste Tochter, meine Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie du hat keiner mich doch geliebt!"

Ich weiß nur diese Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm selbst ist nicht auf mich gekommen. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem schon verblaßten Bilde ansehe, so ist mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber schon in meinem vierten Jahre starb er.

Er hatte mit seiner Frau, Magdalena, Tochter des Senator Feddersen in Husum, vier Söhne, die sämtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entsinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienstboten, vielleicht von der Großmutter selbst, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei schneeweißen Ziegenböcken erzählt wurde, mit denen sie lustig durch die Straßen kutschiert wären; aber auch, wie diese unregiersamen Haustiere mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgestellte Töpferware geraten seien und dem nachsichtigen Vater wiederholte Entschädigungspflichten auferlegt hätten. — Ich selber hatte die kleinen frohen Herren nicht mehr sehen können; nur einer Szene noch — wiederum unten in unserer Gruft — entsinne ich mich: nach einem Begräbnisse in der Familie war ich allein mit meiner fast achtzigjährigen Großmutter hier hinabgestiegen; ich suchte zwischen all den großen Särgen den kleinen einer früh verstorbenen, geliebten Schwester, da hörte ich hinter mir

ein auffallendes Geräusch, und als ich mich wandte, sah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!“ sagte sie zitternd, während sie sacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiste legte.

Glücklicher gestaltete sich das Leben der Töchter in diesem großväterlichen Hause: drei Mädchen, Magdalena, Elsabe und Lucie, blühten in besonderer Anmut darin auf, so daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre einstige Schönheit preisen hörte, und der Großvater, trotz seines zu frühen Todes, hat sie alle noch als Bräute, die älteste und die jüngste auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirtschaft sehen dürfen. — Die jüngste, Lucie, die anmutigste von ihnen, mit ihrem braunen Haar und dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeitlang vor ihrer Konfirmation war sie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Patin und Vaterschwester, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthiessen, derzeit an einen Kanzleirat Alsen, verheiratet war. Aus dieser Zeit besitze ich ein französisches Themenbuch von ihr, auf dessen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verschiedenen Handschriften, teils mit Bleistift, teils mit Tinte die Worte geschrieben sind: „Zartgefühl, Sanftmut, Liebreiz sind die Tugenden Luciens.“ Erst nach ihrem Tode ist das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen spazieren ging, riß mich gelegentlich beiseite und flüsterte mir zu: „Sie haben prächtige, prächtige Eltern; Ihre Frau Mutter hat so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!“ Und um noch

eins zu sagen, was mich derzeit besonders stolz machte, ein Jugendbekannter, der einst aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von schönen Frauen, die er draußen in der Welt gesehen hatte, und schloß damit: „Aber die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah, die hat doch deine Mutter!"

Seit acht Jahren sind auch sie geschlossen und zerfallen.

Westermühlen

Bei diesem Worte steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine in Busch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimstätte meines Vaters; hier lebten und wirtschafteten in meinen ersten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte aus meiner Vaterstadt der Weg dahin; dann aber ist mir, als habe plötzlich warmer Baumschatten mich umfangen, ein paar niedrige Strohdächer sahen seitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauschen und Klappern einer Wassermühle, und der Wagen, auf dem ich saß, fuhr über knirschenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Wasser spritzte von den Rädern: wir fuhren durch ein kleines Gewässer, in dessen dunkle Flut Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabsenkten. Aber schon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann links herum, und auf einem freien Platze und festem Boden rasselte der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir ist noch, als sähe ich als etwa zweijähriges Bürschlein wie Schattengestalten meine Großeltern, den kleinen strengen

Großvater und die kleine runde Großmutter, aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken flankierten Haustür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenster des langgestreckten schwarzen Hauses von den Kronen der davorstehenden Linden umdunkelt waren. Es ist das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen sah; es ist lange her, fast siebzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüsterten Hause sah man über den davorliegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächst auf einen Baum- und Obstgarten, welcher sich nach dem soeben von uns durchfahrenen schwarzen Wasser hinabsenkte; daran schlossen sich in gleicher Linie Ställe und Wirtschaftsgebäude; dann das alte schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der großen Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheurer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor zu Hause bei uns gesehen hatte.

Hinter dem Wohnhause war ein großer Garten, voll von Obstbäumen, Zentifolien und Lavendel; er hatte seine größte Breite nach rechts vom Hause aus; der von dorther durch Wiesen kommende Mühlstrom bildete in breiterer Ausdehnung hier seine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauses hinausragte, stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich stand, kam stetes melodisches Summen aus dem Inneren. Ich hatte der-

gleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbversteckte schmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; sie war verschlossen. Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben und über einander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase; das tönende Geziefer summte von allen Körben. Das war ein „Immenhof“, wie ich späterhin erfuhr, wie man sie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte.. Ich habe während meiner Knabenzeit diese Plätze, auch später an der Hand meines Onkels oder eines älteren Vetters, stets mit einem Gefühl von Andacht betreten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimnis.

Treten wir über die paar steinernen Treppenstufen an der Frontseite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenstern befinden sich große Kisten mit abgeschrägtem Klappdeckel; sie bergen das dem Müller von dem vermahlenen Korne zukommende Mehl, von dem im Hause verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vorn heraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügeltüren mit Glasscheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafraume des alten Ehepaares. Eine Tür in derselben Wand ging in die gleichfalls große nach dem Garten hinaussehende Küche, wo ich später oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Möddely Marieken den in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte

und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugtuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnstube an den Wänden, und wohin man blickte, düster und verbraucht aussah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenster nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenstern an der Frontseite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem ersten Besuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien, und ein weißes Teegeschirr, mit roten Blumen bemalt, das auf einem Tischchen an der Wand stand, wurden schon damals oder später genau von mir in acht genommen.

Von vorstehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin später, in den Michaelisferien, oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als ältester Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem ersten Besuche waren um die Großeltern außer jenem ältesten, gescheiten und liebenswürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeistetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngste, derzeit recht junge Schwester, meine geliebte Tante Lene mit ihrem stillen Madonnengesichte, und die nicht hübsche, aber kluge und energische Tante Gretchen, die später den Bauervogt Hans Carstens

in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heiratete. Mein Vater, der Jurist, hielt diese Schwester zeitlebens in besonderer Achtung; ihr ganzes Wesen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte aber auch schon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie so oft, auf seine Jugend kam, es uns erzählt! In Westermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Besonders im Winter scharten sie sich dann an einem bestimmten Platze ihres Heimatdorfes und traten gemeinsam den Schulweg an. Zu Mittag blieben die Westermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Tasche gezogen und in Gesundheit verzehrt. „Was bekamt ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Kessel mit frischem Brunnenwasser wurde zwischen uns auf den Tisch gestellt, da konnte jeder so viel trinken, als er Lust hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat gewesen; trotzdem meinte mein Vater noch in seinem hohen Alter, er habe seine Sache wohl verstanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gast in seinem elterlichen Hause gewesen, und wie gern er dann den Gesprächen zwischen ihm und seinem Vater gelauscht habe.

Aus dem 8. Bande unserer von Albert Köster herausgegebenen Storm-Ausgabe.





Er ist usgangen, der da säet sinen Samen.
Holzschnitt um 1480.

RICARDA HUCH / ZWEI GEDICHTE

DIE AUFERSTEHUNG VON GRÜNEWALD

Ists noch der edle Leib, den wir berührt,
Der hold sich neigte seinem schwachen Volke?
Schon schmilzt, was sterblich war;
Den unser Herz noch spürt,
Entfesselt, feuerklar
Blitzt er empor in heimatlicher Wolke.

Dies ist die Kraft auf seines Vaters Thron,
Der jäh den Stein zerriß, der ihn gefangen!
Kniet hin und betet an!
Gott ward der Göttersohn;
Das Weltall rollt heran,
Den, der es schuf, die Liebe, zu empfangen.

NACHTPHANTASIE

Wilde Nächte sind nach dumpfen Tagen,
Dann fernher hör ich das Sturmroß jagen.

Ungestüm an meines Hauses Stufen
Scharrt es, Blitze sprühn von seinen Hufen.

Lockt mich fort zu hohen Geisterwegen,
Immer lauter klopft mein Herz entgegen.

Bald, mir ahnt es, wird die Kette springen,
Mächtig tragen mich meerfeuchte Schwingen.

Sternumrauscht wie einst von Herbstes Blättern,
Reit ich jubelnd mit den alten Göttern.

Eins ward ich mit meines Rosses Rasen,
Bin ein Siegesmarsch, vom Sturm geblasen.

Drunten hören sie mein Lied gewittern:
Freiheit! Freiheit! Freiheit! und erzittern.



EMILE VERHAEREN / GEDICHTE IN PROSA

EMILE Verhaeren hat in seinen Jugendjahren eine Reihe merkwürdiger „Gedichte in Prosa“ geschrieben, die später nie in Buchfom veröffentlicht wurden und von denen nur einige wenige vor Jahrzehnten in Zeitschriften verstreut erschienen sind. Wir bringen hier einige dieser Gedichte, die aus der Zeit seiner schwersten seelischen Erschütterungen stammen (etwa aus den Jahren der „Villages illusoires“, „Campagnes hallucinées“) und hier zum erstenmal übersetzt sind.

DIE WEGE

Du, der Verjagte des eigenen Herzens, kennst du die Wege in das Weltall hinaus?

Die Wege, die müde sind von vielen Schritten, die sie durchglitten? — Die Wege, die müde sind von ihrem eigenen Gewind und die in andern verrinnen und stiller werden und in der Ferne von neuem beginnen?

Sieh! Wie durch Städte, über Plätze und Kreuzwege die Straßen hinaus zu anderen Straßen sich ziehn und entfernen.

Und sieh! Über die Sterne hinaus die Wege zu den anderen Sternen —

Du, der Verjagte des eigenen Herzens, Wegwanderer du, und Sucher des Weges, kennst du die Wege von Unendlichkeit zu Unendlichkeit?

DIE KLEINEN STÄDTE

I

Die kleinen Städte, die frommen und greisen, still und verschrumpft hinter bröckelndem Walle, die kleinen Städte am Neckar und Rhein, einst gesehen auf einsamen Reisen, wie locken und mahnen noch heut mich sie alle mit ihren Plätzen und winkligen Häuserreihn! Ihre verwitterten Kirchen mit den Quadern, die wie Schwämme durchlöchert sind, ich sehe sie noch, das pfeffer- und aschenfarbene Gestein mit den gewundenen Balustraden, die das Alter zerkrümmt und zerfrißt, und dem armseligen Rest von Heiligen auf dem Giebel und unter den Pforten, diesem Hofstaat von Wundern der Tugend.

Einbein der eine, Linkfuß der andre, Holzhand und Stelzer haben sie längst, die guten Heiligen, ihre plastische Würde verloren und das ernste Aufrecht ihrer strengen Gebärden. Ein wenig grotesk sind sie schon und beinahe lächerlich. Sie kommen vom Jahrmarkt hundertjähriger Leiden, und alle vergessenen Gebreste leben in ihnen fort; sie sind die Enterbten, die Ärmsten der Armen und dies so sehr, daß die Bettler, die an den Kirchentüren kauern, unmerklich ihre Jammergesten angenommen haben. Sie, die Lebendigen, und die steinernen Figuren leben brüderlich zusammen und nähern so sehr ihr Schicksal, daß, wenn abends die verrosteten Stimmen die spärlichen Gläubigen um Almosen anflehen,

man glauben könnte, es seien die steinernen Heiligen, die da murmelten — immer, ach immer die gleichen Worte —, und daß die Lippen, die die Klage stöhnten, jene seien, die seit Jahrhunderten tot und verschlossen sind.

II

Wie oft meinte ich sie so klagen und verzagen zu hören, wenn der Regen feinmaschig die Giebel der Kathedrale übersprühte! Dunkel und verlassen war ringsum der Platz. Ein paar Frauen nur kehrten heim, geheimnisvoll und verschwiegen schwatzende Paare, die manchmal stehen blieben zu besonders vertraulicher Mitteilung. Wie lange Schleier, von den Fenstern nur durchlocht, schienen die Fassaden. Um die Ecke, am Ende einer Sackgasse, war das Kloster, eine traurige Ruine aus Backstein und verräuchertem Holz, und weiter unten die versteckte und muffige Auslage eines kranken Bildschneiders, der die Statuen der Madonna und der Heiligen mit solcher Inbrunst nachbildete, daß er unserer genügsameren Zeit reichlichen Ersatz bieten mochte für die Märtyrerkunst kraftvollerer Jahrhunderte. Gegenüber hauste der bischöfliche Photograph. Sein Schaufenster zeigte Gruppen neugebackener Seminaristen, die Brille am Nasenende, den Daumen in der Knopfreihe der Soutane; den Papst und Prälaten mit hocherhobener Stirn, den Hals und die Hände starr in der Umgürtung kostbarer Gesteine; dann wieder die Konterfeie ältlicher magerer Jungfrauen, wahre Rebenstöcke für den Rosenkranz des Gebets; aufgeblähte Küster, deren Bäuchlein den festlichen Umzügen erst den vollen Aplomb gibt; und schließlich eine Mißgeburtserie von Kirchenschwengeln und Sakristanen, die Kerzen oder die Banner trugen.

III

Oft habe ich in bösen Stunden an die Möglichkeit eines langsamen Selbstmordes meines innern Ich hier in diesem entsetzlichen Schweigen gedacht. Man müßte nur seinen ganzen Willen dazu verwenden, sich von idiotischen Beschäftigungen unterbrochen zermalmen zu lassen, sein Herz und Gehirn zusammenzuzwängen und es in so einen Schraubstock der Schwere und kläglicher Regelmäßigkeit zu pressen. Man müßte alle Träume erwürgen, alle Kraft, alle Leidenschaft. Dann würde man auch einer jener Blassen und Unfruchtbaren, die diese Gäßchen durchschlurfen, in abendfarbenem Kleid, in abgenütztem und entwachsenem Gewand, mit dem unvermeidlichen fetten Buch unter der Achselhöhle. Die Hände würden länglich und fett, die Augen scharf und versteckt; fromm die Gebärde. Und wie ein eifriger Folterknecht strafte man sich so für die Sünde, nicht vollkommen, nicht fehllos gewesen zu sein.

EINES ABENDS

Ich entsinne mich, eines Abends allein durch die Straßen einer spanischen Stadt geirrt zu sein, indes ein wilder Wind den Regen vor sich herpeitschte. Ein paar seltene Laternen erhellten mit dem kleinen Goldpatt ihrer Flammen spärlich die traurigen Quartiere. Hartnäckig wanderte ich meinen Weg weiter, wenn auch leise schon beängstigt durch die Dunkelheit, die von hundert zu hundert Schritten sich vor meinem Blicke auftat, um sich gleich hinter mir wieder schwarz zu verschließen. Dumpf und regelmäßig schwoll die Stunde von der Kathedrale, die sich plötzlich ungeheuer an der Ecke eines

Platzes vor mir aus dem Dunkel aufrichtete mit ihren niedrigen Türen, ihrem tragischen Gemäuer, ihren fratzenhaften Wasserspeiern. Die beiden Türme stiegen vom Portale starr und drohend empor, von oben hörte man Summen, Stöhnen, Weinen und Klagen durch die Nacht. Sie schienen gleichsam unter allen den Wunden und Narben ihrer Steine zu leiden, aber sie stießen sich doch stolz und verzweifelt in irgendeine Ferne und qualvolle Unendlichkeit empor. —

Nicht fern davon unter irgendeiner ungeheuren Brücke rollte nächtlich ein Strom. Das arme Licht, das zu Füßen des Heiligen brannte, spiegelte sich in dem Wasser, auf das sein Reflex leuchtende Muscheln zu werfen schien. Ich neigte mich über die Brüstung. Mit langsamem und gleichmäßigem Schwall stößt seit Jahrhunderten und Jahrhunderten der Strom an diese Pfeiler. Schwarze Flecken tauchen manchmal auf den Wellen auf, abgetriebene Dinge, die der Strom mit sich riß, zerfetzte und weiterschleppte. Eine bösartige, geheimnisvolle und finstere Kraft grollte unter seiner Fläche, und doch erkannte ich an den kleinen Lichtfunken, die im Fernen verstreut waren, ein paar arme verankerte Boote, deren Schiffer sich mühten, inmitten dieser tragischen Welt zu schaffen und gegen diesen finstern Widerstand mit Gelassenheit zu kämpfen. —

Ich ließ den Fluß, durchschritt die engen Straßen, eine und dann eine andere und noch eine andere. Das Dunkel war nun undurchdringlich. Plötzlich verschloß mir ein Gitter den Weg. Tastend tat ich es auf. Ein Friedhof entbreitete sich dahinter, und ich suchte meinen Weg durch den Kies, der kleinen, zerbrochenen Zähnen glich. Ich sah mich selbst nicht mehr schreiten und war nun bei den Toten, ganz

nahe bei ihren Kreuzen. Schreckhaft überkam mich Angst vor dem Boden, den ich betrat, und vor dem nächtlich Unbekannten, in das ich hinabtauchte: aber ich weigerte mich, diese Angst aus mir zu vertreiben. Im Gegenteil: ich wandte alle Mühe auf, tausend Schrecken in mir anzusammeln nur in der einzigen Hoffnung, mich dann genug aufzuraffen und meiner Willenskraft den Triumph zu verschaffen, inmitten aller Angst aufrecht zu bleiben. Ich schritt weiter auf die Gefahr, in irgendein offenes Grab zu stürzen. Ich stolperte und richtete mich wieder auf. Ich war des Wahnsinns dieses Tuns bewußt, ich war voll Angst, ich schauerte vor all dem, was mir geschehen konnte, aber doch, ich raffte mich unablässig zusammen, klammerte mich gleichsam an mich selber und hielt stark meine Füße, die ungeduldig entfliehen wollten, an ihrer Stelle unbeweglich zurück. Durch Stunden dauerte dieser Kampf, während dessen ich eine kalte Kühnheit einzig aufbot, meine Schritte festzuheften und wieder fortzureißen, einen vor dem andern durch diese unerschöpfliche und grausame Dunkelheit.

Übertragen von Stefan Zweig.



GRABREDE DES PERIKLES AUF DIE GEFALLENEN

IM Winter [431] wurden in Athen, wie es dort altes Herkommen ist, die im ersten Kriegsjahre Gefallenen von Staats wegen feierlich bestattet, und zwar in folgender Weise: Drei Tage vorher werden die Gebeine der Gefallenen in einem dazu hergerich-

teten Zelte zur Schau gestellt, und jeder bringt seinem Toten, wie ihm ums Herz ist, eine Gabe dar. Wenn sich der Leichenzug in Bewegung setzt, werden Särge aus Zypressenholz zu Wagen hinausgefahren, für jede Phyle ein Sarg, in dem sich die Gebeine aller, die dieser Phyle angehört haben, befinden. Ein leeres, mit Teppichen belegtes Paradebett wird mit hinausgetragen für die Vermißten, die man nicht hat auffinden und mitnehmen können. Jeder, wer will, kann sich dem Zuge anschließen, Einheimische und Fremde; auch Frauen nehmen daran teil, um am Grabe ihrer Angehörigen zu weinen. Die Beisetzung erfolgt in dem Staatsgrabe in der schönsten Vorstadt von Athen, wo die Athener ihre im Kriege gefallenen Toten immer bestattet haben, mit alleiniger Ausnahme der bei Marathon Gebliebenen, welche zu Ehren ihrer unvergleichlichen Tapferkeit auf der Walstatt selbst beerdigt wurden. Ist das Grab zugeschüttet, so hält jemand, den man dazu mit Rücksicht auf Befähigung und Ansehen von Staats wegen auswählt, eine Rede zu Ehren der Gefallenen, worin er ihre Verdienste gebührend hervorhebt. Darauf geht jeder wieder nach Hause. In dieser Weise verläuft die Feier, und während des ganzen Krieges wurde es, sooft sie stattfand, immer so damit gehalten. Dies erste Mal war Perikles, Xanthippos' Sohn, zum Redner gewählt, und als er so weit war, trat er vom Grabe her auf eine hohe Bühne, die man dort errichtet hatte, damit man ihn in der Menschenmenge möglichst weit verstehen könnte, und hielt folgende Rede:

„Die Redner, welche vor mir an dieser Stelle gesprochen, sind in der Regel des Lobes voll darüber gewesen, daß man bei unserer Totenfeier auch diese

Rede eingeführt habe, sei es doch eine schöne Sitte, unsere gefallenen Helden durch eine Rede am Grabe zu ehren. Nach meinem Gefühl hätte man es lieber dabei lassen sollen, die Verdienste, die sich diese Männer durch ihre Taten erworben, auch nur durch eine Tat zu ehren, ich meine, durch solch ein ehrenvolles Begräbnis, wie ihr es heute wieder mit angesehen habt, anstatt es für die Beglaubigung der Verdienste so vieler Helden darauf ankommen zu lassen, ob einer eine gute oder eine schlechte Rede hält. Eine solche Rede zu halten, ist schwer, und es wird dem Redner kaum gelingen, seine Zuhörer zu überzeugen, daß er jene Verdienste zutreffend gewürdigt habe. Denn wer selbst mit dabei gewesen und überhaupt ein guter Athener ist, wird die Rede im Vergleich zu dem, was er erwartet und von der Sache weiß, leicht zu matt finden, wer es aber nicht selbst miterlebt, wird manches für übertrieben halten, weil man keinem ein Lob für Leistungen gönnt, die man sich selbst nicht auch zutraut; denn soweit man es anderen noch gleichtun zu können meint, kann man das ihnen erteilte Lob allenfalls ertragen, darüber hinaus aber ist man gleich neidisch und will nicht daran glauben. Da man nun aber seinerzeit der Meinung gewesen ist, daß es so besser sei, so muß auch ich mich der eingeführten Ordnung fügen und werde versuchen, es jedem von euch möglichst nach Wunsch und Sinn zu machen.

Ich beginne mit unseren Vorfahren; denn wir sind es ihnen schuldig, und es geziemt sich, bei einer solchen Feier ihrer dankbar zu gedenken. Als alteingesessene, mit dem väterlichen Boden von jeher festverwachsene Bevölkerung dieses Landes haben sie dessen Freiheit von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt und auf uns vererbt. Haben schon unsere

Altvorderen Anspruch auf unseren Dank, so vollends unsere Väter. Denn sie haben zu dem altererbten Besitz noch das weite Reich, das jetzt unser ist, hinzuerworben und uns hinterlassen. Wir selbst aber, das jetzige Geschlecht, haben es dann freilich noch weiter vermehrt und die Stadt mit allem, was sie für Krieg und Frieden bedarf, überreichlich ausgestattet. Von den Heldentaten, denen wir unsere heutige Machtstellung verdanken, und von der Tapferkeit, die wir selbst und unsre Väter in den Kämpfen mit Barbaren oder Hellenen bei jeder Gelegenheit bewiesen haben, will ich nicht weiter reden; es sind das ja euch allen genügend bekannte Dinge. Wohl aber will ich euch, bevor ich mich zur Ehrung unserer Toten wende, ein Wort über den Geist unseres Staatswesens und der Einrichtungen sagen, worauf die Größe Athens beruht. Denn ich glaube, daß ein Wort darüber bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht ist, und daß allen Anwesenden hier, Einheimischen und Fremden, damit gedient sein wird.

Wir haben bei unserer Verfassung keine fremden Einrichtungen zum Muster genommen; im Gegenteil, wir haben anderen eher als Vorbild gedient, als ihnen was nachgemacht. Und weil das Regiment bei uns nicht in der Hand weniger, sondern der Gesamtheit liegt, nennt man unsere Verfassung demokratisch. Denn wie in den Angelegenheiten der einzelnen gleiches Recht für alle gilt, so gibt auch in Beziehung auf Geltung und Ansehen in Staat und Gemeinde nur persönliche Tüchtigkeit einen Vorzug, nicht aber Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, und selbst Armut hindert keinen, der was kann, aus seiner Unansehnlichkeit zu Amt und Würden zu gelangen. Wir sind im öffentlichen Leben nicht engherzig und im täglichen Verkehr untereinander keine

Duckmäuser, nehmen es unserem Nächsten nicht übel, wenn er mal über die Stränge schlägt, und machen darüber kein sauertöpfisches Gesicht, um ihn dadurch, wenn auch nicht umzubringen, doch moralisch zu vernichten. Im persönlichen Verkehr sind wir nichts weniger als Splitterrichter, im öffentlichen Leben aber schämen wir uns jeder Ungesetzlichkeit und gehorchen der jeweiligen Obrigkeit und den Gesetzen, vorzüglich den zum Schutz der Bedrängten gegebenen, und den, wenn auch ungeschriebenen Gesetzen, deren Übertretung jedermann für Schande hält.

Auch für Gelegenheit zur Erholung von Mühe und Arbeit ist bei uns reichlich gesorgt, durch Spiele und Feste, wie sie hier jahrein jahraus gehalten werden, aber auch durch unser schönes Familienleben, dessen tägliche Freuden die Sorgen verscheuchen. Bei der Größe unserer Stadt kommen die Erzeugnisse aller Länder hier zu Markte, die wir so gut als unser Eigentum ansehen können wie die Erzeugnisse unseres eigenen Landes.

Auch in Beziehung auf das Kriegswesen befolgen wir insofern andere Grundsätze als unsere Gegner, als wir niemand den Aufenthalt hier in der Stadt verwehren. Es kommt nie vor, daß jemand ausgewiesen oder daran gehindert wird, sich hier umzutun und zu belehren, aus Furcht, die Feinde könnten uns Geheimnisse absehen und sich zunutze machen. Denn wir verlassen uns nicht sowohl auf Vorsichtsmaßregeln und Überraschungen, als vielmehr auf den im Kampfe bewährten persönlichen Mut. Während man bei ihnen die Knaben schon von klein auf durch Anstrengung und Abhärtung zur Tapferkeit erziehen zu müssen glaubt, gehen wir auch ohne solche harte Zucht nicht minder entschlossen

in den Kampf und können es dreist mit ihnen aufnehmen. Das sieht man schon daraus, daß die Lakedämonier bei Einfällen in unser Land nicht allein kommen, sondern gleich alle ihre Bundesgenossen aufbieten, während wir unseren Nachbarn allein ins Land fallen und sie, obwohl sie für Haus und Hof fechten, in der Regel ohne große Mühe besiegen. Mit unserer ganzen Macht auf einmal hat es ein Feind noch nie zu tun gehabt, weil wir gleichzeitig immer Mannschaft für die Flotte bedürfen und auch zu Lande unsere Truppen an allen Ecken und Enden verwenden müssen. Kommen aber die Herren mal mit einem unserer Heeresteile ins Gefecht und schlagen sie dabei ein paar Athener aus dem Felde, so wird daraus gleich ein Sieg über das ganze athenische Heer; sind sie dagegen von uns besiegt, so sind sie immer nur unserer ganzen Macht unterlegen. Wenn wir aber auch ohne solchen Zwang getrost in den Kampf gehen und uns dabei nicht auf künstlich gezüchtete Tapferkeit, sondern auf angeborenen Mut verlassen, so kommt uns nur das zugute; denn auch ohne unsere Kräfte vorher auszugeben, stehen wir nicht minder unseren Mann als unsere Gegner, die sich bis dahin beständig abgequält haben. Und deshalb bewundert man Athen mit Recht, aber freilich noch aus anderen Gründen.

Denn wir pflegen die Künste, aber nicht um eiteln Prunkes willen, und lieben die Wissenschaft, aber ohne uns dadurch verweichlichen zu lassen. Wir schätzen den Reichtum als ein Mittel, um nützlichen Gebrauch davon zu machen, nicht aber um damit zu protzen. Seiner Armut braucht sich niemand zu schämen, es sei denn, daß er sie durch Faulheit selbst verschuldet hat. Der Politiker kann sich bei uns auch seinen eigenen Angelegenheiten

widmen und der Geschäftsmann, der sein Gewerbe treibt, dabei sehr wohl auf Politik verstehen. Nur hier hält man den, der sich nicht um Politik bekümmert, nicht für einen guten Bürger, sondern für einen Philister. Bei uns bildet sich jeder wenigstens ein Urteil über solche Fragen, wenn es auch zunächst den berufsmäßigen Politikern überlassen bleibt, über deren richtige Lösung nachzudenken. Wir glauben nicht, daß die Sachen darunter leiden, wenn man sich erst öffentlich darüber ausspricht; im Gegenteil, wir halten es für verkehrt, eine Sache anzugreifen, ohne sich darüber vorher durch Rede und Gegenrede belehren zu lassen. Denn auch darin unterscheiden wir uns von anderen, daß wir bei unseren Unternehmungen erst wägen und dann wagen, während sie dummdreist draufgehen und, wenn sie zur Besinnung kommen, den Mut verlieren. Der wahre Mut ist es denn doch, sich zunächst klarzumachen, was man zu hoffen und zu fürchten hat, und dann doch nicht vor der Gefahr zurückzuschrekken. Auch über Wohltun denken wir anders als die meisten; nicht durch Nehmen, sondern durch Geben suchen wir uns Freunde zu machen. Wer einem anderen eine Wohltat erweist, hält fester an der Freundschaft und sucht sich dessen Dankbarkeit durch fortgesetztes Wohlwollen zu erhalten; der durch eine Wohltat Verpflichtete dagegen läßt es schon eher darauf ankommen, weil er sich sagt, daß er sie nicht erwidert, um dem anderen eine Freude zu machen, sondern um eine Schuld abzutragen. Wir sind die einzigen, die nicht aus Berechnung und um eigenen Vorteils willen, sondern als freie Männer auch ohne Nebenabsichten vertrauensvoll und furchtlos anderen Wohltaten erweisen.

Mit einem Worte, ich sage, unsere Stadt ist die

hohe Schule für ganz Griechenland, und glaube, daß auch der einzelne Athener sich mit seiner Gewandtheit und Sicherheit in allen Lebenslagen in der Regel leicht zurechtfinden wird. Und daß ich damit nicht nur bei dieser Gelegenheit den Mund etwas voll nehme, sondern daß dem in der Tat so ist, beweist die große Stellung unserer Stadt, die wir solchen Eigenschaften verdanken. Sie allein ist, bei Lichte besehen, größer als ihr Ruf, die einzige, von der besiegt zu werden auch der Feind sich nicht schämt, der zu gehorchen ihre Untertanen nicht unter der Würde halten. Nach einer so glänzenden und wahrlich zur Genüge bezeugten Entfaltung unserer Macht und Größe kann uns die Bewunderung der Mit- und Nachwelt nicht fehlen. Wir brauchen zur Verherrlichung unserer Taten keinen Homer noch sonst einen Sänger, der für den Augenblick entzückt, dessen Fabelwelt dann aber vor der Wahrheit nicht Stich hält. Über Land und Meer, soweit eines Menschen Fuß reicht, sind wir die Heldenbahn geschritten und haben überall bei Freund und Feind ein unvergängliches Andenken hinterlassen. Für diese Stadt haben auch diese Tapferen als deren treue Söhne ihr Leben gelassen, und auch unter uns Überlebenden hier ist gewiß keiner, der nicht mit Freuden für sie in den Tod gehen würde.

Darum bin ich auch auf die Verhältnisse unserer Stadt eingegangen. Ich wollte euch zeigen, daß für uns denn doch andere Dinge auf dem Spiel stehen als für Leute, bei denen es dergleichen wie hier bei uns nicht gibt, und dadurch zugleich das Verdienst der Männer, denen ich die Grabrede halte, um so heller ins Licht setzen. Auch ist damit das Beste zu ihrem Ruhm bereits gesagt. Denn alles, was ich zum Ruhm der Stadt gesagt habe, verdankt

sie eben der Tüchtigkeit dieser Männer und solcher Helden wie sie, und in ganz Griechenland wird man das nicht von allzuvielen, so wie von ihnen, ohne Übertreibung rühmen können. Ich meine, ein Tod wie ihrer beweist unter allen Umständen die Tüchtigkeit eines Mannes, mag er sie damit zum erstenmal bewähren oder vollends besiegeln. Selbst dem Taugenichts kommt es zugute, wenn er schließlich sein Leben auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland einsetzt; denn durch solche Tapferkeit hat er seine Fehler bedeckt und dem Gemeinwesen mehr genützt als durch sein früheres Lotterleben geschadet. Hier unter diesen Tapferen war keiner, der sich in Überfluß und Genußsucht verweichlicht oder in der Hoffnung, aus einem armen Schelm dermaleinst noch ein reicher Mann zu werden, lange besonnen hätte, der Gefahr ins Angesicht zu sehen. Sie alle hatten kein größeres Verlangen, als gegen den Landesfeind zu kämpfen, kannten keinen schöneren Tod als den fürs Vaterland, und ohne ihr Leben im Kampfe gegen die Feinde zu wagen, hatten auch andere Güter in ihren Augen keinen Wert. Während sie auf den Sieg, den immer ungewissen, nur hoffen konnten, gingen sie im Vertrauen auf ihre eigene Kraft in den Kampf. Und indem sie lieber tapfer kämpfen und sterben, als durch feige Flucht ihr Leben retten wollten, haben sie ihren Heldenmut durch die Tat bewiesen und brauchen keine Lästerzunge zu fürchten. So sind sie in kurzer Schicksalsstunde, vom höchsten Ruhmesglanz umstrahlt, den Heldentod gestorben.

Diese Tapferen haben ihre Schuldigkeit getan, indem sie für die Stadt ihr Leben ließen. Mögen die Überlebenden immerhin wünschen, daß es ihnen nicht auch das Leben kostet, darum aber doch nicht

minder entschlossen sein, es mutig gegen den Landesfeind einzusetzen. Wozu, — das braucht ihr euch von einem Redner, der das nicht besser weiß als ihr, durch einen Vortrag über den Nutzen der Tapferkeit nicht erst auseinandersetzen zu lassen; nein, macht nur die Augen auf, um euch tagtäglich von der Macht und Schönheit unserer Stadt zu überzeugen und euch recht eigentlich in sie zu verlieben. Und wenn ihr euch dann ihrer Größe freut, so vergeßt nicht, daß kühne und von Ehrgefühl beseelte Männer, welche wußten, was ihre Schuldigkeit war, uns das zuwege gebracht haben, Männer, die nicht nach jedem Mißerfolg den Mut sinken ließen, sondern immer wieder bereit waren, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Dafür aber, daß sie ihr Leben fürs Vaterland hingegeben haben, ist ihnen denn auch unsterblicher Ruhm und das herrlichste Grabmal zuteil geworden, nicht hier, mein' ich, wo sie beigesetzt worden sind, sondern überall da, wo ihr Ruhm fortlebt und sich ein Anlaß bietet, ihrer durch Wort oder Tat zu gedenken. Denn das Grabmal berühmter Männer sind alle Lande, und nicht nur in der Heimat kündet die Inschrift auf dem Grabstein ihren Ruhm, sondern auch in der Fremde bleibt, wenn nicht ihre Tat, so doch ihr Mut auch ungeschrieben bei jedermann in lebendigem Gedächtnis. Sie also nehmt euch zum Beispiel; erblickt auch ihr das Glück in der Freiheit, die Freiheit in der Tapferkeit, und steht auch ihr euren Mann, wenn euch von Feinden Gefahr droht! Denn wo man nur ein kümmerliches Dasein führt und nichts Besseres zu hoffen hat, hat man auch keinen Grund, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wohl aber da, wo man bei einem Umschwung der Dinge was zu verlieren hat und ein un-

glücklicher Krieg so viel ausmacht. Dem Mutigen ist feige Jämmerlichkeit schmerzlicher als der Tod, den er im Hochgefühl der Kraft und in der Freudigkeit des Sieges als kein Übel empfindet.

Darum will ich auch euch, die hier anwesenden Eltern dieser Tapferen, nicht beklagen, sondern zu trösten suchen. Glück und Unglück, das wißt ihr, wechseln beständig im menschlichen Leben; glücklich, wem ein so schönes Ende wie ihnen oder eine so edle Trauer wie euch zuteil wird, wem nach einem glücklichen Leben auch ein glücklicher Tod beschieden ist. Ich weiß, es ist schwer, euch über einen Verlust zu trösten, an den ihr, wenn ihr andere ein Glück genießen seht, dessen ihr euch einst auch freuen durftet, immer von neuem erinnert werdet. Ein Glück, das man nie gekannt, zu entbehren, tut nicht weh, weh aber, ein Glück zu verlieren, an das man gewöhnt war. Wer von euch noch in dem Alter ist, daß er auf Kinder hoffen kann, mag sich an solcher Hoffnung aufrichten. Die neuen Kinder werden den Eltern ein Trost für die verlorenen sein, die Stadt aber wird davon den doppelten Vorteil haben, daß sie an Bürgern nicht ärmer wird und an Sicherheit gewinnt. Wer nicht selbst auch Kinder zu verlieren hat, dem wird da, wo es sich um Fragen des Gemeinwohls handelt, auch das volle Verständnis für die Gefühle und Interessen seiner Mitbürger fehlen. Ihr aber, die ihr über dies Alter hinaus seid, freut euch, daß ihr den größten Teil eures Lebens glücklich gewesen seid, und daß es bald mit euern Tagen zur Neige geht, und zehrt hinfort vom Ruhme eurer Söhne; denn nur der Ehrgeiz altert nicht, und das, woran sich das tatenlose Alter am meisten freut, ist nicht, wie man wohl behauptet, das Geld, sondern die Ehre.

Euch freilich, ihr hier anwesenden Söhne und Brüder dieser Helden, fürcht ich, wird es schwer werden, mit ihnen um den Ruhmespreis zu ringen. Denn die Toten pflegt jeder zu rühmen, und auch bei der größten Tapferkeit wird man euch nicht für ihresgleichen, sondern für etwas weniger halten. Denn den Lebenden, der sich hervortut, beneidet man, dem Toten aber, der uns nicht mehr im Wege steht, gönnt man neidlos seine Ehre. Und wenn ich zuletzt auch noch ein Wort über die Tugenden der Frauen sagen soll, die jetzt in den Witwenstand versetzt sind, so kann ich mich ganz kurz auf einen guten Rat beschränken. Euer höchster Ruhm wird sein, echter Weiblichkeit nichts zu vergeben, und die wird für die beste gelten, von der in Lob und Tadel unter Männern am wenigsten die Rede ist.

Damit hätte ich nun, um der einmal eingeführten Ordnung zu genügen, zu Ehren dieser Toten auch eine Rede gehalten; durch die Tat aber sind sie bereits durch dieses Begräbnis sowie dadurch geehrt, daß die Stadt ihre Kinder, bis sie zu ihren Jahren kommen, auf öffentliche Kosten erziehen läßt, eine Auszeichnung, womit die Stadt sie und ihre Hinterbliebenen für so hervorragende Leistungen zweckmäßig belohnt. Denn wo der Tapferkeit der höchste Lohn winkt, wird man auch die tapfersten Bürger haben. Nun noch eine Träne am Grabe eurer Lieben, und dann geht nach Hause."

Aus: Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Theodor Braun.



RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER/

ZWEI GEDICHTE

DEM DICHTER INS STAMMBUCH

Sag, wer befahl dem Knaben früh die Strenge
Des Adlerblicks, den keine Tiefe trog,
Indessen wir noch treibend im Gedränge
Von Kamm zu Kamm vorspähten durchs Gewog?

Wer lehrte dich zu deuten und zu scheiden,
Was dumpfen Schlags beklommene Herzen quält,
Im Glücke die Gefahr, die Schuld im Leiden?
Denn vieles ist verhängt und viel verfehlt.

Rasch hast du jeden Zauberkreis durchschritten,
Dahinter Gier und Notdurft sich verschanzt.
Dann aber wars, als ob dichs nicht gelitten
In einem Sieg, den du zu leicht gewannst,

Als lüste dichs nach menschlicherm Gewinne,
Zu markten um den allgemeinen Kauf,
Als blicktest du mit Graun zur steilen Zinne,
Da dein Erwachen nistete, hinauf.

Gezeichneter! — Auch du dem Reiz ergeben,
Der sich erbeut, und der hernach befiehlt,
Auch du verstrickt ins gleisnerische Leben,
Das Gabe heuchelt, wo es uns bestiehlt.

Doch sondert dich vom ahnungslosen Volke
Das hohe Schicksal, dem du eingestammt,
Dir teilt der Dämon überm Haupt die Wolke
Und fordert dich gebieterisch ins Amt.

Der leichte Fehl, an dir wird er Verbrechen,
Der auserwählt zum Künder des Gerichts.
Und müßtest du dir selbst das Urteil sprechen,
Du bist die Stimme, oder du bist nichts.

Gib Raum dem Gott; und er ergreift gewaltsam,
Was anders dich in seine Strudel reißt. —
Wohl flieht mit uns das Leben unaufhaltsam;
Doch klar und ewig ruht es vor dem Geist.

ELEGIE

Hinter der See, fernab, am nördlich grauen Gestade
Schlummerst du lang; und uns über hesperischer Flur
Wandelnden Jahr für Jahr erneut die selige Frist sich,
Die mit Rosen und Wein trunkene Sinne berückt.
Uns erheitert der Mond die taudurchrieselten Nächte,
Uns führt Phöbus den Tag über die Zinne von Rom;
Gruß und Abschied wechseln wie sonst, als brächte der Morgen
Immer dieselbigen uns wieder zusammen; und doch
Altert das Fest. Wir sinds nicht mehr, die frühe, vor Zeiten
Hand aus Händen der Lust flüchtige Kränze getauscht.
Freilich, Freund, dich trifft das nicht. Wer einmal hinab ist,
Den verschonet der Gott, runzelt ihm nimmer die Stirn,
Lichtet ihm nimmer den Schmuck, den schattenden, über der Schläfe;

Aber verschlossen bleibt Toten des irdischen Tags
Wechselnd Licht, Einstrom und Ausstrom schlagender Pulse:
Denn auch Trauer, Gesell, dünket uns besser als Tod. —
— Harald, heut im heißesten Tag, vorm Tempel Agrippas,
Als ich im Brunnquell mir Finger und Stirne genetzt,
Froh der lebendig atmenden Flut, so kam von der Straße,
Handausreckend zum Gruß eine, den Knaben im Arm.
Sie, die Blumenträgerin wars, das bräunliche, schlanke
Reh, des strengen Gebirgs schüchtern vertrauliches Kind,
Die wir im Torweg oft mit staunender Freude begrüßten,
Ein unsterbliches Bild göttlicher Jugend, — und nun,
Bist du's, mütterlich Weib, schwerfällig unter des sichtbar
Keimenden Segens Last Schwankende, bist du's, Gesicht,
Fast schon alt? — Mich schauderte, Freund! Sie schreitet gelassen
Durch die Frone dahin. Kärgliches Brot und des Schlafs
Mindesten Teil vor allen im Haus, so findet sie künftig
Die unendlichen Mühn schleichender Tage belohnt. —
Ich aber, sagt, womit verdien ichs, Götter, daß heut noch

Immer der kommende Tag reicher mit Gaben das Horn
Über mich stürzt, noch goldener stets der Morgen mich anlacht?
Sagt, wem schuld ichs? Denn nicht streut ihr ohn Wissen und Wahl,
Ewige Hüter, das köstliche Gut auf den oder jenen,
Sondern ihr wägt es; und ernst fordert ihrs wieder zurück.
Herz, Verbotenem sinne nicht nach. Ob einer den Honig
Lockender Blumen, ein Gast, schwebenden Rausches genoß,
Träumer, und faltete müde des Spiels vor Abend entfärbte
Schwingen, ein anderer lang forschend durch Jahre die Schuld
Über versilbertem Scheitel sich auftürmt, Götter entscheidens.
Dulden und still sein ziemt Sterblichen, ziemt es, die Hand
Darbenden aufzutun und fromm der Toten zu denken;
Denn, wer weiß es, vielleicht brauchen wir drunten hernach
Ihrer so sehr, als jetzt sie unser droben bedürfen,
Hügel und Kranz von uns fordernd, bescheidenes Recht.
Freund, und wäre dein Wunsch erfüllt, und lägst du geborgen
Unter der Scholle, da wild Veilchen, Narzissen und Mohn,
Lilien und Asphodill der Lenz aussät und Zypressen
Einsam warten und stumm neben den Gräbern, wie gern

Pflanzten wir dir der Rose Gewächs, Weinreben und Eppich
Über die Stätte, darin Sommers die Sängerin dir,
Heimlich, die Nachtigall, die Brut einhürdet, und halten
Über dem flimmernden Kelch Falter die flüchtige Rast! —
Dir aber rollt fernab der längst entfremdeten Heimat
Bittere See zum Strand. Weiß ich, ob drüben vielleicht
Ein Mitleidiger dir dein Grab versorgt, und die Tafel
Nicht schon witternd und schief unter den Rasen versank?
Weiß ichs? Munterer Freund, leichtfertigster meiner Gesellen,
Schlafender, nimm den Zoll, den ich zu geben vermag.
Nimm des Gedankens freundlich Teil, nimm Seufzer und Träne,
Freund, und der Göttlichen göttlichste Gabe, Gesang.



HEINRICH MANN / DIE „SCHLIMMEN LIEBSCHAFTEN"

EIN ganz junges Mädchen, frisch aus dem Kloster, in die Welt versetzt, wird von zwei eleganten Verbrechern mit Rat und Tat, ohne daß sie ahnt, was mit ihr geschieht, bis zu den niedrigsten Verrichtungen der Dirne gebracht. Es entsteht ein Ungeheuer aus Lasterhaftigkeit und Naivetät. Eine seit

kurzem glücklich verheiratete, fromme Frau wird von demselben Verbrecherpaar, durch langsame Qualen geriebener Verführung hindurch, in Schande und Tod getrieben. Der Mann, der, geleitet von seiner Helfershelferin, dies vollbringt, beginnt beide Unternehmungen ohne eine Spur von Gefühlsdrang und nicht einmal aus Sinnlichkeit. Bei dem kleinen Mädchen kommt ihm niemals Liebe. Im Fall der jungen Frau entsteht sie unter dem Stachel langen Widerstandes; er unterdrückt sie, in der Besorgnis um seine Überlegenheit, aus Furcht vor dem Hohngelächter der Genossin; und wirft sich mit verdoppelter Wut auf die Zerstörung des liebenden Opfers. Liebe darf nur Mittel zur Herrschaft über Menschen, zum gesellschaftlichen Erfolg sein. Eine Frau verführen, ist erst halbe Arbeit; die andere Hälfte: sie verderben. Die beiden Schlimmen sind nur die Gelungensten eines Typus. Ein Offizier hat drei Frauen auf einmal unmöglich gemacht; die Marquise von Merteuil ist noch geschickter und besiegt ihn. „Ich will ihn haben und werde ihn haben; er will es sagen und wird es nicht sagen." Es geschieht, wie sie will. Der Ehrgeiz vieler Frauen ringsum richtet sich auf dasselbe; nur sind sie nicht so begabt. Die Männer sind sämtlich weniger glänzend als der Vicomte von Valmont; weil aber ihr Sieg in Leichterem besteht als der Sieg der Frauen, brechen dennoch unter den Tritten manches Helden die weiblichen Existenzen zusammen ... So ist, in dem Roman von den Liaisons dangereuses, die gute Gesellschaft unmittelbar vor der Französischen Revolution.

Die Grundlage von alledem ist ein durch nichts unterbrochener Müßiggang. Nicht einmal Vorzimmerintrigen in Versailles unterbrechen ihn; dieser

Teil des Adels lebt ohne Ehrgeiz, erst recht ohne geistige Interessen und vollends ohne Selbstzucht. Dennoch arbeitet der Geist der Zeit noch in den leichtesten Köpfen: der Geist des Jahrhunderts der Vernunft, analytisch und dem Gefühl feindlich; und das einzige, was sie kümmert, die Liebe, sie betreiben sie, als erfänden sie Musterbeispiele für eine Physiologie de l'amour. Sie sind Psychologen in Aktion. Sie greifen eine Frau an, um zu sehen, welche Stadien die gehetzte Seele durchlaufen wird, ehe sie erliegt. Sie schlürfen Gefühlsnuancen. Tischgenossen wetten für und gegen die Tugend einer Abwesenden, und wer sie zu Fall bringt, hat eine Geistestat hinter sich und einen glücklichen Feldzug. Der Klatsch ist unendlich bereichert und veredelt. Die Liebe ist das herrschende Gesellschaftsspiel, unglaublich prickelnd, weil es immer im Begriff steht, ernst zu werden und den Kopf zu kosten.

Denn es wäre verhängnisvoll für eine kürzlich Eingetroffene, für einen Neuling, wenn sie sich durch Ton und Schein in die Irre führen ließen. Offen werden die erstaunlichsten Geschichten erzählt, als sei's nur ein Spaß. Der und jener gibt einem Kreis von Damen geistreich die Manier zum besten, in der die Gräfin Soundso sich ihm gewährt hat. In einer Schloßgesellschaft verabredet sich ein Paar für die kommende Nacht und zieht einen gemeinsamen Freund hinzu, der ihnen das Vergnügen ermöglichen soll. Lauter Geheimnisse Polischinells: nur hüte man sich vor dem Augenblick, wo irgend etwas nötigt, die Fiktion des Nichtwissens fahren zu lassen. Dann schlägt unvermittelt der Spaß in düstere Wirklichkeit um, die Skepsis in spanische Ehrliebe. Keine Frau darf bei der Einschiffung vergessen, daß an Cytheres anderem Ende ein großes

Kloster starrt, zu lebenslänglicher Einsperrung; kein Mann, daß in einem Haus, wo er erwischt wird, ein Haufe riesiger Lakaien ihn einfach totschlagen kann. Die persönliche Sicherheit ist erst unvollkommen verbürgt und endet beim Selbstschutz des anderen. Die nächtlich einander Genießenden werden noch aufgestört zu angstvollem Durchshaushorchen und zu einem Ruck nach dem Degen. Und auch das schärft, wenn es einem Kulturmenschen geschieht, das Denken, macht umsichtiger und klarer. Man hat es so nötig, den inneren Gängen aller Beteiligten genau nachzutasten. Der erste Anlaß, aus dem man Psychologe ward, war der Müßiggang: aber der Zwang, durch den man es bleibt, ist die Gefahr.

Die notgedrungen erworbenen Eigenschaften vervollkommnet man bewußt; man verachtet das Gefühl, das man durch Vernünftelei zersetzt, unter Ausschweifungen erstickt hat; schämt sich sogar des Glückes, das einem unberechnet zufällt. Man kommt durch den Mißbrauch der Analyse endlich zu ganz gefälschten Begriffen, glaubt, daß Wonnen gewollt und herbeigeführt werden müssen, und sagt: „Ich empfand eine unfreiwillige, aber köstliche Regung." Das Gehirn arbeitet so einseitig, daß man vor gewissen Erscheinungen aus Feinheit zum Dummkopf wird. In dem Augenblick, da jemandem wirkliche Liebe zugefallen ist, ruft er aus: „Man muß darauf verzichten, die Frauen kennen zu wollen!" Denn diese ist geflohen; und das kann nur eine neue List, ein weiteres Mittel, um weh zu tun, sein. Wandelt einen eine echte Empfindung an, so beeilt man sich, sie dadurch zu rechtfertigen, daß man sie ausnutzt. Man hat Nerven und kann im Lauf einer kaltblütig eingeleiteten Verführungsszene in ehrliche Tränen ausbrechen. Einem Valmont aber

fällt, noch während sie rinnen, ein, welche Wendung sie der Szene geben können, und er spielt in dieser Richtung weiter. Auch ihm kann geschehen, daß er sich verliebt und eine Frau glücklich machen möchte: aber doch nicht um ihretwillen. Sondern „das Experiment, das ich mit ihr anstellen will, erfordert, daß ich sie glücklich, vollkommen glücklich mache". Das Experiment soll herausbringen, was aus einer schüchternen und leidenschaftlichen, sehr frommen und bis dahin streng tugendhaften Frau, die sich ihm endlich hingab, wohl wird, wenn man sie auf dem Gipfel des Glückes plötzlich mit einem Fußtritt entläßt.

Man ist vorurteilslos genug, um seine Experimente auch auf die Tugend auszudehnen, wenn man am Wege des Lasters einmal auf eine stößt. Valmont vollbringt, böser Zwecke wegen, eine gute Tat, spürt Vergnügen und ruft mit Genugtuung: „Ich bin versucht, zu glauben, daß, was man die tugendhaften Leute nennt, nicht so verdienstvoll ist, wie man uns gern vorredet." Er benimmt sich manchmal hochanständig. Das kommt dann daher, daß die Unanständigkeit zu leicht, also seiner nicht würdig gewesen wäre. Eine Dame, mit der er die Nacht verbracht hat, scheint, dank einem unvorhergesehenen Zwischenfall, verloren. „Man muß zugeben, es hätte Spaß gemacht, sie in der Lage drin zu lassen; aber konnte ich dulden, daß eine Frau um mich und nicht durch mich ins Unglück käme? Und sollte ich mich, wie der Durchschnitt der Männer, von den Umständen meistern lassen?" Die Schwierigkeit einer Sache ist immer das Ausschlaggebende. Valmont hat die tugendhafte Präsidentin früher lächerlich gefunden, schlecht angezogen, putenhaft; eines Tages aber fällt ihm auf, daß niemand sich

mehr um sie kümmert; ihre Tugend, die „schon zwei Jahre des Triumphes" hinter sich hat, gilt als unumstößlich; also muß Valmont sie umwerfen. Aber nicht durch Überrumpelung. Nicht auf „den albernen Vorteil, eine Frau mehr gehabt zu haben", kommt es an; sondern auf „den Zauber langer Kämpfe und einer schwierigen Niederlage". Sie soll kämpfen, diese Frau, für die die Hölle noch etwas Wirkliches ist. Er will ihre Qualen schmecken, den Duft ihrer Angst einatmen. Was ein Mensch dem anderen zufügen kann, erfährt man im Lauf dieser Inquisition eines Psychologen, wie man es bei der der Mönche erfährt. Er nimmt sie nie, so oft ers könnte; er hat Zeit, bis sie, sich klar bewußt, daß sie ihr ewiges Verdammungsurteil fällt, ihn in ihre Arme zieht. Über Gott siegen: das ist hier der Kitzel, dem zuliebe man sich monatelang einen fälligen Genuß versagt.

In alledem ist ein kindisch grausamer Spieltrieb; aber auch ein sehr aparter Stolz. Alles seinem frei schaltenden Willen zu verdanken, nichts Sinnesausbrüchen, nichts dem Gefühl. Durch Gefühl gewährt man anderen Macht über sich. Wer die Freiheit liebt und die Macht, hütet sich vor der Erniedrigung, „denken zu müssen, daß ich gewissermaßen von eben der Sklavin abhängen könnte, die ich mir unterworfen habe, und daß die Fähigkeit, mir vollkräftige Genüsse zu verschaffen, der oder der Frau vorbehalten sein sollte, unter Ausschluß jeder anderen". Nur in kein anderes Wesen aufgehen, keinem Übergriffe gestatten! Im Gefängnis dieser Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der wachsamsten, kleinlichsten, die je da war, wenigstens innerlich ganz kettenlos auftrumpfen! Unter den Worten eines Roués, der sich gegen die Liebe sträubt, wird, dumpf

dröhnend, der Aufstand der Persönlichkeit gegen die Gesellschaft vernehmlich. Dies Geschlecht wird die Revolution vollbringen, in der „Gleichheit" nicht viel mehr als Redensart, aber „Freiheit" wildester Ernst sein wird: Befreiung des Individuums ... Nun ist es befreit; und der erste und größte der neuen Menschen, Chateaubriand, hat sein einsames Empfinden und seine stolze Langeweile über Steppen, durch Urwälder und die Ränder von Ozeanen entlang getragen. Wenn jetzt Valmont zurückkehrte? Da ist er, in Mussets Confession d'un enfant du siècle: beträchtlich ermattet und vom Gewissen angekränkelt, aber mit derselben Neugier des durch Ausschweifungen Ernüchterten und wieder verliebt in eine, die sich ihm opfert. Und was entdeckt er nun auf dem Grunde dieser Liebe? Musset entdeckt: „Während deine Lippen die seinen berührten, während deine Arme seinen Hals umschlangen, während die Engel der ewigen Liebe euch, wie ein einziges Wesen, mit den Banden des Blutes und der Lust umwanden, waret ihr einander ferner als zwei Verbannte an den beiden Enden der Erde, getrennt durch die ganze Welt." Wie viele Liebende werden fortan dies wiederholen, wie viele Dichter! Als der Roman auf seine Höhe gelangt, deckt der Überdruß am Wissen um die eigene Einsamkeit den schwarzen Schleier über alle Schöpfungen Flauberts. Als der Roman sich reif zu Ende neigt, ist unverbrüchliche Einsamkeit die Tragik jeder Seele, die Maupassant beschreibt — Einsamkeit, gegen die man sich den Kopf einrennt, Einsamkeit, die man weltmännisch verachtungsvoll weiterträgt. Jedes hochstehende Gefühl ist mit diesem Mal gezeichnet, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts.

Dem achtzehnten ist es unbekannt. Der Liebhaber

von damals nimmt sein Alleinstehen leicht. Er macht sich ein Verdienst aus den egoistischen Ekstasen, zu denen das andere Wesen ihm nur Vorwand ist und in denen unvergessen bleibt, daß, was man in diesem Augenblick umarmt, im nächsten ein Mittel sein wird, die Aufmerksamkeit eines Salons auf sich zu ziehen; ein Gerät, sich hinaufzuhisssen, ein Weg zum Ruhm, ein Unterdrückter, ein Feind. Unabhängig und ganz frei von Gemüt; leicht beweglich und immer in der Spannung vor dem Kampf; tapfer und überaus unbedenklich; ohne alle Sehnsucht; ein elegantes, gelassen auf sich selbst beschränktes Raubtier: so ist Valmont der jüngere Bruder des Pippo Spano und der Rokokomensch ein Nachzügler der Renaissance. Gewiß: er hat weniger Kraft und viel mehr Eitelkeit. Die Empfindungsform, wie der Kunststil, ist in den dreihundert Jahren, die vergingen, dünner und verschnörkelter geworden; doch ist die Grundlinie dieselbe und der Weg, den diese Kultur nahm, von keiner gewaltsamen Hand noch aufgerissen und abgebrochen. Ein Salon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine verkommene Republik des fünfzehnten, in Denkweise und herrschenden Trieben, in der Zähigkeit einer zum Kleinlichen entarteten Rachsucht, in manchem aus seidenem Geknister jäh hervorbrechenden grassen Wort, in hundert mit Spitzen besetzten Roheiten des Gefühles und skrupellosen Handlungen. Aus einer Liebesaffäre einen Hinterhalt zu machen, ist die wenigst gewaltsame, das Durchstöbern eines fremden Schreibtisches längst nicht die unzarteste. „Ich bedaure, daß ich nicht stehlen gelernt habe; aber unsere Eltern denken an nichts.“ Am anderen Ende der Skala liegt dieser Ton: „Habe ich erst diesen Triumph erreicht, dann will ich meinen Ri-

valen zurufen: Seht mein Werk und suchet ein zweites, das ihm gleicht, im Jahrhundert!" Ein Römer konnte so sprechen, wenn er einen halben Weltteil erobert hatte; ein Kondottiere nach der blutigen Einnahme einer jahrelang listig belauerten Landstadt. Der Cäsar des achtzehnten Jahrhunderts verkündet es bei der bevorstehenden Niederlage einer Frau.

Wie bös diese Zeiten waren! Welches niemals aussetzende Bewußtsein der Feindschaft von Mensch zu Mensch, welche Gefeitheit gegen jeden Anflug von Wohlwollen muß damals einem eigen gewesen sein, damit er kalten Blutes eine Unglückliche aus einem mörderischen Affekt in den anderen hetzen, dem Instrument dieser Seele Melodien der Qual entlocken konnte — zu seinem Ruhm! Welcher Spätere konnte das fassen? Als einmal die alte Gesellschaft zersprengt war? Denn nur sie, mit ihrem unablässigen Aneinanderreiben der Eitelkeiten, war imstande, solche Gehirne zu bilden. Böse wird der Mensch erst, wenn er unter seinesgleichen ist und aufs Handeln ausgeht. In seinem Zimmer ist ers nicht und nicht im Walde. Der einsam Betrachtende neigt zur Güte; und gutmütig und naiv kommen nun die romantischen Jahrzehnte, naiv und gutmütig bis in ihre Libertins. Der Wunsch nach Frieden zwischen den Geschlechtern wird sehr groß; das Bewußtsein von ihrem Kriegszustand geht fast verloren; er muß künftig wiederentdeckt werden, wie eine neue Wahrheit. Wie dazu Valmont die Schultern gehoben hätte! Aber die Marquise von Merteuil hätte in ihrem geschulten Gesicht keine Miene verzogen.

Denn die Marquise äußert grundsätzlich nie, was sie gerade denkt; und sie hat dafür gesorgt, daß man es nicht errät. Gleich bei ihrem Eintritt in die

Welt hat sie sich in Arbeit genommen, jede unwillkürliche Freude unterdrückt, sich Schmerzen beigebracht, um sie unter Heiterkeit verbergen zu lernen; ließ in der Hochzeitnacht sich kein Vergnügen anmerken, damit ihr Gatte sie für unempfindlich halte und Vertrauen fasse. Unter ihren Liebhabern ist keiner, der sich nicht für den einzigen hielte; denn keiner seiner Vorgänger oder Nebenmänner durfte etwas ausplaudern: von jedem kennt sie ein gefährliches Geheimnis, selbst von Valmont. Sie ist sich bewußt, Valmonts Leistungen tausendmal zu überbieten. Er mag viele Frauen ins Unglück gebracht haben; wenn er aber unterlag? Dann wars eben ein Erfolg weniger; sie aber, sie wagt. Wieviel mehr Schlauheit hat sie nötig! „Glauben Sie mir, Vicomte, man erwirbt selten die Eigenschaften, die man entbehren kann." Auf den Ehrgeiz, ihre Liebhaber im Zaum zu halten und der Gesellschaft zum Trotz zu leben, verwendet sie den Willen einer Katharina. Sie ist in Wahrheit auf der Höhe des Jahrhunderts. Valmont vergleicht sich umsonst mit Turenne und Friedrich; er prahlt zu viel; auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, zu unmännlich, wie er ein einziges Mal selbst zu fühlen scheint. Er kann in diesem weiblichen Zeitalter immer nur die zweite Rolle spielen. Die Merteuil erst, das weibliche Genie, erhebt die Liebesintrige zur hohen Philosophie und zum groß angelegten Spiel um die Macht. „Unser Programm heißt: erobern." „Ich stieg in mein eigenes Herz, und dort studierte ich die Herzen der anderen." Valmont weiß nur, was ihn angeht, was die Praxis des Verführers ihn gelehrt hat. Er hat, zum Beispiel, grundfalsche Meinungen über alte Frauen. Er ahnt nicht einmal, was seine ehemalige Geliebte, die Merteuil, in Wirklichkeit für ihn fühlt, seit sie sich

in Güte getrennt haben; er wähnt, eine Frau verzeihe dies. Nur sie sieht klar in allen und ist gerüstet, jeden zu treffen. Sie gelangt, libertine in jedem Sinn, im Lauf ihrer lasterhaften Überlegungen zu den vorgeschrittensten Maximen. Sie ist Ästhetin; bereitet sich durch wechselnde Lektüre auf die Stimmungen vor, die die Liebesnacht ihr bringen soll; wird bei erotischen Seltsamkeiten landen. Sie hat einen Künstlerhaß auf die Plattheit und auf jene Frauen, die leichtsinnig aus Dummheit und nichts weiter sind als Amüsiermaschinen. Um nur ja nicht im Gewöhnlichen stecken zu bleiben, geht sie, als Beraterin der Jugend, bis an die Grenzen der offenen Gemeinheit. Diese weise Korrumpierung eines vertrauenden kleinen Geschöpfes! Und der bewußte Todesstreich gegen seine Geliebte, zu dem sie Valmonts eitle Hand lenkt! Sie hält sich als Bundesgenossin zu dem Feinde ihres eigenen Geschlechtes. Erst sie bezeichnet wahrhaftig in der Menschheit die Stelle, wohin nichts Menschliches mehr dringt. Die Frau der Renaissance bleibt weit zurück. Das Leben der Katharina Sforza müßte ganz aus dem einen Moment auf Imolas Festungswall bestehen: „Mein Kind? Tötet es nur! Ich mache mehr!“ Und auch dann noch wäre sie keine Merteuil. Diese Frau ist unberührbar; das letzte Laster ist unberührbar gleich der äußersten Reinheit. Es gäbe nichts, woran sie zugrunde gehen könnte; nur ihr eigener Stolz bringt sie um. Und als dann alles am Licht ist und sie in einem Theaterfoyer ausgejohlt wird von eben der Gesellschaft, die sie gängelte, von den heuchlerischen Halbschurken, denen nur Mut und Genie fehlte, um zu werden, was sie ist: da wird ihre Größe frei. Sie triumphiert noch im Untergehen; niemand kann glauben, daß sie sich getroffen fühlt, und man muß

immer lauter werden, und man erschrickt fast: rührt sich doch nichts in ihren Mienen!

Wo blieb sie, seit sie verschwand? Sie ist bis zur Stunde nie wiedergekehrt, nicht einmal mit verwässertem Blut, wie Valmont wiederkehrte. Im Werk des nächsten Bildners einer Gesellschaft, bei Balzac, ist die gefährlichste Frau keine Marquise; es ist eine kleinbürgerliche Kokotte. Und diese Marneffe tut nichts blendend Verruchtes, läßt nur zu, daß sich ein armer Alter an ihr zugrunde richtet. Sie hilft nur ein bißchen nach. Wenig Initiative der Sinne, gar keine des Geistes. Statt aller Philosophie ein paar Dirnenzynismen. Welch tiefer Fall, nachdem noch soeben auf dem Gipfel der Kultur die heftigste Bosheit geherrscht hatte! Nie war das Böse heftiger als in der Merteuil; und da für die Kunst Intensität alles ist, kann man zu dem Glauben kommen, die Merteuil sei eine der großen Gestalten der Weltliteratur.

Aus der Einleitung zu Heinrich Manns Übersetzung des gleichnamigen Romans von Choderlos de Laclos

**

HUGO VON HOFMANNSTHAL / SILVIA IM „STERN"

Szenen aus einem unveröffentlichten Lustspiel

Vorsaal im „blauen Stern". Im Hintergrund ein offener Balkon über dem Hof. Rechts kommt die Treppe von unten herauf und geht nach oben weiter. Rechts vorne steht ein großer Schrank. Links sind die Türen zu den Zimmern Nr. 4 und 5.

Der Baron (*kommt von oben, sieht sich um*): Natürlich kein Mensch da. Brillantes Wirtshaus!

Mme. Laroche *(sieht aus der zweiten Tür)*: O Pardon!

Der Baron: Bitte sehr. *(Für sich.)* Die angebliche Tante der angeblichen Demoiselle Silvia Neuhaus. Duenna minderer Kategorie.

Mme. Laroche *(nun aus der vorderen Tür)*.

Der Baron: Kann ich vielleicht behilflich sein, jemanden zu rufen?

Mme. Laroche *(zurücksprechend)*: Nein, es ist der Herr Baron. Natürlich werd ich mich sofort erkundigen. Sei nur ruhig.

(Zum Baron.)

Es ist — Sie entschuldigen mich, Herr Baron —

(Als ob sie gehen wollte.)

Das Kind ist so aufgeregt.

Der Baron: Ah! Aufgeregt?

Mme. Laroche: Nämlich — wir erwarten eine Ankunft. Es ist ein Freund.

Der Baron: Ah!

Mme. Laroche: Nein, durchaus nicht so, wie Sie meinen; sondern ein guter Bekannter. Das heißt, wir wissen gar nicht einmal so gewiß, ob er kommt. Es ist mehr nur so eine Idee von Silvia — Sie wissen ja, wie lebhaft, wie kapriziös sie ist. Sie glaubt, um vier Uhr gehört zu haben, wie man Pferde in den Stall geführt hat; da liegt das Kind die ganze Nacht wach und schläft mir nicht vor sechs Uhr ein!

Der Baron: Pferde? Ich habe nichts gehört, und ich höre doch leider Gottes jede Fliege im Haus.

Mme. Laroche: Und da bildet sie sich ein, das könnte — das müßte der und der gewesen sein.

Der Baron: Ah, ich begreife allerdings vollkommen, daß die Pferde, die um vier Uhr früh zufällig in den Stall geführt werden, die vorhergehende

sechsstündige Schlaflosigkeit des Fräuleins Silvia verursacht haben. Durchaus plausibel!

Mme. Laroche: Herr Baron, Sie durchschauen einen! Sie würden einen Gerichtspräsidenten abgeben! Aber gestehen Sie mir das gleiche zu — ich kenne die Menschen auch ein bißchen. Aber wie ich ausseh, um Gottes willen!

Der Baron: Habe nicht bemerkt, daß Sie irgendwie aussehn.

Mme. Laroche: Oh, diesen Widerspruch diktiert nur Galanterie und vornehme Erziehung. Aber ich muß nachfragen —

Der Baron: Ob zufällig ein Herr der und der angekommen ist. Ja, das interessiert mich auch sehr. Es wäre wirklich ein interessanter Zufall.

Mme. Laroche *(kommt zu ihm zurück)*: Ich ziehe Sie ins Vertrauen, Herr Baron. Sie sind keine Gasthofbekanntschaft, Sie sind uns ein Freund geworden. Ihre Noblesse bürgt für Ihre Diskretion. Oh, ich bin nicht die Frau, die Konfidenzen macht. Es ist nur das Herzensbedürfnis, eine zweideutige Situation von einem distinguierten Mann, mit dem das Schicksal uns zusammengeführt hat, nicht falsch beurteilt zu sehn.

(Der Baron wehrt ab.)

Mme. Laroche: Silvia ist eine Unschuld.

(Der Baron verneigt sich.)

Mme. Laroche: Sie ist ein Kind, das sich seine Kindlichkeit unter den schwärzesten Schicksalen bewahrt hat. Bücher könnte man schreiben, Bücher, Herr Baron, über die Lehrzeit, die das arme Geschöpf durchgemacht hat in einem hochangesehenen, in einem hochadeligen Haus!

Der Baron: In einem hochadeligen Haus?

Mme. Laroche: Im Haus der Gräfin Castellborgo in Trient. Ich könnte den lieben langen Tag hier stehn und Ihnen erzählen.

Der Baron: Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Mme. Laroche: Ich danke — keine Idee. Aber ich inkommodiere Sie.

Der Baron: Pardon, eine Sekunde.

(Zur Treppe, ruft hinab.)

Cilli! Cilli! Mein Frühstück! Den Kaffee frisch, den Honig in der Deckelschale, die Semmel gebäht, das Wasser frisch vom Brunnen. Verstanden!

(Zurückkommend.)

Bitte tausendmal um Verzeihung, aber die Bedienung in diesem Hause ist ja null, und ich stehe unter strengem ärztlichen Regime. Also Castellborgo sagen Sie, das ist ja sehr interessant. Frau des Generals?

Mme. Laroche: Die Schwägerin: die Witwe des ältesten Bruders.

Der Baron: Ist natürlich eine weitschichtige Kusine von mir. Das ist also die Gräfin, in deren Haus —

Mme. Laroche: Silvia hat Ihnen erzählt?

Der Baron: Ganz en passant. Sie nennt die Gräfin ihre Ziehmutter.

Mme. Laroche: Das war sie.

Der Baron: Sehr interessant. Beinahe romanhaft.

Mme. Laroche: Aber das alles liegt vorher. Wenn ich Ihnen erzählen dürfte, was das Kind durchgemacht hat, die Haare würden sich Ihnen — Pardon, das ist eine so dumme altmodische Redensart — man sagts ja heutzutag gar nicht mehr.

D e r B a r o n *(winkt ab)*: Durchgemacht. — Das alles interessiert mich im hohen Grade. Das arme interessante Wesen.

M m e. L a r o c h e: Wissen Sie, daß sie mir noch diesen Winter am Scharlach fast gestorben wär? An einer Kinderkrankheit. Alles an ihr ist eben kindlich.

(Der Baron macht eine Grimasse.)

M m e. L a r o c h e: Wie sie aufgestanden ist im März, hat sie wieder gehen lernen müssen wie ein kleines Kind. Und weiß wie die Wand war sie. Und wie sie das erstemal ausgegangen ist, eben zu der Tauf, hat sie Rouge auflegen müssen, sonst hätten sich ja die Menschen vor ihr geschreckt wie vor einem Gespenst. Und da beim erstenmal, wo sie unter Menschen geht — Sie können sich den Zustand erhöhter Erregbarkeit vorstellen —, sie selbst wie auferstanden von den Toten, die feierliche Handlung im Haus bescheidener kleiner Leute, und dort der einzige vornehme Mensch, der ihr entgegentritt, der Ehrengast, der Taufpate, ein schöner, eleganter, junger Mann. Aber wenn sie wüßte, daß ich Ihnen das erzähle! daß ich nur den geheiligten Namen in den Mund nehme!

D e r B a r o n: Sie haben ihn ja gar nicht in den Mund genommen. Ich weiß ja noch immer nicht, von wem Sie sprechen.

M m e. L a r o c h e: Rudolf von Reithenau heißt unser Freund.

D e r B a r o n: Reithenau? Die Mutter ist eine Gräfin Fuchs? Natürlich ein weitschichtiger Vetter von mir.

M m e. L a r o c h e: Von der Verwandtschaft des Herrn Rudolf Reithenau wüßte ich wenig Auskünfte

zu geben, aber eine Mutter existiert, und früher oder später wird er ja doch die Silvia der künftigen Schwiegermutter präsentieren.

Der Baron: Schwiegermutter?

Mme. Laroche: Mein Gott, daß mir das wieder herausgerutscht ist. Sie würde mirs nicht verzeihen. Bei ihr gibts nur eine Devise: von nichts reden, von nichts wissen. Immer eine Barriere zwischen sich und der Welt.

Der Baron: Aber hier und da passiert doch jemand die Barriere?

Mme. Laroche: Das ist es ja, was ich sage: — seine Unabhängigkeit muß man wahren — was gehen sich die Menschen an — hundert Schritt vom Leib, perfides Volk! Aber natürlich, man muß sich in die Welt zu schicken wissen — allein ist man eben nicht auf der Welt — man muß eben mit den Wölfen heulen. Nicht wahr, Herr Baron, wir verstehen uns?

Der Baron: Sie sind zu gütig. Also eine veritable Brautschaft? Sehr interessant.

Mme. Laroche: Das heißt, kein Wort davon offiziell natürlich. Herr Rudolf hin, Fräulein Silvia her. Alles so outriert! Wasch mir'n Pelz, aber mach ihn nicht naß. Nur atmen auf sein Kommando, sterben, wenn ein Brief von ihm sich um vierundzwanzig Stunden verspätet — aber nur kein grades Wort, nur nicht pressieren, nur keinen Termin, keine Frage, nur nicht 's Kind beim Namen nennen. Aber ich geb ihr recht; in einer Welt, in der alles gemein und interessiert ist, warum soll da ein Ausnahmsgeschöpf nicht eine Ausnahme in seinen Handlungen und Gesinnungen vorstellen? Natürlich, ob es ratsam ist, so zu handeln, das wird der Ausgang lehren. Gebe Gott, sag ich. Allerdings, nach-

sagen kann ich ihm nichts, er ist ein scharmanter junger Mann. Die Vornehmheit, die Diskretion, die Zurückhaltung selber. Er ist es, der uns den „Stern" anrekommandiert hat. Natürlich ist da der Ort ein Paradies, der Wirt ein braver Mann, die Kathi ein Engel, die Landschaft schöner wie Italien. Allerdings war es ja in Innsbruck nicht mehr auszuhalten: ein Gewebe von Perfidien, von Verleumdungen. Aber Pardon, ich seh den Hausknecht. Er muß wissen, wer angekommen ist. Ich glaub ja selbst, das in den Stall geführte Pferd war nichts als eine Vorspiegelung der Sehnsucht.

(Cilli kommt mit dem Frühstück die Treppe herauf.)

Der Baron: Da haben Sie die Cilli. Cilli, ist heute nacht jemand arriviert?

Cilli: Was?

Der Baron: Ob jemand angekommen ist heut nacht.

Cilli: In der Nacht nit, in der Früh sind zwei ankommen.

Der Baron: Ein Herr von Reithenau?

Cilli: Wie der Herr heißt, weiß i nit; der Diener heißt Herr Johann.

Mme. Laroche: Johann — das ist sein Leibjäger!

(Eilt ab ins Zimmer.)

(Cilli will mit dem Frühstück die Treppe hinauf.)

Der Baron: Halt!

Cilli: Ich trags ins Zimmer hinauf.

Der Baron *(zieht sie gegen den Balkon)*: Dorthin!

(Cilli deckt auf dem Balkon einen kleinen Tisch.)

D e r B a r o n *(inspiziert den Tisch)*: Der Honig?

C i l l i: Wenn die Fräul'n Kathi 'n Schlüssel hat!

D e r B a r o n: Und indessen wird natürlich der Kaffee kalt. Es ist...

D e r W i r t *(kommt die Treppe herauf)*: Guten Morgen, Herr Baron. Wie, wird man denn dem Herrn Baron sein Frühstück da servieren, wo's zieht! Marsch weg da und hinunter in die Laub'n den Kaffee.

C i l l i: Wenns der Herr Baron angschafft hat!

D e r B a r o n *(mit Duldermiene)*: Lassen Sie nur da. Es ist ganz alles eins. Aber den Honig, wenn ich vielleicht bitten darf.

D e r W i r t: Geschwind den Honig! Warum kommt der extra?

C i l l i: Wenn die Fräul'n Kathi die Schlüssel hat.

D e r W i r t: Also flink, verlang den Schlüssel.

(Cilli ab.)

D e r W i r t *(sucht überall)*: Wo die Kathi wieder 's Fremdenbuch hin'tan hat?

D e r B a r o n *(nach vorne kommend, die Kaffeetasse in der Hand)*: Von der neuen Ankunft erfahre ich nichts. Ich bin ja überhaupt der Letzte, der etwas erfährt. Und der neue Ankömmling wohnt womöglich neben mir, hat einen Jagdhund, der heult, wenn ich meine Etüden spiele, raucht einen Knaster, der durch die schlecht schließenden Türen dringt und mir mein Zimmer verstinkt, geht mit knarrenden Stiefeln, ist Schnarcher oder hat andere nächtliche Untugenden — kurz halleluja!

D e r W i r t: Aber er wohnt ja auf der andern Seiten. Die Kathi hat's Zimmer für ihn ausgeräumt.

D e r B a r o n: Ah, also ein besonders protegierter Gast. Jedenfalls derselbe, der mich mit Pferde-

getrappel und Pumpern an die Stalltür um die Nachtruhe gebracht hat.

Der Wirt: Es tut mir sehr leid, daß S' gestört waren. Der Herr Rudolf is's, der Herr von Reithenau.

Der Baron: Der junge Herr hat bei Ihnen ein kleines Absteigequartier, wie es scheint.

Der Wirt: Der Herr Rudolf? So klein kenn ich ihn. Is um zwei Jahr älter wie die Kathi. Er is ja der Eigentümer von Fuchs-Schlössel: es heißt ja nur so, weil früher gräflich Fuchsisch war, jetzt ist es Reithenauisch.

Der Baron: Also ist die Mutter von diesem Reithenau eine Gräfin Fuchs? Das ist eine Großkusin' von mir.

Der Wirt: Was der Herr Baron nicht sagen!

(Cilli bringt eilig den Honig, geht eilig wieder ab.)

Der Baron: Aber den Vater bring ich nicht zusammen. Was war denn der?

Der Wirt: Rittmeister hab'n wir ihn gheißen, aber er is in Zivil gangen.

Der Baron: *(sich Honig auf die Semmel schmierend)*: Gottlob wenigstens keine von den unleidlichen, parvenierten Familien.

Der Wirt *(sucht überall herum)*: Das weiß ich ja, daß der Herr Baron die parfümierten Familien nicht leiden kann. Wo nur 's Fremdenbuch ist, allerweil legt sie's woanders hin, die Kathi!

(In einer kleinen Verlegenheit.)

Weil wir schon so im Diskurs sind, Herr Baron, so hab ich weg'n 'n Theodor fragen wollen, wegen den vazierenden Hofmeister.

Der Baron: Sie meinen den Doktor Lauffer, meinen Sekretär?

Der Wirt: Is schon der nämliche. Das hab ich aber nicht gwußt, daß er jetzt Sekretari is beim Herrn Baron.

Der Baron: Er unterstützt mich in der Korrespondenz, die mein Prozeß nötig macht. Also was gibts mit ihm?

Der Wirt: Es wär halt: seine Verzehrung geht also jetzt auf die Rechnung vom Herrn Baron?

Der Baron: Allerdings. In dieser Weise entschädige ich ihn, das heißt, wir verrechnen uns.

Der Wirt: Aha! Und die Kathi meint halt allerweil —

Der Baron: Mein lieber Preleutner, Sie werden mich noch aus dem „Stern" hinaustreiben, oder vielmehr die Mamsell Kathi, die hinter Ihnen steckt. Schämen Sie sich nicht, so ein großer starker Wirt und steht unter dem Pantoffel, und nicht einmal von der Frau, gar von der Tochter.

Der Wirt: Is halt a rechte Gschicht mit'n Lauffer.

Der Baron *(frühstückend)*: Was denn?

Der Wirt: A Falschmelder soll er sein. A ganzer Strapanzer.

Der Baron: So? Was hat denn da die Kathi wieder zusammengebracht?

Der Wirt: Net die Kathi, a Viehhändler von Urfahr is dagwesen, ein recht ein honetter Mann, der hat ihn gsehn und hat gsagt, er hätt sich früher im Innviertel umtrieben, unter ganz an andern Nam', und hätt a reiche Bäurin narrisch gemacht.

Der Baron: Was denn nicht noch! Ich sag Ihnen, der Herr Theodor ist ein Ehrenmann.

Der Wirt: Ein Ehrenmann — da schaust her!

Der Baron: Ein gar nicht gewöhnlicher Mann.

Der Wirt: Aha!

D e r B a r o n: Ein Mann, den ich hier und selbst in Wien unter meine besondere Protektion nehme.

(Der Wirt wendet sich zum Gehen.)

D e r B a r o n: Sagen Sie das Ihrem Viehhändler und wer sonst noch hinter ihm steckt. Ich wünsche nicht, daß der Mann Scherereien hat. Ich werde noch Mittel und Wege finden, einem Menschen in Österreich seine Ruhe zu verschaffen.

(Ihm nach bis an die Treppe.)

Aber wenn ich gar ein so akkurater Wirt wär und gar so scharf auf die Richtigkeit der Meldzettel, so würd ich mein Augenmerk auf eine andere Partei richten, wo es allerdings mit der Verläßlichkeit der Meldung soso lala ausschauen dürfte.

D e r W i r t: Wen meint der Herr Baron?

Der Baron zeigt hinter sich.

D e r W i r t: Das Fräuln Neuhaus mit der Tant?

D e r B a r o n: Allerdings dieses sogenannte Fräulein Silvia Neuhaus mit der sogenannten Tante.

D e r W i r t: Warum soll 's denn nicht Neuhaus heißen? Is doch ganz ein gewöhnlicher Nam'.

D e r B a r o n: Eben, von einer verdächtigen Gewöhnlichkeit, von einer Unauffälligkeit, hinter der das geübte Auge etwas recht Auffälligs wittert. Man sieht nicht so aus, und wenn man schon so aussieht, so hat man keine Tant, die so aussieht. Und diese ganze Komödie mit der Brautschaft, die zugleich existiert und nicht existiert, diese Kreuzerkomödie der zufälligen Begegnung —

D e r W i r t: Is sie denn eine Braut?

D e r B a r o n: Sie kennen sich kaum — aber sie sind verlobt. Sie sind verlobt, aber niemand darfs wissen. Eigentlich wissen sie's selber nicht.

D e r W i r t: Ja, mit wem soll denn die Brautschaft sein?

D e r B a r o n: Mit dem Herrn von Reithenau natürlich.

D e r W i r t: Ah, da bin ich aber sehr überrascht!

D e r B a r o n: Aber so naiv sind Sie hoffentlich nicht, ein Wort von diesem Fünfkreuzerroman zu glauben? Die Gräfin als Ziehmutter — weil die Gräfinnen schon nichts anderes zu tun haben, als Waisenmädchen aufzuziehen —, und dazu diese Madame Laroche mit dem Namen aus der Theatergarderobe und der konfiszierten Physiognomie. Wissen Sie, was so eine Tante kost't? Zwei Gulden für'n Nachmittag und die Jausen. — Und der angebliche Bräutigam! — Sind reich, die Reithenau?

D e r W i r t: Sehr eine reiche Herrschaft.

D e r B a r o n: Natürlich! Na, es wird nicht die erste und nicht die letzte Brautschaft von diesem Fräulein Silvia sein, und die Tant wird noch öfter die saubern Finger in einem ähnlichen Spiel haben. Aber obs akkurat für das Renommee vom blauen Stern sehr förderlich ist, wenn die Jungfer Kathi zu dem Behuf 's Zimmer ausräumt und der Herr Preleutner womöglich 's „Gott erhalte" dazu spielen laßt —

D e r W i r t: So meint der Herr Baron, daß die Fräul'n Silvia eine solchene —

D e r B a r o n: Pst! Pst! Ich meine gar nichts. Ich habe überhaupt mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Für mich existiert weder dieses Fräulein Neuhaus, mit der ich übrigens kaum hie und da zwei Worte gewechselt habe, noch die saubere Tant. Ich weiß mir die Menschen, die mir nicht passen, vom Leib zu halten.

D e r W i r t *(langsam über die Treppe ab).*

Theodor Lauffer kommt die Treppe herauf, an dem Wirt vorbei, der hinabgeht. Er nickt dem Wirt herablassend zu und geht über die Mitte der Bühne gegen Silvias Tür hin.

Der Baron: Ah, mein Lieber, wir haben eine Masse zu erledigen. Adieu, Preleutner! — Haben Sie mir das Instrument gebracht? Natürlich vergessen! Ist übrigens momentan nicht das Dringendste. Also hören Sie: unsere Tugend, der Engel im Stern, hat natürlich einen Liebhaber. Ist soeben arriviert, der Herr. Wir werden also jedenfalls unsere Schachpartie nicht oben machen, sondern hier. Ich habe mich zu diesem Zweck schon etabliert. Ja, Mensch, was haben Sie denn?

Theodor *(ohne ihn zu beachten)*: Ihr Zimmer. Wäre dieser öde Schleicher dir nicht im Rücken, du stürztest hin, die Türschwelle zu küssen. Daß es möglich ist! Sie wird heraustreten, anlächeln wird sie dich — es ist zu viel!

Der Baron: Lauffer! Das ist ja ein Paroxysmus!

Theodor *(kehrt sich um, winkt dem Baron gelassen mit der Hand)*: Recht guten Morgen, Herr Baron.

Der Baron: Ich glaube, Sie haben mich die ganze Zeit nicht gesehen.

Theodor: Allerdings kaum. Nur wie durch einen rosigen Nebel. Ich hätte Sie für einen schönen jungen Mann halten können. St!

Er horcht, den Kopf nach der Tür des vorderen Zimmers gebeugt; nach einer Weile richtet er sich wieder auf. Der Baron sieht ihn geärgert an.

Theodor *(kehrt ihm den Rücken)*: Meine Lippen sind weich und zart, als blieben sie ein unsichtbares süßes Instrument, meine Fingerspitzen sind länger geworden. Wenn ich jetzt eine Geige zur Hand hätte, ich könnte spielen wie ein Gott.

Der Baron: Apropos, haben Sie die skandalöse Geschichte von meinem Barbier gehört?

Theodor: Nein, mein Verehrter.

Der Baron: Dieses Subjekt — na genug, ich habe den Kerl hinausflankieren müssen. Allons, Sie rasieren mich zuerst, und dann spielen wir unser Schach.

Theodor *(schüttelt den Kopf)*: Still! Jetzt muß ich warten. Es könnte sein, daß sie heute den Vormittag benützen will, die vierhändige Sonate zu spielen.

Der Baron: Mensch, ahnen Sie denn nicht, wie lächerlich Sie sind mit Ihrer Verliebtheit?

Theodor: Nennen Sie mich immerhin lächerlich. Dieses Wort ist aus einer Sprache, die ich nicht spreche. Nennen Sie mich, wie Sie wollen, während meine eigne Sprache Strahlen sind, unsagbar fliegende Empfindungen, hauchende Träume.

Der Baron: Während dieser Zeit wäre ich halb rasiert. Allons, allons!

Theodor *(dreht sich zu ihm)*: Und wie wäre denn Ihnen zumute, wenn Sie sie nur mit der Fingerspitze berühren dürften?

Der Baron: Sie debordieren, mein Wertester.

Theodor: Verliebt sind Sie in das süße Geschöpf, verliebt wie ein hagerer Kater.

(Der Baron lacht höhnisch auf.)

Theodor: Seit wie vielen Tagen umwinden Sie dieses dürftige Bein mit neuen Gamaschen? Seit

wie vielen Tagen unterlassen Sie es, zu husten, zu räuspern, sitzen träumerisch auf diesem Balkon mit einem Buch in der Hand? Seit wie vielen Tagen sind Sie sorgfältig rasiert, haben Sie Ihre alberne Hypochondrie vergessen, fühlen sich nicht mehr Ihren Puls, besehen nicht mehr Ihre Zunge, gehen nicht mehr mit geschlossenen Augen auf der Ritze des Fußbodens, um ihr Rückenmark auf die Probe zu stellen? He, he?

(Der Baron lacht höhnisch.)

Theodor: Jawohl!

Der Baron: Ich — in diese Demoiselle — es ist —

Theodor: Jawohl, verliebt, du Seele von einem Menschen. Deine Härte, deine Dürre gegen sie, das ist deine Verliebtheit. Mit den Blicken möchtest du sie durchbohren — an den Pranger möchtest du sie stellen. Und ich sollte deine kleinen wollüstigen Schwindeleien nicht durchschauen? Passen sie nicht perfekt zu Ihren Spinnenbeinen? zu Ihren harten Augen? zu Ihrem dürren Mund? Nicht wahr, Herr Baron, es ist eine hinreißende Ausschweifung, das geliebte Wesen herabzusetzen, es zu verleumden, es leiden zu machen? Ich wollte, ich könnte das auf der Geige spielen, was da in dir vorgeht, du Sardanapal!

Der Baron: Genug jetzt. Sie hauen heute über die Schnur, mein Bester. Räumen Sie dort ab!

(Theodor geht hin, räumt ab.)

Der Baron: So. Jetzt holen Sie das Schachbrett.

Theodor *(vorkommend, sieht ihn nicht ohne Bewunderung an)*: Sie wollten ja zuerst rasiert sein.

Der Baron: Also flink, lassen Sie sich unten warmes Wasser geben.

Theodor: Gut, ich werde das Wasser holen. Und hier ist auch Ihre Flöte, alternder Schäfer.

(Zieht das Instrument hervor.)

Der Baron: Gut. Sie haben die Bagatelle einstweilen für mich ausgelegt? Dorthin, wenn ich bitten darf.

Theodor *(legt die Flöte auf den Tisch. Im Begriff zu gehen, sieht er, wieder stehen bleibend, auf die Tür zurück)*: Mein Hirn ist voll von einem entzückenden Wahnsinn. Ich umbrüte dieses Wesen. Ich verliere mich in ihrer Lieblichkeit.

Der Baron: Er verliert sich, und ich werde unrasiert dastehn.

Theodor: Hat sie nicht etwas aufreizend Hilfloses? Sieht sie nicht aus, als wäre sie von Räubern überfallen und an einen Baum gebunden, ausgeliefert dem Erstbesten, der da des Weges kommt?

Der Baron: Und dieser Erstbeste, der möchten natürlich Sie sein.

Theodor: Der bin ich, mein Knabe, innerlich, jede Nacht, jeden Morgen, jeden Nachmittag, jede von den vierundzwanzig Stunden des Tages, ausgenommen die Stunde, wo ich bei ihr bin und sie auf dem Klavier akkompagniere.

Der Baron: Wer sind Sie da?

Theodor: Niemand. Der Musiklehrer. Ich kenne den Menschen kaum. Allerdings zuweilen erlebt auch der Musiklehrer einen göttlichen Augenblick.

(Tritt auf den Baron zu.)

Wo ist denn die kleine Flasche mit Kreuz und Totenschädel? Wo ist sie denn, der Schrecken des Feigen, die Entzückung des Mutigen, die kleine Flasche, die Schlaf für tausend Nächte enthält?

(Tut, als suchte er in den Taschen.)

Der Baron (*zurücktretend*): Lauffer, ich habe mir verbeten, daß Sie mir die Giftflasche, die Sie unverantwortlicherweise bei sich führen, unter die Augen bringen.

Theodor (*suchend*): Gleich kommt sie hervor, die Bringerin süßer Ruh.

Der Baron: Ich verbiete Ihnen — Sie sind nicht in der Lage, zu wissen, ob das Gift selbst bei verschlossenem Flacon nicht auf einen Organismus von der krankhaften Empfänglichkeit des meinigen gefährlich zu wirken imstande ist.

Theodor: Ruhe, kühner Achill!

(Flüsternd.)

Seit gestern ist Theodor Lauffer nicht mehr der Besitzer des ominösen Fläschchens — auch Christlieb Zeltner nicht.

Der Baron: Wer ist das?

Theodor: Ich pflege den bescheidenen Klavierlehrer so zu nennen.

Der Baron: Welchen?

Theodor: Diesen. Nun ja, den Klavierlehrer. Seine Beziehungen zu Theodor, dem Arzt, dem Weltweisen, dem landfahrenden Träumer, sind nur lose.

Der Baron: Und Sie haben der jungen Person dieses infame Gift — da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher.

Theodor: Wie sie's mir abgeschmeichelt hat, mit was für Engelsworten. Wie klug sie ist. Sie spielte Beethoven. Ahnen Sie, Mensch, was das heißt, Silvia spielt Beethoven? Und er stand hinter ihrem Sessel und verging.

Der Baron: Er?

Theodor: Der armselige Klavierlehrer. Und

ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, zog er die Phiole des schlummernden Todes hervor und umklammerte sie in feuchter Hand, und sie sah es, sie verlangte von ihm, sie erbat von ihm dieses Geschenk. „Sind Sie unglücklich?" fragte er und wollte es ihr verweigern, der Erbärmliche. „Glücklich, unsagbar glücklich", hauchte sie, und ihre Augen schwammen im Unendlichen. Und wie sie ihn ansah! Christlieb Zeltner, um dieser Minute willen darfst du nicht leben, Theodor Lauffer gönnt dir die Erinnerung an diese Minute nicht! Und es war nicht die letzte solcher Minuten! Sie lebt! Sie ist da! Ich werde mit ihr Klavier spielen.

Der Baron: Das werden Sie nicht.

Theodor: Warum nicht?

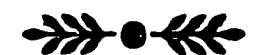
Der Baron: Weil ihr Liebhaber angekommen ist.

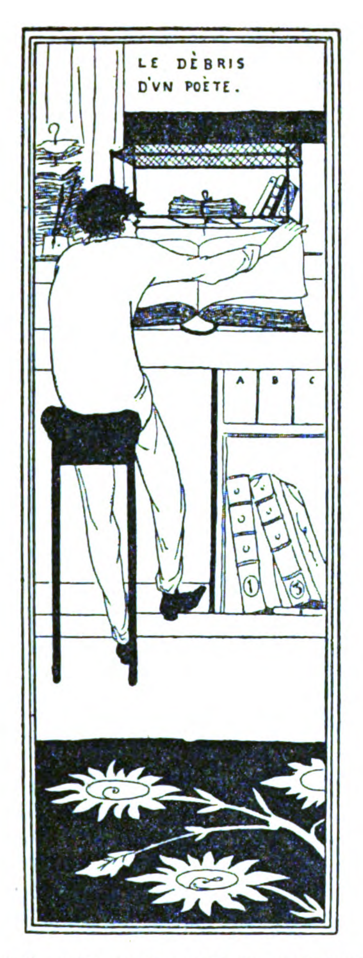
Theodor: Herrlich! Ich werde sie in den Armen des Geliebten vergehen sehen!

Der Baron: Ich glaube nicht, daß man Sie dazu einladen wird.

Theodor: Eine erbärmliche Phantasie, die nicht so weit reicht, das geliebte Wesen dann noch um so viel mehr zu vergöttern. Und wer ist der glückliche Knabe? Ist er schön? ist er jung? hat er adlige Hände? ist er ein großer Herr? riecht er nach Jugend, nach Sattelzeug und englischen Wassern?

Der Baron: Er ist ein vermögender junger Mann. Das dürfte genügen.





Aubrey Beardsley: Dichterschicksal.

DIE SCHAUBROTE

DU sollst auf den Tisch des Tempels allezeit Schaubrote legen vor mir, so heißt es im Gesetze Moses.

Ein Judäer, der in seiner Jugend in einem fremden Lande gewaltsam einem fremden Glauben zugeführt worden war, kam nach dem nördlichen Galiläa, kehrte hier zu dem Glauben seiner Väter zurück und ließ sich nieder in der heiligen Stadt Sephath — möge sie in Bälde wieder aufgebaut werden. Es war die Zeit, da der Seher und Wundertäter Isaak Luria im heiligen Lande wirkte und seine Jünger die neuen Lehren verkündeten. Am Sabbat ging der Fremdling ins Bethaus und hörte eine Predigt, die von dem Gesetz der Schaubrote handelte. Der Priester seufzte, als er der Sitte gedachte, und sprach mit Trauer: Nun ist es aber durch unsre Sünden gekommen, daß der Tempel zerstört und der Tisch uns genommen worden ist, auf dem die Brote für den Herrn allwöchentlich zugerichtet wurden.

Der Bekehrte nahm die Worte des Predigers gläubig hin und ging bewegt nach Hause. Er erzählte seiner Frau von dem, was er im Gotteshause gehört hatte, und befahl ihr, am Rüsttage zum Sabbat zwei feine Brote zu backen. Das Mehl dazu sollte sie dreizehnmal sieben, den Teig mit Sorgfalt rühren und im ganzen mit Reinheit und großer Vorsicht zu Werke gehen, denn er wolle die Brote im Tempel darbringen; vielleicht werde der Herr an ihnen Gefallen finden. Das Weib tat in allem, wie ihr ihr Eheherr geboten hatte. Und nun trug der fromme Mann die zwei Brote in den Tempel, legte sie in die Bundeslade, betete vor dem Herrn und flehte ihn

an, die Speise gnädiglich hinzunehmen. Er sprach mit dem Allmächtigen wie ein Sohn mit einem Vater.

Der Küster des Bethauses aber fand hernach das Backwerk liegen und nahm es mit nach Hause, ohne viel zu fragen, wo es her sei. Er aß das Brot und freute sich an ihm, wie sich der Bauer an der Ernte freut. Kurz vor Sabbatausgang kam der Einfältige in den Tempel und fand die dargebrachten Brote nicht mehr. Er ward voll großer Freude, lief zurück in sein Haus und sprach zu seiner Gefährtin: Preis und Lob dem Herrn, gebenedeit sein Name, daß er eines Armen Gabe nicht verschmäht; siehe, er hat die Brote, da sie noch frisch waren, verspeist. Und er ermahnte das Weib, von nun an zu jedem Sabbat Schaubrote für die Lade zu bereiten. Er sprach: Wir haben nichts, was wir Gott verehren könnten; nun sehen wir, daß ihm das Brot behagt; also ists unsre Pflicht, ihn auch weiterhin zu erheitern. Und sie übten die Sitte mit großer Andacht Woche für Woche.

Da fügte es sich einmal, daß der Gesetzesmann, dessen Predigt den treuherzigen Fremdling bewogen hatte, allwöchentlich das Opfer zu bringen, schon am Freitag im Bethause anwesend war, um die Ermahnungsrede, die er am Sabbat zu halten hatte, erst vor sich selbst herzusagen. Nun kam der Gläubige mit den zwei Broten, näherte sich der Bundeslade, legte sie hinein und begann mit innerer Freude und Hingebung sein gewohntes Gebet zu sprechen. Er merkte nicht, daß der Prediger zugegen war und alles mit sah und anhörte. Diesen aber verdroß die Handlung des Fremden überaus, und er schrie ihn an und sagte: „Tor! Ist denn unser erhabener Gott ein Wesen, das Speise und Trank braucht? Gewißlich nimmt der Diener dieses Hauses die Brote weg

und ißt sie, und du, Verirrter, glaubst und denkst, daß der da oben sie verzehrt. Es gibt keinen größern Frevel als den, dem Herrn körperliche Eigenschaften anzudichten; er ist kein Leib und keinem Leibe gleich." So geißelte der Eiferer mit scharfen Worten den ahnungslosen Mann. Es währte nicht lange, und der Diener des Bethauses trat ein mit der Absicht, die Brote aus der Lade zu holen. Nun rief der Gesetzesmann ihm zu: „Bekenne es laut! Weswegen bist du jetzt hierhergekommen? Wer war es, der die Brote stahl, die dieser Mann jede Woche zu bringen pflegte?" Da gestand der Küster die Wahrheit und gab zu, daß die Brote jedesmal von ihm verzehrt worden waren.

Als dem Proselyten so plötzlich die Augen geöffnet wurden, fing er zu weinen und zu klagen an; er sagte, er habe die Worte der Predigt so hingenommen, wie sie gesprochen worden wären; er habe gedacht, den Herrn zu ehren, und nicht gewußt, daß er eine solche Sünde beging.

Der Mann hatte noch nicht ausgeredet, als ein Bote vom heiligen Rabbi Isaak erschien und zu dem Prediger im Namen seines Meisters folgendes sprach: „Geh heim und bestelle dein Haus, denn morgen bist du nicht mehr. Eine Stimme vom Himmel hat dieses verkündigt!" Da erschrak der Gesetzesmann über das, was er vernommen hatte. Er eilte zum Seher, fiel vor ihm nieder und fragte: „Worin hab ich gefehlt, und was ist mein Vergehen, daß ich nicht länger leben darf?" Da erhob sich der Heilige und sprach: „Seit dem Tage, da der Tempel in Asche gelegt worden ist und auf dem Altar nicht mehr geopfert wird, hatte der Herr keine Freude erfahren. Nun kam dieser Fremdling hierher und brachte ihm in der Einfalt seines Herzens Schaubrote dar; der

süße Geruch kam vor Jahve. Du aber hast diesen Dienst zunichte gemacht, und so ist im Himmel der Tod über dich verhängt worden, und dir ist keine Rettung."

Der Prediger kehrte heim und traf seine letzten Bestimmungen. Am Sabbat, zur Stunde, da er mit der Predigt hätte anheben sollen, verschied er in das Haus der Ewigkeit, wie es der Gottesmann vorausgesagt hatte.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen fünften Bande des „Born Judas".

LUDWIG BÖRNE / DENKREDE AUF JEAN PAUL

EIN Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein Hoherpriester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgendeine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen

erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der Hohepriester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahingeschieden, und unsre Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen verzärtelten Geschmacks in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet und der heiße, beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Ver-

bluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott seinen Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühtenihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner küm-

merlichen Leier, er hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust auf den Wonneinseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher,

ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!" Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindisch scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!" Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!" Schlummert und träumt irgendeine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es getan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgetan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: Ich liebe dich. Zünftig und bescheiden, wie er war, sagte er: W i r lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort I c h auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigner Gesetzgeber sei,

so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpental oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrtümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen!" Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht getan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll

auch der Richter der Menschheit sein und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Äcker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christentum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere in einer schlechten Zeit, wo die

Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt den Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimütig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgendein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm.

Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohltat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohltat vergißt, sich nur des Wohltäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brotfrucht, und Äcker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Überladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie heraberben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen

Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Vorgetragen zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.



WILLY SEIDEL / AUS DEM ROMAN „DER NEUE DANIEL“

Die Menschenpumpe

ERWIN und Mildred heirateten in New-York und verbrachten ihre Flitterwochen am oberen Hudson. Den darauffolgenden Winter verlebten sie wieder in der Stadt; und als das Frühjahr des Jahres neunzehnhundertsechzehn kam, hatten sie sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholt darüber, daß der Krieg noch keineswegs zu Ende war, sondern sich in Europa zu einer schauerlichen Angewohnheit auszuwachsen schien.

Aus ihrem früheren Optimismus (was die Dauer des Krieges anging), verbunden mit der herzlichen Antipathie, die sie der Bevölkerung ihres Zwangsexils entgegenbrachten, erklärt es sich auch, daß sie sich nicht die geringste Mühe gaben, sich einen festen Freundeskreis zu bilden, auf den sie hätten zurückgreifen können. Erwin hätte immerhin noch Winkel gefunden, warme Ecken, wo er sich an einem Schatten von Verständnis dürftig hätte anwärmen können; sie aber mit ihrer englischen Abneigung gegen überstürzte Herzlichkeit hatte ihn mehrfach verhindert, mit gewissen Menschen in Kontakt zu bleiben; hatte ein paar für Europa sehr nützliche, aber für den jetzigen oberflächlichen Allerweltsbetrieb unangebrachte Vorurteile mitgebracht, an denen sie vielleicht selbst litt, deren sie aber ohne Verlust an Selbstachtung nicht entraten durfte. Sie machte auch ihn reserviert. Was jedoch einem anderen gut gestanden; was ihm die Wege geebnet hätte, schadete Erwin, da er ein zu einladendes Äußeres be-

saß. Der schlichte Durchschnittsamerikaner ging ungern an ihm vorüber, ohne die Verlockung zu spüren, ihm auf die Schulter zu klopfen oder ihm eine Zigarre anzubieten. So wurde er frühzeitig schon von seinem natürlichen Instinkt, der Menschen nötig hatte, künstlich abgelenkt und gleichsam zwischen Tisch und Stuhl gewiesen ... Andererseits ersetzte ihm die amüsante Persönlichkeit seiner Gefährtin viel von dem, was er zuweilen halb schmerzlich vermißte.

Nach dem Gefühlssturm der ersten gemeinsamen Wochen, in denen sich ihre inkongruenten Naturen abschliffen und ihre Liebe ihm plötzlich vollerblüht in den Schoß fiel — (nachdem er fast geglaubt, ihr fürderes Verhältnis würde sich auf Kameradschaftlichkeit und freundschaftliche Rücksichtnahme beschränken müssen) — geschah es, daß sie einander völlig unentbehrlich wurden und daß die durch nationale Verschiedenheiten gestörte Harmonie ihr ruhiges Strombett fand.

Trotz der festen Erwartung eines Heimes, wie es ihnen ein baldiges Ende des Krieges lockend vor Augen stellte — (und der Krieg m u ß t e doch einmal ein Ende haben!) — spürten sie nach gelegentlichen Ausflügen in die Stadt, nach wirbelndem Wechsel von Gesichtern, nach Vorstellungen oder Lichtbildern, voll von zuckender Handlung in stechend heller Bestrahlung, eine ungeheure L e e r e um sich herum ... Diese Leere wuchs überall hervor. Sie hing in den Profilreihen, die sich ihnen beim Eintritt in die Untergrundbahn leicht verblüfft entgegendrehten. Sie grinste aus den maskenhaften Gesichtern wohlerzogener Kellner. Sie dröhnte, taub an ihnen zerplatzend, aus den gellenden Rufen der Zeitungsjungen. Sie stieg aus jeder Straßenschlucht

und kreischte metallen aus den Achsen der L-Züge, die sich eine Viertelmeile von ihren Fenstern entfernt scharf um eine Kurve quälten; ja sie schwebte sogar als ein böser Geist in deutsch aufgeputzten Lokalen, wo alles darauf berechnet war, mit Holzvertäfelung, neckischen Zinnkrügen, heimatlichen Städtebildern und deutschen Speisebenennungen stimmungsvoll zu wirken.

Oft schien Europa ihnen zum Greifen nahe, und doch war es nur ein gestohlenes Flittergewand, das man an die Dinge gehängt hatte und das vor einem durch die Nase gesprochenen Laut, vor einem kaltglitzernden Blick, vor dem gehetzten, von Fusel verseuchten Atemstoß eines Trunksüchtigen herabglitt und zur Schimäre wurde. Das nackte Amerika, die kalte, wuchtige und erbarmungslose Maschine, sprang enthüllt hervor. Es wurde nichts aus der Anheimelung.

Sie fühlten sich hilflos im Bereich der großen Fangarme, die täglich Millionen ausgeleerter, nach Geld fiebernder Menschen an sich rafften und täglich wieder in ihre dürftigen, phantasielosen Behausungen zurückpreßten. Stets konnten sie das Pochen des Herzens fühlen, das in diesem Moloch arbeitete, das Geräusch einer großen Pumpe, die Kontrakte, ephemere Schwindelunternehmungen, Grundstücksspekulationen, Kriegsbestellungen in sich hineinsog und sie als einen Strom von Geld, eine trübe Fontäne fragwürdig erraffter Dollarscheine wieder hervorspie. Nirgends war man sicher vor Geld; Gedanken und Handlungen rochen danach, und was sie beide bis dahin als Schönheit empfunden, schien aus dem Leben gestrichen. Wohl gab es noch süßes Himmelsblau, schlanke, bezaubernde Kinder, Hafengeschäftigkeit gleitender Maste im Morgennebel und

täglich halberspähte Menschlichkeiten, die das Herz flüchtig rühren konnten; aber all dieses befruchtende Stimmungsgold schien verschwendet an Menschen, die nur in Masse dachten, nur in Masse existieren konnten und unter dem Stempel einer selbstgewollten Zwecksklaverei ärmlich dahinvegetierten. Ja, wimmelnden Insekten glichen sie auf einem unerschöpflichen, von Gott in milder Güte ihnen gespendeten Nahrungsklumpen; auf einem großen, von ungeheuren Möglichkeiten trächtigen Stück dieser Welt, in dem sie nach Herzenslust schürften; das nie genug hergeben konnte, nur damit die Insekten ihr sinnlos wirres Hasten nicht abzudämpfen hätten...

Und selbst nachts — (es schienen ähnliche Sterne wie über Sussex oder über Thüringen) — kam die große Pumpe nicht zur Ruhe. Sie schien etwas leiser zu arbeiten, aber es war, als ob ihre Arbeit unterirdisch zitternd weiterwühlte, wenn an verschiedenen Plätzen und Straßenquadraten Manhattans die Luft plötzlich zerrissen wurde von dumpfen Explosionen. Die Insekten gruben weiter durch den Felsen hindurch. Sie spürten neue Verkehrskanäle auf, sie wühlten selbst unter dem Wasser Wege. Sie ließen sich nicht begnügen an ihren staunenswerten Verkettungen zwischen Himmel und Erde, an gigantischen Netzen aus Stahl, unter denen große Verkehrsdampfer hindurchzugleiten vermochten, ohne ihre Schornsteine umzulegen; nein, sie eroberten sich den Felsen selbst und machten ihn porös, auf daß die Menschenpumpe nicht zu rasten brauche. Kaum erschütterten diese Explosionen ein Fenster, geschweige denn daß sie ein leichtes Vibrieren in die Last von Beton gebracht hätten, die mit oft zwanzig oder dreißig Stockwerken über ihnen ge-

türmt hing. Aber man hörte sie, hörte sie durch die schwächeren Nachtgeräusche hindurch, die immer noch laut genug brausten, um einer kleinen europäischen Residenz das Gepräge einer entfesselten Weltstadt zu geben.

Erwin und Mildred fuhren in ihren Betten auf, denn sie wußten, es war etwas da: eine halbe Erdumdrehung entfernt lastete etwas, rumorte etwas aus tausend speienden Metallschlünden hervor, das nicht wegzudenken war, das wie ein Albdruck, wie eine schwere Bürde auf einem gesunden Organ dieser Welt lag und sich dort spitz und grausam, Entzündungen verbreitend, eingrub und weitergrub, Tag für Tag. Und die dumpfen Böllerschüsse der Dynamitsprengungen unter ihnen, wenn sie auch ein Friedensgeräusch waren, schienen ihnen wie ein unerwarteter, peinigender Warnruf, wie ein schwacher Versuch, jene entfernte Hölle nachzuäffen. Die ganze Nacht hindurch stand vor den Fenstern, selbst wenn sie geschlossen waren, ein kompakter Körper von wiehernden, aufgestörten Lauten, der keine Pause kannte und um die frühesten Morgenstunden mit grausamem Rhythmus anschwoll, bis er in das große Tagesgeschrei hineinwuchs. Das war damals Amerika für sie. Beider Ohren waren noch empfindlich, noch keine Haut war ihnen über das Trommelfell gewachsen. Sie blickten frisch und interessiert in das Leben, das ihnen noch bunt erschien, wo seine Farben anderen längst zu Grau zerlaufen waren. Sie sprachen mit vielen Leuten; doch ihre nette Ironie wurde verkannt und mit Plattheiten vergolten; ihre kleinen Gefühlsausbrüche mit nichtssagendem Syrup bestätigt und entwertet zurückerstattet. Ihre Interessen wurden zu Marotten und ihre Kenntnisse zu bloßem Gedächtniskram, entbehrlich dar-

um, weil er sich auf den ersten Blick nicht in Geld umdenken ließ...

Der Mann mit den toten Augen

Um diese Zeit wehte ihnen ein Prospekt ins Haus, auf dem wörtlich folgendes vermerkt stand:

„Die leichte Erreichbarkeit von Lakewood, die abwechslungsreiche Bequemlichkeit seiner Unterhaltungen, die gesunde Atmosphäre seines balsamischen Klimas und seine trockene Erde, vereint mit den Naturschönheiten seiner tiefen, duftenden Fichtenwaldungen und Seen sind seit langem von jedem Kenner unserer Erholungsorte freimütigst zugestanden worden."

Nach dieser schwungvollen Einleitung erfolgte eine längere Schilderung, die sich nicht genugtun konnte an bunter Ausmalung der Lage, der landschaftlichen Reize, der Privatschulen samt Betätigungen von Kirche und gesellschaftlichem Leben, das von einer großen Ansiedelung gepflegt werde. Ja, diese Schilderung überbot sich selbst, als sie die Vorteile des Country-Klubs, die Reize der Gegend, des Ruderns, Reitens und Motorfahrens erschöpfte; auch streifte sie mit ernstem Seitenblick die Verdienste um Gemüt und künstlerische Bedürfnisse, deren Lakewood sich erfreute, erwähnte des Nachmittagstees in den Hotels, nannte ihn mit Entdeckerfreude eine scharmante englische Volkssitte und verweilte des längeren auf den erstklassigen Lichtbild-Theatern. „Der herrliche Park des Mr. Gould ist dem Publikum weit geöffnet, und eine große Tribüne bietet Tausenden Sitzgelegenheit, die das Pferde-Polo genießen wollen..." Der Artikel schloß mit einem Loblied auf die Zentral-Bahn von New-Jersey und mit kordialer Einladung, sich, falls

man noch nicht ganz überzeugt sei, brieflich über all diese Vorzüge zu vergewissern.

Erwin fühlte auf diese Annonce hin ein menschliches Rühren. Irgend etwas Europäisches in ihm geriet in Versuchung, der Idee näherzutreten. Das las sich ja genau wie eine Schweizer Hotelreklame; wie? ein Duft von Lugano oder sonst einem paradiesischen Fleck der Alten Welt war darin ... Dieser aus kindlicher Reise-Frühe stammende Duft machte ihm zu schaffen ... Rest eines Märchenglaubens an verschollene Prospekte ... Der Kontrast zwischen dem gegenwärtigen Dasein und dieser kaum fünfzig Meilen entfernten landschaftlichen Perle war ungeheuer; wie hätte er den Mut gefunden, zu glauben, die ganze Schilderung sei nur der Geschäftsphantasie eines Grundstückvermittlers entsprungen? So setzte er sich auf die Bahn und fuhr nach Lakewood hinaus.

Mit den Fichtenwäldern hatte der Prospekt recht, wenn sie auch nicht das Augenfälligste waren, was ihm zunächst begegnete. Etwas sumpfiges Land, gesprenkelt mit Birkenbeständen, Erlengestrüpp, Weiden und von wildem Wein pittoresk verhängte Platanen und Pappeln waren bei der Einfahrt in den kleinen Bahnhof bemerkbar. Der Bahnhof war äußerst neuzeitlich, sehr appetitlich aus Zement, roten Backsteinen und weißgestrichenen Fensterverschalungen errichtet, das Personal von einer blühenden, dunkelblauen Sauberkeit und patriarchalischer Würde. Ernste Gepäckträger gaben ihm Audienz, und einer von ihnen ließ sich sogar herab, seine Handtasche schlenkernden Schrittes über die asphaltierte Straße nach einem kleinen Wohnungsvermittlungsbureau zu bringen, wobei nichts in der Welt ihm ferner lag, als sich um den Herrn des Gepäcks,

den leicht transpirierenden, überflüssig erregten Fremden zu kümmern ...

In dem Vermittlungsämtchen, einer reinlichen Stube in mäßigstem Format mit einem Mahagonizahltisch, auf dem illustrierte Broschüren Lakewood von allen Seiten und in jeder Beleuchtung zeigten, stellte der pompöse Träger das Gepäck auf den Boden und verließ ihn mit einem schläfrigen Grunzlaut, nachdem er leicht sinnend auf das Fünfzigcentstück geblickt, das er sozusagen nur aus Gewohnheit in seine Tasche schlüpfen ließ. Während Erwin auf Bedienung wartete, verfinsterte sich der asphaltierte Raum; ein paar Donnerschläge erschütterten die Fenster, und harte Tropfen klatschten auf die staubige Straße, um sich nach weiteren zehn Minuten zu einem Landregen zu entwickeln, der solide Dauer versprach. Erwin hatte sich, bevor er eingetreten war, noch ein wenig umgeblickt, hatte ein paar enorme Hotels wahrgenommen, hübsche, flache, sechsstöckige, in einer Art von Schweizer Stil errichtete Gebäude, abgezirkelte Wege, von samtenen Grasflächen gezierte Gärten und einige Privatpaläste, die offenbar sehr reichen Leuten gehören mußten, denn niemand schien darin zu wohnen, und sie waren augenscheinlich nur für einen späteren Saisonbetrieb in eine halbe Bereitschaft gesetzt.

Jetzt aber, als er sich noch näher über das Städtchen durch das Fenster hindurch orientieren wollte, löschte der gleichmäßig graue Regen alles aus und versperrte ihm die Welt. Nur die dunklen Klumpen einiger strotzender Laubbäume und die blutenden Farben pyramidenförmig angelegter Beete schimmerten noch hervor.

„Sehr reizend," dachte er, „vielleicht gerade das, was man sich wünscht. Natürlich, im Ort selbst wird

man nicht wohnen können. Die vielen Garagen deuten auf einen entfesselten Motorbetrieb. Auch wenn diese Hotels alle gefüllt sind, wird man sich wohl einander lästig fallen und nicht gut zur Ruhe kommen. Scheint mir so eine Art amerikanisches Homburg zu sein, aber die Landschaft gefällt mir, und es wird ja auch ringsumher, von den Straßen entfernt, idyllischere Plätzchen geben müssen. Sehen wir zu, was dieser Jüngling uns vorzuschlagen hat."

Damit richtete er einen fragenden Blick auf eine in sorgfältig gebügeltes weißes Flanell gekleidete Figur unbestimmten Alters, die irgendwie lautlos aus dem Hintergrunde auftauchte und mit zuckenden Bewegungen magerer Finger den Haufen Prospekte auf dem Tisch zu ordnen begann. Mit kurzen Worten wies Erwin auf sein Begehren hin, nämlich ein gemütliches, gut möbliertes Häuschen in der Nähe oder etwa ganz auf dem Lande, wonach der Jüngling, ihn tot ansehend, hervorstieß: „Yessir; very well, Sir!" — und dann von irgendeinem Regal ein Bündel Photographien raffte, das er Erwin vorwarf, so zwar, daß diese Bilder irgendwie bereits zauberhaft geordnet vor den Verblüfften zu liegen kamen. Hierauf begann er zu erklären. Sein nasales Englisch haspelte sich in rasender Geschwindigkeit durch ein Loch seiner gummiartig verzogenen Lippen. Zwischendurch grinste er, erwartete Anerkennung, beinahe Komplimente; stürzte sich auf ein neues Bild und war mit zehn von diesen Ködern bereits fertig, ehe Erwin auch nur daran denken konnte, sich irgendwelche Begriffe zu bilden. So schien es eine Art Lotteriespiel, als der Kunde auf gut Glück seine Faust auf ein Bild legte, das ihm anmutiger erschien als die anderen.

„Ich möchte mir das da gern einmal ansehen."

„Nummer dreiundsiebzig. Jawohl, mein Herr", knarrte der Jüngling, um im selben Tonfall, nur mit erhöhter Stimme, anzuordnen:

„Bringt sie von hinten herum!"

Wer diese „sie" war, erklärte sich sofort, als ein ziemlich mitgenommener Ford-Viersitzer von außen um das Bureau herum wankte und sich mit schnarrendem Getöse vor die Tür schob. Das Wesen im weißen Flanell machte einen Satz über den Zahltisch und sprang, noch von der Schwelle, auf den Chauffeurplatz, der von einem flachshaarigen Knaben freigegeben wurde. Mit äußerster Zeitersparnis wurde auch Erwin in den Wagen genötigt, und er hatte erst Gelegenheit, die Türe zuzuklappen, als das Gefährt sich mit weitem Satz, der die Lachen spritzend zerpflügte, auf eine wilde Wanderschaft in die Regendämmerung hinaus begab. Der Jüngling fuhr so sicher, schien die Gegend derart unheimlich zu kennen, daß er, halb von seinem Steuerrad zurückgewandt, Zeit und Muße fand, Erwin weiterhin mit großen Salven von Nasaltönen zu bedenken. Sein Redefluß ähnelte im Tempo dem des entfesselten brüchigen Motors, aus dem er das Äußerste an Leistungsfähigkeit herausholte. Mit europäischer Höflichkeit, leicht vorgebeugt, nach Verständnis der Bemerkungen ringend, die ihm im Telegrammstil zugefeuert wurden, versäumte Erwin, sich die Gegend zu betrachten, durch die man fuhr. Nur unklar kam ihm zum Bewußtsein, daß die letzten zehn Minuten hindurch eine gleichmäßige, wie eine Hecke geschnittene Wand von Grün an seiner Seite entlang glitt. Es war kein Wunder, daß der Jüngling des Weges nicht achtzuhaben brauchte, da es sich um eine schnurgerade Straße handelte, an der rechts und links, unklar erkennbar, anscheinend

hübsch gebaute und mit Veranden versehene Sommerhäuschen lagen. Als er gerade Luft schöpfte und sich umsehen wollte, fuhr ihm eine Tropfengarbe ins Gesicht; im gleichen Moment machte der Wagen eine abrupte Drehung, noch eine ebenso plötzliche Wendung, stolperte ein wenig, fauchte röchelnd auf und hielt vor einer kleinen Villa inmitten von Fichten und kleinen Laubbäumen, welche die Einfahrt schmückten.

„Hier ist Ihr Haus", sagte der Jüngling mit schöner Überzeugung und mit einer Gebärde, als habe er den ganzen Staat von New-Jersey zu verschenken. „Nehmen Sie sich Zeit, ich werde Sie begleiten."

Er zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Haustüre und ließ Erwin eintreten.

Vorläufig hielt man sich im Erdgeschoß auf, und der Jüngling wies Erwin einen gepolsterten Stuhl zu, während er sich selbst auf die Fensterbrüstung setzte.

„Yessir!" sagte er. „Wenn Sie sich hier umsehen, dann werden Sie bemerken, daß dies das Haus eines gebildeten Mannes ist, eines Mannes, der studiert hat. Ja, er ist auch einmal in Europa gewesen", und er wies auf eine Reihe von Photographien aus Italien und Griechenland, die die Wand oberhalb des Bücherbrettes verschönten. „Er ist ein Seelsorger, ein sehr feiner Mann, und er betreibt Mission im Judenviertel von New-York. Seine Frau ist krank. Die arme Dame muß in Kalifornien eine Kur gebrauchen, und da Mr. Merryweather sie sehr lieb hat und nicht ohne sie leben kann, so vermag er es auch nicht, allein hier draußen zu leben, sondern schlägt der größeren Geselligkeit wegen doch lieber sein Quartier in New-York auf. Alles steckt voll von Andenken an die arme Dame. Soweit ich Sie aber verstehe, kommen

Sie mit Ihrer Frau und den Dienstboten her, das bringt Leben ins Haus, auch wenn es ursprünglich nur als Alterssitz gedacht war für ein behäbiges Ehepaar in reiferen Jahren... Der Prospekt wird Sie darüber aufgeklärt haben, mit wie offenen Armen man hier in Lakewood Fremde aufnimmt, so daß Sie sich fast als Ortseingesessener vorkommen und ungern — (ich sage sogar, beinahe schmerzlich) — den Moment empfinden werden, wo der Kontrakt abläuft..."

„Wie ist die Lage des Hauses?" fragte Erwin. „Ist ein bißchen einsam hier, wie?"

„Aber bester Herr," rief der Jüngling enthusiastisch und begann mit wilden Schritten den Raum zu durchqueren, „verehrter Herr, sind wir nicht im Handumdrehen hier gewesen? Ein paar Schritte quer durch den Wald bringen Sie auf die Hauptstraße und ein paar weitere Schritte ins Herz des Städtchens. Wieder verweise ich auf den Prospekt. Ist nicht der herrlichste Fichtenwald kostenfrei zu Ihrer Verfügung? Haben Sie nicht sogar Schwimmgelegenheit im See Carasaljo? Stört man Sie hier etwa, wenn Sie geistig arbeiten wollen? Wird Ihnen nicht alles ins Haus gebracht, was Sie an Nahrungsmitteln bedürfen? Das Telephon, es ist wahr, ist nicht in Ordnung, das kann neu gelegt werden, und das macht man in zwanzig Minuten — nicht länger —, so wahr ein Gott im Himmel lebt und die Worte in meinem Munde zählt!" (Hier überzeugte sich Erwin, daß er es mit einem Irländer zu tun hatte.) „Ich kann Ihnen gratulieren, nur herzlich gratulieren. Sie haben es gut getroffen, Sie sind ein Glückspilz. Ich habe mir im Bureau schon gedacht, wie Sie die Faust, ohne nachzudenken, fest auf das Bild dieses Hauses legten: der Mann hat Geschmack,

der Mann weiß was Gutes zu schätzen. Greifen Sie zu. Ich rate Ihnen nicht bloß als Geschäftsmann, sondern als Freund, der die Gefühle eines Fremden zu würdigen vermag."

Nach diesem Erguß sah er Erwin mit toten Augen an, in die diesmal etwas wie ein gespensterhaftes Licht trat. Breitbeinig stand er da, die Hände in den Hosentaschen, ein Bild schlichter Überzeugungskraft.

Und Erwin schlug vor, das Haus noch gründlich zu betrachten. Zunächst ging man in den Keller, wo eine elektrische Pumpe neuesten Fabrikates in Betrieb gesetzt wurde, dann sah man sich die Küche an, dann die oberen Räumlichkeiten; alles war nett, sauber, gute Holzarbeit, solide Möbel, voll von verzeihlichen, vertrauenerweckenden, altmodischen Kinkerlitzchen; es gab sogar Makartsträuße und ein aus Perlmutter verzwickt gefertigtes Bild, das „Seeleute in Not" oder die „Insel Capri" vorstellen konnte, kurzum, es fehlte nichts, was zu einem gedeihlichen Landaufenthalt an städtischen Bequemlichkeiten nötig war. Sogar Fliegen- und Mückennetze waren vor den Fenstern, wie er sich unlieb überzeugen mußte, als er den Kopf herausstecken wollte und mit der Stirn ein Dreieck in den Draht stieß. Das Badezimmer war ein Traum aus weißen Kacheln, Steingut und fehlerfrei lackiertem Blech; das laufende Wasser funktionierte auf den leisesten Druck mit starkem Strahl, der mit dem taktmäßigen Geräusch der Pumpe unten harmonierte. Es war eiskalt trotz der Glut. Er fand auch gar nichts, worauf er seinen Finger legen konnte und sprechen: „Hier, verehrter Freund, straft die Wirklichkeit Sie Lügen." Und nachdem er das ganze Cottage eingehend geprüft hatte, ging er hinten herum, fand alles zu

einer gedeihlichen Hühnerzucht Notwendige, einen Holzstall und einen zur Not brauchbaren Automobilschuppen, sogar ein Hundehaus, das ebenso neu und brauchbar schien wie der ganze übrige Besitz. Zudem kam die Sonne während seiner Inspektion hervor und erfüllte die ganze Gegend mit Duft und Heiterkeit.

Freilich, als sie sich wieder in den Wagen setzten, brach der Regen von neuem aus. Sie sausten im gleichen Tempo zurück, wie sie gekommen waren. So konnte Erwin mit bestem Willen von der Hauptsache, nämlich von dem Distrikt, in dem das Haus lag, keinen festen Begriff gewinnen. Er tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß man ein kleines Juwel wie dieses Haus kaum in eine ganz reizlose Gegend gebaut hätte, ohne gröblich gegen alles Stilgefühl zu verstoßen.

Er war schuldlos . . .



ALBRECHT SCHAEFFER / SEPTEMBERBLÄTTER EINES TAGEBUCHES

I

„Herbstanfang ist und schon der Herbst so tief! —
Die Buchenwälder schillern reich in Farben. —
Erwartet einer bänglich einen Brief,
Der trägt ins Freie sein beklommnes Darben,
Den Pflüger hörend, der den Tieren rief,
Und sieht, wo gestern noch sich häuften Garben,
  Den Menschen und ein gelbes Rinderpaar
  Im Stoppelfeld und scharf die blanke Schar.

„Herbstanfang ist. O tiefe Wanderungen!
Wie wächst der Mensch, wenn er sich nur befreit
Vom Stein der Städte, drin er eingezwungen
Sich täglich nährt mit Unbarmherzigkeit!
Doch ist ihm kaum die rasche Flucht gelungen,
Hat ihn ein langer Atemzug geweiht,
  So fühlt, der lang ein Knecht war seinesgleichen,
  Den größern Herrn und staunt in seinen Reichen.

„Wie es mit tausend Fäden an ihm riß,
Wie selber er, besorgt, sich nur zu halten,
An viel sich hängte und blieb ungewiß,
Um gleich dem Mythenkönig, in den Falten
Verstrickt, der zornig summenden Horniß
Zuletzt die Brust zum Stoße hinzuhalten:
  Nun fällt das ab mit einem Zauberschlage,
  Und wieder weiß er, daß er selbst sich trage.

„So dringt er in die großen Wälder ein
Und sieht auf einmal sich umringt von Föhren;
Der nackten grauen Stämme stummes Sein
Erdröhnt zum Hall von unsichtbaren Chören...
O Seele, wie so seelenhaft allein!
Die eigne Stimme so von fern zu hören!
  Er lauscht, und näher schon umschallen ihn
  Serafischer Scharen Flöt' und Tamburin.

„Da tritt er vor die lichte Tannenschonung,
Die Jüngsten, Waisenkindern gleich gestellt
In Reihn mit einer freundlichen Betonung,
Daß man dahier auf Zucht und Ordnung hält.
Des toten Fuchsen ausgestorbne Wohnung
Umwölbt mit Ranken eisenbraun ein Zelt,
  Von reifen Beeren schwarz, der Brombeersträuche,
  Drin Süßes brennt und brodeln würzge Räuche.

„Wie labt ihn solcher Beeren Nachtarom!
Wie trinkt er gierig von den weichen feuchten
Der Wälder warmes sonniges Ozon,
Der schwarzen Beerenaugen seelisch Leuchten.
Und wieder in der Kiefern Pfeilerdom
Setzt er den Fuß und folgt den aufgescheuchten
Ganz hellen Reh'n, die im gelenken Jagen
Das Abendlicht in totes Düster tragen.

„Hier zeigt der giftige Schwamm die scharlachroten
Kuppeln, mit weißen Pusteln überdeckt.
Schön und abscheulich stehen sie wie Boten
Der Liebesseuche, und er sieht's erschreckt;
Auch in Gestalt von Schalen, überlohten
Von sattem Gelb, mit heißem Rot gefleckt.
Natur, ach unverschont von Liebesgiften!
Welch Aussatz leuchtet hier mit Feuerschriften?

„Da fällt aus unsichtbarer Himmelsrichtung
Geheim ein Schrei, unendlich fernes Pfeifen.
Und plötzlich, tretend vor die sonnige Lichtung,
Sieht er — ein Punkt, dem Auge kaum zu greifen —
Den Bussard, ruhig schweifende Vernichtung,
Mit breiten Flügeln ziehn gewaltige Schleifen:
Im schönen Abendreich der blauen Reinheit
Ein Jäger von Erhabenheit und Feinheit.

„Und siehe, zwischen Säulen zart gespannt,
Hier das Geheimnis seelenvoller Ränke,
Das große Rad! Berühr es mit der Hand,
Wie Seide dehnt es sich und biegt Gelenke.
Und mitten, still und ohne Widerstand,
Die Meisterin, verbergend, was sie denke,
Nur ruhig weisend, Zeichen keiner Gnaden,
Das große Kreuz, mit dem sie fromm beladen.

„Wohl Gift und Dolch und schlimmer Hinterhalt
Sind dir, Natur, nicht unbekannt, — doch immer
Wie schön dein Gift! wie adlig die Gestalt!
Und welche feine Kunst im goldnen Glimmer
Der Radgewebe, die den Abendwald
Wie viele Sonnen füllen mit Geschimmer.
Vergeßlich um des Guten Lichtgesetze,
Durchziehn dich noch des Schönen zarte Netze.

„Doch uns, die schon der erste unsrer Schritte
Verstrickt in Zwist mit jenem Lichtgebot,
— Denn wäre Schuld nicht aller Kreise Mitte
Des Daseins, deren Umlauf ist der Tod? —
Wird Sünde sanfter durch die schöne Sitte?
Ah, wie erhübe sich Ischariot!
Der starb. Wir haben noch den Weg, den einen,
Nach Emmaus zu gehn und da zu weinen. —

„So bliebe nichts zu hoffen, und wir wären
Gefesselte vom A zum O? uns blieb
An allen Enden endlich nur ein hären
Gewand, hinauszuschleichen wie ein Dieb
Mit unsrer Tracht an Zähren und an Schwären,
Die wir uns küssen doch und sind uns lieb?
Ach wär der Sinn von Kenntnis und Gesetzen
Der, daß wir leiden, wenn wir sie verletzen?

„Doch aber bist du dir als eine Flamme
Voraufgezündet, Mensch, und folgest dir,
Ob dich beselige, ob dich verdamme
Der Weg, der Tausendnächteweg zu dir.
Du furchtbar blühndes Haupt am Marterstamme,
Doch immer strahlender aus Baum und Tier
Brichst du und brennst, bis die erloschne Erde
Ein seelisch leuchtendes Gestirne werde.

„Ach solche Wandrung, daß sie ewig währte!
Wo jeder Schritt Erquickung, Stärkung bringt.
Gesellt sich wohl ein ewiger Gefährte?
Hörst du im fernen Tale, wie er singt?
Gedenkst du bang die Male, die sich's jährte,
Seit ihr im schönen Takt wie Brüder gingt
Und deine Finger seinem wonnesamen
Spiele versuchten schüchtern nachzuahmen?

„O doch vielleicht in einem Tannengrund,
Am Quell der Fichten im betauten Rasen,
Steht einsam er, der Gott, das Rohr am Mund,
Und trifft von fern dein Herz mit sanftem Blasen.
Und ach genug und überreicher Fund,
Wenn deine Augen noch die Spur erlasen
Des goldnen Fußes in dem Sand der Quelle,
Du kniest und küßt und trinkst die heilige Welle.

„Was stehst und blickst, was horchst du so erregt,
Wo nur der Föhren meilentiefes Brausen
In großen Wogen sich zur Ferne trägt?
Was schüttelt jetzt dich Hoffen und Ergrausen?
Ach der ist Gott! und wenn es ihm behägt,
So wird sein ganzer Odem dich umsausen.
Denn diese Tannen sind ihm nur Verhüllung,
Dies Licht, dies Tönen seines Herzens Füllung.

„Und du, so wunschlos erst, nun voll Begehr,
Schon ausgesetzt und schon berauscht von Hoffen,
Schon wieder langend nach dem Ungefähr,
Schon allzulocker und schon allzuoffen:
Geduldig harre einer Wiederkehr,
Die dich noch immer nur im Blitz getroffen.
Vergeblich glühend schickst du Strahlen aus,
Erkaltest nur, und Dunkel schleicht ins Haus.

„Du riefst den Gott, und siehe, Andre kamen,
Die immer willig sind zum schlimmen Amt:
Gezeugte aus der Nacht mit deinem Samen,
Dämonische, dem Nebelgrund entstammt,
Gebrochner Fittiche und ob mit lahmen,
Durchbohrten Füßen, aber allesamt
Mit festen Zähnen und mit starken Krallen,
Den kaum Geschützten kräftig anzufallen.

„Denn noch, du weißt es, harrt ein frisches Leid,
Beim schon gegrabnen Grabe höchst lebendig,
Langmütiger als du und läßt sich Zeit.
Doch wenn es aufsteht, schwillt es tausendhändig:
Denn alle alten Schmerzen sind bereit
Und wimmeln her aus ihm und sind unbändig.
Vergebens deine Rüstung, Schwert und Schiene,
Dich überwältigt stürzend die Lawine.

„Und wirst du stürzen, schreiend nach dem Retter,
Der wie ein Geier aus Gewölke fällt
Und wirbelt deine Foltrer fort wie Blätter
Und läßt dich kämpfen neben ihm als Held
Und hüllt dich lindernd in ein goldnes Wetter:
Ach, das wird nicht sein! und du liegst zerschellt.
Kein Gott, der sich mit derbem Zwist befaßte.
Er lädt den Überwinder sich zu Gaste.

„Doch atme auf! Schon rauscht es kühl aus Zweigen.
In Schatten liegt das Tal, der Wanderung
Für heute Ziel, und im Hinuntersteigen
Noch einmal schöpfe kräftigen Labetrunk
Der Abendluft, gedenk: du bist dein eigen
Dahier, dein eigen Maß, dein eigner Schwung.
Des Kerkers dumpfer Braus, Gestampf und Klirren
Schwieg hier sich aus, und dich kann nichts verwirren.

„Und liegt vielleicht auf einem Tisch ein Brief
Und zuckt der Dolch aus seinen feinen Falten
— Du hältst und siehst vom eignen Blutgetrief
Entsetzt ihn rot und fühlst dich schon erkalten —
Herbstanfang ist und schon der Herbst so tief! —
Du wirst noch einmal stand dem Sterben halten.
Und sei's ein Wunder: Gotte bleibt, dem lichten,
Noch immer Zeit, ein Wunder zu verrichten."

II

Im Fenster Nacht; ein Tisch, ein Brief, ein Licht,
Das heftig weint' im dürftigen Paraffine;
Ein Mensch am Tische neigte sein Gesicht;
Am Fenster wallte seltsam die Gardine;
Er saß und hielt entschlossenes Gericht,
Nahm Blätter her und schrieb mit stiller Miene
„Herbstanfang ..." und was sonst zu lesen stand.
Und weiter schrieb er mit gefaßter Hand:

„Im Fenster Nacht; der finstre Hügelrücken
Des Tannenwalds; ein Himmel dunkelgrau,
Und abgebrochen alle Augenbrücken
Zu der von je geliebten Sternenau. —
Der Stoß war hart; ein Dasein fiel in Stücke;
Du standest, dachtest: Und ich schau und schau ...
Die Scherben haltend hoffnungslos in Händen,
Und fragtest: Sind noch solche zu verwenden?

„Und sprachst: Du hast nun, was du lange wolltest:
Das Leid ist aus. Wie seltsam, daß es lebt!
Zwar ist noch Antwort, die du schreiben solltest,
Und ward's getan, das Siegel aufgeklebt
Und kalt: wie wär's, wenn du die Scherben rolltest
Ins Gras, daß wer sie findet und begräbt?
Zu vielen Gräbern wohl das letzte endlich.
Du lebst, und anders wär es nicht verständlich.

„Da hatte dir ein Blick den Stern gefunden,
Der sichtbar in verborgnen Wolken stand,
Und gleich verspürte, willig festgebunden,
Dein Auge süß das wesentliche Band.
Ach welcher ist, der alles überwunden?
Und bis zum Tod bleibt uns ein Widerstand:
 Dem Leibe Poren; doch es ist befohlen:
 Die Seele soll durch Wunden Atem holen.

„Daß du an einer Schenke Fenster lehntest
Und fremde Hände dir dein Bett gemacht;
Daß keiner war, dem noch die Brust du dehntest,
Der ungern schlief vor deinem Gruß zur Nacht;
Daß du die eigne Hand, sonst nichts betränteſt,
Das ward dir jetzt zu Flammen angefacht,
 Bis du mit brennend giftigem Nessushemde
 Behaftet warst von Einsamkeit und Fremde.

„Zu deinen Füßen das mit Nacht verschloßne,
Das unsichtbare Tal: vor deinem Geist
Erschien das abendlich mit Gold begoßne,
Das du gefaßten Auges heut durchreist.
Da spürtest wieder du das Unverdroßne
In dir, das weiter, vorwärts weiter weist,
 Und daß du, mußt du Sklavenketten tragen,
 Gefesselt bist an eines Gottes Wagen.

„Ach an Unsterbliches gebunden — immer
Läßt sich das Leiden heilig sehn und schön,
Und mancher zog aus Schmerzen und Gewimmer
Das feurige, erquickliche Getön.
Durch die der Wagen hinrollt, stehn im Schimmer
Die Tale und die Ströme und die Höhn.
 Der tiefgebeugte Nacken nur darf wagen,
 Zuweilen selbst den strengen Gott zu tragen.



„Da siehe, droben ging das schöne Bildnis,
Der Siebensternewagen auf und schien
So götterhaft in deine tote Wildnis,
Daß alle Schmerzen laut noch einmal schrien
Und legten sich und fügten sich der Mildnis,
Dieweil du sprachst: Den Wink, versteh ich ihn?
    Ein Kern in dir ist unverwundbar! lerne:
    Die Poren deiner Seele sind die Sterne.“

Der schrieb, stand auf. Es traf die reine Sieben
Da in sein Herz mit heiliger Leidenschaft,
Daß es erklang mit hellen Glockenhieben
Und war ihm hart bewahrt und dauerhaft.
Und Leid war keins, denn alles Leid war Lieben!
Nun sprang der Gott aus seiner Brust in Kraft
    Und schwang sich auf den Wagen, um im vollen
    Gedräng der Sfären stürmisch fortzurollen.



ADALBERT STIFTERS KÜNSTLERISCHES GLAUBENSBEKENNTNIS

Vorrede zu den „Bunten Steinen“

ES ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes anzubieten, nämlich allerlei Spielereien für junge Herzen. Es soll sogar in denselben nicht einmal Tugend und Sitte gepprediget werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind. Wenn

etwas Edles und Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn aber dasselbe nicht in meinem Gemüte ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen, es wird doch immer das Niedrige und Unedle durchscheinen. Großes und Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet. Die Kunst ist mir ein so Hohes und Erhabenes, sie ist mir nach der Religion das Höchste auf Erden, so daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe, noch mich je vermessen werde, sie für Dichtungen zu halten. Dichter gibt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die Hohenpriester, sie sind die Wohltäter des menschlichen Geschlechtes; falsche Propheten aber gibt es sehr viele. Allein wenn auch nicht jede gesprochenen Worte Dichtung sein können, so können sie doch etwas anderes sein, dem nicht alle Berechtigung des Daseins abgeht. Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen, bekannten wie unbekannten, einen Gruß zu schicken, und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften und wird auch die Absicht bleiben. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich mit Gewißheit wüßte, daß ich nur diese Absicht erreicht hätte. Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm,

der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer, als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar. Wir wollen das Gesagte durch ein Beispiel erläutern. Wenn ein Mann durch Jahre hindurch die Magnetnadel, deren eine Spitze immer nach Norden weist, tagtäglich zu festgesetzten Stunden beobachtete und sich die Veränderungen, wie die Nadel bald mehr bald weniger klar nach Norden zeigt, in einem Buche aufschriebe, so würde gewiß ein Unkundiger dieses Beginnen für ein kleines und für Spielerei ansehen: aber wie ehrfurchterregend wird dieses Kleine, und wie begeisterungerweckend diese Spielerei, wenn wir nun erfahren, daß diese Beobachtungen wirklich auf dem ganzen Erdboden angestellt werden, und daß aus den daraus zusammengestellten Tafeln ersichtlich wird, daß manche kleine Veränderungen an der Magnetnadel oft auf allen Punkten der Erde gleichzeitig und in gleichem Maße vor sich gehen, daß also ein ma-

gnetisches Gewitter über die ganze Erde geht, daß die ganze Erdoberfläche gleichzeitig gleichsam ein magnetisches Schauern empfindet. Wenn wir, so wie wir für das Licht die Augen haben, auch für die Elektrizität und den aus ihr kommenden Magnetismus ein Sinneswerkzeug hätten, welche große Welt, welche Fülle von unermeßlichen Erscheinungen würde uns da aufgetan sein. Wenn wir aber auch dieses leibliche Auge nicht haben, so haben wir dafür das geistige der Wissenschaft, und dieses lehrt uns, daß die elektrische und magnetische Kraft auf einem ungeheuren Schauplatze wirke, daß sie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet sei, daß sie alles umfließe und sanft und unablässig verändernd, bildend und lebenerzeugend sich darstelle. Der Blitz ist nur ein ganz kleines Merkmal dieser Kraft, sie selber aber ist ein Großes in der Natur. Weil aber die Wissenschaft nur Körnchen nach Körnchen erringt, nur Beobachtung nach Beobachtung macht, nur aus Einzelnem das Allgemeine zusammenträgt, und weil endlich die Menge der Erscheinungen und das Feld des Gegebenen unendlich groß ist, Gott also die Freude und Glückseligkeit des Forschens unversieglich gemacht hat, wir auch in unseren Werkstätten immer nur das Einzelne darstellen können, nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung: so ist auch die Geschichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Ansichten über dieses Große bestanden. Da die Menschen in der Kindheit waren, ihr geistiges Auge von der Wissenschaft noch nicht berührt war, wurden sie von dem Nahestehenden und Auffälligen ergriffen und zur Furcht und Bewunderung hingerissen: aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blick sich auf den Zusammenhang

zu richten begann, so sanken die einzelnen Erscheinungen immer tiefer, und es erhob sich das Gesetz immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehen und zum Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er ein Mensch neben dem andern bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriediget, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als Einzelne fühlen, wir

fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteile beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach diese Gegenstände benützt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühle naher und ferner Geschlechter anheimzugeben. Darum sieht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige allgemeine, das einzig erhaltende und nie endende ist. Er sieht es ebensogut in der niedersten Hütte, wie in dem höchsten Palaste, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die

Menschheit. Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlechte gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben, wir fühlen uns menschlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es sich überall in die Seele senkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein gestaltvolles, vernunftgemäßes Ganzes zusammengewirkt wird. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht, als der Teil, weil das Gute größer ist, als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte, wie einen ruhigen Silberstrom, einem großen ewigen Ziele entgegengehen

sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblickes bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegesmut, dahinzielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen

vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein Wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Wie es mit dem Aufwärtssteigen des menschlichen Geschlechtes ist, so ist es auch mit seinem Abwärtssteigen. Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach Einzelnem aus, sie werfen sich mit kurzem Blicke auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine; dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster, in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der Einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren wilderen, aber kräftigeren Feindes.



THEODOR DÄUBLER / DIE VIER ELEMENTE

KÜHLE

Wie kindlich der Mond durch die Birken blinkt!
Der Wind! Wie freundlich er mich zu sich winkt:
So komme, komme! Wo du hinfolgst, da ists fern,
Wir sind viele, vieler Wind und haben dich gern.

Ich fürchte mich nicht; doch ich könnte mich verlieren!
Die lieben Lichtperlen wollen mich zieren.
Der Wind legt sich sanft an die Wangen, um den Hals:
Ich lächle, als frohe Stimme freien Widerhalls!

WIND

Noch immer glimmt ein Nachen vor dem Fenster
Geheimer Sehnsucht nach entrückter Welt.
In ihm versammeln sich bei Mond Gespenster
Und spielen traut ein Lied, das mir gefällt.

Das klingt wie weichbewegte Mandolinen;
Da neig ich meinen Kopf in kühlen Wind;
Die Stirne fühlt sich zaubersacht beschienen:
Ich weiß, wie nahe mir die Sterne sind.

In holdem Winde walten gute Hände,
Denn auf den Wangen spür ich weißen Samt.
Und in der Seele stürzen alte Wände:
Ich weiß, woher so süßes Tönen stammt!

Ich war einmal ein see-erfahrner Lander
Und kam in einen Garten heimlich heim.
Mein Seufzen trug die Luft durch Oleander;
Wie wunderbar: ein Lächeln war der Reim.

BESINNUNG

Das Meer vergnügt sich oft in kleinen Silberscherzen,
Ein lauer Hauch beschenkt sein Blau mit Zitterherzen:
O wenn es riffauf wie von Freundesgläsern klingt,
Weil man in seiner Freude zueinander trinkt!

Die Flut erwogt aus ihrem Schoß die vollsten Brüste:
Ein Sonnenkopf darauf, als ob er schlummern müßte!
O goldnes Kind, auf deinem Pfühl mit Spitzenschaum,
Dich holt ich schon zu mir in manchem holden Traum!

FLUT

Die tollen Wellen sind verspielt in tiefes Walten:
Der Fische Schwärmen silbert stummes Sterngebot.
Mein Traum von Thunfischen ist muntres Unterhalten:
Der Segler Reigen kommt als weißbeschwingter Tod!

Gewitter drohen durch das allerblauste Träumen.
Dort unten grollen große Wolken goldumrankt.
O holdes Staunen, unter steilerhobnem Schäumen:
Wie bodenlos mein Dortsein im Gewoge schwankt.

Ich kann im Blut die Flut und ihr Bestürmen finden.
Wie nah Geträume tobt. Doch mich erreicht es nie!
Ich sehne mich nach Seglertum in freien Winden!
Entkommt mir Wünsche, denen Zufall Gunst verlieh.

Das Wesen faßt in sich Entfluten zu den Sternen.
Der Atem folgt zu schwer: es unterliegt das Ich.
Der Sang der Liebe kreist zu unerhörten Fernen:
Ich weiß bestimmt, wie ich schon einst vor mir
verblich.

SUCHEN

Wie kann ich, sturmbeschäumt, den Fels in mir
ergreifen?
Nun gilts, den Leib in sein erwirktes Reich zu
schleifen:
Die Erde ist das festgewollte erste Ziel,
Dem unser Wesen — unbedacht — zu tief verfiel.

Von hier aus können wir die Zwecke frei er-
sinnen;
Den ersten Stern zur Weltvollendung selbst begin-
nen:
Froh sende jedes Herz einen Verzückungsstrahl:
Verkündet Sternen einen Stern aus eigner Wahl!

BODEN

O wunderbarer Ruhestern, durch unsre Herzen,
Geliebte Erde, die wir schlummerzu gewiegt,
Du kannst in nahe Wesen Friedensfernen merzen:
An stummes Träumen, schon vor unserm Tod, ge-
schmiegt.

Erhalte mich, als urgefundne Grabesstätte!
Durch Tod auf Tod, wird Ruhe endlich eingesetzt:
Du Heimatstern, hold eingekernt zu meinem Bette,
Das Ich entzückt sich dir, erblitzt den Ursprung:
„Jetzt!"

Dafür muß ich die Erde durch den Himmel tragen!
Doch darf ich sterben: harte Erde, habe Dank!
Durch Todestore mußt du dich zum Frieden fragen:
Er ist! Vermute ihn in finsterm Tiefengang.

O stille Erde, Abgrund urerregter Sonnen,
Du bist für mich ein mütterliches, gutes Grab;
Ich hab den Weg zur eignen Ruhe fern begonnen:
Mich führt der Leib: den mir die Erde freundlich gab.

AUFFORDERUNG

Dein Schweigen, Mensch, muß in den Himmel steigen,
Erstummtes Blut um Sterne sich verzweigen;
Geheimes Lodern übersprüht den Raum:
Beharr als Ursprung, doch verlier den Saum.

Erholt im Tod, vernebelt dir das Reden,
Doch zückst du keinen Blitz zu grellen Fehden:
Still überzüngle dich ureigne Glut,
Wie Bäume bei den Gräbern leicht und gut.

FLAMME

Du siehst die Sonne hinter Wäldern sinken;
Der Tag zerbrennt dir im Geruch von Harz.
Dein Wesen freut der Wipfel kleines Winken:
Das grünste Glühen funkelt starr und schwarz.

Wer könnte keine finstern Brände ahnen,
Wenn er vereinsamt zwischen Bäumen schleicht?
Nun schrecken mich die letzten roten Fahnen,
Bis unser Herz der erste Stern erreicht.

Den Wald und mich! Da wir vor Gott verstummten.
Kein Stimmlein fordert dich zum Wachsein auf:
Doch Frommheiten, die sich als Baum vermummten,
Vertret ich, wenn ich mich im Wald verlauf.

Das da sind Mönche, die zum Monde glühen.
Ihr Schreck hat sie vor das Gestirn gebannt.
Wie sie, von Schatten schwer, sich weiter mühen!
— — Nun hab ich Glut und Flut im Blut bekannt.



AUS DER „MESSIADE“ VON HETTA MAYR

Über dem barhäuptigen Sebaldus war der Nachthimmel aufgelöst in Wolkenmassen, und sie flogen in Einer Richtung und Eile. Dunst ließ sie nicht zaudern, Klarheit trieb sie nicht an, kein Wölkchen kannte seine Stätte, der Himmel wanderte davon.

Sibylle gewahrte des Sebaldus Angesicht, daß es flach unter dem Himmel lag.

Sie stieß der Seele Versagen zwischen ihm und der Hilfe hinweg und flog hinter Sebaldus her, ihm im Rücken ihre Arme breitend, und sprach verheißend in sein Ohr: Das ist nicht Ende, Sebaldus, glaube mir, es ist der Anfang. Die droben sich auflösende Feste ist die alte Nebelmasse nicht mehr, von deren Wundern du mir einst die Mechanik wiesest, nun hat sich aufgemacht das Wunder Selbst, das allem Schaden abgewendet sich vollzieht. Es hat sich zu bunten Bildern verdichtet, und wo ein Spektrum ist, da ist auch eine Sonne unterwegs. Nichts

verweist uns in uns selbst zurück, es weist dahinter, auf Gott weist jeder irdische Finger.

Er antwortete nicht mehr, da fielen ihr die zum Schutz bewegten Arme nieder, und ihr Gesicht entfernte sich von seinem Ohr. Sie blieb auf dem gefrorenen Fluß zurück, auf dessen Fläche er dahineilte, und sie war wie ein Schneedach in fremder Glut, das die Tropfen dem Fall nicht mehr enthalten kann. Denn von allen Stützen entwich des Sebaldus Leben und ergab sich der Schwere und war nur noch ein einziges Fallen. Und wie auch der Himmel sich in alle Weiten zerteilte, begann das Davongehn auch in ihr. Sie hörte auf, Namen zu haben, und ward eingeschlürft vom Davongehn, von nicht denkender, nicht wollender Notwendigkeit des Davongehns, da war nur noch das Geschehen des Gehenmüssens, das älter war, wie alles, was noch Frage stellt. Das Schreiten ging allem Dasein vorher, und als das Leben sich begab, ging es schon mittendurch und ist ihm schon vorüber, eh es sich gewahr wird; es geht vorüber allem, was die Seele verlangt, und läßt zuletzt auch die Entbehrung hinter sich; es schreitet fort, wenn die Wege aufgehört haben, es beschreitet nicht, es schreitet bloß.

Nicht gewohnt, zügellos zu vergehn, beschwört die vom Dahingehn Ergriffene eine Erscheinung aus der Auflösung empor, sich Selbst, einst Sibylle. Die Erscheinung Sibylle blickt hinter sich, wo ihr Schauplatz liegt wie verlassener Sand, und sieht sich im Sand einherwehn, in Flüchtigkeit gefangen wie keine Erscheinung außer ihr, überall davongewendet, ihre Liebe wie eine Witwe am Sandhügel lassend, entledigt jeder Bürde, des Menschlichen im Krampf, der allzu feste Glieder abdreht, sich begebend, schreiend vor Schmerz und ohne Wissen, aus welcher

Mitte sie gestachelt wurde. Sie mußte den Willen Gottes tun, den keine Mühle wählt, und sie drehte sich in Gottes Wind mit geschleuderten Flügeln um und um. Denn Gott fordert nicht den Teil des Menschen, der das Gute tut, er fordert den Menschen.

Die von der Auflösung ergriffen war, trennte sich auseinander wie Falten im Stoff, und ihr Davongehn war der durchgezogene Faden. Bilder tauchten auf und schienen regellos, und doch war darin das Gesetz eines Schritts: bewegend stieß er die Erscheinungen nach allen Seiten. Oder lenkten sie ihn: das Sein war unprüfbar, verschiebbar, nirgends und an allen Orten zugleich, und wo es sich dem ersten Blick abschloß, begann es dem zweiten. Was zu Einfachheit sich schlichtete, zerfiel gleichzeitig — dieselben Wegmerkmale waren Zeugen — in immer endlichere Teilchen.

Während das Davongehn sie mit sich nahm, streckte Sibylle ihre Hände hemmend gegen die Erscheinungen im Sandmal aus, doch es drängten von den verlassenen Orten her die Bilder der Auflösung nach. Aber was sie hinabstoßen wollte, daran klammerte sie sich hinauf, bis sie es unter sich gebracht hatte, und bekam die Feste des Himmels zu fassen.

Denn gerade der Fluß des eigenen bekannten Wesens in andere Wesen hinein wurde der Zusammenschluß der unendlich überlegenen Wesenheit. Was entwurzelte, hob nun in die Luft und band in höchste Gemeinschaft. Die zerbrechenden Grenzen befreiten das Sein, in dessen Bereitschaften die gestückte Welt nur der aushebende Stoß gewesen war.

Es erfuhr die Sibylle in rasender Verzückung: im Ich ist Saatkorn und Ernte die Welt, und was dazwischen war und wird, weiß das Ich, denn der Dinge Natur ist in ihm. Kann sich die Goldstraße

zum Gold auf den Weg machen, oder kann das Höchste Wesen beschließen, was Ihm schon im Schoß wirkt?

Sie war auf dem Fluß weit zurückgeblieben, und ihres Leibs Gehäuse ging aus den Fugen. Eben wendete Sebaldus den Blick nach ihr und winkte, und vor seinem staunenden Gesicht hob sie sich in die Luft mit einem Angesicht, das nicht ihres war, das einem Sitze glich, darin fremde Regenten Platz genommen haben. Das Sein wiederholte im Bruchteil, der Sibylle war, sein Werk, und als Ureigenes geschah in ihr das Weltraumgesetz, das sie in sich erkannte, als riefe sie sich beim Namen.

Nach Stunden oder Minuten — Sibylle wußte es nicht — ließen die Gewalten sie fallen, und Sibylle blieb übrig.

Da erschaute sie gegen den Horizont aufgerichtet ein dunkeles Kreuz. Es war des Sebaldus Gestalt, einem Schatten gleich und riesengroß, mit ausgebreiteten Armen am Ende der Bahn. Vor ihm war das Wasser offen, und über ihm schlug die Mitternacht mit Glocken an den Himmel. Neugeburt stand am Himmel.

Als die Nacht zurückgesunken war, war auch der dunkele Kreuzesschatten versenkt, und eng in ihren Mantel gewickelt ragte die Sibylle unter dem Himmel allein.

* * *

Wo bist du, Land der Gegenwart, daran Anteil der begehrt, der nicht Eigentum hat im Leben, der nicht Dach und Fach haben wird im Grab, da er vom Volk der Ausgestoßenen ist?

Lange suchten wir dich, als seiest du Drüben, wir Hüben.

Nun haben wir dich anders erfahren.

Nicht entscheidend abgelöst vom Dann ist das Jetzt, Leben und Tod wurden uns hebende, senkende Bewegungen immer weiterlaufenden Geschehns, gespeist von gleichem Material, mit gleichem Werkfeld, die Gesetze der Auflösung in die des Aufbaus stimmend, und wissen wir vom Schoß der Senkung so wenig wie wir den Kamm der Hebung kennen, darin wir jetzund stehn, so erfahren wir doch das beständige Hinüberspiel an allen Bildern der Natur, erleben es im großen Brennspiegel des Geschehens, der Seele. In Teilen des Lebens und Teilen des Todes schlingt die Schöpfung sich umeinander, da ist kein Ganzes, Leben genannt, und kein Gerundetes, geheißen Tod, sich wie Längsbahnen gleichend stehen sie beide unter Beziehungen zur Umwelt, ringen sie in Verhältnismäßigkeiten, führen sie ihre Embleme als Staaten, die langsam auseinander sich entwickelt haben. Ruhe ist im Tode nicht, Ende ist dort nicht, oder dort seien sie zu finden, wo auch hier danach zu suchen wir nicht ablassen. Wo die Qual des Tods, wo seine Erlösung sei, hat der Glaube der Völker in gewaltigen Phantasien aus den Erfahrungen des Lebens abgeleitet, und mit dem fortschreitenden Leben verwickelte er das Todesgefühl. Ausblick auf Ende ist dort nicht denen, die es suchen. Laßt das Hoffen.

Wo aber ist das Land der Lebendigen, daran Anteil der begehrt, der nicht Stelle hatte im Leben, der Dach und Fach im Grab nicht finden wird, da er von den Auserwählten Einer ist?

Was hat aus des Lebens geglätteter Bahn geworfen, was wird aus den Gemeinplätzen des Tods in die Vereinsamung ziehen, bist Du es, Ort?

Der Du nicht bist Dann und Dort, der Du bist

im Jetzt und Immer, herstoßend unter den Längsbahnen als die Quere, Deinen Anteil herausreißend aus den Abläufen, bis in Wendungen Du verflüchtigt bist, Dort wirst du nicht mangeln, so du gewonnen warst Hier, Dann wird Keiner dir entrinnen, dem Jetzt deine Luft die Wangen entflammt hat. Keiner ist hier am Ort, dem nicht Zuckungen des widerstrebenden Leibs das Gerüst in andere Schiebungen hineinzerren, und wechselt endlich die gequälte Form, den Ort der Verwandlungen kann sie auch dann nicht verlassen.

Bietet nirgends Ruhe solch furchtbare Heimat?

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wer dahin gelangt, wird mehrfach gelangen zu Qual und Verderben, aber mag ich leiden in des Vaters Arm, eh ich Siedler sei im Exil.

* * *

Aus den Fittichen der Nachtvögel, darin verlorene Seelen ihre Zuflucht suchen, lösen entzückt sich die Seelen, sobald der Fittich sich lüftet — und wessen Vogels Fittich sollte nimmer sich entrollen, da des Lebens Gesetz in der Nacht wirkt wie am Tage, in der Nacht gleich wie am Tage zu wirken die Gnade hat, den Beweis erbringend gegen die Verkenner der Düsternis.

Aber oh der Seele, die deshalb nimmer entkommt, weil beim Entrollen des Fittichs sie selbst sich entrollt, trunkener Vogel sie selbst, mit dem Aufgebot aller Schleppkraft aus der Nacht rudernd und sich selber mitschleppend, das Nachtgesicht in die weißen Häfen mitschleppend.

Wo wäre für die Seele ein Freiplatz, der, wenn sie ihn einnimmt, Ihr Selbst nicht mit hereinnähme?

Wird bei IHM der Glücksfund sein, darf man hoffen?

Bei IHM nicht. Freigabe ist mitnichten der Tod, da die Seele tiefer nur in sich selbst zurückschlägt, wie sich Hände übers Gesicht legen, um die Erschütterungen zuzudecken. Dahin das Selbst gelangt wie der Fall zur Erdmitte. Da das Selbst sich anrührt wie das Gesicht den Spiegel, darin nun erst die begangenen Wege zu laufen beginnen, autonom geworden, in einer Selbstbewegung, die die Läuferin enteignet.

Entlassen aus ihren Einkreisungen niemals die begangenen Taten meine Seele?

Ist Hinter Ihm — Hoffnung?

Wie ein Trödler auf die volle Bude, so wird der Tag, der hinter der Nachtwache sich aufhebt, auf die Seele sich stürzen und mit ihrem Gehänge die neuen Wohnungen richten. Denn nimmer wird die Frucht eine andere sein als ihr Fleisch.

Du also, du Meine, dem Bösen anheimgegeben in der Hölle, der du dennoch nimmer hättest zufallen müssen, der Ort sei denn aus früher nicht aufgebotenen Gewalten deines Selbst endlich herausgeschürft, wer, Verletzte, heilet dich, wenn nirgends Ende gesetzt ist, wenn überall nur Entfaltung lauert? Denn das Mal, das dir hier schon die Gestalt schändet, wird dort Organ, auf dem neue Mäler ansetzen. Noch aufrecht bist du, Seele, solches erwartend?

Aber bist du es allein, die Richtung hat, in dir selber fortlaufend, schnitt und krümmte und schlug dich niemals das Andere, selbst Richtung, fortlaufend wie du, so es nicht geschnitten und gekrümmt und geschlagen ward durch dich? Offenbar ist jedes Ding in der Welt gleich jedem Ding und kein Ende ist dem Gleichförmigen; aber wird nicht je-

des Ding, so es das gleiche Ding trifft, ein unerhört Anderes? Wie Feuer aus dem Schlag zweier Steine, so entsteht Element aus Stoff, wenn nur der Stoff den Stoff trifft und Anrühren ist Schöpfung, und rühre denn nichts, sie zerschlagend, die Ewigkeit meiner Seele an? Welches Ereignis wird gegen den Fall meiner Seele prallen, daß sie der eigenen Bahn entstürze wie einer Haut, die zurückbleibt und in anderer Richtung fahre? Wo wäre deine Überraschung, Seele?

So du zur Hölle fuhrst, Ich frage dich: wessen ist das Himmelreich?

Du sprichst: Ich bin der Erkenntnis ausgeliefert, mit Erfahrung überschwert. O meine Belastete, selig gepriesen ist das Nichterleben, das Gegenwärtige ohne Es Wird und War, es wiegen in der Glorie die Taten ohne Umblick, die abgeschleuderten Gedanken, tauchend wie geschaute Bilder, wie regenbogenfarbene Spiele, in die Wolken gesetzt als Bundesgewißheit.

Welch eine Kreuzung, wie wird uns sein, meine Seele! Da die Abgemühte Mühsal wird, dem Schöpfer auf die Schultern gelegt und Er ermißt nicht zu welchen Werken!

Die ich von mir erretten wollte, dich wecke ich und lade und locke: Nun ich nicht mehr Richtung, durchschneide, die ich Richtung sein werde und das Senkblei in des Vaters Schoße bin. Nicht mehr Wissende, ich bin gewußt. Nicht Schmerzen muß ich fortan tragen, ich werde sein selbst der Schmerz in der Brust meines Geliebten. Nimmer jage nach Zuflucht fort und fort meine Seele: ICH bin deine Freistatt, und es fließen meine Milchstraßen.



Frans Masereel. Holzschnitt zu Verneylens „Ewigem Juden“.

STEFAN ZWEIG / DREI LANDSCHAFTEN

ALPENGLÜHEN AM ZÜRICHSEE

Wer rief dies Bild, das plötzlich in den Rahmen
Des Fensters mit dem goldnen Winde glitt?
Still rufts mich an. Und schon weiß ich den Namen:
Es ist der Herbst und meint auch Abschied mit.

Die Berge, die tagsüber Himmel waren,
Wie glühn sie nah im abgeteilten Licht!
Oh hier wie immer fühlt man: in dem Klaren
Ist schon ein Teil Vergängnis und Verzicht,

Und fühlt, es wäre gut, noch einmal leiser
Als sonst den Vesperweg talab zu gehn,
Eh sich die Abende im Herbst verfrühen,

Und vor den Sternen noch aus all den Häusern,
Die westwärts Feuer aus den Fenstern sprühen,
Sich Sommersonne in das Herz zu sehn.

TAJ MAHAL

(Grabdenkmal Muntaz Mahals in Delhi)

Im Wasser, wo klarspiegelnd und genau
Die weißen Formen sich im Bild verkleinern,
Scheint er ein Spielzeug. Zart und elfenbeinern,
Wie unter mattem Glas liegt er zur Schau
(Man hatte beinah Furcht, ihn zu zerbrechen).

Und dann ein Blick: Und sieh, es ist ein Bau!
Aufragend, blendend, makellos und steinern
Steigt er empor, löst blinkend seine Flächen
Vom Blättergrün und steigt in immer reinern
Bewegungen empor ins blanke Blau.

Auf, auf ins Licht, und blüht ins Sonnenfunkeln,
Als atmeten aus seiner Brust noch jene
Vergangnen Herzen in der kühlen Krypte
(Der große Fürst und die geliebte Frau).

Doch abends scheint er Traum. Wie eine Träne,
Die marmorn wurde, glänzt er in das Dunkel
Den Schmerz um die entschwundene Geliebte.

SCHÖNER MORGEN

(Bozner Berge)

Wie ich doch den Hauch der Frühe
Selig an den Lippen fühle!
Von den Wiesen weht der kühle
Duft mit Blumen an den Mund.

Berge reißen sich die schweren
Hüllen nieder, morgenhelle
Bäche spiegeln in der Welle
Einen Himmel klar wie sie.

Noch ist Sonne nicht im Tale,
Doch schon ahnt man ihre Nähe.
Wie ich in die Ferne spähe,
Blitzt ihr Blick schon auf dem Grat,

Über die noch stummen Weiten
Wirft sie leuchtend ihre Lanze.
Blut entflammt sich. Rings die ganze
Landschaft glüht in einem Brand.

Eine Kirche fühlt das Feuer
Auf dem Dache. Ihre Glocken
Werden glühend und frohlocken,
Und mein Herz klingt auf mit ihr.



CHARLES-LOUIS PHILIPPE / DIE KARUSSELLPFERDE

I

FÜR einen kurzen Augenblick kam seine Mutter zu ihm. Sie berührte ihn an der Schulter, er drehte sich um; es war nur sie! Mit einem Seitenblick hatte sie die Holzpferde gestreift. Es ist ungewiß, ob sie sie gesehen hatte, vielleicht hatte sie nur eine Schar Pferde aus Holz bemerkt, deren Durcheinander, in einer großen Kreisbewegung fortgerissen, sich mit schreienden Farben um etwas Lustiges drehte, das weder zu ihrem Alter, noch zu ihrer Stellung paßte. Sie beugte sich über das Kind, sie sagte ihm alles, was sie wußte:

„Schau, mein Kleiner, schau nur gut hin, sie sind aus Holz."

Er antwortete nicht. Es war nicht wahr, daß die Holzpferde aus Holz waren. Die Holzpferde waren rot, sie waren grün und waren gelb. Sie glichen nicht den Pferden aus Holz, mit denen die Kinder spielen und die sie dann gleichgültig wo in einer Ecke liegen lassen. Sie waren schöner als die Pferde, die man kennt, sie hatten den richtigen Wuchs, wie ihn die andern haben müßten, damit man auf ihrem Rücken reiten könne. Charles Blanchard war sieben Jahre alt, er war an einem sehr merkwürdigen Punkt in seinem Leben angekommen. Vielleicht glaubte er es nicht, aber er bildete es sich gerne ein, daß die Karussellpferde Tiere aus einem andern Land seien, die man zusammengebracht habe und die eines hinter dem andern herliefen, um eine schöne Reitbahn, einen schönen goldenen Palast im Kreis herumzudrehen.

Ein Verzicht war nicht einmal nötig. Den Armen ist Gottes Gnade widerfahren.

Ihm wurde die Überraschung zuteil, auf die man stoßen muß, wenn man merkt, wie einfach die Wahrheit ist. Auf den ersten Schlag war sein Herz für sie geschaffen. Als sie sich da niederließ, brauchte sie keine großen Verwandlungen mit sich zu führen. Ganz von selber bildeten sich eine Menge Gefühle um sie herum.

Das Karussell war wirklich zu schön für Charles Blanchard. Es enthielt alle Dinge, die bei ihm zu Hause nicht zu sehen waren. Am Morgen hatte das Kind nur die Pferde bemerkt. Es enthielt noch andere Dinge. Man sah Spiegel, Wimpel, Behänge, künstliche Blumen und Fransen. Alle Farben waren leuchtend, es wäre schwierig gewesen, anzugeben, ob das Karussell rot oder golden sei. Die Orgel ließ an Klaviere denken.

Das Kind hatte einmal durch das offene Fenster in den Salon der Frau Léon Bonnet gesehen, die eine sehr reiche Frau war. Eine Stehlampe war darin und doppelte Seidenvorhänge. Das Karussell erinnerte an diesen Salon. Das Karussell war Palästen vergleichbar, es war den Salons vergleichbar, die man nur durch das Fenster sieht. Charles Blanchard hatte nie einen Fuß hineingesetzt, er hätte nie gewagt, einen Fuß hineinzusetzen. Er wußte, daß er nicht dafür geschaffen war, ihre Schwelle zu überschreiten.

Hier ist etwas Merkwürdiges hinzuzufügen. Wenn ihm in diesem Augenblick jemand einen Sou gegeben hätte, so hätte Charles Blanchard nicht geglaubt, das Nötige zu besitzen, um auf den Holzpferden reiten zu dürfen.

Da sie nun einmal da waren, so kam er natürlich zu ihnen zurück. Die Kinder können nicht umhin, alles Vorhandene sich anzusehen. Vielleicht ging er langsamer als am Morgen. Gleichviel! Er ging trotzdem. Es gab ein Karussell in der Stadt. Charles Blanchard war erschaffen und in die Welt gesetzt, um es zu betrachten.

Er fand übrigens sofort, daß er bis jetzt sehr kühn gewesen war. Er hatte die Karussellpferde ein wenig als sein Eigentum angesehen. Eine ganze Runde lang war er neben einem großen roten Pferd, das ihm das liebste war, nebenher gelaufen, und er hatte es am Fuß berührt. Und zwischen zwei Runden, wenn es genug Leute gibt, die heruntersteigen, um denen, die hinauf wollen, möglichst im Wege zu sein, hatte er sich unter die Menge derer gemischt, die das Recht haben, auf das Karussell zuzugehen.

II

Er war sieben Jahre alt, er war an einem sehr merkwürdigen Punkt in seinem Leben angekommen. Vielleicht glaubte er es nicht, aber er bildete es sich gerne ein, das Karussell sei ein großes, lebendiges Geschöpf mit sechs Spiegeln in der Mitte, und um seine sechs Spiegel drehe es Tiere im Kreise herum. Es handelte sich für ihn schwerlich um ein Vergnügen. Hier war etwas in Erfahrung zu bringen, hier war einem Rätsel der Natur auf die Sprünge zu kommen. Er betrachtete die Leute, sie waren zu zweien, zu dreien, in Familien, in Massen, jedes Pferd trug seinen Reiter. Es handelte sich um eine Sache, deren Beachtung die Mühe lohnte. Von den Männern, Frauen und Kindern sprach niemand ein Wort, jeder schloß ein wenig die Augen, jeder hatte den Zügel seines Reittieres ergriffen; und mit ernster Miene, mit geradezu beflissener Miene, denn durchaus so geschieht es in den Dörfern, ergaben sie sich einem Glück voller Musik. Sie schienen ganz und gar von einem Geheimnis besessen, dessen Enthüllung niemals bis zu Charles Blanchard dringen könnte. Eine Runde dauerte drei Minuten. Nach drei Minuten stieg alles herunter. Einige waren dabei, die dann ihr Taschentuch herauszogen und sich über die Lippen fuhren, wie wenn man mit vollem Mund gegessen hat.

Daß er an ihrer Stelle hätte sein können, kam ihm keinen Augenblick in den Sinn. Er beneidete sie nicht. Es ist sogar etwas Merkwürdiges dazu zu sagen: Vielleicht hatte er keine Vorstellung mehr davon, daß er mit einem Sou in der Hand das Nötige besessen hätte, um eine Runde auf dem Karussell machen zu können. Aufmerksam schaute er hin. Er bemerkte Kinder, mit denen er gespielt hatte.

Niemals hatte er sie so gut gesehen. Sie waren nicht seinesgleichen, wie er geglaubt hatte. Ihre Anzüge waren schön, ihre Hände, ihr Kopf, ihre Bewegungen, alles zeigte ihm, daß er sich bislang über sie getäuscht hatte. Sie nahmen sich mit den Karussellpferden Freiheiten heraus, daß man denken konnte, sie wären an ihren Umgang gewöhnt. Manchmal setzten sie sich verkehrt, und das Gesicht nach dem Hinterteil ihres Pferdes gewendet, waren sie geschickt und lustig und benahmen sich dem Vergnügen gegenüber, als wenn sie seine Vertrauten gewesen wären. Manchmal setzten sie sich wie die Frauen. Sie hätten fallen können, aber sie fielen nicht; überall und in allen Stellungen war es ihnen wohl, sie schienen geschaffen, um auf den Karussellpferden zu reiten. Er betrachtete ihr Gesicht. Ihre Augen waren nicht wie seine gebildet, ihre Wangen waren zarter, ihre Nase fein, er konnte den Blick nicht von ihnen wenden. Ihr Kopf stand aufrecht über ihren Schultern; wenn sie einem einen Blick zuwarfen, so geschah es ein wenig von oben herab. Im Glück waren sie gewichtig und einfach, sie glichen den Reichen, die man nur im Wagen sieht, ein Wort von ihnen wäre für einen eine Quelle des Stolzes geworden. Sie waren die Herren, sie waren die Krieger, sie hätten die sein können, die uns befehlen. Sie sahen nach Adel aus.

Aus den Varianten zu „Charles Blanchard".
Übertragen von Friedrich Burschell.



MARTIN BUBER /
ZWEI GESCHICHTEN VON DEM GROSSEN MAGGID

Rabbi Baer (starb 1771), „der große Maggid" (Maggid = Prediger) genannt, war der bedeutendste unter den Schülern des Baalschem und der führende Denker des Chassidismus.

Das Versagen

ES wird erzählt:
Einst setzte der Maggid die gesammelte Kraft seines Wesens ein, daß die Erlösung komme. Da fragte es vom Himmel: „Wer ist es, der die Stunde bedrängt, und was bedünkt er sich?" Der Maggid antwortete: „Ich bin der Führer des Geschlechts, und es liegt mir ob, mich einzusetzen." Wieder fragte es: „Wie weisest du dich aus?" „Meine heilige Gemeinde", antwortete der Maggid, „wird aufstehn, für mich zu zeugen". „Sie stehe auf", rief die Stimme. Da ging Rabbi Baer und sprach zur Schar der Jünger: „Ist es wahr, daß ich der Führer des Geschlechts bin?" Aber alle schwiegen. Er wiederholte seine Frage, und noch einmal, und keiner sagte: Es ist wahr. Erst als er sie verlassen hatte, lösten sich ihnen Zunge und Sinn in einem, und sie erschraken über sich.

Lehre

Einst saß der Rishiner Rabbi am Vorabend des Schebuoth, des Festes der Offenbarung, an seinem Tisch und sprach nicht wie sonst in dieser Stunde zu seinen Schülern Worte der Lehre, sondern

schwieg und weinte. Und so auch am zweiten Abend des Festes; nach dem Tischsegen aber sprach er:

„Manches Mal, wenn mein Urahn, der heilige Maggid, an seinem Tisch gelehrt hatte, und die Schüler heimgingen, unterredeten sie sich über die Worte ihres Lehrers, und jeder führte sie anders an, und jeder meinte sie so und nicht anders gehört zu haben, und Rede stand der Rede gegenüber; auch gab es keine Entscheidung, denn kamen sie zum Maggid und befragten ihn, so pflegte er nur den überlieferten Spruch zu wiederholen: ‚Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes.' Aber wenn die Schüler sich besannen, verstanden sie den Sinn des Widerspiels. Denn an ihrem Quell ist die Thora eine; in den Welten hat sie siebzigfältiges Antlitz. Schaut einer aber eins ihrer Antlitze wahrhaft an, da bedarf es keiner Worte und keiner Lehre mehr, denn die Züge des ewigen Angesichts reden zu ihm."

HUGO VON HOFMANNSTHAL / EIN KNABE

I

Lang kannte er die Muscheln nicht für schön:
Er war zu sehr aus einer Welt mit ihnen,
Der Duft der Hyazinthen war ihm nichts
Und nichts das Spiegelbild der eigenen Mienen.

Doch alle seine Tage waren so
Geöffnet wie ein leierförmig Tal,
Darin er Herr zugleich und Knecht zugleich
Des weißen Lebens war und ohne Wahl.

Wie einer, der noch tut, was ihm nicht ziemt,
Doch nicht für lange, ging er auf den Wegen:
Der Heimkehr und unendlichem Gespräch
Hob seine Seele ruhig sich entgegen.

II

Eh er gebändigt war für sein Geschick,
Trank er viel Flut, die bitter war und schwer.
Dann richtete er sonderbar sich auf
Und stand am Ufer seltsam leicht und leer.

Zu seinen Füßen rollten Muscheln hin,
Und Hyazinthen hatte er im Haar,
Und ihre Schönheit wußte er, und auch,
Daß dies der Trost des schönen Lebens war.

Doch mit unsicherm Lächeln ließ er sie
Bald wieder fallen, denn ein großer Blick
Auf diese schönen Kerker zeigte ihm
Das eigne unbegreifliche Geschick.



FRANZ DORNSEIFF / PINDAR

PINDAR ist der letzte und größte Meister der altgriechischen Chorlyrik. Er lebte von 522 (oder 518) bis um 455 v. Chr. und entstammte einem adeligen Geschlecht in Theben. Seine dichterische und musikalische Ausbildung erhielt er zum Teil in Athen. Er trat früh in enge Beziehungen zu der Priesterschaft in Delphi und erwarb bald den Ruhm eines bedeutenden kultischen Dich-

ters. Eine Reihe von Festgedichten seiner ersten Zeit ist für die reichen Reeder auf der Insel Aigina verfaßt, andere für Wettspielsieger aus Thessalien, Orchomenos, Athen, Theben. Die Höhe seines Lebens bedeutete eine Reise nach Sizilien 476, wo er als berühmter Chordichter den Glanz der Tyrannenhöfe von Akragas und Syrakus erhöhen sollte. Zurückgekehrt, ist er gegenüber seinen Rivalen Simonides und Bakchylides unbestritten der Erste und bekommt u. a. Aufträge auch von den Fürsten von Kyrene in Nordafrika und von der Insel Rhodos. Die Stimmung seines Alters wurde getrübt durch das Heraufkommen der attischen Demokratie, die eine ältere Welt ablöste, in der er lebte.

Die Nachwelt hat über Pindar meist falsche Vorurteile gehegt. Das zäheste ist dies: Horaz hat einmal das ihm gestellte Ansinnen, pindarisch zu dichten, mit leiser Selbstironie zurückgewiesen und Pindar in einem berühmten Gedicht mit einem reißenden Bergstrom verglichen und mit einem wilden Schwan, der sich in die höchsten Lüfte schwingt. Er dagegen will sich mit der Rolle der emsigen Biene bescheiden. Unter dem Eindruck dieses Gedichtes von Horaz haben sich die modernen Odendichter seit Trissino, Ronsard und Klopstock einen mißverstandenen Pindar der absichtlichen Dunkelheiten und wilden Begeisterung zum Muster genommen. Und weil man den Odenton hereinbrachte, sind auch die meisten bisherigen Übersetzungen „im Versmaß des Originals" so absonderlich geraten. Denn in Wirklichkeit haben reifarchaische Festlieder für vornehme Sportsieger des 5. Jahrhunderts v. Chr. wenig zu tun mit den gebildeten Verzückungen der modernen belesenen Odendichter.

Um diese frühen einfachen Töne vernehmen zu

können, müssen wir heute sehr viel auszuschalten und zu vergessen suchen, was unsere Begriffe von Lyrik bestimmt: Buchdichtung, alles Psalmistische, den starken Zug zur Ferne und zum Unendlichen und die Dichtung als Bekenntnis und Monolog eines Einsamen, der mehr sieht, hört, ahnt als die anderen. Der griechische Dichter dieser Frühzeit ist Sager und Sprecher dessen, was alle fühlen.

Damit Pindar deutlich wird, möchte ich einmal fragen: Was würde fehlen im Bild des Griechentums, genauer, dem des 5. Jahrhunderts, wenn Pindar nicht da wäre? Nun, die archaische griechische Kunst wäre ohne Zunge. Er deutet uns die Tempel und die Plastiken von Delphi, Olympia, Aigina, wie uns die Sequenzen, Liturgien und Specula des Mittelalters für die Kathedralen helfen. Er ist die beste Erläuterung für die griechischen Tempel, diese für eine sakrale Baukunst — man denke nur einen Augenblick an einen Dom oder eine indische Grotte — so seltsam unmetaphysisch, innenraumlos, körperhaft gebliebenen Monumente. Er war der anerkannte Dichter, der die Chöre für die Prozessionen und Kulttänze schrieb. Seine Gesänge zeigen dieselbe dorische Quaderhaftigkeit und harte Fügung des Baues und Farbenfreudigkeit der frühen Ornamentierung wie die Tempelarchitekturen, und das gleiche echtgriechische Bleiben beim Körper, bei Bild und Leib. Das tritt in dieser odischen Lyrik, die in modernen Literaturen Klopstock, Hölderlin, Victor Hugo, d'Annunzio als Gattungsanalogien hat, besonders deutlich hervor. Auch mancher gleichzeitige Bildhauer geht in Haar- und Gewandbehandlung mit ebenso steifer Zierlichkeit zu Werke wie die Chorlyriker beim emsigen Ausschmücken der Einzelheiten.

Und noch für etwas anderes intern Griechisches ist Pindar aufschlußreicher als das Epos und die Tragödie. Die gymnastisch durchgebildeten jungen Leiber der Knaben und Männer, die dort in den Wettspielen rangen und liefen, haben die archaischen Bildhauer festgehalten. Der Idolino, der Diadumenos, der delphische Wagenlenker, der Münchener Knabe mit der Siegerbinde sind Reste aus dieser Welt, Wunder von Reinheit und leiser knospenhafter oder triumphierender Schönheit. Wir wissen aus anderen Quellen, daß die Liebe zwischen Mann und Jüngling bei den dorischen und dorisierenden Vornehmen durchaus legitim war, auf Kreta ging das bis zum in festen Formen zu verübenden Knabenraub, dem eine in den Bergen verbrachte Zeitehe folgte. Das Verhältnis zur Frau blieb ungeistig bis Euripides, auch später haben die Griechen wenig gesagt, was der Minne sich nähert. Erst der Römer Catull verfügt über ähnliche Töne, die römische Matrona ist die erste Dame. Dagegen dient Platon einem ganz einzig sublimierten männlichen Eros, in dem er den Führer zum Geistigen sieht. Eben darin präludiert ihm Pindar, diesen feierlichen strengen Knaben-Eros hat auch er in dem sonoren Enkomion auf den Knaben Theoxenos mit dem unwirschen Ausfall gegen Weiberfrechheit. Auch an manchen anderen Stellen fühlt man durch, wie Anblick und Vorstellung erblühter Ephebenjugend Pindars Herz aufwallen läßt zu Liebe und Weisheitssprüchen.

Bei Pindar hören wir die Stimme des unberührten griechischen Mittelalters am vernehmlichsten. Attische Demokratie, jonische Naturwissenschaft, sizilische Sophistik und Rhetorik, das alles ist bei ihm noch in weiter Ferne. Die Welt Pindars ist der

griechische Land- und Geldadel, eine Oberschicht, die um 500 seit Generationen im südlichen Balkan, auf den Ägäischen Inseln und Sizilien und in Süditalien herrscht. Die Anfänge dieser Zustände sehen wir in der Odysee. Überall in den Städten und auf den großen Gütern sitzen diese maßgebenden Familien, die sich untereinander zusammengehörig fühlen. Alle denken gleich über Politik, Götterdienst, standesgemäße Lebensführung, die alten Adelsfamilien wie die reichgewordenen Reeder in Korinth und Aigina. Nach dem Beispiel der Väter üben sie sich noch in den Waffen. Die Ahnen, von denen die Heldensage erzählt, haben das Land erobert. Aber Krieg gibt es ja nicht immer. Doch auch so bleibt man in den Bahnen der Vorfahren: man treibt Sport. Wenn man nicht kämpfen kann wie Achilleus, Aias und Diomedes, so übt man Gymnastik wie die Helden der Ilias am Grab des Patroklos oder die Phaiaken unter Alkinoos. So leben diese Familien dahin, von einer Generation zur andern, blühen und welken wie die Saat auf dem Felde. Das Geld aus dem dauernden Wohlstand der langen Friedenszeiten mit ihrem blühenden Handel fließt in die Tempelbauten. Egesta, Selinus, Girgenti, Paestum haben von daher ihre Tempel, Aigina, Olympia und vor allem Delphi, für dessen Apollon-Heiligtum überall wie für die Peterskirche gesammelt wurde. Dafür braucht man dann neue Götterbilder, die die Kanachos, Onatas, Hageladas, Polyklet usw. schaffen. Und für die festlichen Feiern gibt man neue Kultlieder in Auftrag, die von Chören aufgeführt werden.

Die meisten erhaltenen Stücke von Pindar sind Epinikien, Siegeslieder, d. h. Festchorgesänge zur Feier eines Agonsieges. Infolgedessen sieht es so aus, als ob Pindar hauptsächlich für Wettspielsiege ge-

dichtet hätte. Den vier Büchern Epinikien stehen aber als nicht erhaltene Chorpoesien gegenüber: ein Buch Hymnen, ein Paiane (1908 größtenteils aufgefunden), zwei Bücher Dithyramben, zwei Prosodien, drei Parthenien, zwei Hyporchemata, ein Enkomien, ein Threnoi. Auch unter den Epinikien steht eine Anzahl Stücke mit Unrecht. Die alexandrinischen Gelehrten wollten die Masse der überlieferten Stücke in poetische Gattungen aufteilen und legten daher manches Gedicht zu den Epinikien, weil ein Sieg darin erwähnt war, obwohl mitunter Festchor oder poetische Epistel die richtige Bezeichnung wäre.

In Pindar hat sich das griechische Mittelalter ausgesungen, mit ernster spröder Stimme. Er pflegt noch die alte feine, etwas gezierte Kunst, die eine ganz bestimmte gute Gesellschaft voraussetzt und unterhalb ihres Standes nichts kennt. Man darf beim Lesen dieser Stücke nicht vergessen, daß es Textbücher zu Kantatenaufführungen sind, Musik und Anweisungen für die Choreuten sind verloren. Alle zeigen eine in ihrer Art einzige Mischung von Hymnik, Lob der Kampfsieger, ihres Geschlechtes, ihrer Stadt oder was sonst der Anlaß der kultischen Feier ist, Spruchweisheit und Mythenerzählung. Die Verbindung zwischen diesen Bestandteilen wird durch Überleitungen von naiv starrer Feierlichkeit hergestellt. In den Mythenerzählungen redet ein Gläubiger, der in frommer Ergriffenheit völlig in diesen Bildern lebt. Ganz leise meldet sich mitunter ein eigenes Urteil, eine leichte Umbiegung des sittlich-religiös gestimmten Spätlings. Das attische Drama ist dagegen gesehen fast Demagogie. Aischylos macht sich frei von der bedächtigen bosselnden Wortkunst, die auch in der dionysischen Chorlyrik,

der Vorstufe der Tragödie, sehr stark ist, von dem Variieren der immer gleichen geheiligten Vorstellungen und Bilder und erreicht mit neuem Pathos die große klassische Form. Gerade als Hintergrund dafür ist Pindar besonders wertvoll: ohne ihn sähen wir bloß Athen. Jede Epoche ist eine Sphinx, die in den Abgrund taucht, wenn ihr Rätsel gelöst ist, sagt Heine einmal. Mit Pindar ist das archaische Griechenland versunken.

Aus der Einleitung zu einer demnächst erscheinenden neuen Übertragung.



GEORG MUNK / LYDERIK IM WALD

WÄHREND eines Bruderzwistes unter den Merowingern, als das giftige Blut dieser Sippe wieder einmal wie oft schon ausschlug und gleich einer stechenden Flamme sich selbst und rings um sich alles Lebendige einschlang, floh gleich manchen andern Edlen Salwaert, der Herr der Burg Dijon, aus Burgund hinweg. Er führte sein Weib Jolanthe mit sich, das eben mit dem ersten Kinde schwanger ging, und von seinem Gesind nur eben so viel, als Sicherheit und Bequemlichkeit geboten. Seine Fahrt ging meerwärts zur flandrischen Küste.

Sie waren schon viele Tage dahingezogen, und manche Nacht hatten sie an ungastlichen Orten dürftig sich betten müssen. Die Frau besonders, obgleich von rüstiger Gesundheit, war um ihres beschwerlichen Zustandes willen schon sehr wegmüde und sehnte schmerzlich das Ziel der Fahrt herbei.

Etliche Tagreisen noch schieden sie vom Strande, jedoch war es von ihrer Wanderung der unwegsamste Teil, der so vor ihnen lag, eine düstre Wildnis, der Wald ohne Gnade geheißen und vom Volke gemieden. Zutiefst in seinem Innern geborgen, lag Phinaerts, des Riesen, Schloß Buck, aus grauen Felsenstücken aufgetürmt, vom Blutdunst umwoben. Menschenfuß suchte es nicht aus freiem Willen heim, Menschenmund sprach den Namen seines Herrn ohne Scheu nicht aus. Dort barg Phinaert sich mit seinen Gesellen, die ein böser Wind in dieses dunkle Moor ihm zugefegt hatte, das unersättlich Speise aus ihren verruchten Händen empfing. Noch keiner, dem Phinaert entgegengetreten war, hatte vor seinem Schwert bestanden. Schon hatte sein Späher auch Salwaert und die hellhaarige Jolanthe umschlichen und seinem Herrn Botschaft gebracht.

Die Schwüle des lastenden Tags hing brütend im Dickicht. Zäh und dornig war der Waldboden verstrickt, Wasserläufe stockten bleiern längs und quer, in den Morast gebannt. Über ihrem trüben Glast waren auf starren Flügeln schillernd große Insekten in der Luft ausgespannt. Fernher meinte Frau Jolanthe zuweilen Meeresrauschen zu vernehmen. Sie querten Wasser und Wildnis, wieder und immer wieder, stachlige Ranken der Wildrosen griffen in das Kleid der Frau, zerrten und schlitzten es, trübes Wasser netzte, unter dem Tritt des Pferdes hochspringend, ihren Fuß, urlange, schien ihr, habe der Wald sie schon in sich aufgenommen, und doch dünkte der Ort sie ewig der gleiche, wie sie die Tiere auch antrieben, ihn zu überwinden, und immer gleich fern lockte das Meeresrauschen.

Bangigkeit übersäte mit feuchten Tropfen die weggebräunte Stirn der Frau, Seufzen quoll ihr aus

der Brust auf und ließ sie tief vor dem eignen Ton erschrecken. Salwaert, der ihr Pferd leitete, blickte schweigend zur Seite. Eine kleine Magd weinte leise vor sich hin, mutlos ob der Beschwer.

Um die Mittagstunde trat Phinaert ihnen entgegen, lautlos, wie aus dem Moor aufgestiegen. Auf sein Schwert weisend, lud er Salwaert zum Kampf. Hinter ihm im Dickicht gedrängt hielt sein Gefolge. Ein alter Knecht empfing die Zügel von Jolanthes Pferd. Als er Salwaert unter dem ersten Streich des Widersachers blutig sinken sah, riß er es aus dem Gemenge, hob die Frau zur Erde, zerrte sie ins Gestrüpp und waldeinwärts eine Weile hinter sich her, während Phinaerts Leute die kleine Schar fast ohne Widerstand überwältigten und banden.

Bald schon hörten die Fliehenden auch hinter sich Verfolger, der Alte wies Jolanthen die Richtung, drängte sie fort, schlug mit bedachtem Zögern entgegengesetzten Weg ein, lenkte die Folgenden so irr und von Jolanthens Spur auf sich ab.

Die Frau entwich mit gelähmten Sinnen, abgestorben für sich, nur Gefäß noch dem Leben in ihrem Schoß, das herrisch sie vorwärts stieß, die Stürzende aus den Knien hochriß und antrieb. Schwere wurde so Flüchtigkeit und ließ sie durch den Wald stieben bis Sonnenniedergang. Dem verblassenden abendlichen Himmel öffnete das Dickicht sich, Gras sproß zwischen dem Moos des Bodens, über blanke Steine sprang beweglich eine Quelle. Hier sank die Frau in sich zusammen. Kaum empörte sich in ihr noch mattes Staunen, da fiel schon jäher Schlaf über die Erschöpfte und löschte die letzte Besinnung.

In der Mitte der Nacht riefen nie erlebte grausame Schmerzen sie zu sich, ihr Leib wand sich wie unter

wühlendem Messer. In rasendem Ansturm stürzte das Blut wider ihr Herz. Aus der Schwärze drohte aufflackernd die hämische Maske des Mörders, dumpf hörte sie noch einmal Salwaert stürzen, Blut füllte dampfend die stockenden Gräben, wirbelnd im roten Dunst, der flüchtig aus ihnen aufstieg, schwangen Moor und Wald.

Vor ihr herschwebend trug die niedergehende Sonne jetzt die Züge des geliebten versinkenden Antlitzes, mit zauberhaft blassem, doch durchdringend süßem Licht lockte das fliehende Gestirn sie zur Nachfolge. Von keiner Erschöpfung gehemmt, ungleich dem niederbrechenden Leib, stürzte ihr fesselloser Geist dem Hingeschiednen nach, kehrte, ihn suchend, in den Vorhof des Todes ein. Indessen drängte aus ihrem verlaßnen Leib neues Leben, vor seiner Zeit lichtwärts ringend. Jetzt umschlang die Seele ihres zur Welt kommenden Kindes ihre eigne und riß durch alle Reiche zwischen Tod und Leben sie in ihr schmerzgebundnes leibliches Wesen zurück.

Und nun wähnte von einem neuen Licht sie sich erweckt, heller als strahlendes Mittagslicht des Tages, das aus Wald und Moor hervorbrach und nicht vom Himmel kam und seinen Gestirnen.

Die Quelle, an der sie sich gebettet, stand still in ihrem Lauf, hochaufgetürmt bäumten sich die Wasser und flossen in ihren Ursprung zurück, jedoch nichts Ungezähmtes war in diesem ihrem Spiel, in sinnvollen und sanften Formen verweilte und bewegte sich die lichte Materie, zu einer Gestalt endlich sich verdichtend, die einer großen, vielblättrigen Blume glich. Aus dem Herzen dieser Wasserblüte aber vermeinte Jolanthe jetzt näher und immer deutlicher das Meeresrauschen zu vernehmen, das

gestrigen Tages unaufhörlich ihr im Ohr geklungen hatte. Bald aber verblich und schwieg alles. Aus dem verrauschenden Spiel trat eine Frau hervor. So schaumzart war ihre Gestalt, daß Jolanthe durch ihren schimmernden Leib die Baumstämme im Grund und die blauirrenden Lichter in der glashellen Luft erblickte. Das Wasserweib beugte sich über sie, die in jähem durchdringenden Schmerz völlig dahinzuschmelzen meinte. Mit ganz linden, kühlen Händen half die Fremde ihr von dem Kinde und wies ihr das Angesicht ihres Knaben, ehe eine tiefe Ohnmacht aufs neue beschwichtigend sie hinnahm.

Als ihre Augen zögernd der Helle sich wieder öffneten, war sie allein mit dem nackten Kind, das ihr im Schoße lag. Die Bäume aber waren rings um sie zusammengerückt, über den Neugebornen tief sich niederneigend, zwischen den Stämmen schlüpften die Wacholderbüsche hervor, wilde Rosen mit moosigen Schlafäpfeln waren bis an Jolanthens Füße herangekrochen. Wunderäugig neigte eine Hirschkuh sich über sie. Die lange bunte Schlange mit dem greisen Haupt, die am Morgen, ehe sie in den Wald eingeritten waren, ihren Weg gesperrt hatte — Salwaert aber hatte ihr, der Erschreckten, Pferd und sein eignes sorglich an dem Tier vorbeigeführt und nicht geduldet, daß die Knechte nach ihm schlugen —, zog mit ihrem schillernden Leib weithin ausgereckt einen Kreis um Mutter und Sohn.

Als Jolanthe am Morgen erwachte, fand sie, in ihren Mantel wohl eingehüllt, den schlafenden Knaben in ihren Armen. Das Gestern war fern, mit herber Hand liebkoste die Morgenkühle ihr Stirn und Haar, langsam lockerte sich die Starre in ihren Gliedern, das Kind drängte in ihre Mutterwärme. Schon

gab sie der Verführung neuen Schlummers nach, als ferne waldfremde Töne ihr Ohr schreckten, Stimmen Schweifender, die sich näherten. Wie eine Traumwandelnde geheimem Geheiß unterworfen, verwahrte sie das Kind fest in ihrem Überkleid, rührte mit dem Munde an seine geschloßnen Augen und barg das schlafende in einem nahen Graben, dessen Feuchtigkeit die Sommerglut aufgesogen hatte, und über den das Gestrüpp ein wirres Dach flocht.

Sie sank nun allein am Quellrand hin. Bald kamen Phinaerts Knechte und zerrten sie weg. Sie aber wußte ihr Herz zu bändigen, nicht Blick noch Wendung ihres Hauptes verriet den Männern, was sie der Wildnis anvertraut hatte. —

Am Waldrand, wo der Blick auf Felder und Menschenstätten sich auftut, lebte um diese Zeit Lyderik, ein alter Einsiedler. Ehedem war er im blutigen Handwerk des Kriegs auf langen Wegen über die Länder der Erde hingezogen. Jedoch sein unversehrtes Herz hatte im Wandel und in der Fülle der Zeit viel Weisheit gesammelt, so daß von weit im Umkreis her in Krankheit und Nöten aller Art die Menschen zu ihm kamen und sich immer wohlberaten fanden.

Wie er gewohnt war täglich zu tun, so auch ging er an dem Morgen, bald nachdem Phinaerts Knechte Jolanthen weggeführt hatten, zur Quelle, seinen Bedarf an Wasser zu schöpfen. Er hörte mit schrill durchdringendem Schrei sich gerufen, gewahrte an einer Stelle in der Luft hängend den alten Raben, der gleich ihm, ihm wohlvertraut, viele Jahre schon im Wald hauste, eilte zu dem Ort und fand, nachdem er die Dornenranken zur Seite gebogen hatte, Jolanthens schlafendes Kind.

Auf behutsamen Händen trug er das kleine Leben in seine Hütte, schälte es aus dem kostbaren Frauenmantel aus rosenfarbner Seide, bettete es auf die Felle seines Lagers und lieh ihm als erste Gabe seinen eignen Namen — Lyderik.

Zweimal des Tags stellte bei dem staunenden Alten eine Hirschkuh sich ein, den Knaben zu säugen, der wunderbar in der rauhen Armut der Klause gedieh. Still lag er im sonnigen Moos, umspielt von Waldtieren, die zahlreich jetzt zur Hütte kamen, ohne Scheu sich zum Ergötzen des Kindes tummelnd.

Die Weiber der Bauern brachten Brot, Früchte und rauhes Gespinst, daß der Einsiedel seinen Findling nähre und kleide, und waren froh, mit rauhen Fingern über das seidne Haar des jungen Lyderik zu streicheln.

So wuchs der Knabe durch etliche Jahre hin auf und schuf seinem Pfleger immer geringere Mühe. Freilich hatte der alte Lyderik auch nur kleinen Anteil an seinem Wesen. Wunderlich waldvertraut war das Kind, tage-, ja nächtelang verschwand es oftmals im Forst. In der ersten Zeit litt der Alte da manche Not um den Knaben, doch ließ der weder durch Wort noch durch Zucht sich belehren, daß sein Tun unbillig oder gefährlich sei, auch stellte er nach jeder Abwesenheit unschuldig und mit blanken Augen sich wieder in der Klause ein, so daß der Einsiedler ihn bald gewähren ließ und keinen Einspruch mehr tat.

Zuweilen aber überkam den Alten großes Erstaunen; das geschah, wenn der Knabe ihm fremdes duftendes Kraut wies oder üppige Früchte, die ihm zu seiner Nahrung im moorigen Grund und sonderlich am Rand der Quelle zuwuchsen, und die der Einsiedel in den vielen Jahren, da er an dieser kar-

gen Stätte behaust war, niemals auf dem unwirtlichen Boden ersehen hatte.

Als er eines Tages aber für gut befand, das Kind anzuweisen, es möge vor Phinaert und dessen Knechten auf der Hut sein, wies sich, daß es die Unholde wohl kannte, doch wie es dem Alten unschuldig vertraute, mahnten Klagetöne aus dem Moor und das Zittern der Sträucher es zeitig, sich zu bergen, ehe die bösen Männer nahe kamen, und die Bäume erschlossen alsdann ihr Inneres, den Knaben aufzunehmen. Von dem Tag an verstand der Einsiedel, daß dies Kind in unirdischer Hut wohl geborgen stand.

An einem in der Kette der vielen Winterabende geschah, daß, wie oftmals, der Kleine zu Füßen seines Pflegevaters saß und hatte sein leichtes Haupt gegen die Kniee des Alten gestemmt. In der Mauer stak ein Kien und gab rotdunstiges Licht, auf dem Herdstein lohte das Scheit, draußen der vereiste Wald klirrte wie berstendes Glas, durch die Luke im Dach flackerte kühles Sterngeflimmer. Der Knabe blies auf einer Flöte vor sich hin, die er des Tags im Sumpfröhricht sich geschnitten hatte. Ein paar Töne kehrten sonderbar eindringlich wieder und zwangen den Alten aus seinem müden Besinnen auf, dem Spiel zu lauschen. Und wie er halb wider Willen noch hinhörte, da war in dem Spiel ein Zug auf stolzen Pferden, der in den Wald einritt, ein edler Mann voran, neben ihm eine Frau, zart und traurig, um die Schultern den Seidenmantel von Rosenfarbe, und der mühselige Trab der Tiere, die im weichen Boden einsanken, die starren schwarzen Rinnsale im Moor, das ferne Rauschen, die blassen Perlen von Angst, erpreßt auf der Stirn der Frau, Phinaerts Tritt, wie

er zum Mord auszieht, der dumpfe Fall und der Schrei eines Sterbenden, über dem das Moor gurgelnd sich schließt. Da war ein fliehendes Weib, Seufzen einer Gebärenden, Singen der Wasserfrau tief im Quell, das Zeichen des Schlangenkönigs, der den Wald starren macht, das Rufen des kreisenden Raben, er selbst, Lyderik der Alte, und seine Hütte und fern das bange Weinen einer Witwe hinter grauen Mauern.

Der Einsiedel wurde im Hören und Schauen demütig vor dem Kind zu seinen Füßen. Da er sich niederbeugen wollte, als die letzten Töne verhaucht waren, zu forschen, ob in den Augen des Kindes ein Widerschein sich fände von dem, was durch die Rohrpfeife aus ihm geklungen, fiel die Flöte aus der gelösten kleinen Hand, — der Knabe war in Schlaf gesunken. Der Alte hob ihn auf und trug ihn auf das Lager. Sanft atmete das Kind im erdunkelten kalten Raum.



ARNO NADEL / AUS DEM GEDICHTWERKE „DER TON“

Die Wonne

Anders ist Wonne in dem Stoffraum,
Anders im Gott- und Sinnraum,
Im Sinnraum ist sie Wonne aus dem Wissen.
Im hohen Sinnraum Wonne aus dem Vorbild.
Drum ist des Nahen Wonne
Wahr und vollkommen aus dem Ganzen.
Aus allen Räumen klingt's zu ihm hinüber.



Die Milde

Weil nach dem Plane Wonne ward und Steigerung,
Freut sich der Mensch verborgen,
Wenn er des andern Wehe sieht.
Ihm käm's zugute, denkt er.
Der Nahe aber fühlt mit jedem Leben
Und hilft ihm schweigend, wie er kann.
Das ist des Nahen Milde.

Wohl ist der Sinn des Lebens Wonne,
Des Nahen Wonne aber
Ist seine eigne und die ganze Wonne.
Je mehr er Wonne schafft,
Je mehr er Gottes Plan in Gnade wandelt,
Um soviel mehr ward ihm das Bild im Vorbild.
Das ist des Nahen Wonne.

Vom andern Raume ward dem Nahen Schicksal.
Kein Schicksal gleicht dem andern.
Ihm aber ward die tiefe Milde.
Die strahlt er tätig aus ins Leben
Und hebt den Geist mit hellem Mittel
Ins Wesen möglicher Erfüllung.
Das ist des Nahen Können.



AUS DER „GEISTLICHEN WIESE“ VON JOHANNES MOSCHUS († 619)

DER PRIESTER KONON

Im Kloster Penthukula lebte ein Priester, namens Konon, der denjenigen die Taufe zu spenden hatte, die zu diesem Zwecke das Kloster besuchten. Seines tugendhaften Wandels wegen hatten ihn die Väter

damit beauftragt. Er taufte also und salbte mit dem heiligen Öle die Ankommenden.

Sooft er aber ein Weib salbte, ward er schwer versucht. Er wollte deshalb das Kloster verlassen. Als er sich einst in solchen Gedanken aufhielt, trat der heilige Johannes zu ihm und sprach: „Sei standhaft, und ich will dich von diesem Kampfe befreien!"

Einstmals nun kam eine junge Perserin zur Taufe. Sie war so wunderschön, daß es der Priester nicht über sich brachte, sie mit dem heiligen Öle zu salben. Nachdem sie zwei Tage gewartet hatte, hörte der Erzbischof Petrus von der Sache und wunderte sich sehr darüber. Er wollte schon eine Diakonissin mit der Taufe betrauen, konnte sich aber doch nicht dazu entschließen, weil er nicht gerne vom Herkommen abwich.

Der Priester Konon nahm nun seinen Mantel aus Schafpelz und verließ das Kloster mit den Worten: „Da bleibe ich nimmer!" Als er sich auf die Hügel begeben hatte, trat ihm der heilige Johannes in den Weg und redete ihn ganz sanft also an: „Kehr in dein Kloster zurück, und ich will dich von deinem Kampfe befreien!" Voll Zorn antwortete Vater Konon: „Du kannst dich darauf verlassen, daß ich nicht mehr zurückgehe; denn immer versprichst du, und nie hältst du dein Wort." Da hieß ihn der heilige Johannes auf einen der Felsen setzen, entkleidete ihn, machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes unter seinen Nabel und sprach dabei: „Habe jetzt Vertrauen, Priester Konon! Ich hätte es zwar gerne gehabt, daß du den Kampfeslohn errungen hättest, nachdem du dies aber nicht willst, nehme ich den Kampf von dir; freilich ein Verdienst wirst du dir damit nicht mehr erringen."

Der Priester ging in sein Kloster zurück, salbte

und taufte am folgenden Tage die Perserin und merkte dabei gar nicht mehr, daß er ein Weib vor sich hatte. Zwölf Jahre taufte und salbte er von da ab und ward nie mehr in seiner Seele und an seinem Leibe erregt; er sah es gar nicht mehr, ob er ein Weib vor sich habe. So blieb es bis zu seinem Lebensende.

NONNE ASCHENBRÖDEL

Im Frauenkloster zu Tabennae lebte eine Nonne, von der man glaubte, sie wäre eine Idiotin und vom Teufel besessen. Ihre Mitschwestern verabscheuten sie so, daß nicht eine mit ihr gemeinsam essen wollte. Die Nonne stellte sich aber nur so. Sie verweilte beständig in der Küche, tat jegliche Arbeit und war sozusagen der Waschlappen des Klosters, so daß sich an ihr in der Tat das Schriftwort erfüllte: „Dünkt sich jemand unter euch in dieser Zeitlichkeit weise zu sein, dann werde er ein Tor, damit er ein Weiser werde!" Ihren Kopf hatte sie mit einem Lumpen umhüllt, während ihre Mitschwestern geschorene Häupter hatten und Kapuzen trugen. Also angetan tat sie Magdsdienste. Ihre ganze Lebenszeit sah sie keine der vierhundert Nonnen jemals essen, da sie sich nicht mit den anderen zu Tische setzte, kein Stücklein Brot mit ihnen gemeinsam speiste. Sie war mit den Überresten zufrieden, die sie beim Abwischen der Tische und beim Spülen der Töpfe fand. Nie war sie gegen irgend jemand barsch, nie murrte sie, nie sprach sie viel oder wenig; obgleich sie selbst geohrfeigt, hochmütig behandelt, mit Verwünschungen überhäuft und durchaus verabscheut wurde.

Einst nahte sich ein Engel dem heiligen Piterum, einem hochangesehenen Asketen im Porphyrgebirge,

und sprach also zu ihm: „Wozu bist du stolz auf deine Frömmigkeit und deinen weltentlegenen Aufenthaltsort? Willst du ein Weib sehen, das frömmer ist als du? Dann geh hin zu dem Frauenkloster in Tabennae, und da wirst du eine Nonne mit einem Diademe finden. Die ist besser als du. Denn sie steckt mitten im ärgsten Gedränge, und doch ist ihr Herz immer bei Gott. Du aber hockst hier in der Einsamkeit, deine Gedanken gehen aber durch die Städte spazieren."

Nie noch hatte Piterum seine Zelle verlassen, doch nun wanderte er, bis er zu jenem Kloster kam, und bat die geistlichen Führer der Nonnen, das Kloster betreten zu dürfen. Sie wagten es, ihn einzuführen, weil er ein Mann von bewährtem Rufe und reichlich alt war. Als er darin war, ersuchte er darum, alle Nonnen sehen zu dürfen. Jene aber war nicht dabei. Schließlich sagte er: „Zeiget mir doch alle, eine fehlt ja noch!" Er erhielt die Antwort: „Eine haben wir noch drinnen in der Küche, die ist aber eine Närrin." „Führet sie her, gerade sie will ich sehen!" Sie gingen sie zu rufen. Sie tat aber, als hörte sie nichts; sie fühlte wohl, daß ihr Geheimnis enthüllt werden sollte. Mit Gewalt schleppten sie sie nun herbei und sagten: „Der heilige Piterum will dich sehen." Sein Name war nämlich allbekannt.

Wie sie Piterum herankommen sah, erblickte er den Lumpen um ihre Stirne, fiel ihr zu Füßen und bat: „Segne mich!" Ebenso fiel ihm auch jene flehend zu Füßen: „Du mußt mich segnen, Herr!" Da staunten alle gar sehr und sagten: „Vater, laß dich doch nicht zum besten haben, die ist ja eine Närrin!" Ihnen allen antwortete Piterum: „Ihr selbst seid Närrinnen; denn sie ist meine und eure Mutter" — so nennt man die Pneumatiker — „und ich habe nur

den Wunsch, ihrer am Tage des Gerichtes würdig erfunden zu werden."

Als die Nonnen dies gehört hatten, fielen sie der bisher Verachteten zu Füßen, und jede bekannte ein anderes Vergehen; die eine, sie habe sie mit Spülwasser übergossen; eine andere, sie habe sie mit Ohrfeigen mißhandelt; eine dritte, sie habe ihr Senf an die Nase geschmiert, und so hatte jede etwas anderes einzugestehen. Piterum betete jetzt für alle und ging von dannen.

Jene Jungfrau aber konnte nach wenigen Tagen all die Ehrenbezeigungen und die ihr lästigen, ständigen Entschuldigungen ihrer Mitschwestern nicht mehr ertragen und entfernte sich aus dem Kloster. Niemand weiß, wohin sie gegangen, wo sie sich verborgen und wo sie schließlich gestorben.

Aus dem Buche: Was sich Wüstenväter und Mönche erzählten. Herausgegeben von Johannes Bühler. (Insel-Bücherei Nr. 309.)

KARL SCHEFFLER / CHARLES DICKENS

IN wieviel verschiedenen Situationen meines Lebens hat doch Dickens aus seinen Büchern zu mir gesprochen!

Blicke ich zurück, so sehe ich zuerst einen Handwerkslehrling auf seiner Arbeitsstelle in einem offengebliebenen Bücherschrank den „David Copperfield" entdecken, sehe ihn damit während vieler Frühstücks- und Vesperpausen auf einem umgestülpten Eimer dasitzen, unter den lärmenden Gesprächen der Gehilfen in glühender Hast über die

Seiten dahineilen, in steter Furcht vor dem Meister — selbst wie ein kleiner Copperfield. Ich sehe später in der Fremde einen jungen Arbeiter mit verzweifeltem Leichtsinn eines Sommertages Stellung und Verdienst mitten am Tage im Stich lassen, für die letzten Groschen die Reclambände der „Zwei Städte" kaufen, damit vor die Stadt eilen und bis in die sinkende Sonne hinein lesen, erschüttert nach würdigeren Taten sich sehnend. Ich sehe einen Kranken, dem viele in einem gefängnisartigen Krankensaal verbrachte Wochen durch Dickens' Bücher zu einer festlichen Ruhezeit werden, sehe dann viele Jahre den von der Tagesarbeit Ausruhenden mit diesen Büchern in den behaglichen Lichtschein der Lampe rücken und den Vater am Bette der kranken Kinder mit einem Werk von Dickens lange, stille Nächte durchwachen. Es hat dieser Dichter mich mit der Fülle seiner Gestaltung beschenkt seit manchem Jahrzehnt, hat auf mich gewirkt im Glück und im Unglück, hat teilgenommen an meiner Einsamkeit und an der Gesellschaft der mir Liebsten. Und nie habe ich die Bücher fortgelegt ohne starke Bewegung, nie ohne den Vorsatz, nach irgendeiner Richtung besser zu werden. Ohne Demütigung denke ich der Tränen, die dieser Engländer mir zu entlocken gewußt hat, und ohne Reue der vielen Lebensstunden, die ich ihm gewidmet habe.

Dickens ist mir — und vielen anderen, in deren Namen zu sprechen ich die Gewißheit habe, — mehr als ein Romandichter, soviel er als solcher auch ist. Das Größte an ihm ist nicht seine immer doch recht manierierte Erzählungskunst, ist nicht sein oft peinlich absichtlicher Hogarthhumor, ist nicht seine erstaunliche Beobachtungsgabe für das sichtbare Menschlich-Allzumenschliche, ist nicht seine uner-

schöpfliche, atemlos machende Kompositionsphantasie, nicht die tiefe Empfindsamkeit seines großstädtischen Idyllengefühls und auch nicht die erstaunliche Fähigkeit, Charaktere zu skizzieren. Man muß sogar sagen, daß Dickens, so groß er als Talent ist, als Künstler keineswegs Größe hat. Er ist zu tendenzvoll, um der höchsten Objektivität fähig zu sein. Er ist nicht einmal frei vom englischen „cant". In manchem Punkt ragt der Gewaltmensch Balzac mit seinem daumierhaften Pathos weit über ihn hinaus; und Dostojewski gar, diese mystische Rembrandtnatur der neueren Dichtung, weist in eine Sphäre hinüber, die Dickens kaum hier und da einmal geahnt hat. Es ist in den sozusagen geschlechtslosen Romanen des Engländers viel zuviel Unterhaltungsliteratur; sie berühren sich mit den Abenteuerromanen des älteren Dumas, ja mit den Sensationen Eugen Sues. Auf der anderen Seite ist Dickens ein Heimatsdichter im Sinne von Fritz Reuter, nur daß er für ein Weltreich schrieb, wo Reuter allein für die bäuerliche Bevölkerung Norddeutschlands dichtete. Dickens ist nicht nur im fördernden, sondern auch im beschränkenden Sinne ganz Engländer, ist es so sehr, daß wir Deutschen ihm nicht einen einzigen Romandichter zur Seite stellen können, der nur entfernt so viel charakteristisches Volkstum in seiner Persönlichkeit vereinigt, und der das allen Volksgenossen Gemeinsame mit gleichem Talent zu Typen verdichten könnte. Was ist es nun also, daß dieser Dichter dennoch über sein Land hinaus so stark und dauernd zu wirken vermag, daß man seine Romane vier-, ja sechsmal liest, während Balzac beim zweitenmal schon ermüdet und ein wenig langweilt? Wie kommt es, daß er in jedem Freund der englischen Literatur

von neuem über den formal viel feiner kultivierten und künstlerisch bewußteren Thackeray siegt? Daß er dem Deutschen ein Stück seines Lebens, seines Herzens geworden ist?

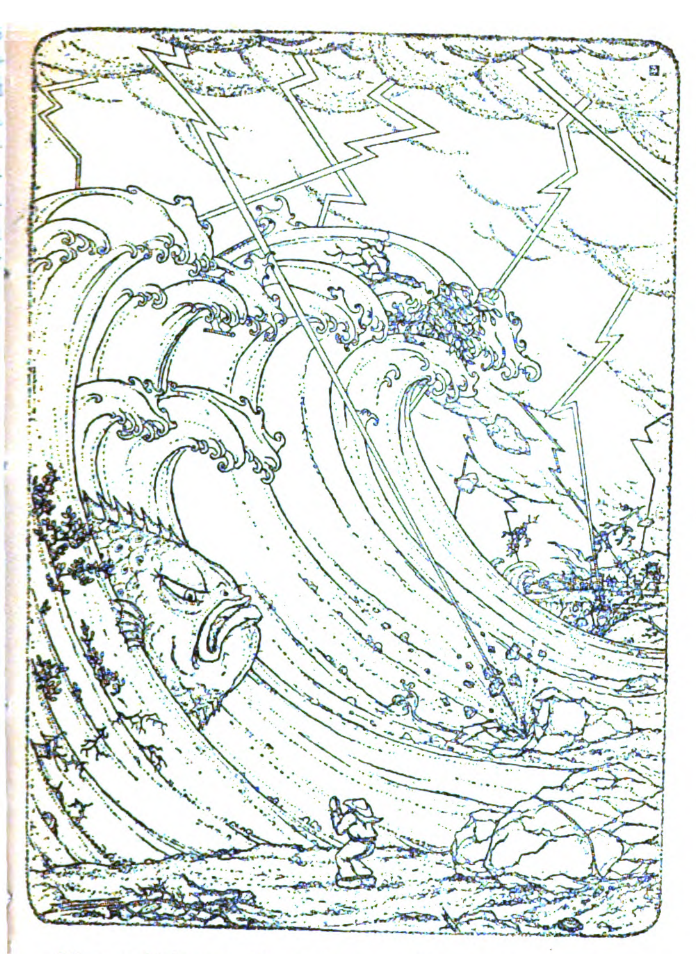
Die unendliche Güte ist es, die diesen typischen Engländer der Menschheit unentbehrlich macht: es ist das große Herz, was ihn den Unsterblichen sich zugesellen läßt.

Dickens' Christentum ist viel mehr als englischer Puritanismus. Er hat jene Liebe, die über alles siegt, die das Kleine groß macht, die weiser ist als alle Klugheit und die sogar die Gefahren der Sentimentalität überwindet, weil sie in einem wahrhaft genialen, fortreißenden Lebensgefühl wurzelt. Dickens ist im tiefsten Sinne ein gläubiger Mensch, im Gegensatz zu dem letzten Endes ungläubigen Balzac; in seinen Romanen herrscht — bis zur Banalität — die poetische Gerechtigkeit (und darum auch die Handlung), weil er an die Endlichkeit des Leidens und an die Unendlichkeit der Seele glaubt. Was ihn größer macht als seine einzelnen Werke, ist dasselbe, was auch seine Zeitgenossen und Landsleute Carlyle, Ruskin, Morris größer macht als ihre Taten: ein wahrhaft edles Menschentum. Selbst dort noch, wo sich die Güte philisterhaft idyllisch oder bourgeoismäßig moralisierend gibt, fällt auf sie ein Strahl des ewigen Lichtes. Daher kommt es, daß sich der Leser so oft in die Romangestalten dieses Profanepikers verliebt, ja daß sich der Dichter selbst in sie verliebt und es ganz naiv zeigt. Pickwick, dieser mit Sam Weller, seinem Sancho Pansa, durch England reisende Bourgeois - Don Quichotte, ist in den ersten Kapiteln eine Gestaltung der Ironie und in den letzten eine Gestaltung lächelnder Liebe. Betsey Trotwood und Pegotty, Joe Gargery, Mikawber und

andere groteske Figuren Dickensscher Romane, sie siegen durch die Liebenswürdigkeit ihres Herzens. Selbst die Helden der Halbheit, die Eugen Wrayburn, Pip, Richard, Martin Chuzzlewit, Steerforth und Sidney Carton, sie alle scheinen nur da zu sein, um den Satz vom kategorischen Imperativ zu erhärten. Man sieht über das präraffaelitisch Klischeehafte in der Schilderung der weiblich Vollkommenen, der Agnes und der Nelly, der Esther, Klein Dorrit, Florence, Lizzie und Biddy hinweg, um der mütterlich keuschen Zartheit des Gefühls willen, das an solchen Gestalten gebildet hat. Man nimmt die manierierte Kolportageartistik fast kindlich gezeichneter Karikaturen von Schurken, wie Uria Heep, Pecksniff, Rigaud, Quilp, gern in den Kauf und freundet sich dafür fürs ganze Leben an mit dem ehrlichen Tom Pinch, mit Tim Linkinwater, Traddles und dem alten Pegotty.

Es ist die Herzlichkeit eines in all seiner englischen Bürgerlichkeit freien Menschen, was fortgesetzt zu allen Lebensaltern und zu allen rasseverwandten Völkern spricht. Es gehört diesem Dichter nicht eigentlich unser Tag; die Feierabendstunden aber gehören ihm noch heute wie in jenen Tagen, wo die Leser der Monatshefte dem Postboten entgegenwanderten, um früher im Besitz der Fortsetzungen zu sein. Dickens ist so recht ein Genie der Feierabendstimmung, der Kamineckenstimmung. In dieser Eigenschaft hat er unzähligen Menschen glückliche Stunden bereitet und immer neu eine gute Lebenszuversicht geweckt. Er ist einer der ganz wenigen Engländer, die sich in Deutschland Liebe zu erringen gewußt haben.

Aus der neuen Auflage von: Leben, Kunst und Staat [Essays].



Marcus Behmer: Illustration zu dem Märchen „Von dem Fischer un syner Fru“.

ALFRED MOMBERT / AUS DER NEUEN AUSGABE DES GEDICHT-WERKES „DER DENKER“

I

Auf schwarzen Pfählen ruhend der Palast
inmitten ungewölbter stummer Meere:
aus letzten Fernen sichtbar schwarzer Punkt.
Es thront auf dem Palastdach
schlafend eine urfrühe Gestalt.
Die Herrin. Halbentschleiert schaut das Stein-Antlitz
aufwärts, nach einer Sonne deren frühster Strahl
nur traumhaft in dem schwarzen Herzen zittert.
Und eine Woge gurgelt im Pfahlwerk.
Ein ferner Denker den Musik ganz unterbraust,
erhebt sich traumhaft von der Orgel, schreitet
in brennendem Abend
hinab zum Strand. Er treibt im Meer.
Zehntausendmal verläßt ihn die Erinnerung,
und manchmal ruht er unter hohen Brücken,
von denen eine Flöte lieb heruntergrüßt,
und eine Woge übergiebt ihn andern,
allmählich reist er unter klaren Sternen,
es schaukeln ihn zuletzt zwei große
schweigende Schwestern
an das Palastthor.
Und eine Hand erfaßt die Glocke,
und läutet.
Es schallt hell durch den schattigen Palast.

Doch jene Schläferin, sie hört nicht. —
Sie schläft so tief. —

Du schläfst so tief, du hörst nicht mein Läuten.
Aber süß ist mir schon
der Schall der Glocke.

II

Ich traf mich sitzend im Unterdickicht eines Dunkel-Föhrenwaldes,
ich stand vor mir; und sah in meine Augen.
Da blickt' ich durch die Spiegelscheiben eines alten Palastes
in eine Gebirg-Abendlandschaft.
Es regnete gleichmäßig unaufhörbar.
Wind und Nebel wirbelte in Wasser,
bis endlich grünglänzend eine Seefläche
unabsehbar uferlos
an die Fensterbrüstung
wogte.
Riesige Rosen
schwammen — dunkle Welt-Inseln —
in der Dunkelheit.
Und aufblickend sah ich in der Dunkelheit
mein Haar weißgrün erglänzend! —

Ich sah an mir vorüber
hinaus in den Wald.
Hinter den breit-uralten Stämmen
war Feuerschein.
Überall, ringsum,
tobte, brauste Alles,
als rollte auf Donnerschienen
ein Feuerwagen um den Wald! —
Da fiel der Feuerschein in mein Gesicht. —

Ich sah nach mir.
Ich saß noch immer in der Dunkelheit.
Doch war ich ganz verändert, geschwunden.
Der See war nicht mehr,
an seiner Stelle war Nichts-Nichts.
Nur: auf der dunklen Fensterbrüstung
des alten Palastes
lagen noch zwei große Hände
mit alten Goldringen;
ich erinnerte mich trübtrüb,
wie diese alten Hände
früh mein waren. —

Da vergaß ich Alles —
und da — schritt ich — so... halb..... lächelnd! —
zwischen dunklen Stämmen
aufs Feuer zu — —

* * *

— Das Haus gefügt aus brandroten Quadern,
ich kam langsam die Freitreppe herauf,
Blick in offenen Saal,
ich trat ein
zwischen brandrote Mauern.

Da saß ich auf dem hohen rotsteinernen Stuhl,
eine große Kristall-Träne
mein Fußschemel,
in der weiten Ruhe, zu Hause.
Ich nahm irgendwoher einen Folianten.
Ich hielt ein Buch aus neugebrannten Thonplatten,
drauf außen keine Schrift sichtbar war.
Doch las ich deutlich, las ganz tief:
durch große Augen aus mir herausdenkend.
Als wäre das die Erscheinung meines Geistes
in den Elementen.

III

Tief in Nachtwachen,
wo du nur hörst das felsenharte
Gebraus des Abgrunds.
Doch einmal entschwimmt der Finsternis
eine Insel, und treibt an dir vorüber;
und auf der Insel flammt ein Scheiterhaufen.
Wenn du noch Bilder hast aus alter Zeit,
Gedanken noch, die dich anblicken,
dann lande jetzt an dieser Insel
und wirf sie in das Feuer.
Und willst du herrlich sein in den langen Nächten,
dann lege dich selbst auf den Scheiterhaufen.
Denn dieser Scheiterhaufen
ist das große Wonnebett des Geistes.

* *
*

Dem Liegenden auf Flammenscheitern
wenden sich die Ozeane
alle alle zu.
Du wirst sie kommen sehen:
Kristallene Unendlichkeiten,
heranfunkelnde,
brausende Gewalt-Welten.
Die dienen vor dir,
die sind die Deinen.
Dann wirst du erglühen;
das wirst du erleben:
Die Wasser verstummen.
In allen, allen Ozeanen
träumt jede Muschel dich.

DIE Zeitgenossen stimmen darin überein, daß Goethe Anekdoten gern und gut erzählte, und wir haben dafür auch in seinen Werken, Briefen und Gesprächen Zeugnisse genug. Wohl hat Henriette Herz recht, wenn sie schreibt, daß viele Besucher „als die Beute eines langen, vielleicht durch ihr ganzes Leben hindurch ersehnten Abends nichts mehr als ein gedehntes: Ei ja! oder So? oder Hm! oder bestenfalls ein: das läßt sich wohl hören! davontrugen“. Unter Freunden aber und denen, die er künftiger Freundschaft für wert hielt, erschien er ganz anders. „Er spricht von allem mit“, sagt Johanna Schopenhauer, „erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe“. Und anderen Orts: „Goethe war in seltenem Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig.“ Wenn Wilhelm von Humboldt seiner Gattin schreibt: „Schlicht historisches Erzählen ist, weißt Du, Goethes Sache nicht“ — so paßt auch das zu der Anekdotenlust dessen, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Spukgeschichte von den geheimnisvollen Kehrmädchen in seinem Garten selbst in Weimar zu verbreiten.

„Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht“, sagt Johanna Schopenhauer, und in diesem Satz mag man, wenn man sie für nötig hält, die Begründung für eine Sammlung von Goethe-Anekdoten finden, aus der hier einige Proben folgen.

Friedrich Michael.

*

Einst wurden auf dem Landsitz der verwitweten Herzogin Amalie zu Tiefurt „Die Ritter“ des Ari-

stophanes durch Wieland, der sie für sein „Athenäum“ übersetzte, vorgelesen. Es war im Spätherbst und Egidi vorbei. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leicht bekleideten Achseln in seidne Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indes auf der anderen Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin geöffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu tun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zugrunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchlaucht haben zwar das Recht über Leben und Tod der sämtlichen Untertanen. Aber erst nach Urteil und Spruch!“ Der Herzog lächelte, und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet. *(Johannes Falk.)*

*

Goethe aß zuweilen bei der Herzogin Amalie in Tiefurt zu Mittag. Er beschwerte sich, daß der dortige herzogliche Mundkoch Goullon so oft Sauer-

kraut vorsetze. Eines Tages, da man ihm wieder Sauerkraut aufgetischt hatte, stand er voll Verdruß auf und ging in ein Nebenzimmer, wo er ein Buch aufgeschlagen und auf dem Tisch liegen fand. Es war ein Jean Paulscher Roman. Goethe las etwas davon, dann sprang er auf und sagte: „Nein, das ist zu arg! Erst Sauerkraut und dann fünfzehn Seiten aus Jean Paul! — das halte aus, wer will!"

(Johannes Falk.)

*

Goethe behandelte den kränklichen, oft launischen Schiller wie ein zärtlicher Liebhaber, tat ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die „Maria Stuart" bei Schiller besprochen war, rief Goethe beim Nachhausegehen: „Mich soll nur wundern, was das Publikum sagen wird, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen!" *(Friedrich Schlegel.)*

*

Einen Abend demonstrierte Knebel in heftigster Weise seine Ansichten dem still horchenden Goethe vor, und als er keine Gegenrede erhielt und betroffen darüber vor Goethe stehen blieb, erwiderte dieser ganz behaglich: „Ach, sag doch noch mehr so was Dummes!"

(Amalie von Helvig, geb. von Imhoff.)

*

Als Goethe Frau von Staël zum ersten Male in ihrem Logis besuchte, regalierte sie ihn mit der Erzählung, wie sie Schillers Bekanntschaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin selbst geladen und fanden sich da, bevor die Herzogin selbst erschien, in

ihrem Zimmer. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans un uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du duc de Weimar, et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme que j'avais qualifié de général sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pour quelques instants." — „Que penserez vous donc de moi," répondit Mr. Goethe, „si vous me verrez dans le même costume?" (Es ist die Weimarische Hofuniform, die Goethe auch trug, wenn er an den Hof ging.) — „Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de votre bonne et belle (avec un geste fort significatif) rotondité!"

(Karl August Böttiger.)

*

Als die neuen Almanache (auf das Jahr 1804) ankamen, der Chamisso-Varnhagensche war auch darunter, nahm Goethe einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren und fragte: „Hörst Du was? Ich höre nichts. Nun, wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste." Und so legte man die Almanache beiseite.

(Ludwig Robert.)

*

Johanna Schopenhauer erzählt: Bei Goethen wars den Abend ganz allerliebst, er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamieren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, „Die Mitschuldigen" betitelt, vor. Er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir zu

Ehren geschah, sonst tut er das nicht. Ich habe nie was Ähnliches gehört, er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamiert, niemand hat das Komische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, ein paar waren ihm zu kalt: „Seid ihr denn gar nicht verliebt?" rief er komisch erzürnt, und doch wars ihm halber Ernst. „Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahre alt, und ich kanns besser!"

*

Nach der Aufführung eines Stückes von Zacharias Werner aß man bei Adele Schopenhauer zu Nacht. Die Frauen nahmen an einer improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern herum. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirtin schon des Tages zuvor gegessen; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittwunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem, bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!" Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Wanda" auf den Kopf.

(Karl von Holtei.)

*

Spaßhaft zu sehen, wie der alte Meister diejenigen behandelte, welche im Bewußtsein eigener Berühmtheit sich an ihn drängten und ihr einseitiges Streben bei ihm geltend machen wollten. Unter andern begegnete er Campe im Saale zu Karlsbad. Dieser sagte Goethen eine Menge artiger Dinge in recht deutsch

gewandten Perioden, worauf Goethe dem Puristen als Erwiderung so vieler Höflichkeit die einfache Frage tat: „Wie konveniert Ihnen das Bad?"

(Ernst von Pfuel.)

*

Als im Jahre 1811 die Brüder Boisserée nicht mit ihrer Sammlung von Madonnenbildern nach Weimar kamen, freute sich Goethe und erzählte es Charlotte von Schiller. „Mir ists auch nicht unlieb," sagte sie, „denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen." Da entgegnete Goethe: „Liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Kolonialwaren und setzt die Fremden da herum und glaubt, alles getan zu haben, während wir andern wirklich artig sein müssen."

*

Die beiden großen Meister des Wortes und des Tones, Goethe und Beethoven, gingen gemeinsam in Karlsbad tiefer ins Tal spazieren, um ungestörter miteinander sprechen zu können. Überall aber, wo sie gingen, wichen ihnen nach links und rechts ehrerbietig die Spaziergänger aus und grüßten. Goethe, über diese Störung verstimmt, sagte: „Es ist verdrießlich, ich kann mich der Komplimente hier gar nicht erwehren". Beethoven erwiderte ruhig lächelnd: „Machen sich Ew. Exzellenz nichts draus, die Komplimente gelten vielleicht mir!"

(August Ludwig Frankl.)

*

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Heidelberg im September 1814 wünschte Goethe nach der Schloßruine geführt zu werden, doch so, daß es kein Aufsehen errege, da man ihm, wie er vernommen, schon überall auflaure. Die Boisserées ver-

sprachen, ihn durch den Thibautschen Garten dorthin zu bringen, was auch geschah. Sie begleiteten ihn ein Stück Weges hinauf und ließen ihn dann allein, wie es sein Wunsch war. Inzwischen hatte oben auf der Bank schon ein anderer Gast Platz genommen; dies war Schwarz, der Geheime Kirchenrat und Verfasser des bekannten Werkes über die Erziehungslehre, der zufälligerweise erfahren hatte, daß Goethe in Heidelberg sei und früh die Schloßruine besuchen wolle. Er war ihm auf diese Weise zuvorgekommen, und als Goethe erschien, redete er ihn auch sogleich an und pries sich glücklich, ihn endlich zu sehen und fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem Wilhelm Meister beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe, der dem unzeitigen Frager nicht ausweichen konnte, fügte sich in das Unvermeidliche, indem er erwiderte: „Das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein. Ja, ja! ich habe den Wilhelm Meister für ein Erziehungsinstitut geschrieben, und ich bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen.“ — Schwarz war entzückt über die neue Entdeckung und lief sogleich in ganz Heidelberg umher, um seinen Bekannten mitzuteilen, daß Goethe nun endlich wisse, warum er den Wilhelm Meister geschrieben habe. *(Johann Baptist Bertram.)*

*

Die Schauspieler nahmen sich in einer Probe wie immer in Goethes Gegenwart sehr zusammen, und die Probe ging untadelig vonstatten. Die Agierenden waren sehr erfreut, der Exzellenz keine Veranlassung gegeben zu haben, sich über dieses oder jenes mißfällig zu äußern. Eine Schauspielerin, die dem

Geheimrat eine Bitte vorzutragen wünschte, begab sich in seine Loge. Und siehe da, der Meister schlief ganz behaglich.

*

Als Goethe im Februar 1823 schwer krank lag, sagte der Leibarzt Rehbein zu ihm: „Das Inspirieren geht leichter als das Exspirieren." — „Freilich," antwortete er, „ich fühle das am besten, ihr Hundsfötter." *(Friedrich von Müller.)*

*

Eines Tages war der Maler und Architekt Zahn bei Goethe zu Gast. Das Gespräch verweilte besonders bei Italien und seinen Kunstschätzen. Goethe veranlaßte Zahn, von seinen Studien im Vatikan zu erzählen. Alle erinnerten sich mit Entzücken an Rom und priesen mit Begeisterung seine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike glaubte ihrer protestantischen Entrüstung gegen den Papst und seine Regierung Luft machen zu müssen. Der alte Goethe schmunzelte überlegen: „Räche dich, meine Tochter, mit diesem hier!" sprach er launig und reichte der Eiferin einen *Zahn*stocher hinüber.

(Johann Karl Wilhelm Zahn.)

*

Einmal bemerkte Eckermann, er entsinne sich nicht, daß Goethe je in Gotha gewesen sei. „Das hat so seine Bewandtnis", erwiderte Goethe lachend. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des zuletzt regierenden Herzogs noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetisch, als die beiden zehn- und zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig, wie

ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: ‚Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?' Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen!"

*

K. v. Holtei wollte in Weimar die „Helena" vorlesen. Er erzählt: Ew. Exzellenz! sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, ich soll morgen die zu Faust gehörige Helena vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteilt? Ob eine bestimmte Andeutung — Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: Ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret! Hierauf ließ er mich stehen.

*

K. H. Ritter v. Lang berichtet aus dem Jahre 1826: „Auf der Rückreise gings nach Weimar, wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Goethe, in einem, mit untertänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndikus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, zu und brach dann in die Worte aus: ‚Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem

Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungs-Anstalt haben?' — Antwort: ‚Jawohl.' — Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiderte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. — ‚Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.' — Ich blies also mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich sausen, die Herrn Landrichter vergeblich brausen: rücke anderen Tages mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der Schätzung so viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbaurisse machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entschädigungssümmlein heraus. Das hörte der alte Faust mit an und sagte: ‚Ich danke Ihnen.' Dann fing er weiter an: ‚Wie stark ist denn die Menschenzahl von so einem Rezatkreis bei Ihnen?' — Ich sagte: ‚Etwas über 500 000 Seelen.' — ‚So! so!' sprach er. ‚Hm, hm! Das ist schon etwas.' — Ich sagte: ‚Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen.' — Darauf gab er mir die Hand, dankte mir für die Ehre meines Besuches und geleitete mich zur Tür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte."

*

Auf einem Ball der Gräfin Henckel, bei dem die anwesenden Engländer sich zum Teil recht unnütz gemacht hatten, beklagte sich Hofrat Vogel, des

alten Großherzogs und Goethes Hausarzt, daß einige Söhne Albions sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sofas herumgeräkelt, während ihre Tänzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend. Aber Frau Ottilie, Goethes Schwiegertochter, die sich selbst den britischen Konsul in Weimar zu nennen pflegte, ließ sich nicht irremachen. „Schon längst", erwiderte sie, „hab ichs der Großmama gesagt, daß die Kanapees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind, sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt." — „Nun, ich weiß doch nicht!", entgegnete Vogel sehr bescheiden, „ich habe mit Frau von X. (nebenbei erwähnt — eine recht häßliche Dame) dort gesessen, und..." — „Und", unterbrach ihn Goethe, „ihr bekamt keine Lust, euch zu legen? Oh, ihr guten Kinder!" *(Karl von Holtei.)*

*

Goethe erzählte Anekdoten sehr hübsch, bemerkt Soret. „Ich war", sagte er, „mit einem Freunde am Abend im Hofgarten spazieren, als wir am Ende der Allee zwei andere wohlbekannte Gestalten bemerkten, die ruhig nebeneinander hergingen. Ihre Namen mag ich nicht nennen; es trägt auch zur Geschichte nichts bei. Sie unterhielten sich und schienen sich um weiter nichts zu kümmern, als sich plötzlich ihre Köpfe einander zuwandten — zu einem kräftigen Kusse. Danach gingen sie in der alten Richtung weiter und nahmen ernsthaft ihr Gespräch wieder auf, als ob nichts vorgefallen wäre. ‚Haben Sie gesehen?' rief mein Freund ganz außer

sich. — ,Nun ja,' antwortete ich ganz ruhig, ,ich sehe wohl, aber ich glaube nicht.'"

(Friedrich von Soret.)

*

Goethe war nicht erbaut von dem Enthusiasmus, den der Brüsseler Advokat Haumann bei seinem Besuch für die Werke des Sozialisten Bentham zeigte. Er hat Bentham immer für einen Narren, einen Verrückten gehalten. Er unterbrach daher Haumann inmitten seiner Phrasen: „Sie vergleichen mich, mein Herr, mit Bentham hinsichtlich der Tätigkeit in einem vorgerückten Alter; das ist sehr schön, aber es besteht ein großer Unterschied zwischen uns, und zwar der: ich bin „une racine" und er „un radical". *(Friedrich von Soret.)*

*

Goethe ging einst mit einem Herrn von Stein in den Bergen bei Karlsbad herum und suchte eifrig nach Steinen während eines derben Landregens.

Stein, ungeduldig, trieb nach Hause, der Dichter zögerte aber immer. Endlich rief Stein ärgerlich: „Nun, wenn die Steine Sie so interessieren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich denn?"

„Zu den Kalksteinen, mein Bester," erwiderte Goethe gelassen, „wenn Wasser auf sie kommt, so brausen sie auf." *(O. L. B. Wolff.)*

*

Man erzählte sich in Weimar, daß während der Spazierfahrten Goethes und Heinrich Meyers das Gespräch sich auf folgenden Gedankenaustausch beschränkte: von Zeit zu Zeit stoße Goethe ein wiederholtes „Hm, hm!" aus, welches Meyer dann wandellos mit dem bedeutungsvollen Ausruf beantworte: „So ischt's!" *(Ferdinand Hiller.)*

*

Der treue Diener Goethes, Karl, erhält am 27. August 1818 in Karlsbad früh den Befehl, zwei Flaschen Rotwein nebst zwei Gläsern heraufzubringen und in den sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang im Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem Fenster stehen bleibt, dann am andern, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt der Hofmedikus Rehbein, der ihn nach Karlsbad begleitet hatte, ein.

Goethe: Ihr seid mir ein schöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein: Den siebenundzwanzigsten August, Exzellenz.

Goethe: Nein, es ist der achtundzwanzigste und mein Geburtstag.

Rehbein: Ach was, den vergesse ich nie; wir haben den siebenundzwanzigsten.

Goethe: Es ist nicht wahr! Wir haben den achtundzwanzigsten.

Rehbein *(determiniert)*: Den siebenundzwanzigsten!

Goethe *(klingelt, Karl tritt ein)*: Was für ein Datum haben wir heute?

Karl: Den siebenundzwanzigsten, Exzellenz.

Goethe: Daß dich —! Kalender her! *(Karl bringt den Kalender.)*

Goethe *(nach langer Pause)*: Donnerwetter! Da habe ich mich ja umsonst besoffen.

(Eduard Genast nach der Erzählung des Hofmedikus Wilhelm Rehbein.)





Lucas Cranach: Die Marter der heiligen Barbara.
Holzschnitt.

JAKOB BÖHME /

VIERZIG FRAGEN VON DER SEELE

FRAGE 1, 4. Und ob wir wohl nicht können von Gott sagen, daß die lautere Gottheit Natur sei, sondern Majestät in Dreizahl, so müssen wir doch sagen, daß Gott in der Natur sei; ob ihn wohl die Natur nicht greifet oder fasset, so wenig die Luft kann den Sonnenglanz fassen; so müssen wir doch sagen, daß die Natur sei in seinem Willen erboren, und eine Sucht sei aus der Ewigkeit: Denn wo kein Wille ist, da ist auch kein Begehren. — 5. So ist aber in Gott ein ewiger Wille, der er selber ist, sein Herz oder Sohn zu gebären, und derselbe Wille machet die Rügung oder den Ausgang aus dem Willen des Herzens, welches ein Geist ist: Also daß die Ewigkeit in dreien ewigen Gestalten stehet. 13. Erstlich ist die ewige Freiheit, die hat den Willen und ist selber der Wille. Nun hat ein jeder Wille eine Sucht etwas zu tun oder zu begehren, und in demselben schauet er sich selbst; er siehet in sich in die Ewigkeit, was er selber ist; er machet ihm selber den Spiegel seinesgleichen; denn er besiehet sich, was er ist, so findet er nun nichts mehr als sich selber, und begehret sich selber. — 14. Das ist die andere Gestalt, die begehrend ist und hat doch nichts als sich selbst: So zeugt sein Begehren das Modell seines Willens in sich, und schwängert sich selber, daß also eine Finsternis oder Überschattung im Willen wird, welches der Wille auch nicht haben will, sondern das Begehren: Die Sucht macht das und ist auch nichts,

das das Begehren verzehren oder vertreiben mag. Denn was vor dem Begehren ist, außer der Sucht, das ist frei und ein Nichts und da es doch ist: So es aber etwas Erkenntliches wäre, so wäre es ein Wesen, und stünde wieder in einem Wesen, das das gäbe. So es aber ohne Wesen ist, so ists die Ewigkeit, das ist gut, denn es ist keine Qual, auch hats keinen Wandel, sondern ist eine Ruhe und ewiger Friede. — 23. So ist nun ein Begehren, scharf und ziehend und machet die dritte Gestalt, nämlich eine Regung in sich selber, und ist der Urstand der Essentien, daß im Auge und im Willen Essentien sind, und der Wille mags doch auch nicht leiden, daß er gezogen wird: denn sein eigen Recht ist stille sein und das Auge im Zirkel in der Kugel halten und kann sich auch nicht wehren vorm Ziehen und vorm Erfüllen; denn er hat nichts, damit er kann sich wehren, als das Begehren. — 28. Und die vierte Gestalt macht es selber, als den Blitz, denn die Freiheit ursachet das, und das ist der Anzünder der Angstqual; denn das Begehren in der Finsternis will nur die Freiheit haben. So ist die Freiheit ein Licht ohne Schein, ist gleich einer hochtiefen blauen Farbe, mit Grün gemenget, da man nicht weiß, was das für eine Farbe ist, denn es sind alle Farben darinnen; und das Begehren in sich selber in seiner strengen Angst und Schärfe bricht die Farben und macht in sich den schrecklichen verzehrenden Blitz und verwandelt ihn nach der Angst, daß er rot wird. So lässet sich doch auch die Freiheit im Begehren nicht binden oder fangen, sondern sie wandelt sich vom roten Blitze im Lichte in einen Glanz der Majestät: Und das ist in der Freiheit eine erhebliche große Freude. — 34. Gott ist zusammen ein Geist, und stehet von

Ewigkeit in dreien Anfängen und Enden, und nur in sich selber: ihm ist keine Stätte funden, und hat auch nichts in sich, das ihm gleichet; es ist auch nichts, das etwas mehrers könnte suchen und offenbaren, als sein Geist; der offenbaret sich von Ewigkeit in Ewigkeit immer selber: er ist ein ewiger Sucher und Finder, als nämlich sich selber in großen Wundern; und was er findet, das findet er in der großen Kraft. Er ist das Eröffnen der Kraft, sein ist nichts gleich, und ihn findet nichts, als nur was sich in ihn anneiget, das gehet in ihn ein, was sich selber verleugnet, daß es sei; so ist der Geist Gottes darinnen alles, denn es ist ein Wille im ewigen Nichts, und ist doch in allem wie Gottes Geist selber. — 35. Und das ist das höchste Mysterium, und darum, so ihr dies wollet finden, so suchets nicht in mir, sondern in euch selber, aber nicht in eurer Vernunft, die muß sein als tot, und euer begehrender Wille in Gott: so ist doch in euch das Wollen und Tun, so führet der Geist Gottes euren Willen in sich, so möget ihr alsdann wohl sehen, was Gott ist... — 36. Ich ermahne euch brüderlich, daß ihr es nicht also schwer suchet. Ihr werdets nicht also mit Forschen ergründen, wiewohl ihr von Gott erkannt und lieb seid und euch auch dieses darum gegeben wird zu einer Richtschnur: So habe ich doch keine Gewalt außer mir euch zu geben; allein folget meinem Rate und gehet aus eurem schweren Suchen in der Vernunft aus, in Willen Gottes, in Gottes Geist, und werfet die äußere Vernunft weg, so ist euer Wille Gottes Wille, und Gottes Geist wird euch suchen in euch. — 37. Und so er euren Willen in sich findet, so offenbaret er sich in eurem Willen, als in seinem Eigentum: denn so ihr den los gebet, so ist er sein; denn er ist alles, und wenn er gehet,

so fahret ihr fort, denn ihr habet göttliche Macht: alles, was ihr dann forschet, da ist er innen, so ist ihm nichts verborgen; also sehet ihr in seinem Lichte, und seid sein. — 38. Lasset euch keine Furcht schrecken, es ist nichts, das euch das könne wegnehmen, als eure Imagination; die lasset nicht im Willen, so werdet ihr Gottes Wunder in seinem Geiste wirken... — 74. Denn diese Welt ist eine materialische Sucht aus der ewigen und ist in der Schärfung als im Verbo Fiat durch den Wasser-Himmel materialisch greiflich worden, wie an Erde und Steinen zu sehen: Und das Firmament mit den Elementen ist noch die Sucht und suchet das Irdische, denn es kann nicht zurück ins Ewige greifen. Denn alle Wesen gehen vor sich, bis so lange das Ende den Anfang findet, dann verschlingt der Anfang das Ende wieder und ist als es ewig war, ohne daß das Modell bleibet, denn das Modell ist aus dem Ewigen, daraus die Schöpfung ausging in ein Wesen, gleich dem Wunderauge Gottes. — 80. So wir gründlich wüßten die Stunde des sechsten Tages, in der die Schöpfung ist vollendet worden, so wollten wir euch das Jahr und Tag, verstehe des Jüngsten Tages, darstellen; denn es schreitet keine Minute darüber, es hat sein Ziel, das stehet im innern Circul verborgen. — 99. Denn ein Begehren ist Sucht, und in der Sucht stehet die Figur der Sucht: Die Figur machet die Sucht offenbar. Also wohnet der Geist auch in seiner eigenen Figur, in der Kraft und im Lichte der Majestät, und ist eine Bildnis nach Geistes Eigenschaft. — 100. Nicht ist der Geist die Bildnis, sondern die Sucht und sein Begehren ist die Bildnis; denn er wohnet in sich selber in seiner Sucht und ist eine andere Person in seiner Figur, als der Kraft Figur, und nach diesem

Wesen wird Gott dreifaltig in Personen genannt. — 185. Die Seele urstandet im Feuerleben; denn ohne die Feuerquelle bestehet kein Geist, und gehet mit ihrem eigenen Willen aus sich durch den Tod, das ist, sie achtet sich als tot, und ersinket in sich selber als ein Tod, so fällt sie mit ihrem Willen durch des Feuers Principium in Gottes Lichtauge, da ist sie des Heiligen Geistes Wagen, darauf er fähret.

Aus der von Hans Kayser herausgegebenen Böhme-Auswahl, die in der Sammlung „Der Dom. Bücher deutscher Mystik" erschien.



JACOB GRIMM / DIE ELSASSER

Geschrieben 1814

ES ist so grundfalsch, zu behaupten, der Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden und gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz allen angeklebten französischen Affischen und der umlaufenden Garnison. Jeder, der sich im tieferen Deutschland aus einer Fürsten- in eine freie

Reichsstadt versetzt, aus Hannover nach Bremen, aus Cassel nach Frankfurt, wird das verstehen, weil er dabei etwas Ähnliches, wenn auch Schwächeres gefühlt hat. Die Masse ist in den Reichsstädten reiner, freier und sich treuer geblieben. Ebenso ist ein deutscher Volksstamm vor dem andern stärker, härter und ungetrübter; denn zusammenhängt am festesten, was schon lange zusammengehangen und miteinander eine Geschichte gehabt hat. Darum sind uralte und fast heilige Namen in Deutschland, wie Sachsen, Thüringen, Hessen, Franken, Bayern, ein voller Laut, wobei sich mehr im Herzen regt, als wenn man von Württembergern, Badnern, Darmstädtern hört, denen etwas Volksmäßiges, Sittliches gebricht, was sie sich mit dem besten Willen nicht einmal selber geben könnten. Ein solcher gesunder, haltfester Schlag Menschen sind auch die Elsasser; seit er vor mehr als hundert Jahren schmählich von Kaiser und Reich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrechterhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht.

Fragt man nach der Sprache, die deutsche ist überall die herrschende, selbst unter den Vornehmen die häusliche, trauliche; daß mehr Französisch als vor fünfzig Jahren gesprochen wird, folgt unvermeidlich, besonders aus der alles mischenden, mengenden Revolution; leicht aber ist verhältnismäßig mehr Französisch in Mainz oder Koblenz im Verlauf von zwanzig Jahren eingedrungen, als in Straßburg seit der ersten Besitznahme. Wir alle nennen das Französische nur französisch, der Elsasser nennt es immerfort lieber welsch; und welsch und

fremd, unheimlich und unvereinlich ist es ihm, Gott sei Dank, bisher geblieben[1].

Was von der Hauptstadt gilt, gilt auch von dem mit Unrecht verleumdeten Colmar, worin bloß soviel Beamtenvolk aus Frankreich nisten soll; und nun gar vom Land und dem herrlichen Gebirgsstrich, wo man die ganze gründliche deutsche Art und unser stilles, dauerndes Wesen wiederfindet.

Es ist ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergessen: was unsere Sprache redet, ist unseres Leibs und Bluts und kann undeutsch heißen, allein nicht undeutsch werden, solange ihm dieser Lebensatem aus und ein geht.

Was schlägt es uns aus, daß ein paar gereizte Bauern und meinetwegen Dorfschaften, gedrangsalt vom Krieg und Kriegsnot, und vielleicht be-

---

[1] Man wisse zu unterscheiden dieses Bequemen zum Französischen aus Zwang und Not von der Lust dazu aus Albernheit und Verkennung des Vaterlandes an deutschen Höfen und unter dem Adel. Jetzt wird bald immer mehr die Volksmeinung einen Makel setzen auf alles französische Kauderwelschen, auch ist es heilsamer aus allgemeinem Widerwillen gegen alles, was uns aus diesem Lande kommt, und der sich vorerst lange gar keine Gründe schuldig ist, im Einzelnen ungerecht zu sein, als es dem großen Unheil zu überlassen, ob es einzelnes Gutes stiften möge. Stumpfen und Verkehrten sollte wenigstens durch eine hohe Besteuerung französischer Sprach- und Tanzmeister, Bonnen und Akteurs die Lust benommen werden und unsere Diplomaten sollten auch endlich einmal lernen einsehen, abzusehn von ihrem Unstolz, welches Übergewicht der Feind durch seine abgeschliffene Sprache behauptet und was er damit erschleicht. Es ist nützlich, mehrere Sprachen zu verstehen, aber stets gefährlich und unnatürlich, eine fremde ebenso gut sprechen zu wollen wie die mütterliche, weswegen es den Deutschen, daß ihnen mehr als andern das Geschick dazu fehlt, zu einem innern Lobe gereicht.

handelt, wie nur die verdient haben, zu welchen man sie jetzt auch innerlich gesellen will, gesagt haben sollen, sie begehrten keine Rückkehr zu uns, sondern lieber wie bisher zu bleiben? Dergleichen alles kann ein elsasser Bauersmann, und nicht bloß ein elsasser, sondern ein pfälzischer, trierischer geredet und geglaubt haben, ohne daß er im geringsten französisch wäre, und man brauchte nur aus andern öffentlichen Äußerungen dem Einzelnen anderes Einzelnes entgegenzustellen. Mit dem wahren deutschen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst, und da ist sie an ihrer Stelle, wenn sie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt. Dem Landmann liegt zunächst, was seinen Hausstand und seine Persönlichkeit anrührt, am Herzen; über alles Weitergehende, Öffentliche ist seine Meinung seltener, und darum unverdorben und gut; aber sobald der rechte Punkt getroffen wird, bricht sie aus, und es gibt Deutschgesinnte in großer Menge, die es nie gewußt oder überlegt haben, daß, noch warum sie es sind. Bei dem elsassischen Volk kommt hinzu, daß es vor der Revolution in vielem Äußeren gelind und mild regiert und bei manchen seiner Eigentümlichkeiten und Rechte gelassen worden war, wie nicht andere Länder mitten in Deutschland. Das Andenken hieran, neben dem Bewußtsein der langen, äußerlich gewohnten und gesetzlich anerkannten französischen Oberherrschaft, hat eine nicht so wegzuleugnende Rechtlichkeit, und darf dem gemeinen Manne, wenn ihm etwa Rheinbündner hoch und zierlich von Deutschland redeten, nicht vorgeworfen werden; der gebildete Elsasser sieht freilich weiter und drüber hinaus. Nur in e i n e m Gefühl waren Vornehme,

Bürger und Bauern einig, in der entschiedenen Abneigung vor dem badischen und württembergischen Unwesen, das sie tagtäglich vor Augen sahen, und woran bald näher teilnehmen zu müssen man ihnen Aussicht machte. Für eine freie, eigene Verfassung stimmen sie alle, die fast nichts mehr vom Adel (abgetragenem und abgestandenem) wissen, wie er im nördlichen Deutschland neuerdings wieder spuken will, und welche die Revolution selbst darin bestärkt hat, den offenen Blick auf ihre innere Einrichtung zu erhalten. — Das andere, daß Straßburger Bürger nicht mehr zum Brunnen nach Baden herüber wollen, ist nun gar ein Spaß, wenn es etwas mehr bedeuten soll, als ganz persönlich liegende Erwiderungen von Unnachbarlichkeiten. So hörte ich in Straßburg erzählen, daß ich weiß nicht mehr ob das württembergische oder badische Offizierkorps unter anzüglichen Ausdrücken für die Elsasser öffentliche Weisung empfangen hätte, diese Stadt zu vermeiden.

Die Elsasser sind und hören uns von Gott und Rechts wegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führe. Die Geschichte hat nicht vergessen, aber ihre Herzen längst (wie Kinder auch sollen gegen ihre Mutter), daß die vom Feind geängstigte, Kaiser und Reich um Hilfe flehende Stadt ohne Erbarmen gelassen wurde; wohl aber wissen noch die Straßburger, wie der höhnische Louvois, aus Verachtung ihrer angestammten Reichsfreiheit, nicht einmal Bedingungen abschließen wollte, endlich ein Blatt aus einem alten Buche riß, etwas darauf kritzelte und darauf durch das kleine Pförtchen seinen ersten Einzug hielt...

ERNST BERTRAM / STRASSBURG

I

Gramvolles Wunder unsres Horizonts.
Geliebteste, wo deine ewige Nadel
Sich bohrt in unsern Himmel, unser Herz,
Stadt unsrer Buße: o wie ging ehmals
Ein Betgebirge roter Seligkeit
Die Münsterfabel, träufelnd Abendblut,
Dem Knaben auf!
Wie sauste Hochwind um erhitzte Stirn,
Da weiße Vögel über Dächerrot
Schwarzsegelnd stiegen, rings die Edelschau:
Ein Himmel und Ein Tal, Ein Strom, Ein Volk!
Nun werden wir
Mit Leibesaug das Wunder nicht mehr grüßen,
Allmondlich zwingt allein uns Trauerwahn
Traumgassen durch zur ungeheuren Wand,
Und ewig reißt dein roter Heimwehstrahl
Uns überm Strom
Den späten Himmel auf — und unser Herz.

II

Allzu getreue Stadt, du deines Volks
Unselig liebes Abbild: dich verleugnend
Wie bist du unser! Die beraubten Brüder
Bespeiend, Ausgetriebene eignen Bluts,
Heiligen Laut verpönend guter Ahnen,
Zujauchzend dunklen Fremden ohne Sieg:
Wie bist du Wir! vom bösen Gott des Nords
Mit solchem Spruch begabt, daß ewig nur
Nahbrüderliche Hand uns meucheln muß.

Du läßt verwaisen ihres Mutterlauts
Jahrhundertgassen deines Kinderspiels,
Und, einstens Mehrerin des heiligen Klangs,
Formst du den eignen Knaben fremde Lippen,
Verleugnest strenge Meister deines Morgens,
Errötest deinem Namen — doch nur mehr
Dadurch uns zugefremdet, unserste
All unsrer Städte, bleibst du unser durch
Abschwörung deiner selbst, wie wir, wie wir.

Aus dem Gedichtbuch gleichen Namens.



JOHANNES R. BECHER / DEUTSCHLAND

Jahrhundert du in Rot! ... und ihr die ohnmächtigen Getürme der Städte zerflackert.
Säulen aus Frevel und Mord. Schillernde Lauge, zerätzende Böen vergifteter Asche peitschende Geräte und Herd.
Wo die Tempel verdorrten. Die paradiesischen Örter Beute der kreischenden Horden. Wer hört?
Und schaute fiebernd nah mit Sintflut schwefelgrell der Wende schwarzen Wind, der kämmte keifend meerwärts eueren letzten Acker.

Leucht-Gebirge, die bröckeln und schrumpfen und blassen —
Schiffe um Schiffe die stumpfen Gestade verlassen —
Atem der Würze, der trübt sich und fault und versiegt —
Kind um Kind sei in den Tod gewiegt!

Seuchen und Sümpfe. Entwurzelter Stamm. Und vertrieben —
Hoch um spitze Klippe zäh klebt Fremdling dein Zelt.
Fegt Sturmgeheul dich aus? Die Flüchtlinge schrieben
Schemen aus Splitter und Knochen. Verwaist und zerschellt.

Qualmende Sonne, du stichst in erblindete Scheiben.
Quälender Kerker. Wer schüttet die Nacht übers Land?!
Wer wer läßt die Flöße plötzlich rasend alle abwärtstreiben?
Schlinggewächs. Saugende Schlucht. Zerfressene Hand. Es wandert jede Wand.

O Labyrinth! o Beil! Geripp!! Zerklüftete Bezirke.
Die Wildnis. Überschwemmung. Erdrutsch. Stoß um Stoß.
Die Ställe brüllen auf. Ich sah den Knecht den Herrn erwürgen.
Die Fessel schleift. Und alle Felsen rissen sich vom Grunde los.

Und Leichenbäche. Beulen. Abgefetzte Häute.
Hohlräume klaffend. Vom Gestirn durchfleckt.
Gewundene Krüppel. Feste morscher Bräute.
Gelächter steil. Mit Menschen-Fackeln Plätze rings besteckt.

Chausseen. Fluchten. Biwak und Bagagen.
Zehntausend die erstickten blöd im Kot.
Horn du des Hangs: dein großes Rückzugsblasen!
Ein Blitz. Die Steppe loht! ... Jahrhundert du in Rot!!

Jahrhundert du in Rot! O Brunst! Verzweiflungs-
schächte voll Grimassen.
Verloren ist das Reich. Vergilbt. Ein Raub das Reich.
Wer ruft?! Der Rotte Retter?!... Sänger über
Wassern.
Wer glaubt?! Das Volk hockt taub. Verachtet euch!

Jahrhundert du in Rot! verlorenes Reich!
Wir warten. Frager ohne Ende. Wo?! Geschieht
ein Zeichen?!
Die Reihe schwankt. Die besten Heere weichen.
Phantom du des Verfalls: o Mond aus Eis: du aber
kreist und reifst und schwirrst und bleichst — —

Verlorenes Reich: Gespinst nur noch. Zerfleischt
von Hagelruten.
In Unrat und Gespenster du verstrickt. Wer hemmt
den Fall?!
Europas Völker müssen sich verbluten.
Wer knüpfte es?! Wer deutet's aus?!... Wen
drosselt nicht der Schwall

Der Trommeln und Getrümmer, Lawa-Wucht und
Sieden
Und Böller der Orkane kreuz und quer?!
Verlorenes Reich! Wer soll die Heimatlosen hüten?!
Dein Namen ward gelöscht. Ur-Laut... und Gottes
schwermut-alte Dunkelheiten wieder.
Kraut. Strom. Kein Hauch. Die braunen Ufer.
Rinnen... wüst und leer. — — —

Wer singt?! Was ist ein Lied?!... Ein ungetilgter
Mund.
Gestrüpp aus Harnisch, Speeren. Helm im Ast. Im
Schilf ein Boot.
Was giltst du Tod?! Die Pinien treiben frei aus
unseren Händen.

Vergiß dich! O verlasse dich! Du loderst ungenannt.
Fromm und Legende. Und wanderst unbeschuht.

Was giltst du Tod? Ich wittere mich. Versammelt euch! O Abschied! Höchste Feier.
Ihr Freunde seid bereit. Des Ein-Sinns rätselvoller Krug vergießt sich unerschöpft auf jedem Tisch.
Sie aber träumten dennoch Jahre dumpf, Gewühl und Krampf, vom Neuen Bund.
Du singst! Du singst! Ein Lied! Das Völkerlied! Was gilt ein Tod?!...

Klänge geflügelter Zinnen und Gletscher! Und Klänge aus platzendem Gold!
Klänge aus Urwald und Süden. Klänge: Katarakte zinnober.
Klänge fanatischer Glut. Afrikanische Ernten... Es rollt:
Klänge: Gewitter! Seraphische Märsche! Tollgelb geweiht und erobernd.

Klänge ihr: sprühendes Harz! Klänge vom göttlichen Wahn!
Klänge! Aufspringen die Engen! O Aufschwung! Gesang der Verscharrten.
Klänge: es schimmern die Palmen. O Wüste: entzündeten Plans!!
Klänge... im Saftspiel der Wiesen. Zu Füßen des Engels. Die Kunde von silbernen Fahrten.

Klänge der Antwort. Klänge der klanglosen Ruh.
Klänge — es schmettern die Sphären —: und über Gesetz und Gezeiten.
Klänge: durch Wirbel des Lichtrauschs dem Ewigen Einklang zu!
Gestalten zerfließen. Gepriesen die formlosen Weiten!

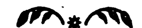
Was gilt ein Tod?! Visionen, Töne, Zonen, Horizonte, Tänze ohne Ende!
Granitene Küsten. Blendend. Erfüllt ist mein Gedicht! O Ein-Wort! Sage. Glatte Flut.
O Freude jauchzt! Himmlischer Jüngling schulterschmal und kühn, der die Getränke mischt.
Gewölke und Gewölb. O Lippen! Küsse seligen Brands. Die sterndurchklirrte Leier.

Was gilt ein Tod?! Durchtaut erlöst versöhnt und heiter-trunken — —
Die Locke weht ein Blatt. Die ungescheuchte Herde überschweift mein Haupt. Geheimnis nie erforscht: o Schlafgebiet!
Die Gräber sprießen unterm Grün. Das Feld ist satt. Der Samen stäubt. Es keimt o Volk dein Funken!
Die Welt erwacht!! Die Spötter knien. Bekehrt von deinem Lied.

Aus dem neuen Buche „Um Gott“.

GOTTFRIED KELLERS LETZTES GEBET

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, o so nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — — — Ich spähe weit, wohin wir fahren.“



BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAGE

Das nachstehende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl aus den Werken des Verlages. Das vollständige Verlagsverzeichnis ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst zum Preise von 30 Pf. zu beziehen.

* DER ACKERMANN UND DER TOD. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz. Faksimilierte Ausgabe des ersten Druckes mit fünf handkolorierten Holzschnitten in 320 numerierten Exemplaren. In Pergament M 350.—; in Halbpergament M 175.—.

* AKSAKOW -SERGEI TIMOFEJEWITSCH: FAMILIEN-CHRONIK. Nach Raczynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* ANDERSEN-NEXÖ -MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. 4.—13. Tausend. In Halbleinen M 26.—.

* ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* ARCOS -RENÉ: DAS GEMEINSAME. Übertragen von Friederike Maria Zweig. Mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel. In Pappband M 18.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier in Leder M 150.—.

* ARNIM -ACHIM VON: WERKE. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M 36.—; in Halbleinen M 45.—.

* (ARTHURS TOD:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von seinen edeln Rittern vom Runden Tisch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller schmerzlichen Tode und Abscheiden von dieser Welt, welches Buch ins Englische gebracht wurde durch den Ritter Sir Thomas Malory. Übertragen durch Hedwig Lachmann. Einleitung von Severin Rüttgers. Drei Bände. In Pappbänden M 40.—.

* BAHR -HERMANN: ESSAYS. Dritte Auflage. In Pappband M 22.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Pappbänden M 24.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14. bis 23. Tausend. In Pappbänden M 40.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: TANTE LISBETH. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M 25.—; in Halbpergament M 50.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: VERLORENE ILLUSIONEN. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 55.—.

* BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M 8.50.

* BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M 11.—.

* BECHER -JOHANNES R.: DAS NEUE GEDICHT. In Pappband M 11.—.

* BECHER -JOHANNES R.: UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Aus dem Vorklang.) In Pappband M 20.—.

* BERGMANN -ANTON: ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—6. Tausend. In Pappband M. 10.—.

* BERTRAM -ERNST: GEDICHTE. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* BERTRAM -ERNST: STRASSBURG. Ein Kreis. In Pappband M 10.—.

* BIERBAUM -OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler-Worpswede. 66.—75. Tausend. In Pappband M 12.—.

* BINDING -RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. 10.—14. Tausend. In Pappband M 15.—.

* DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 11.—14. Tausend. In Pappband M 16.—.

* BOCCACCIO -GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Revidierte Übertragung von Albert Wesselski. Neugestaltung der Gedichte von Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. 21.—30. Tausend. Dünndruckausgabe in einem Bande (1080 Seiten). In Leinen M 45.—; in Leder M 120.—.

* BÖHME -JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 48.—.

* DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden. Druckleitung, Titel- und Einbandzeichnung von E. R. Weiß.

Erste Serie (Bd. I—III), enthaltend „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren". 4.—7. Tausend. In Pappbänden M 40.—; in Halbpergament M 120.—.

Zweite Serie Bd. IV: „Weisheit und Torheit". In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 40.—.

Band V und VI: „Dämonengeschichten" und „Fromme und Heilige" werden 1921 erscheinen.

* BRAUN -FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M 9.—.

* BUBER -MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* BUBER -MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* BUBER -MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* DAS BUCH DER FABELN. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 50.—.

* BÜCHNER -GEORG: WOYZECK. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. 520 numerierte Exemplare. In Leder M 160.—; in Halbpergament M 70.—.

* BÜRGER -GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbpergament M 100.—.

* DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. 17.—26. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* CORTES -FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* COSTER -CHARLES DE: BRIEFE AN ELISA. Übertragen von G. Goyert. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—.

* COSTER -CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von A. Wesselski. 21.—30. Tausend. In Pappband M 16.—, in Halbpergament M 40.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. (Eine neue Auflage auf Dünndruckpapier befindet sich in Vorbereitung.)

* DÄUBLER -THEODOR: HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M 9.—.

* DÄUBLER -THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* DÄUBLER -THEODOR: LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. Zweite Auflage. In Pappband M. 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: MIT SILBERNER SICHEL. Zweite Auflage. In Pappband M 14.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DER STERNHELLE WEG. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DIE TREPPE ZUM NORDLICHT. Gedichte. In Pappband M 8.50; in Leder M 100.—.

* DÄUBLER ·THEODOR: WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. In Pappband M 10.—.

* DESBORDES-VALMORE ·MARCELINE. Das Lebensbild einer Dichterin von Stefan Zweig. Mit Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. In Pappband M 20.—.

* DEUTSCHE CHANSONS. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108.—118. Tausend. In Pappband M 8.50.

* ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M 24.—; in Halbpergament M 50.—.

* DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Ganzleinen M 220.—.

Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M 38.—):

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne, Phiz u. a.

Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.

Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buss und Phiz.

Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne.

Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Hablot K. Browne.

Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 76 Federzeichnungen von Cruikshank, Leech u. a.

* EHRENSTEIN ·ALBERT: BERICHT AUS EINEM TOLLHAUS. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers" umgearbeitet. 3.—7. Tausend. In Pappband M 10.—.

* ELI. Nach der Schrift neugeordnet v. M. J. bin Gorion. Verdeutscht von Rahel Ramberg. Mit 3 Steinzeichnungen von Lovis Corinth. 150 numerierte Exemplare. In Pappband M 160.—.

* FECHNER ·GUSTAV THEODOR: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom

Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M 26.—; in Halbpergament M 46.—.

* FICHTES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M 14.—.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: GESAMMELTE WERKE. Fünf Bände. In Pappbänden M 60.—.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: AUSGEWÄHLTE NOVELLEN. Zwei Bände. In Pappbänden M 30.—.

* FRANK -LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 11.—15. Tausend. In Pappband M 12.—.

* FRANK -LEONHARD: DIE URSACHE. Roman. 11. bis 15. Tausend. In Pappband M 14.—.

* GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. Zweite Auflage. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

* GLASER -CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Zweite Auflage. Mit 36 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M 40.—.

* GLASER -CURT: LUCAS CRANACH. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M 60.—.

* GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 9.—11. Tausend. In Halbleder M 90.—.

* GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 49. bis 58. Tausend. In Pappband M 30.—.

* GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 400.—.

* GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 76. bis 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Leder M 60.—.

* GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 50.—.

* GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11.—20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 45.—; in Leder M 150.—.

* GOETHES LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.—20. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbleder M 34.—.

* GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Zweite Auflage. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 30.—; in Leder M 100.—.

* GOETHES ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. 11. bis 20. Tausend. In Leinen M 24.—.

* GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—10. Tausend. In Leinen M 20.—.

* GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage. (Befindet sich im Neudruck.)

* GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M 16.—.

* BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rat. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. 51.—57. Tausend. In Pappband M 10.—.

* GOGOL -N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Eine Erzählung. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. In Pappband M 28.—.

* GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* GUÉRIN -MAURICE DE: DER KENTAUER. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—.

* HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* HARDT -ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 5. bis 7. Tausend. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von Marcus Behmer. 16.—18. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HARDT -ERNST: DER KAMPF UMS ROSENROTE. Ein Drama in vier Aufzügen. Dritte Auflage. In Pappband M 14.—.

* HARDT -ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama in fünf Akten. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 31. bis 38. Tausend. In Leinen M 20.—; in Leder M 100.—.

* HOFFMANN -E. T. A.: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—.

* HOFMANNSTHAL -HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 31.—40. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HÖLDERLIN: DER TOD DES EMPEDOKLES. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. In Pappband M 8.50.

* HOLZ -ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M 60.—; in Halbpergament M 100.—.

* HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 14.—.

* HUCH -RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 10.—13. Tausend. In Pappbänden M 60.—; in Halbleinen M 75.—.

* HUCH -RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 9.—12. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* HUCH -RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Ein Roman in Briefen. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* HUCH -RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Pappband M 16.50.

* HUCH -RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 6.—8. Tausend. In Pappband M 16.—.

* HUCH -RICARDA: MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" siebente Auflage. In Halbleinen M 20.—.

* HUCH -RICARDA: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. In Halbleinen M 16.—.

* HUCH -RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Siebente Auflage. In Pappband M 12.—.

* HUCH -RICARDA: WALLENSTEIN. 10.—12. Tausend. In Pappband M 12.—.

* (HUMBOLDT:) DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Pappband M 22.—; in Halbleder M 45.—.

* HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 16. bis 20. Tausend. In Pappband M 10.—.

* DAS INSELSCHIFF. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags. Erster Jahrgang. In Pappband M 20.—; in Halbpergament M 36.—.

* JACOBSEN -JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14.—21. Tausend. In Leinen M 40.—.

* JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. 10.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* KANTS SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von Felix Groß. Sechs Bände. Taschenausgabe in Format und Schrift der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. Jeder Band in Leinen M 30.—.

* KASSNER -RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M 20.—.

* KASSNER -RUDOLF: MELANCHOLIA. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—.

* KASSNER -RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: ZAHL UND GESICHT. In Pappband M 15.—.

* KATHARINA II., KAISERIN VON RUSSLAND: MEMOIREN. Ausgabe in einem Bande. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.—10. Tausend. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Herausgegeben von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 48.—.

* KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. Zeichnung der Zierstücke, des Titels und des Einbandes von Walter Tiemann. Dritte Auflage. In Pappband M 18.—.

* LACLOS -CHODERLOS DE: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 32.—; in Leder M 120.—.

* LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. Fünfte Auflage. In Pappband M 14.—; in Halbpergament M 36.—.

* LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von Lucas Cranach. In Halbleinen M 40.—.

* MAYR -HETTA: MESSIADE. In Halbleinen M 18.—.

* MOMBERT -ALFRED: DIE BLÜTE DES CHAOS. In Pappband M 16.—.

* MOMBERT -ALFRED: DER DENKER. Gedichtwerk. Zweite Auflage. In Pappband M 16.—.

* MOMBERT -ALFRED: DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. In Halbleinen M 12.—.

* MUNK -GEORG: IRREGANG. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M 12.—.

* MUNK -GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M 14.—.

* DIE NACHTWACHEN DES BONAVENTURA. Herausgegeben von Franz Schultz. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* NIETZSCHES BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zwei Bände. In Halbleinen M 28.—.

* NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 16.—.

* FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli. In Halbleinen M 18.—.

* NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—.

* PFISTER -KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M 24.—.

* PHILIPPE -CHARLES-LOUIS: GESAMMELTE WERKE. In deutscher Übertragung. Sechs Bände. Herausgegeben von Wilhelm Südel. In Pappbänden M 50.—.

Einzelausgaben:

Bübü. Roman. In Pappband M 9.—.

Die kleine Stadt. Novellen. In Pappband M 8.—.

Der alte Perdrix. Roman. In Pappband M 8.—.

Marie Donadieu. Roman. In Pappband M 10.—.

Croquignole. Roman. In Pappband M 9.—.

Mutter und Kind. Roman. In Pappband M 8.—.

* PONTOPPIDAN -HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. In Pappbänden M 25.—; in Ganzleinen M 36.—.

* PONTOPPIDAN -HENRIK: TOTENREICH. Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M 32.—.



* PRÉVOST D'EXILES -ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von Rud. G. Binding. Mit 4 Bildern von Franz von Bayros. Vierte Auflage. In Pappband M 15.—; in Halbleder M 36.—.

* PULVER -MAX: AUFFAHRT. Gedichte. In Pappband M 8.—.

* PULVER -MAX: IGERNES SCHULD. In Pappband M 8.—.

* PULVER -MAX: MERLIN. In Pappband M 8.50.

* RIEMER -FRIEDRICH WILHELM: MITTEILUNGEN ÜBER GOETHE. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Abbildungen. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

* RILKE -RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 7.—9. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DIE FRÜHEN GEDICHTE. Fünfte Auflage. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DAS BUCH DER BILDER. 16.—19. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: NEUE GEDICHTE. 10.—14. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. Fünfte Auflage. In Pappbd. M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 30.—39. Tausend. In Halbleinen M 16.—.

* RILKE -RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) Dritte Auflage. In Pappband M 7.—.

* RILKE -RAINER MARIA: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 19.—23. Tausend. In Pappband M 14.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 13.—17. Tausend. In Pappband M 28.—.

* RILKE -RAINER MARIA: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. 26.—30. Tausend. In Halbleinen M 24.—.

* (RILKE -RAINER MARIA:) DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen von Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* RUISBROECK -JAN VAN: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT. Aus dem Flämischen übertragen und herausgegeben von Friedrich Markus Huebner. Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in den Kriegsjahren 1916—1918 in einer einmaligen Auflage von 500 numerierten Exemplaren auf van Gelder-Bütten. Nr. 1—50 in Pergament mit der Hand gebunden (vergriffen); Nr. 51—500 in Halbpergament M 90.—.

* SACHS -HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Dritte Auflage. Zwei Bände. In Halbleinen M 50.—; in Halbpergament M 90.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtungen. In Pappband M 24.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M 9.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M 8.—; in Pappband M 14.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 4.—6. Tausend. In Pappband M 14.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 4.—7. Tausend. Geheftet M 6.—; in Pappband M 12.—.

* SCHEFFLER -KARL: BISMARCK. Eine Studie. In Pappband M 9.—.

* SCHEFFLER -KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Bildertafeln. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—.

* SCHEFFLER -KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M 40.—.

* SCHEFFLER -KARL: ITALIEN. 7.—9. Tausend. Mit 118 Bildertafeln. In Halbleinen M 56.—.

* SCHEFFLER -KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 22.—



* SCHEFFLER -KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M 8.—.

* SCHENDEL -ARTHUR VAN: DIE SCHÖNE JAGD. Erzählungen. Aus dem Holländischen von Hilde Telschow. In Pappband M 12.—.

* SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 150.—.

* SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 150.—.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M 10.—.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband M 7.50.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: SPRÜCHE IN REIMEN. Mit Titelvignette, Umschlagrahmen und Zierleisten von Heinrich Vogeler-Worpswede. Geh. M 3.50.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M 4.—.

* SEIDEL -WILLY: DER BUSCHHAHN. Roman. In Pappband M 18.—.

* SEIDEL -WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHAN. Novellen. Zweite Auflage. In Pappband M 18.—.

* SEIDEL -WILLY: DER SANG DER SAKIJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M 12.—.

* SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. Jeder Band in Pappband M 10.—.

Bisher erschienen: Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — Der Sturm.

* STENDHAL -FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): VON DER LIEBE. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier in Ganzleinen M 30.—; in Leder M 120.—.

* STIFTER -ADALBERT: DER NACHSOMMER. In einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 36.—.

* STIFTER -ADALBERT: STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 50.—; in Leder M 200.—.

* STORM -THEODOR: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. Zweite Auflage in vier Bänden auf Dünndruckpapier. In Ganzleinen M 130.—.

* STRAUSS -DAVID FRIEDRICH: ULRICH VON HUTTEN. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 75.—.

* STRAUSS -LUDWIG: WANDLUNG UND VERKÜNDIGUNG. Gedichte. In Halbleinen M 4.50.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: GEDICHTE UND SZENEN. In Halbleinen M 8.—.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: NEUE GEDICHTE. In Halbleinen M 6.—.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 16.—.

* THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M 22.—; in Halbpergament M 42.—.

* THUKYDIDES: GESCHICHTE DES PELOPONNESISCHEN KRIEGES. Übertragen von Theodor Braun. Zwei Bände. In Pappbänden M 36.—; in Halbleder M 80.—.

* TIMMERMANS -FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—10. Tausend. In Pappband M 14.—.

* TOBIA. Nach der Schrift neugeordnet von M. J. bin Gorion. Mit 3 Steinzeichnungen von Max Liebermann. 150 numerierte Exemplare. Nr. 1—30 auf Bütten in Pergament M 400.—; Nr. 31—150 in Pappband M 160.—.

* DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von Joseph Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. Vierte Auflage. In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 30.—.

* TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Dritte Auflage. In Pappband M 14.—; in Halbpergament M 36.—.



* VERHAEREN -EMILE: DREI DRAMEN. (HELENAS HEIMKEHR; PHILIPP II.; DAS KLOSTER.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M 14.—.

* VERHAEREN -EMILE: REMBRANDT. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36. bis 40. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* VERHAEREN -EMILE: RUBENS. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* VERHAEREN -EMILE: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M 12.—.

* VERMEYLEN -AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4. bis 6. Tausend. In Pappband M 10.—.

* VERWEY -ALBERT: EUROPÄISCHE AUFSÄTZE. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. In Pappband M 18.—.

* VERWEY -ALBERT: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M 18.—.

* (VILLERS -ALEXANDER VON:) BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Halbleinen M 40.—.

* VISCHER -FRIEDRICH THEODOR: AUCH EINER. Roman. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* VOGELER-WORPSWEDE -HEINRICH: DIR. Gedichte und Zeichnungen. Vierte Auflage. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Vollständige Ausgabe. Mit 240 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 80.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. 11.—20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Vollbildern. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

* WASMANN -FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M 40.—.

* WILDE -OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 103.—115. Tausend. In Pappband M 22.—; in Halbpergament M 50.—.

* WILHELMINE, MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M 22.—; in Halbleder M 45.—.

* ZOLA -EMILE: ARBEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: FRUCHTBARKEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: WAHRHEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: DER ZUSAMMENBRUCH. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: DAS GELD. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZWEIG -STEFAN: DER ZWANG. Eine Novelle. Mit 10 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage in 460 numerierten Exemplaren. Nr. 1—50 auf Büttenpapier in Leder (Handband) (vergriffen); Nr. 51—460 in Halbpergament M 90.—.

* ZWEIG -STEFAN: DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. Dritte Auflage. In Pappband M 9.—.

* ZWEIG -STEFAN: DREI MEISTER (BALZAC-DICKENS-DOSTOJEWSKI). Zweite Auflage. In Pappband M 18.—.

* ZWEIG -STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. Dritte Auflage. In Pappband M 8.50.

* ZWEIG -STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 14.—18. Tausend. In Pappband M 15.—.



DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen M 18.—,
worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

* ALEXIS -WILLIBALD: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 16.—20. Tausend.

* BUYSSE -CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner.

* CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von Konrad Thorer. Mit einem Nachwort von Hermann Schneider. Zwei Bände.

* COSTER -CHARLES DE: DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

* COSTER -CHARLES DE: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von Albert Wesselski. 11.—20. Tausend.

* DOSTOJEWSKI: DER IDIOT. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

* DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Nötzel. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: DIE TEUFEL. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: NETOTSCHKA NJESWANOWA UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

* DOSTOJEWSKI: SCHULD UND SÜHNE (RASKOLNIKOW). Ein Roman in sechs Teilen mit einem Nachwort. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 11.—20. Tausend.

* EEKHOUD -GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen.

* FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von Arthur Schurig. 26.—30. Tausend.

* FLAUBERT: SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 16. bis 20. Tausend.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGSSÖHNE. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.—20. Tausend.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 49.—58. Tausend.

* GOTTHELF -JEREMIAS: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD. 11.—15. Tausend.

* HOFFMANN -E. T. A.: DER GOLDENE TOPF — KLEIN ZACHES — MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 11.—15. Tausend.

* JACOBSEN -JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Übertragen von Mathilde Mann. 21.—25. Tausend.

* JACOBSEN -JENS PETER: NIELS LYHNE. Übertragen von Anka Matthiesen. 31.—40. Tausend.

* JEAN PAUL: TITAN. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. Zwei Bände.

* LAGERLÖF -SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann. 26.—38. Tausend. Zwei Bände.

* LIE -JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Mathilde Mann.

* MEINHOLD -WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

* MÖRIKE -EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 11.—15. Tausend.

* MORITZ -KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.—10. Tausend.

* MURGER -HENRI: DIE BOHEME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von Felix Paul Greve. 16.—20. Tausend.

* SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 26.—35. Tausend.

* SCOTT -WALTER: IVANHOE. In der Übersetzung von L. Tafel. 11.—15. Tausend.

* SCOTT -WALTER: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von August Schäfer. 11.—15. Tausend.



* SEALSFIELD -CHARLES (KARL POSTL): DAS KAJÜTENBUCH. (Ein Roman aus Texas.) 11.—15. Tausend.
* STREUVELS -STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers.
* STRINDBERG -AUGUST: AM MEER. Übertragen von Mathilde Mann.
* STRINDBERG -AUGUST: DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von Mathilde Mann. 11.—20. Tausend.
* THACKERAY: DIE GESCHICHTE DES HENRY ESMOND, von ihm selbst erzählt. Übertragen von E. v. Schorn.
* TIECK -LUDWIG: VITTORIA ACCOROMBONA. Ein Roman aus der Renaissance.
* TILLIER -CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von Rudolf G. Binding. 11.—15. Tausend.
* TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 11.—20. Tausend.
* TOLSTOI: AUFERSTEHUNG. Übertragen von Adolf Heß. 11.—20. Tausend.
* TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 11.—15. Tausend.
* TUTI-NAMEH ODER DAS PAPAGEIENBUCH. Nach der türkischen Fassung übersetzt von Georg Rosen.
* WEIGAND -WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 11. bis 15. Tausend.
* WILDE -OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. 16.—25. Tausend.

BIBLIOTHECA MUNDI

Jeder Band geheftet M 18.—; in Pappband M 25.—, worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

* BAUDELAIRE: Les Fleurs du Mal.
* BYRON: Poems.
* KLEIST: Erzählungen.
* MUSSET: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).
* РУССКІЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß).
* SANTA TERESA: Libro de su Vida.
* STENDHAL: De l'Amour.

PANDORA

Jeder Band geb. (nach Art der Insel-Bücherei) M 5.—, worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

Bisher erschienen 40 Bände

AMERIKANISCH

EMERSON: On Nature, with Goethes Natur. (4)
IRVING: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)
LONGFELLOW: Evangeline. (18)
POE: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

DEUTSCH

ANGELUS SILESIUS: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)
EICHENDORFF: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)
GOETHE: Hermann und Dorothea. (16)
GOTTHELF: Das Erdbeeri-Mareili. (30)
E. T. A. HOFFMANN: Das Fräulein von Scuderi. (35)
KANT: Zum ewigen Frieden. (3)
SCHILLER: Wilhelm Tell. (12)
STIFTER: Der Waldsteig. (31)

ENGLISCH

ELIZABETH BARRETT-BROWNING: Sonnets from the Portuguese. (17)
BYRON: Marino Faliero. (15)
DICKENS: A Christmas Carol. (With Illustrations by John Leech.) (13)
MACAULAY: Essay on William Pitt. (19)
MILTON: Minor Poems. (28)
POPE: The Rape of the Lock. (11)
SHAKESPEARE: Sonnets. (1)
SHELLEY: The Cenci. (22)

FRANZÖSISCH

BALZAC: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'oeuvre inconnu. (26)
CORNEILLE: Le Menteur. (21)
DE COSTER: Smetse Smee. (40)
GALLAND: Les Aventures d'Haroun-al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)

LA FONTAINE: Fables. (Avec des gravures de Virgil Solis.) (37)
MÉRIMÉE: Carmen. (24)
MOLIÈRE: Le Malade Imaginaire. (2)
MUSSET: Le Fils du Titien; Mimi Pinson. (36)
RACINE: Athalie. (14)
·STENDHAL: Vittoria Accoramboni; Les Cenci (Nouvelles italiennes.) (9)
VILLON: Le Testament. (27)
VOLTAIRE: Zadig. (32)

ITALIENISCH

·BOCCACCIO: Sei Novelle. Con incisioni. (33)
LEOPARDI: Pensieri. (6)
PETRARCA: Trionfi. (20)

LATEINISCH

TACITUS: Germania. (7)

RUSSISCH

ДОСТОЕВСКІЙ: Великій инквизиторъ чортъ. Кошмаръ ивана Өедоровича. ‹DOSTOJEWSKI: Der Großinquisitor. Iwans Alp.› (25)
ТУРГЕНЕВЪ: стихотворенія въ просѣ. ‹TURGENJEFF: Gedichte in Prosa.› (39)

SPANISCH

CALDERON: La Vida es Sueño. (5)
CERVANTES: Rinconete y Cortadillo. (23)

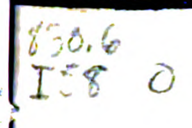
INHALT

Text

Bilder



Ein Insel-Almanach für 1920 ist nicht erschienen.





INSEL

ALMANACH

AUF DAS JAHR

NEUNZEHN

HUNDERTZWEI

UNDZWANZIG

Insel-Almanach

auf das Jahr

1922



Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium für das Jahr 1922

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
in dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
durch Folg' aus Folge neue Kraft;
denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe

	Januar		Februar		März
1	Neujahr	1	Mittwoch	1	Mittwoch
2	Montag	2	Donnerstag	2	Donnerstag
3	Dienstag	3	Freitag	3	Freitag
4	Mittwoch	4	Sonnabend	4	Sonnabend
5	Donnerstag	5	Sonntag ☽	5	Sonntag
6	Freitag ☽	6	Montag	6	Montag ☽
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Dienstag
8	Sonntag	8	Mittwoch	8	Mittwoch
9	Montag	9	Donnerstag	9	Donnerstag
10	Dienstag	10	Freitag	10	Freitag
11	Mittwoch	11	Sonnabend	11	Sonnabend
12	Donnerstag	12	Sonntag ○	12	Sonntag
13	Freitag ○	13	Montag	13	Montag ○
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Dienstag
15	Sonntag	15	Mittwoch	15	Mittwoch
16	Montag	16	Donnerstag	16	Donnerstag
17	Dienstag	17	Freitag	17	Freitag
18	Mittwoch	18	Sonnabend ☾	18	Sonnabend
19	Donnerstag	19	Sonntag	19	Sonntag
20	Freitag ☾	20	Montag	20	Montag ☾
21	Sonnabend	21	Dienstag ·	21	Dienstag
22	Sonntag	22	Mittwoch	22	Mittwoch
23	Montag	23	Donnerstag	23	Donnerstag
24	Dienstag	24	Freitag	24	Freitag
25	Mittwoch	25	Sonnabend	25	Sonnabend
26	Donnerstag	26	Sonntag ●	26	Sonntag
27	Freitag	27	Montag	27	Montag
28	Sonnabend ●	28	Dienstag	28	Dienstag ●
29	Sonntag			29	Mittwoch
30	Montag			30	Donnerstag
31	Dienstag			31	Freitag

	April		Mai		Juni
1	Sonnabend	1	Montag	1	Donnerstag
2	Sonntag	2	Dienstag	2	Freitag ☽
3	Montag	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Donnerstag ☽	4	Pfingstfest
5	Mittwoch ☽	5	Freitag	5	Pfingstmontag
6	Donnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Freitag	7	Sonntag	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Montag	8	Donnerstag
9	Sonntag	9	Dienstag	9	Freitag ○
10	Montag	10	Mittwoch	10	Sonnabend
11	Dienstag ○	11	Donnerstag ○	11	Sonntag
12	Mittwoch	12	Freitag	12	Montag
13	Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
14	Freitag	14	Sonntag	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag
16	Osterfest	16	Dienstag	16	Freitag
17	Ostermontag	17	Mittwoch	17	Sonnabend ☾
18	Dienstag	18	Donnerstag ☾	18	Sonntag
19	Mittwoch ☾	19	Freitag	19	Montag
20	Donnerstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Freitag	21	Sonntag	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag
23	Sonntag	23	Dienstag	23	Freitag
24	Montag	24	Mittwoch	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Donnerstag	25	Sonntag ●
26	Mittwoch	26	Freitag ●	26	Montag
27	Donnerstag ●	27	Sonnabend	27	Dienstag
28	Freitag	28	Sonntag	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Montag	29	Donnerstag
30	Sonntag	30	Dienstag	30	Freitag
		31	Mittwoch		

	Juli	August	September
1	Sonnabend ◑	Dienstag	Freitag
2	Sonntag	Mittwoch	Sonnabend
3	Montag	Donnerstag	Sonntag
4	Dienstag	Freitag	Montag
5	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
6	Donnerstag	Sonntag	Mittwoch ○
7	Freitag	Montag ○	Donnerstag
8	Sonnabend	Dienstag	Freitag
9	Sonntag ○	Mittwoch	Sonnabend
10	Montag	Donnerstag	Sonntag
11	Dienstag	Freitag	Montag
12	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
13	Donnerstag	Sonntag	Mittwoch
14	Freitag	Montag	Donnerstag ☾
15	Sonnabend	Dienstag ☾	Freitag
16	Sonntag	Mittwoch	Sonnabend
17	Montag ☾	Donnerstag	Sonntag
18	Dienstag	Freitag	Montag
19	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
20	Donnerstag	Sonntag	Mittwoch
21	Freitag	Montag	Donnerstag ●
22	Sonnabend	Dienstag ●	Freitag
23	Sonntag	Mittwoch	Sonnabend
24	Montag ●	Donnerstag	Sonntag
25	Dienstag	Freitag	Montag
26	Mittwoch	Sonnabend	Dienstag
27	Donnerstag	Sonntag	Mittwoch ◑
28	Freitag	Montag	Donnerstag
29	Sonnabend	Dienstag ◑	Freitag
30	Sonntag	Mittwoch	Sonnabend
31	Montag ◑	Donnerstag	

	Oktober		November		Dezember
1	Sonntag	1	Mittwoch	1	Freitag
2	Montag	2	Donnerstag	2	Sonnabend
3	Dienstag	3	Freitag	3	Sonntag
4	Mittwoch	4	Sonnabend 🌕	4	Montag 🌕
5	Donnerstag	5	Sonntag	5	Dienstag
6	Freitag 🌕	6	Montag	6	Mittwoch
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Donnerstag
8	Sonntag	8	Mittwoch	8	Freitag
9	Montag	9	Donnerstag	9	Sonnabend
10	Dienstag	10	Freitag	10	Sonntag
11	Mittwoch	11	Sonnabend	11	Montag ☾
12	Donnerstag	12	Sonntag ☾	12	Dienstag
13	Freitag ☾	13	Montag	13	Mittwoch
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Donnerstag
15	Sonntag	15	Mittwoch	15	Freitag
16	Montag	16	Donnerstag	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Freitag	17	Sonntag
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Montag ●
19	Donnerstag	19	Sonntag ●	19	Dienstag
20	Freitag ●	20	Montag	20	Mittwoch
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Donnerstag
22	Sonntag	22	Mittwoch	22	Freitag
23	Montag	23	Donnerstag	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Freitag	24	Sonntag
25	Mittwoch	25	Sonnabend	25	Heil. Christf.
26	Donnerstag	26	Sonntag ☽	26	2. Christtag ☽
27	Freitag ☽	27	Montag	27	Mittwoch
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Donnerstag
29	Sonntag	29	Mittwoch	29	Freitag
30	Montag	30	Donnerstag	30	Sonnabend
31	Dienstag			31	Sonntag

Höre den Rat, den die Leier tönt;
doch er nutzet nur, wenn du fähig bist.
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

„Was tönt denn die Leier?" Sie tönet laut:
Die schönste, das ist nicht die beste Braut;
doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
so mußt du das Schönste, das Beste wollen.

Goethe

Johann Georg Hamann: Gedanken

Mein Name möge niemals zunftmäßig werden, wenn ich meine Tage den göttlich schönen Pflichten der Dunkelheit und Freundschaft weihen kann. Diese ist bisher mein Glück, mein Verdienst, mein Schutzgeist, und durch sie meine Entfernung für die Vergessenheit, meine Gegenwart für den Überdruß meiner Freunde sicher gewesen. Ihre Einsichten und Gesinnungen sind die einzigen Güter, auf deren gemeinschaftlichen Besitz ich mir erlauben will eigennützig und eifersüchtig zu sein.

*

Genie ist eine Dornenkrone und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt.

*

Für meinen eigensinnigen Geschmack gibt es keine Schönheit ohne Wahrheit, Güte und Größe, und meine überspannte Einbildungskraft (denkt sich) unter jeder Schminke des Witzes und guten Tones eine sieche, gelbe, ekle Haut, die mein ganzes Gefühl empört.

*

Die Wahrheit wollte sich von Straßenräubern nicht zu nahe kommen lassen; sie trug Kleid auf Kleid, daß man zweifelte, ihren Leib zu finden. Wie erschraken sie, da sie ihren Willen hatten und das schreckliche Gespenst, die Wahrheit, vor sich sahen!

*

Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung, sondern ein sympathetisches, lebendiges Gefühl, das unsern Worten und Handlungen zugrunde liegen muß.

*

Die Selbsterkenntnis ist die schwerste und höchste, die leichteste und ekelhafteste Naturgeschichte, Philosophie und Poesie.

*

Ich hab es bis zum Ekel und Überdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntnis der Sünde und Unwissenheit, nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln noch ererben noch erwerben läßt. –

*

Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften – auf Liebe. Über die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Doch Sie[1] wissen es schon, daß ich ebenso von der Vernunft denke, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz und seiner Schulgerechtigkeit – ihr nichts als Erkenntnis des Irrtums zutraue, aber sie für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben halte. Der letzte Zweck des Forschers ist, nach Ihrem eigenen Geständnisse, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt – und folglich nicht zum Ressort der Vernunft gehört. –

*

Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben worden, sich ebenso erniedrigt und seiner Majestät entäußert als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demut ist. Den allein weisen Gott in der Natur bloß bewundern, ist vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpf, den

---

[1] Friedrich Heinrich Jacobi

man einem vernünftigen Mann erweist, dessen Wert nach seinem Rock der Pöbel schätzt.

*

Eine Welt ohne Gott ist ein Mensch ohne Kopf – ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungsteile.

*

Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individuum, das nach keinem andern Maßstabe, als den es selbst gibt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Dasein der kleinsten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüssen. Das Unendliche ist ein Abgrund. Alles Endliche ist begrenzt und kann durch einen Umriß bezeichnet werden. Eine höhere Liebe scheint uns Grausamkeit. Der den Sohn seines Wohlgefallens durch Leiden vollkommen gemacht, hat eben diese Kreuzestaufe nötig, um die Schlacken der Naturgaben, die er nicht als ein Eigentum zu Ihrem[1] eigenen willkürlichen Gebrauche von Ihnen verschleudert wissen will, zu seinem Dienste, zu seiner Ehre, zu Ihrem Frieden und Gewinn zu läutern. Dem Himmel sei Dank, daß es hoch über den Sternen ein Wesen gibt, das von sich sagen kann: Ich bin, der ich bin. – Alles unter dem Monde sei wandelbar und wetterwendisch. –

Aus den in der Sammlung „Der Dom" von Karl Widmaier herausgegebenen „Schriften" des „Magus im Norden".

[1] Joh. Gottlieb Steudel

Georg Munk: Die Begegnungen Ridderts, des Edelmanns

Unweit Nivelles, nicht fern der klösterlichen Burg Gertraudens der seligen Nonne, lebte ein junger Edelmann mit Namen Riddert. Er war derart beschaffen, daß noch das stumpfste Herz ihm nicht unbewegt zu begegnen vermochte. Jedes traf er so in die Mitte seines Lebens, daß es in Liebe oder Haß an ihm entbrennen mußte.

In seiner Jugend noch waren seine Eltern ihm gestorben, der Vater in einem Streit zwischen den Edlen seines Landes, die Mutter ohne körperliches Siechtum bald nach ihm, einer Traumwandlerin gleich, dem sinkenden Liebesstern ins Dunkle nachgleitend.

Ein zarter Knabe, blieb er verwaist zurück, der Sorgfalt der Anverwandten und Diener überlassen. Bald aber überflügelte er unkennbar und unzähmbar seine Lebensjahre, und keiner mehr hatte Macht über den jählings und stark an Leib und Seele wachsenden Knaben, so daß sie gewähren ließen, was sie nicht aufzuhalten vermochten. Allzufrüh war derart die Welt in seinen Schoß gefallen, von ungestümen Kinderhänden war die Rätselfrucht umspannt, nach Kinderart hatte er zum Überdruß bald von ihr genossen, sie ward ihm schal, ehe er ihr reif war. Sein Hunger blieb ungestillt, und wie sein Ekel wuchs sein Begehren.

Im Schwanken früher Jugendtage ließ er die Heimat, um im reichen Draußen zu suchen, was nach seinem Meinen nur die knappe Nähe geizig wehrte. Er folgte dem Frankenkönig, der die Völker des Abendlandes sich zwang, durch alle Striche zwischen den grenzenden Meeren, aber die Ferne mochte ihm nicht günstiger sein als die gescholtene Heimat.

Trug er nach seiner Rückkehr die Not tief in sich hineingezwungen, so verriet sie sich doch in einer wunderlichen Spaltung seines Wesens und in einer schlecht verhehlten Unrast. Zu Zeiten verbrachte er Wochen grüblerisch einsam in einer entlegenen Kammer in sich gekehrt und war mit Mühe zu bewegen, daß er sein knappstes Bedürfen an Nahrung stille. Zu andern schweifte er Tage und Nächte in seinen Wäldern und an den schilfigen Wasserläufen hin, verkroch wie ein Tier zur Rast sich in Busch und Höhle, kam braunhäutig und verfallen heim, verschlief dann andere Wochen, in denen er kaum das Licht des Tages sah. Dann wiederum folgten Zeiten, in denen er Zecher und Frauensvolk aus den Städten in dasselbe Haus schleppte, das seines Vaters gelassenes Wirken und die wehmütige Klarheit seiner trauernden Mutter gekannt hatte und nun unter tobenden Festen und schriller Ausgelassenheit in Stein und Balken bebte.

Wilder als der verwegenste seiner Gesellen, überschrie er das Getöse, bis er es so sehr überdrüssig wurde, daß er das Gesindel auseinandertrieb, vom Ekel wie vom Schweiß des Todes überzogen sich in einem Winkel verkroch oder in die Wildnis verschwand.

Auf den langen Wanderwegen längs der Wirrnis von Wasserläufen, die das Land durchquerten, oder auf dumpfen Waldsteigen geschah es zuweilen, seit Riddert aus der Ferne sich wieder heimgefunden hatte, daß ein Fremder sich ihm zugesellte, aus dem Schilf aufsteigend, aus dem Gebüsch hervortretend.

Es war immer der nämliche, der Riddert da begegnete, und schien doch immer ein andrer, verschieden wie Tag und Stunde, da er auftauchte. Im Augenblick der ersten Begegnung war es Riddert gewesen, als steige er da vor sich selbst auf, sich selbst ein Augenschein geworden, und ein Schreck war durch sein Herz wie ein schmerzhafter Riß gefahren. Doch indem er seinen Ge-

sellen ins Auge faßte, kam der ihm mehr aus Schein und Dunst gewoben vor, denn aus Fleisch und Bein gestaltet wie er selbst. Er war ihm vertraut wie Urgesicht im Schoß der Mutter; als Kind mochte er ahnend ihn erträumt haben in ängstlichen Nächten. War er nicht wie ein Spiegel, in dem man unverhofft und so zum eignen Schauder sich erblickt?

Bald aber gewöhnte Riddert an die Erscheinung sich so sehr, daß sie ihm wurde wie sein Schatten, der sichtbar zuweilen, zuweilen verschwunden ist. Wie hergestobner Nebel, trübdunstig an den Tagen seiner Schwermut, glitt der Fremde ihm zur Seite, an Tagen hellen Herzens aber schritt er funkelnd neben ihm. Zuweilen war sein Kleid von fahlem Gelb wie verstobne Blätter, zuweilen grün mit eingesprengtem Gold, wie von zierlichem Getier, das Riddert im Glutgestein brennender Südländer gekannt hatte. Immer aber schien ihm das Gewand seines Geleitsmanns wie Rinde, Fell oder Gefieder seinem Körper zu entwachsen und eins mit ihm zu sein, und auch darin schien er einem Vogelwesen ihm verwandt, daß seine Schultern etwas Abgebrochnes wiesen, als ob Schwingen, die aus ihnen hervorwachsen sollten, verstümmelt seien. Viele Stunden seines Tages fand er die Erscheinung sich zur Seite, bald fremd nicht mehr, vielmehr wie ein Teil seiner selbst.

Bald vernahm Riddert zu dem Gesellen sich reden, als spräche einer aus ihm zu sich selbst. Das Wesen war seinem Wort Ohr, gab ihm lautlose Antwort, und Riddert in schwindelnder Verwirrung wußte alsbald nicht mehr zu scheiden, wer offenbarte und wer lauschte. Verschwiegenster Grund drängte auf seine Lippen. Was tief unten brannte, loderte aus seinem Mund, was ihn aus der Heimat fort- und wieder in sie zurückgetrieben hatte, entstürzte seiner Seele, was ihn sonst in Dumpfheit bannte oder rastlos durch Wald und Ried jagte.

Der Zuhörer reckte sich wachsend über sich selbst. Seine Augen vertieften ihren rötlichen Glanz, als nähre Ridderts Bekennen ihr Licht, und mehr und mehr wars, als wüchse er aus schemenhafter Ungewißheit in leiblichen Bestand wie Riddert selbst.

Schaudernd fühlte dieser mit gleich mächtiger Gewalt an des Fremden Wesen sich hingerissen und von ihm gestoßen. Glühender Antrieb zwang ihn an die fremde Hand sich zu klammern, doch die seine, schon erhoben, die andere zu suchen, sank matt nieder; an das geschwisterlich unbekannte Herz zu sinken, begehrten alle Geister seines Lebens und verstummten doch in Todesstarre, wandte er sein Auge nur dem Begleiter zu. Furcht gewann Macht über sein eignes zwiegespaltnes Herz, wuchs, wurde riesenhaft, trieb zur Flucht. Aber lahm weigerte jedes Glied den Dienst, gebannt in den Takt gleichen Schrittes mit dem Fremden.

„Wer bist du mir?“ stieß er endlich aus so wunder Kehle hervor, daß ihm war, als müsse mit den Worten ein roter Strom aus seinem zerrißnen Halse strömen.

„Du bin ich dir,“ hauchte der andre, „nicht wie du wähnst, Teil von dir, von dir gespeist, du bin ich ganz, mehr als du. Also, daß ich mit dir nicht einging in der Stunde deiner Geburt, und geschieden von dem, was dein Leib umgrenzt, doch eins und mit dir, dir folge, dir verbunden bin. Mich suchst du, mich entbehrst du, ich schwinde hin, indes du suchst; wie ungespeister Docht ins Dunkel lischt, macht dein Entbehren mich vergehn. Du hungerst nach mir, davon ich schwinde, du dürstest, davon ich dorre, was uns trennt, die Hülle wirf hin, laß uns ineinanderstürzen ins Eins, das war, bevor du und ich waren, ehe irdische Gestalt dich von mir lockte in den Schein, uns beiden zu leidvoller Trennung.“

„Weiche!“ schrie Riddert; „leid bin ich mir allzu tief, Mangel ist mein Grund, nach Vollendung steht mein Sinn. Daß ich dich erkannt habe, Abgrund bist du, Hunger, leerer Wunsch in Ewigkeit. Da du darbst in meinem Darben, wie magst du mir Erfüllung sein?“

Riddert wandte, von Schaudern gerüttelt wie einer, der von unsicherm Stand in Tiefen starrte, sich zur Eile, dem Begleiter zu entfliehen. Wie Bleigewicht hing es an seinen Füßen, so daß er mühselig sich kaum von hinnen schleppte. Als er mit seitlich gewendetem Blick nach dem Verfolger ausspähte, war der verschwunden, als hätte die Luft ihn eingesogen.

Hinter ihm aus der Dämmerung aber raunte eine Stimme ihm nach: „Immer, wann du nach mir begehrst, bin ich dir bereit. In der Linde zuhöchst über all deinem Land hause ich dir; hast du der Welt die letzte Bitterkeit abgerungen, dann bist du mir reif, lang säume du uns nicht mehr.“

Als im Morgenzwielicht nach verirrter Nacht Riddert heimkehrte, überfiel ihn Fieber und fesselte seinen Leib für lange Wochen. Von Stimmen und Gesichten heimgesucht, Opfer und Geselle heimlicher Mächte, völlig in sich gewendet und abgeschieden, Ärzten, Freunden und Dienern ohne Zugang, brannte er in umschmelzenden Feuern, so daß er mit erneuter Seele, an Leib und Angesicht verwandelt, sich vom Lager erhob.

Nicht lange nach seiner Genesung verließ er sein Haus und galt wie vordem den Seinen als verloren in der Welt. Er aber lebte in einer nahen Stadt im Hause eines alten Priesters. Dieser war vor Jahren fremd an den Ort gekommen, keiner wußte um seine Herkunft. Er hauste entlegen neben einer halbvergeßnen Kirche. Die Menschen mieden ihn und seine Stätte, denn er war des Umgangs mit Geistern verdächtig und wirkte nach der Meinung der Leute mit heimlichem Element. In seiner

kümmerlicher Behausung vergraben, brachte Riddert ein Jahr seines Lebens mit ihm hin, schwermütigen Wallungen preisgegeben, am Tage Schrift und Zeichen erforschend, des Nachts vom Turm der nahen Kirche im Lauf der Gestirne Weg und Deutung suchend. Als seine Zeit um war, entließ der Alte seinen Schüler, und zum Abschied gab er ihm die Worte: „Eine Jungfrau am Wege wird mit ihren Händen das Tor dir auftun."

Riddert zog seiner Heimat zu ohne Hast, in dumpfem Grübeln über dem Wort seines Meisters, ungestillt suchend nach dessen geheimem Sinn.

Als nur Tagesfrist ihn noch von seinem Ziele schied, fand er um Mittagshöhe allein an einer Quelle im Wald sitzend ein junges Weib, kostbar angetan und von solcher Schönheit, daß sie den Glanz des Tages überbot und sein Herz mit holder Blendung schlug. Sie gab seinen Gruß mit süßem Dank zurück, aber auf seine Frage nach ihrem Namen und dem Ort, von dem sie herkam, hatte sie Blick und Seufzer nur zur Antwort, und als Riddert sein Haus zur Herberge ihr bot, folgte sie ihm ohne Widerstreben. Von dem Tag an blieb sie bei ihm, und mit ihrer Liebe löschte sie jede Frage von seinem Mund.

Sein Herz war dem ihren verhaftet mit jedem Schlag, und selten nur ließ er ihren Umkreis. Um seine Burg legte er einen Garten, pflanzte Gesträuch und Kraut aller Art zu ihrer Lust. Ringsum war eine hohe Mauer gezogen, daß kein fremder Fuß niedertrete, was ihm zuwuchs. Da aber wies sich, daß ein glühenderer Hauch als sonst in jenen Strichen aus dem Schoß der Erde ihm stumme Gebilde wunderbarer Art zutrieb, daß ein günstigerer Himmel als der des Alltags ihnen Farbe und Üppigkeit lieh. Fremde Vögel, über silbernen Wasserläufen durch die Lüfte hergezogen, rasteten in den Bäumen, und ihre Stimmen waren klingender, als Riddert je vernahm. Die

fremde Frau pflückte leuchtende Früchte von tiefgeneigtem Gezweig, ihr Hauch schien Blüten selbst aus dürrem Holz zu locken, Gras und Moos bog schwellend ihrem Fuß sich entgegen. Wie Tier und Kraut lebte Ribbert seelenvergessen im Licht, das aus ihren Augen brach, sommerlang befreit von aller Not und Unrast.

Mit Auge und Mund habe sie, meinte er, alles, was mit Schmerzen ihn in der Welt bewegte, aus ihm gesogen und ihn mit wunschloser Seligkeit erfüllt. Sein Hirn hatte den Gedanken, sein Herz das weltungestüme Begehren ganz und gar verlernt, er war nur Gefäß noch dem Glück ihrer Gegenwart. So sah er den Spätsommer als goldne Welle über die Mauer seines Gartens wogen mit Gluten, die aus der Höhe des Jahres sengend noch herüberschlugen.

Eines Abends nach brennendem Tag fand er seine Gefährtin schlafend im Rasen liegen, die Glieder aufgelöst, das Haupt hintübergesunken. Schwarz mit purpurnem Schein war das Haar ihr über Stirn und Augen gefallen. Mit sachter Hand strich er es zur Seite, und unersättlich im Anschaun versank er in das Wunder ihres Angesichts, das sie im Schlafe, fern von sich selbst, ihm bot. Es lag aufgefaltet vor ihm wie eine große Blume in ihrem heimlichsten Leben. Wie er darauf niedersah aber, dünkte es ihn immer weniger ein Menschenangesicht; es war jetzt einem jener Wesen des Meeres ähnlich, die aus sich leuchtend wie milch- und rosenfarbenes Edelgestein und doch weich und fließend unter dem Wasser dahinziehen. So durchsichtig waren ihre geschloßnen Lider, daß er meinte, die dunklen Augen dahinter schimmern zu sehn, und er suchte sie mit den seinen, wie die Kreatur ihre Sonne sucht. Aber sein Blick verlor sich im Grund und fand nicht, fand leere, tiefe, wesenlose Höhlen nur, wie Löcher in einer Maske, indes Kälte langsam

durch seine Glieder bis an sein Herz kroch. Jetzt sah er auf ihren Mund, der rot und stark in dem stillen Gesicht wie ein gesondertes Wesen sein mächtiges Leben hatte. Der blutige Mund tat einen großen sengenden Atemzug, davon die weiche Kehle am Halse schwoll – furchtbar fühlte er sein und alles Leben ausgetrunken. Den Schrei, der ihm entfahren wollte, hielt er hinter den Zähnen auf. So stark aber war sein Wesen brandend wider sich empört, daß die Bewegung sich der Schläferin mitteilte und sie rief.

Mählich füllten ihre Augenhöhlen sich mit Glanz und Rundung. Sie schlug flatternd groß die Lider auf, ihr Blick, aus Tiefen heimgekehrt, sah fremd aus dem noch starren Angesicht wie aus einer Larve. Er traf Ridderts tödlich bleiches Antlitz, sein Auge. Sie erriet, sah sich erkannt – hochaufgebäumt, schmerzgewunden, mit furchtbarem Schrei fuhr die Enträtselte von hinnen, Kraut und Gras sengend mit ihrem schleppenden Gewand.

Nach dem letzten Gewitter des Jahres fanden die Diener ihren Herrn wie einen vom Blitz Getroffnen leblos im verbrannten Grase liegend und trugen ihn ins Haus. Als er nach etlichen Tagen seine vernichteten Lebensgeister wieder geeint hatte und aus der Verlassenheit seiner Kammer vor sein Haus trat, lag der Garten im Nebelschlaf verdorrt und erstorben. Über die Mauer hatte die Wildnis sich geschwungen, aus silbrigen Disteln und starrem Geflecht ihrer karggewohnten Kinder ein Netz über seine toten Wunder hingesponnen. Ohne Acht trat Riddert hart darüber hin, als sei nie anderes an diesem Ort gewesen als Wüstenei, und tief im Boden erzitterten unter seinem Tritt die letzten Keime.

Jetzt trat seine Seele an den Rand des Lebens und hielt Umschau. Heimgekehrt aus dem starrenden Nichts, fand sie im

Grauen ihrer Einsamkeit den letzten Mut. Keine Begegnung hatte ihren Weg gelindert, und nichts hatte ihren Tränen Antwort gegeben. Da hörte Riddert fern aus vergangnen Träumen aufsteigen den Geisterruf, der ihn den Weg zur Linde geheißen hatte, und jetzt war er reif und willens, Gestalt und Welt dahinzugeben, um in das Element des Ursprungs niederzutauchen.

Aus dem Buche „Sankt Gertrauden Minne".

Drei Lieder
aus „Tausendundeine Nacht"

*

Das Lied des Kaufmanns

Die Zeit hat zweierlei Tage: froh die einen, die andern voll Sorgen:
Und zwiegeteilt ist das Leben: das Heute hell, trübe das Morgen.
Wer uns ob der Zeiten Wechsel schmäht, den sollst du befragen:
„Ists nicht der Edelmensch nur, den widrige Zeiten plagen?"
Siehst du nicht, wenn des Sturmes Winde mächtig erbrausen,
So sind es die hohen Bäume allein, um die sie sausen.
Und siehst du nicht, wie im Meere die Leichen nach oben treiben,
Die kostbaren Perlen aber tief unten im Grunde bleiben?
Und üben ihr grausames Spiel an uns die Hände der Zeiten,
Und will in ewigem Unglück die Trauer allein uns geleiten –,
So wisse: am Himmel stehen der Sterne unzählbare Scharen;
Doch Sonne und Mond allein sind bedroht durch finstre Gefahren.
Wie viel der Bäume, grüne und dürre, sind auf der Erden;
Doch nur die Fruchtbäume sinds, in die Steine geworfen werden.
An heiteren Tagen lebtest du nur in Gedanken der Freuden
Und fürchtetest nicht das böse Geschick der kommenden Leiden.

O der du tauchest ins Dunkel der Nacht und ins Verderben,
Kürz deine Müh; denn durch Arbeit wirst du kein Brot
erwerben.
Du siehst das Meer, und du siehst den Fischer ums Brot sich
mühn,
Wenn die Gestirne der Nacht in flimmerndem Lichte erglühn.
Jetzt taucht er mitten hinein, und die Wogen umpeitschen ihn
wild;
Doch er blickt stetig aufs Netz, wie es auf und nieder schwillt.
Und saß er dann endlich einmal des Nachts froh über den Fang
Eines Fisches, dem der Haken des Wehs in den Gaumen drang –
Dann kauft ihn jemand ihm ab, der seine ganze Nacht
Geschützt vor der Kälte behaglich in schönstem Wohlsein ver-
bracht.
Preis sei Ihm, dem Herrn, der geben und nehmen kann:
Der eine erjaget den Fisch, der andre verspeiset ihn dann.

So ist das Glück: du kannst es weder lösen noch binden;
Bildung weder noch Kenntnisse lassen das Glück dich
finden.
Glück und Reichtümer sind allein vom Geschicke beschieden,
Manches fruchtbare Land, manch dürres Land gibt es hienieden.
Des Schicksals wechselnde Launen senken manch aufrechten
Mann;
Doch wer das Glück nicht verdient, den heben sie himmelan.
O Tod, so komme zu mir, das Leben ist nichts mehr wert,
Wenn der Falke zu Boden sinkt und der Erpel wolkenwärts
fährt.

Kein Wunder darum, siehest du den Edlen ohn Hab und Gut,
Den dürftigen Lumpen, wie er im Reichtum hervor sich tut.
Der eine Vogel durchflieget die Welt von Ost bis West;
Der andre gewinnt alles Glück, verließ er auch nie das Nest.

Übertragen von Enno Littmann.

Aus dem Buche „Die Germanen in der Völkerwanderung"

*

Nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden

Als man am nächsten Tage nach Sonnenaufgang das ganze Schlachtfeld von Leichenhaufen übersät sah und die Hunnen keinen Vorstoß wagten, wußte man, daß man den Sieg errungen. Man war sich auch klar, daß nur eine schwere Niederlage den Attila dazu bestimmen konnte, aus dem Kampfe zu fliehen. Doch der zeigte sich keineswegs mutlos wie sonst ein Besiegter. Aus seinem Lager drang der Lärm von Waffen und Schlachthörnern, als drohte ein neuer Vorstoß. Wie ein Löwe, der, von Jagdspeeren durchbohrt, zwar keinen Sprung mehr wagt, durch sein Gebrüll aber die ganze Umgegend in Schrecken hält und grimmig vor seiner Höhle hin und her schreitet, so hielt der große Kriegskönig, obwohl eingeschlossen, seine Besieger in Atem.

Die Goten und Römer kamen nun zu einer Beratung über den besiegten Attila zusammen. Weil er doch keine größeren Vorräte an Proviant bei sich hatte, dachte man daran, ihn durch eine längere Belagerung mürbe zu machen und ihn mit anhaltender Beschießung durch Bogenschützen innerhalb seiner Verschanzung festzuhalten. Es heißt, Attila habe damals trotz

seiner verzweifelten Lage immer seinen hochgemuten Sinn bewahrt. Er ließ eine Pyramide aus Pferdesätteln auftürmen. Darauf wollte er sich, falls die Feinde einbrächen, verbrennen. Niemand sollte sich an seiner Verwundung erfreuen, und der Herr so vieler Völker wollte in die Hand keines Feindes fallen.

Während dieser Belagerung suchten die Westgoten ihren König[1], die Söhne ihren Vater. Man wunderte sich über seine Abwesenheit, da die Schlacht doch einen so glücklichen Ausgang genommen hatte. Als tatkräftige Männer gaben sie ihre Nachforschungen nicht auf und fanden ihn schließlich inmitten eines Berges von Leichen. Vor den Augen der Feinde trugen sie ihn fort und priesen dabei in Liedern seinen Ruhm. Rauh dröhnten die Stimmen der ungeschlachten Goten, als sie ihrem Könige noch mitten im tobenden Kriegslärm die letzte Ehre erwiesen. Es flossen dabei auch Tränen, Tränen, wie man sie tapferen Kriegern nachweint. Denn es war der Tod ihres Königs, aber wie selbst der Hunne bezeugen mußte, ein glorreicher. Sogar der Feinde Stolz mußte sich ehrfurchtsvoll beugen, als sie sahen, wie dieser große König mit all seinen Ehrenzeichen bestattet wurde. Unter Waffengeklirr beerdigten die Goten ihren Herrscher. Der tapfere Thorismud schritt, wie es sich für den Sohn ziemte, hinter der Leiche des Hochgefeierten, seines geliebten Vaters, her.

Hierauf wollte Thorismud in seinem Schmerze über den Verlust und auch infolge seiner angebornen Kampfbegier den Tod seines Vaters an dem Reste der Hunnen rächen. Er suchte deshalb den Aëtius auf, um von ihm, als dem Älteren und Erfahreneren, Rat zu erholen, was nun zu tun sei. Doch dieser fürchtete, die Goten möchten in der Folgezeit dem römischen Reiche hart zusetzen, wenn die Hunnen völlig vernichtet würden.

[1] Theodorid; er war in der Schlacht gefallen.

Er gab ihm deshalb den Rat, sofort in seine Heimat aufzubrechen und die vom Vater hinterlassene Regierung anzutreten, damit sich nicht seine Brüder des väterlichen Schatzes und der Herrschaft über die Westgoten bemächtigten. Es würden daraus schwere Kämpfe mit den eigenen Angehörigen folgen, und was noch schlimmer wäre, sie könnten ungünstig für ihn verlaufen. Thorismud merkte nicht, wie hinterhältig dieser Bescheid war, und so nahm er ihn auf, als hätte Aëtius dabei wirklich nur sein Wohl im Auge gehabt. Er kümmerte sich also um die Hunnen nicht mehr und kehrte nach Gallien zurück. So läßt sich nicht selten die menschliche Schwäche, wenn sie dem Mißtrauen nachgibt, die Gelegenheit zu großen Taten entgehen.

In diesem gewaltigen Ringen zwischen den tapfersten Völkern sind auf beiden Seiten, wie es heißt, 165000 Mann gefallen. Dazu kommen noch 15000 Franken und Gepiden. Diese waren bereits in der Nacht vor dem eigentlichen Schlachttage aufeinander gestoßen und machten sich gegenseitig nieder, wobei die Franken für die Römer, die Gepiden für die Hunnen kämpften.

Nachdem Attila den Abzug der Goten bemerkt hatte, blieb er zunächst noch einige Zeit in seinem Lager. Wie es beim Eintreten unerwarteter Ereignisse oft geht, vermutete er dahinter eine feindliche List. Doch da lange alles ruhig blieb, erhob sich in ihm von neuem die Hoffnung auf Sieg, er schwelgte schon im voraus wieder in Freuden, und der gewaltige König fühlte sich bereits wieder ganz als der alte.

Thorismud hatte also seinen toten Vater sogleich auf den Katalaunischen Gefilden, wo er kämpfend gefallen war, mit königlichen Ehren bestattet und zog nun in Toulouse ein. Obwohl er sich einer ganzen Schar tapferer Brüder erfreute, kam es doch zu keinem Erbfolgestreit, weil er von Anfang an in allem große Mäßigung bewies.



Germanen auf der Wanderung

Nun gilt es, eine höchst denkwürdige Schlacht und den kühnen Mut eines Mannes zu schildern, der hinter keinem Heroen zurücksteht. Tejas Taten will ich künden.

Verzweiflung trieb die Goten zu verwegenem Ansturme, doch die Römer hielten ihnen mit Aufgebot aller Kraft stand, obwohl sie die selbstmörderische Wut ihrer Gegner klar erkannten; aber sie schämten sich, dem schwächeren Feinde zu weichen. So stürzte sich jeder voll heldenhafter Tapferkeit auf seinen nächsten Gegner, die einen, um zu sterben, die anderen für ihre Soldatenehre.

Die Schlacht hatte am Morgen begonnen. Teja stand, von nur wenigen seiner Mannen umgeben, allen erkennbar an der Spitze der Phalanx. Er deckte sich hinter seinem Schilde und schwang unermüdlich seine Lanze. Als ihn die Römer so sahen, warfen sich ihre kühnsten Streiter in großer Zahl geschlossen auf ihn und stießen und schleuderten ihre Lanzen gegen ihn. Sie wähnten, mit Tejas Fall wäre der Kampf beendet. Der aber barg sich hinter seinem Schilde, fing damit alle Speere auf, stürzte sich blitzschnell auf seine Feinde und tötete deren eine Menge. Und war sein Schild mit Lanzen gespickt, so übergab er ihn einem seiner Waffenträger und ergriff schnell einen anderen. In solchem Kampfe war bereits der dritte Teil des Tages verstrichen. Da staken eben zwölf Speere in seinem Schilde, so daß er ihn nicht mehr schwingen und seine Feinde damit nicht abwehren konnte, wie er wollte. Voll Kampfbegier rief er einen seiner Waffenträger, ohne den Platz zu verlassen oder nur um Fingers Breite zurückzuweichen. Er ließ dabei seine Gegner keinen Schritt weiter vorwärts kommen, hielt sich den Schild nicht über den Rücken, bog nicht seitwärts aus,

sondern stand mit seinem Schilde fest, als wäre er mit der Erde verwachsen, während seine Rechte die Feinde erschlug, seine Linke sie abwehrte und er mit gewaltiger Stimme den Namen seines Waffenträgers rief. Schon war dieser mit einem neuen Schilde zur Stelle, schon packte ihn Teja mit schnellem Griff anstatt des speerbeschwerten, da war seine Brust für einen Augenblick ohne Deckung, sogleich ward sie von einer Lanze durchbohrt, und tot sank er zu Boden.

Einige Römer steckten seinen Kopf auf eine Lanze und zeigten ihn hocherhoben beiden Heeren; den Römern, um ihren Mut zu heben, den Goten, damit sie verzweifelnd den Kampf aufgäben. Doch auch jetzt brachen diese die Schlacht nicht ab, sondern stritten bis zum Einbruch der Nacht weiter, obwohl sie den Fall ihres Königs wußten.

Als es finster geworden war, lösten sich die feindlichen Heere voneinander und brachten die Nacht bewaffnet zu. Am nächsten Tage standen sie sich in aller Frühe wie am vorigen gegenüber, und wieder kämpften sie bis in die Nacht, und wieder wich keiner dem anderen, keiner wandte sich zur Flucht, keiner tat nur einen Schritt zurück, wenngleich auf beiden Seiten viele den Tod fanden. Erbittert setzten sie gegenseitig das grauenvoll blutige Werk fort, die Goten im Bewußtsein, ihre letzte Schlacht zu schlagen, die Römer, weil sie jenen nicht erliegen wollten.

Zuletzt sandten die Goten einige ihrer Angesehensten zu Narses, um ihm zu sagen, sie hätten erkannt, daß ihr Kampf wider Gottes Willen sei, und die gegen sie gerichtete höhere Gewalt gefühlt. Aus den bisherigen Ereignissen hätte sich ihnen die Wahrheit erschlossen, und so wollten sie ihren Sinn ändern und vom Kampfe lassen. Doch wünschten sie nicht Untertanen des Kaisers zu werden, sondern zusammen mit anderen Barbaren nach ihrem Gesetz und Herkommen zu leben. Sie ersuchten

deshalb die Römer um friedlichen Abzug und bäten, ihnen die Gelder und Schätze, die sich früher die einzelnen von ihnen erworben und in den Festungen Italiens hinterlegt hätten, als Wegzehrung zu überlassen.

Narses überlegte sich diese Vorschläge. Johannes riet ihm, diesem Ansuchen zu willfahren. Er solle den Kampf nicht mit Männern fortsetzen, die sich schon dem Tode geweiht, und nicht den Mut der am Leben Verzweifelten auf die Probe stellen, was nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner verhängnisvoll werden könnte. Er schloß: „Weisen Männern genügt es, gesiegt zu haben. Das Ziel aber zu hoch zu stecken, könnte zum Verderben ausschlagen."

Narses ließ sich von der Ansicht des Johannes überzeugen, und so kam eine Vereinbarung zustande, wonach die Barbaren ihren beweglichen Besitz sogleich aus Italien mit sich fortnehmen durften, jedoch unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer erheben sollten.

Unterdessen brachen 1000 Goten aus ihrem Lager hervor und zogen nach Pavia und in die Gegenden jenseits des Po. Sie wurden unter anderen von Indulf geführt. Alle übrigen beschworen den eben angeführten Vertrag.

Des Langobardenkönigs Authari Brautfahrt nach Bayern

Hierauf schickte König Authari Gesandte nach Bayern. Sie sollten um König Garibalds Tochter freien. Der nahm sie huldvoll auf und versprach, seine Tochter Theudelind dem Authari zur Frau zu geben. Als die Boten zurückgekehrt waren und dies Authari meldeten, wollte er seine Braut selbst sehen. Mit nur wenigen, aber sehr kräftigen Langobarden, darunter einem durchaus erprobten Mann, der ob seines würdigen

Aussehens der Führer zu sein schien, brach er sogleich nach Bayern auf.

Garibald empfing sie wie Gesandte. Nach der üblichen Begrüßung durch den angeblichen Führer der Gesandtschaft trat Authari, den keiner der Bayern erkannte, näher an Garibald heran und sprach: „Mein Herr und König Authari hat mich hierher geschickt, um Eure Tochter, seine Braut und unsere künftige Herrin, von Angesicht zu sehen, damit ich meinem Herrn genauer berichten kann, wie sie aussieht." Nun ließ der König seine Tochter kommen, und Authari betrachtete sie schweigend. Da sie ihm ob ihrer herrlichen Gestalt wohl gefiel, sprach er zu Garibald: „Jetzt, da wir Eure Tochter gesehen haben, erkennen wir wohl, daß wir sie mit gutem Grunde zu unserer Königin wünschen. Wenn es Eurer Hoheit gefällt, so laßt sie uns mit ihrer Hand einen Becher Wein kredenzen, wie sie auch später in unserer Heimat tun wird." Der König gestattete es. Sie ergriff nun einen Becher mit Wein und reichte ihn jenem, der die Gesandtschaft zu führen schien, zuerst und dann dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Verlobter sei. Er trank und gab den Becher zurück. Dabei berührte er, ohne daß es jemand merkte, mit seinem Finger ihre Hand und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wange herab. Von Schamröte übergossen erzählte sie dies ihrer Amme. Diese beruhigte sie mit den Worten: „Wäre dies nicht der König und dein Bräutigam, so hätte er niemals dich zu berühren gewagt; doch schweigen wir einstweilen davon, damit es dein Vater nicht erfährt. Er ist wahrhaftig ein Mann, der der Herrschaft und der ehelichen Verbindung mit dir würdig ist." Authari stand damals in blühendster Jugendkraft, war von vornehmer Gestalt, von hellem Haar umwallt und bot einen herrlichen Anblick.

Garibald gab der Gesandtschaft ein Ehrengeleite mit auf den Weg. Sie brach bald über die norische Grenze zur Rückkehr in die Heimat auf ... Als sich Authari mit den ihn begleitenden Bayern Italien näherte, erhob er sich, so hoch er konnte, auf seinem Pferde, schlug die Streitaxt, die er eben in Händen hatte, mit aller Kraft in den nächsten Baum, ließ sie dort stecken und sprach dazu: „Solchen Hieb tut Authari!" Da erkannten die ihn begleitenden Bayern, daß er König Authari selbst war.

Alfred Mombert: Der Dämon

*

Zu Musik von Bach

Wer um den See wandert
sein ewiges Menschen-Jahr
– er lebt das See-Bild
in unendlicher Bezauberung –
Den führt ein Dämon an der Hand,
der leitet ihn zu den Wundern,
der öffnet ihm die Blumenkelche,
der lockt herbei die Schmetterlinge,
und die ziehenden Vögel,
und die weißen Wanderwolken.

Gelagert am Tisch des reichen Sommers!
Da ist Blauglocke,
die Preiselbeere,
Grashalm, Bachstelze.
Die Sänger wandern, vorüber Saitenspieler.
Die Erlen neigen sich;
der Lichtstrahl tanzt.

Und wieder ruhen Mensch und Dämon
im flötenden Lenz-Hauch.
Und ruhen auf gestürztem Eichstamm
im brausenden Herbst-Sturm:
Haupt am Haupt.
Oh wie rührt des Dämons Hand sanft!
Aber in den großen Nächten
zwischen Mauern uralten Hauses
thront die Dämon-Stimme
grausig-göttlich über dem Menschen;
herzerschütternd.

Abend ward. Ich stehe am See
zwischen Gluten wunderbarer Berge.
Einsamer Schluchzender. Lange, oh lange! – oh lange! –
verließ mich der Dämon.
In einem furchtbar wilden Ufer-Wald
erlosch seine Stimme;
seine Hand in zähem Nebel.
Schwebender überm See.
Und ich sang: „Nun bist du hingegangen.
Bist von mir gegangen.
Bist in deine Welten heimgegangen."

*

Hoch-Wolken-Tor!
Dunkler Himmel-Blick!
Aus der Schwarzkluft blinkt ein Licht.
Dort droben leuchtest du: der Hüter des Ton-Himmels,
gelehnt an eine Säule von Safir,
in deinem Stirnkranz ewiger Klang-Kristalle.

Unten verwildert jetzt der See,
die Wogen springen: feuerfunkelnd

brechen sie auf ins letzte Meer.
Jetzt zerreißen die Gebirge:
Die glühende Erd-Seele
ausspeit aus brüllendem Vulkan den Glanz der Zeit.

Wann es nachtet,
wird der Sterne-Pfad von mir beschritten
bei des Aeon-Horns Entwanderung-Schall.
Mich zu empfangen –
dann: ich weiß:
lässest du brausen die ungeheuren Orgeln deines Ton-Himmels.

Felix Timmermans:
Ein Weihnachtsgleichnis

Am Tage vorher, gegen Abend, war in dem fallenden Schnee ein knarrendes Jahrmarktswägelchen, von einem alten Mann und einem Hunde gezogen, die Straße entlanggefahren, und hinter dem Fensterlein hatte man das bleiche Gesicht einer schmalen, jungen Frau gewahrt, die schwanger war und große, betrübte Augen hatte. Sie waren vorbeigezogen, und wer sie gesehen hatte, dachte nicht mehr darüber nach ...

Am Tage darauf war es Weihnachten, und die Luft stand rein und hell, dünnblau über der tief im Schnee liegenden Welt. Und der lahme Hirte Suskewiet, der Aalfischer Pitjevogel mit seinem Kahlkopf und der Bettler Schrobberbeeck, der schwärende Augen hatte, gingen zu dritt die Höfe ab, als die Heiligen drei Könige verkleidet, versehen mit einem hölzernen Stern, der sich auf einer Stange drehte, einem Strumpf, das Geld darein zu bergen, und einem Doppelsack, um das Essen hineinzustecken. –

Sie hatten ihre Röcke umgekehrt, der Hirt hatte einen hohen Hut auf, Schrobberbeeck trug eine Blumenkrone aus der Prozession, und Pitjevogel, der den Stern drehte, hatte sein Gesicht mit Schuhwichse eingeschmiert. Es war ein gutes Jahr gewesen mit einem dicken Herbst, alle Bauern hatten ein Ferkel ins Pökelfaß gelegt und saßen, ihre Pfeife schmauchend, vor dem heißen Herd, aller Sorge um ihr Auskommen ledig. Der Hirt Suskewiet kannte schöne Liedlein aus alten Tagen, Pitjevogel verstand den Stern so gleichmäßig zu drehen, und der Bettler wußte so echte Bettleraugen zu ziehen, daß, als der Mond heraufkam, der Fuß des Strumpfes voller Geld saß und der Sack sich spannte wie ein Bauch. Es steckte Brot darin, Schinkenknochen, Äpfel, Birnen und Wurst. Sie waren in fröhlichster Laune, stießen sich wechselseitig an und genossen bereits das Vergnügen, heute abend einmal eine kräftige Flasche „Vitriol" in der „Wassernixe" zu trinken und mit dem guten und leckeren Essen sich so den Bauch zu runden, daß man einen Floh darauf würde zerquetschen können.

Und erst als die Bauern die Lampe ausdrehten und schlafen gingen, hörten sie mit ihrem Singen auf und begannen ihr Geld in dem klaren Mondenschein zu zählen. Jungens, Jungens! Genever für eine volle Woche! Und dann konnten sie noch Fleisch hinzukaufen und Tabak! Den Stern auf dem Rücken, stapfte der schwarze Pitjevogel vorauf; die zwei anderen folgten, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen. – Aber ihre rauhen Seelen überfiel langsam eine seltsame Bedrücktheit. Sie schwiegen. Kam das von all dem weißen Schnee, über dem der hohe Mond schien, oder von dem gespenstigen Schatten der Bäume, oder von ihren eigenen Schatten, oder von der Stille, dieser Stille von Schnee, in der nicht einmal eine Eule zu hören war und kein Hund nah oder fern bellte?

Dennoch ließen sie sich, Schwärmer und Schweifer der großen Straßen, der Ufer und einsamen Flächen, so leicht nicht einschüchtern. Sie hatten viel Wunderliches in ihrem Leben gesehen: Irrlichter, Spuk und sogar leibhaftige Gespenster. – Aber nun war es etwas anderes, so etwas wie die Angst vor dem Nahen eines großen Glückes. Es drückte ihr Herz zusammen, und der Bettler sagte nebenbei: „Ich bin nicht bange! ..." – „Ich auch nicht", sagten die zwei anderen zu gleicher Zeit mit zitternden Kehlen. „Es ist Weihnachten heute", tröstete Pitjevogel. – „Und dann wird Gott von neuem geboren", fügte der Hirte fromm hinzu. – „Ist es wahr, daß die Schafe dann mit dem Kopfe nach Osten stehn?" fragte Schrobberbeeck. – „Ja, und dann singen und fliegen die Bienen." – „Und dann könnt ihr mitten durchs Wasser sehen", bestätigte Pitjevogel. Es war wieder Stille, die etwas anderes war als Stille, wie wenn eine fühlbare Seele im Mondenschein zitterte. „Glaubt ihr, daß Gott nun wieder auf die Welt kommt?" fragte ängstlich der Bettler und dachte dabei an seine Sünden. – „Ja," sagte der Hirt, „aber wo, das weiß niemand ... er kommt nur für eine Nacht." Ihre Schatten liefen vor ihnen her, und das machte sie noch furchtsamer. Auf einmal merkten sie, daß sie sich verlaufen hatten. Schuld daran war all dieser Schnee, der die gefrorenen Bäche und die Wege überdeckt hatte. Sie blieben stehn und sahen sich um; überall Schnee und Mondenschein und hier und da Bäume, aber nirgends ein Hof, so weit man blickte. Sie hatten sich verirrt, und bei dem Mondenlicht sahen sie einander in die erschreckten Augen. „Laßt uns beten," flehte Suskewiet, der Hirt, „dann kann uns nichts Böses begegnen." Ave Maria flüsternd, gingen sie zögernd weiter. Da geschah es, daß Pitjevogel friedliches Abendlicht aus einem Fensterlein strahlen sah. Ohne etwas zu sagen, aber froh aufatmend gingen sie darauf zu. Sie sagten

es nicht, aber sie sahen und hörten es alle drei: sie hörten Bienen summen, und unter dem Schnee, da, wo die Gräben waren, schimmerte eine Klarheit, als brennten Lampen darunter.

Und an einer Allee träumender Weiden stand ein lahmer Jahrmarktswagen, und Pitjevogel ging das Trepplein hinauf und klopfte an die Tür. Ein alter Mann mit einem steifen Stoppelbart kam vertrauensvoll, zu öffnen. Er wunderte sich gar nicht über die tollen Gewänder, den Stern und das schwarze Gesicht. „Wir kommen, um Euch nach dem Weg zu fragen", stotterte Pitjevogel. – „Der Weg ist hier," sagte der Mann, „kommt herein!" Verwundert über diese Antwort, gehorchten sie fügsam, und da sahen sie in der Ecke des kalten, leeren Wagens eine junge Frau sitzen, fast ein Mädchen noch, in blauem Kapuzenmantel, die einem ganz kleinen, eben geborenen Kinde ihre fast leere Brust gab. Ein großer gelber Hund saß daneben und hatte seinen guten Kopf auf ihre mageren Kniee gelegt. Ihre Augen träumten voller Trübsal, aber als sie die Männer sah, kam Freundschaft hinein und Zuneigung. Und siehe, auch das Kindlein, noch mit Flaum auf dem Kopfe und mit Augen wie kleine Spalte, lachte ihnen zu, und besonders hatte das schwarze Gesicht des Pitjevogel es ihm angetan. Schrobberbeeck sah den Hirten knien und die Krone abnehmen, er kniete auch, bereute plötzlich tief seine Sünden, die vielfältig waren, und Tränen kamen in seine schwärenden Augen. Dann bog auch Pitjevogel die Kniee. So saßen sie da, und süße Stimmen umklangen ihre Köpfe, und eine süße Seligkeit, größer als alle Lust, erfüllte sie. Und niemand wußte warum. Unterdessen versuchte der alte Mann in dem eisernen Herdlein ein Feuer anzumachen. Pitjevogel, der sah, daß es nicht ging, sagte hilfsbereit: „Darf ich Euch helfen?" – „Es nützt doch nichts, es ist nasses Holz", antwortete der Mann. – „Und habt ihr denn

keine Kohlen?" – „Wir haben kein Geld", sagte der Alte betrübt. – „Und was eßt ihr denn?" fragte der Hirt. – „Wir haben nichts zu essen." Die Könige schauten verwirrt und betroffen auf den alten Mann und die junge Frau, das Kind und den spindeldürren Hund. Dann sahen sie sich alle drei untereinander an. Ihre Gedanken waren eins, und siehe, der Strumpf mit dem Geld wurde ausgekehrt in den Schoß der Frau, der Sack mit all dem guten Essen wurde geleert und, was darin war, auf ein schiefes Tischlein gelegt. Der Alte biß gierig in das Brot und gab der jungen Frau einen rosigen Apfel, den sie, bevor sie hineinbiß, ihrem Kinde spielend vor die lachenden Augen hielt. „Wir danken euch," sagte der alte Mann, „Gott wird es euch lohnen!" ... Und sie machten sich wieder auf den Weg, den Weg, den sie kannten, wie von selbst in der Richtung auf die „Wassernixe", doch der Strumpf steckte zusammengerollt in Suskewiets Tasche, und der Sack war flach. Sie hatten keinen Pfennig, keine Krume mehr.

„Wißt ihr, warum wir unser Geld diesen armen Menschen gegeben haben?" fragte Pitjevogel. – „Nein", sagten die andern. – „Ich auch nicht", schloß Pitjevogel. Etwas später sagte der Hirt: „Ich glaube, daß ich es weiß; sollte dieses Kind nicht vielleicht Gott gewesen sein?" – „Was ihr denkt!" lachte der Aalfischer; „Gott hat einen weißen Mantel an, mit goldenen Rändern besetzt, und hat eine Krone auf wie in der Kirche." – „Er ist früher zur Weihnacht wohl in einem Stall geboren", behauptete der Hirt. – „Ja damals!" sagte Pitjevogel; „aber das ist schon so lange her!" – „Aber warum haben wir denn alles weggegeben?" – „Ich zerbreche mir auch den Kopf darüber", sagte der Bettler, der Hunger hatte. Und schweigend, mit Gaumen, die nach einem tüchtigen Schluck Genever und dick mit Senf bestrichenem Fleisch lechzten, kamen sie an der „Wassernixe"

vorbei, wo Licht brannte und gesungen wurde, und sie gingen ohne ein Wort zu sprechen, aber zufrieden in ihrem Herzen voneinander fort, jeder zu seiner Lagerstätte. Der Hirt zu seinen Schafen, der Bettler unter eine Strohmiete, und Pitjevogel zu seiner Dachkammer, in die der Schnee hineinwehte.

Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg.

Hugo von Hofmannsthal: Aphorismen

Allgegenwart der Vergangenheit zu ahnen ist ein deutscher Sinn, eine Gabe des latenten großen deutschen Wesens.

*

Es gehört zum glückseligsten Schicksal eines Volkes, eine einzige große und rhythmisch waltende Naturgewalt in der Mitte des Daseins zu haben. Das war für die alten Ägypter der Nil. Sie empfingen den Segen und das Brot, die Rechtsbelehrung und den Lebensrhythmus aus einer milden Hand. Darum waren sie so heiter-ernst wie niemand nach ihnen und überwanden Tod und Leben eins durchs andere.

*

Die Zeiten folgen einander. Was für die eine eine Errungenschaft war, ist für die andere ein schales Selbstverständliches. Wer seine Zeit nicht erfaßt, hat verspielt.

*

Wenn die Deutschen jetzt das Geistige in die Politik einbeziehen wollen, so müssen sie vor allem lernen, zwei Begriffe scharf zu trennen, deren einer sich aufs Nächste, der andere aufs Höchste bezieht: Zweck und Ziel.

*

Naturalismus entfernt sich von der Natur, weil er, um die Oberfläche nachzumachen, das innere Beziehungsreiche, das eigentliche Mysterium der Natur, vernachlässigen muß.

*

Die Poesie auf ihrer höchsten Stufe zeigt auf ein Etwas hin, auf dem alles Geschehen ruht und das geheimer ist als Kausalität: daß Hektor und Achilles nicht vorher aufeinandertreffen als zu dem einen entscheidenden Kampf, das läßt sich nicht begründen: es läßt sich nur hinstellen.

*

In den höheren Formen des Verkehrs, auch in der Ehe, dürfte nichts als ein Festes, nicht einmal als ein Gegebenes hingenommen werden, sondern alles ist das Geschenk jedes einzelnen, eine Welt umspannenden Augenblickes.

*

Man überträgt, sagt irgendwo Hebbel, leicht seinen Respekt für das Element, worin jemand waltet, auf die Person. Er sagt es in besonderem Bezug auf Adam Müller und Gentz, trifft aber dabei etwas allgemein Wahres.

*

Indem sie ihre Gedanken hinnehmen und hingeben, kommunizieren die Menschen wie in den Küssen und Umarmungen; wer einen Gedanken aufnimmt, empfängt nicht etwas, sondern jemanden.

*

Über dem Gedächtnis eines in der Fülle seiner Kraft verstorbenen Freundes hängt die Seele wie über einem Wasserfall, stürzt sich immer wieder mit der lebendigen Masse nach unten, sieht sie zerstäuben und zu Dunst werden, um wieder zum Scheitel aufzusteigen und sich aufs neue vergeblich herabzustürzen.

*

Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er ein Geheimnis mit sich: wie es ihm, gerade ihm – im geistigen Sinn zu leben möglich gewesen sei.

*

Der Mensch wird in der Welt nur das gewahr, was schon in ihm liegt; aber er braucht die Welt, um gewahr zu werden, was in ihm liegt: dazu aber sind Taten und Leiden nötig.

*

Im Gesicht von Kindern ist ein Letztes, das nur das Auge des Vaters oder der Mutter sieht.

*

Wir haben im ganzen Leben, besonders in der Sphäre des geistigen Verkehrs, die unrichtige Angewohnheit, daß wir den andern Menschen vieles von dem leihen, was uns eigen ist, als müßte das so sein. Da sie nun außerdem ihr Eigenes vor uns erscheinen lassen, so entstehen, indem wir aus beiden Teilen eine Einheit zu schaffen suchen, eigentlich Monstra, ähnlich denen, die in einem winkligen Haus durch den Schein einer Laterne halb aus Schatten, halb aus wirklichen Gegenständen erzeugt werden. Es gibt keine nützlichere wie auch schwierigere Operation, als dieses unbewußt Geliehene von der Erscheinung des anderen wieder abzuziehen. Erst dadurch aber machen wir begreifliche Menschen aus ihnen, – oder kürzer ausgedrückt: der Mensch glaubt die Menschen zu verstehen, wenn er zu einer vermuteten unbegrenzten Analogie mit seinem Selbst noch einiges diesem Selbst Widersprechendes hinzuaddiert. Es ist Sache der Erfahrung, mit Menschen operieren zu können, die man sich vom Kern aus verschieden vom eigenen Selbst vorzustellen hat.

*

Es gibt solche Vorzüge in uns, die niemals im Resultat einer Leistung uns selber vor Augen treten, noch auch in der Reaktion der Welt uns fühlbar werden; und doch sind es die wertvollsten, und ihrer bewußt zu sein, würde den Kreislauf unseres Blutes beschwingen: diese Strahlen aufzufangen und zurückzugeben, ist die zarteste Aufgabe der Freundschaft.

*

Die Liebe und ihre Umkehrung, der Haß, sind darum das eigentliche Studium des Lebens, weil sie allein aus den andern Individuen die Konsequenzen ziehen.

*

Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast.

*

Die Scham, von seinen eigensten Verhältnissen zu niemand reden zu wollen, ist eine Selbstwarnung des Gemütes: in jedes Geständnis, in jede Darstellung schließt sich leicht die Verzerrung ein, und aus dem Zartesten, Unsagbaren wird im Handumdrehen das Gemeine.

Saint-Simon: Porträts vom Hofe Ludwigs XIV.

Wir hatten eine reizende Prinzessin, die sich durch ihre Anmut, ihre Liebenswürdigkeit und ihr ganz eigenartiges Wesen Herz und Gunst des Königs, der Frau von Maintenon und des Herzogs von Burgund erobert hatte. Die große und durchaus gerechtfertigte Unzufriedenheit mit dem Herzog von Savoyen, ihrem Vater, hatte die Zuneigung der Genannten

zu ihr in keiner Weise geschmälert. Der König, der ihr nichts verbarg und, wenn sie gerade zu ihm kam, in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern ruhig weiter arbeitete, hatte die Aufmerksamkeit, niemals irgend etwas, was ihren Vater betraf, vor ihr zu berühren. Wenn sie mit ihm allein war, fiel sie ihm oft um den Hals, setzte sich auf seinen Schoß, neckte ihn mit allen möglichen Scherzen, durchstöberte seine Papiere, öffnete und las, manchmal gegen seinen Willen, in seiner Gegenwart seine Briefe, und ganz so verfuhr sie mit Frau von Maintenon. Trotzdem sie solche Freiheit genoß, sagte sie nie etwas gegen andere; sie war liebenswürdig gegen jedermann und suchte, wo sie konnte, die Menschen gegen boshafte Angriffe zu schützen. Sie war aufmerksam gegen die Dienerschaft des Königs und verachtete selbst die Niedrigsten nicht. Gegen ihre eigenen war sie gütig, und mit ihren Damen, den alten wie den jungen, lebte sie wie mit Freundinnen, ganz ungezwungen. Sie war die Seele des Hofes, der sie anbetete; und alle, groß und klein, bemühten sich, ihr zu gefallen. War sie abwesend, so fehlte jedem etwas, während ihre Gegenwart jedweden belebte. Die außerordentliche Gunst, in der sie stand, gab ihr ein außerordentliches Ansehen, und ihr Benehmen gewann ihr alle Herzen. In diesen glänzenden Verhältnissen blieb auch ihr Herz nicht unempfindlich.

Der Marquis von Nangis[1], der spätere recht mittelmäßige Marschall von Frankreich, war damals der erlesenste Dandy am Hofe. Er hatte ein hübsches, wenn auch kein besonderes Gesicht; er war gut, wenn auch nicht tadellos gewachsen und durch seine Großmutter, die Marschallin von Rochefort, und seine Mutter, Frau von Blansac[2], in der Galanterie und der

[1] Louis-Armand de Brichanteau, Marquis de Nangis, 1682 bis 1742.
[2] Seine Mutter war in zweiter Ehe mit dem Grafen von Blansac verheiratet.

Kunst der Ränke unterwiesen, in denen beide Meisterinnen waren. Sehr jung eingeführt in die große Welt, wo diese Künste gewissermaßen Drehpunkte sind, besaß Nangis nichts als die Gabe, den Damen zu gefallen, das zu sagen, was sie gerne hören, und die begehrenswertesten unter ihnen durch eine Verschwiegenheit zu gewinnen, die der Jugend fremd ist und in seinem Jahrhundert nicht mehr Sitte war. Im übrigen war er durchaus ein Sohn seiner Zeit. Schon als Kind hatte er ein Regiment erhalten; er hatte für sein Alter genügende Willenskraft, Eifer und im Kriege glänzende Tapferkeit gezeigt, wovon die Damen viel Wesens gemacht hatten. Er gehörte zu den Vertrautesten des Kreises um den Herzog von Burgund, der ungefähr im gleichen Alter stand und ihm sehr geneigt war.

Dieser Fürst liebte seine Gemahlin leidenschaftlich, aber er vermochte sich mit Nangis nicht zu messen. Die Prinzessin erwiderte des Herzogs Zärtlichkeit so herzlich, daß er gestorben ist, ohne jemals zu ahnen, daß sie auch Augen für einen andern hatte. Ihr Blick war auf Nangis gefallen, und bald galt er nur ihm. Nangis war nicht undankbar; aber er fürchtete den Sturm, und sein Herz war nicht mehr frei.

Frau von La Vrillière[1], die nicht schön, aber hübsch und anmutig wie ein Liebesengel war, hatte es ihm angetan. Sie war die Tochter der Gräfin von Mailly, der Schmuckdame der Herzogin von Burgund, und lebte in deren nächster Umgebung. Die Eifersucht machte sie rasch sehend. Weit entfernt davon, der Prinzessin zu weichen, setzte sie im Gegenteil ihre Ehre darein, das Eroberte zu behaupten, dafür zu kämpfen und zu siegen. Dieser Kampf brachte Nangis in seltsame Verlegenheit. Er fürchtete die Wut seiner Geliebten, die ihm über ihre wirkliche

[1] Die älteste Tochter der Gräfin de Mailly; sie war erst sechzehn Jahre alt, hatte aber schon zwei Kinder.

Macht hinaus mit einem Bruche vor aller Welt drohte. Abgesehen von seiner Liebe zu ihr, fürchtete er davon das Schlimmste, und schon wähnte er, seine Laufbahn wäre verloren. Nicht minder gefährdete ihn anderseits seine Zurückhaltung vor einer so mächtigen Fürstin, die eines Tages Herrscherin werden sollte und nicht geneigt war, zu weichen oder gar eine Nebenbuhlerin zu dulden. Seine Ratlosigkeit bot den Eingeweihten eine fortgesetzte Komödie. Ich war damals viel bei Frau von Blansac in Paris und bei der Marschallin von Rochefort in Versailles; ich war der Vertraute mehrerer Palastdamen, die alles sahen und mir nichts verschwiegen. Dazu erzählte mir die Herzogin von Lorge, meine Schwägerin, jeden Abend, was sie tagsüber gesehen und gehört hatte. Ich war also von einem Tag zum andern vollständig auf dem laufenden. Abgesehen davon, daß mir die Sache sehr unterhaltsam war, konnten die Folgen sehr wichtig werden; und wer ehrgeizig war, mußte gut unterrichtet sein. Schließlich merkte der ganze Hof, was anfangs mit so viel Mühe geheimgehalten war. Aber war es nun Furcht oder Liebe zu der allverehrten Prinzessin: der ganze Hof schwieg, sah allem zu, sprach nur unter sich und wahrte das Geheimnis, das ihm nicht einmal anvertraut worden war. Dieses Verhalten, das Frau von La Vrillière mitunter zu bitteren Worten und sogar zu kühnen Anspielungen verleitete und die davon betroffene Prinzessin ihr leise entfremdete, bildete lange Zeit ein merkwürdiges Schauspiel.

Sei es nun, daß Nangis, der seiner ersten Liebe allzu treu blieb, durch Eifersucht etwas angestachelt werden sollte, oder machte sich die Sache von selbst: er bekam einen Nebenbuhler in Maulévrier[1], einem Neffen Colberts, der eine Tochter des

[1] François-Edouard Colbert, Ritter, dann Marquis von Maulévrier, 1675 bis 1706, zuletzt Brigadekommandeur.

Marschalls von Tessé zur Frau hatte. Er hatte kein angenehmes, vielmehr ganz gewöhnliches Aussehen, gab sich mit Liebeleien nicht ab, war aber klug, besonders bei geheimen Ränken, und von maßlosem, bis zum Wahnsinn gehendem Ehrgeiz. Seine Frau war hübsch, ziemlich beschränkt, klatschhaft und trotz ihres Madonnengesichtes sehr bösartig. Als Tochter Tessés gelangte sie nach und nach bei der Herzogin von Burgund in alle Vorrechte. Sie wurde im Wagen mitgenommen, durfte an der Tafel teilnehmen und mit nach Marly kommen. Die Herzogin war ihr dankbar, weil Tessé den Frieden mit Savoyen und ihre Heirat vermittelt hatte.

Maulévrier war einer der ersten, der hinter die Geschichte mit Nangis kam. Er ließ sich durch seinen Schwiegervater bei der Herzogin von Burgund einführen, kam oft und wagte es, durch das Beispiel ermutigt, den Schmachtenden zu spielen. Da er nicht erhört wurde, wagte er zu schreiben. Man behauptet, Frau Quentin[1], eine vertraute Freundin Tessés, sei von dessen Schwiegersohn getäuscht worden; sie habe geglaubt, die Briefchen seien von der Hand des Schwiegervaters, und habe sie als belanglos befördert. Maulévrier soll die Antworten unter Anschrift an seinen Schwiegervater durch die gleichen Hände erhalten haben. Was man noch weiter glaubte, will ich unterdrücken. Wie dem auch sei, man merkte diese Vorgänge, wie man die anderen bemerkt hatte, und beobachtete das gleiche Stillschweigen. Unter dem Vorwande der Freundschaft besuchte die Prinzessin mehr als einmal Frau von Maulévrier, um mit ihr die baldige Abreise ihres Mannes und die ersten

[1] Marie-Angélique de Quentin, geb. Poisson, Gattin des Haushofmeisters, Barbiers und Ersten Garderobedieners des Königs, Jean Quentin de Villiers, 1657 bis 1731. Sie war Kammerfrau der Herzogin von Burgund.

Tage seiner Abwesenheit zu beweinen. Zuweilen wurde sie von Frau von Maintenon begleitet. Der Hof lachte. Ob die Tränen für Maulévrier oder für Nangis flossen, blieb zweifelhaft. Aber Nangis, den diese Nebenbuhlerschaft aufrüttelte, bereitete der Frau von La Vrillière die größten Schmerzen und stürzte sie in eine Stimmung, deren sie nicht Herr zu werden vermochte.

Dieses Sturmgeläut drang bis zu Maulévrier. Was ersinnt nicht ein Mann, den die Liebe oder der Ehrgeiz plagt? Er stellte sich brustkrank, trank nur noch Milch, tat, als hätte er die Stimme verloren, und verstaud es, sich derart zu beherrschen, daß ihm während eines ganzen Jahres kein lautes Wort entfuhr. Er brauchte deshalb den Feldzug nicht mitzumachen und blieb bei Hofe. Er war aber so töricht, seine Pläne dem Herzog von Lorge, seinem Freunde, zu erzählen, durch den ich sofort davon erfuhr. Indem er sich so in den Zwang versetzte, zu jedermann zu flüstern, gewann er die Freiheit, dies auch vor der Herzogin von Burgund in Gegenwart des ganzen Hofes tun zu dürfen, ohne den Anstand zu verletzen und ohne Verdacht zu erwecken, mit ihr Heimlichkeiten zu haben. Auf diese Weise konnte er ihr täglich sagen, was er wollte. Bald hatte er die Welt dermaßen an sein Tun und Treiben gewöhnt, daß man nicht mehr achtgab und nur seinen Zustand bedauerte. Die aber, die am meisten mit der Herzogin von Burgund verkehrten, wußten genug, um sich nicht allzu nahe bei ihr aufzuhalten, wenn Maulévrier kam, um mit ihr zu sprechen.

Dieses Spiel dauerte länger als ein Jahr. Maulévrier bekam dabei oft Vorwürfe zu hören, und Vorwürfe sind selten der Liebe dienlich. Frau von La Vrillière hatte schlechte Laune. Dies beunruhigte Maulévrier. Er hielt Nangis für glücklich und gönnte ihm dies nicht. Zuletzt trieben ihn Wut und Eifersucht zu einem wahnsinnigen Schritt. Eines Tages stellte

er sich an die Empore, auf der die Herzogin von Burgund der Messe beiwohnte. Als sie herauskam, reichte er ihr die Hand. Er hatte einen Tag gewählt, an dem er Dangeau, den Ehrenritter, abwesend wußte. Die anderen Kavaliere, Untergebene seines Schwiegervaters, des Großstallmeisters, waren gewohnt, ihm seiner heiseren Stimme wegen den Vortritt zu lassen, und zogen sich höflich zurück, um nichts zu hören. Die Damen folgten immer in weitem Abstand, so daß er, inmitten aller Welt, von der Kapelle bis zu den Gemächern der Herzogin, wie schon öfters, die beste Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung hatte.

An diesem Tage nun machte er der Prinzessin Vorhaltungen wegen Nangis, gab ihr alle möglichen Schimpfnamen, drohte ihr, dem König, der Frau von Maintenon und ihrem Gatten alles zu verraten, zerdrückte ihr in seiner Wut fast die Finger und geleitete sie so bis zu ihren Gemächern. Zitternd und einer Ohnmacht nahe, begab sie sich dort sofort in das Ankleidezimmer, rief Frau von Nogaret[1], die sie ihre „Liebe Kleine" zu nennen und gern um Rat zu fragen pflegte, wenn sie sich selber nicht mehr zu helfen wußte. Ihr erzählte sie, was ihr begegnet war, und sagte, sie begriffe nicht, daß sie nicht tot zu Boden gesunken sei und noch zu ihren Gemächern habe gelangen können. Nie war sie je so außer sich. Noch am gleichen Tage erzählte es Frau von Nogaret mir und meiner Frau im tiefsten Vertrauen. Sie riet der Prinzessin, einen so gefährlichen und maßlosen Tollkopf behutsam zu behandeln und sich vor allem mit ihm in nichts einzulassen.

Die Herzogin von Burgund verbrachte mehr als sechs Wochen unter größter Vorsicht und in tödlicher Angst. Ich weiß nicht,

[1] Marie-Madeleine-Agnès Marquise von Nogaret, geborene Mademoiselle de Biron, 1653 bis 1724, mit der Saint-Simon auf freundschaftlichem Fuße stand.

was sich weiterhin zutrug und wer Tessé von allem unterrichtete; aber er erfuhr es und fand als gewandter Mann einen Ausweg. Er überredete seinen Schwiegersohn, mit ihm nach Spanien zu gehen, wo er ihm alles mögliche in Aussicht stellte. Er sprach mit Fagon, der aus dem Hintergrunde seines und des Königs Kabinett alles sah und alles wußte. Als kluger, braver und anständiger Mensch verstand er Tessés Andeutungen und sprach seine Ansicht dahin aus, daß es für Maulévrier, wenn er Heilung für seine Brust und Stimme erheische, nach allen vergeblichen Mitteln, nun nichts mehr gäbe als die Luft eines warmen Landes. In Frankreich, angesichts des Winters, sei ihm der Tod sicher. Tessé nahm also zu Beginn des Oktobers Urlaub und reiste mit seinem Schwiegersohn von Fontainebleau nach Spanien ab.[1]

Aus der neuen veränderten Auflage des Buches „Der Hof Ludwigs XIV." Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Die Übertragung ist von Arthur Schurig.

---

[1] Maulévrier endigte auf tragische Weise. Nachdem er in Spanien als Günstling Philipps V. und seiner Gemahlin eine große Rolle gespielt und wegen seines Verhältnisses zur Königin viel Gerede verursacht hatte, wurde er von Ludwig XIV. nach Frankreich zurückberufen. Eine Zeitlang stand er in hoher Gunst bei Frau von Maintenon. Seine Frau, die seine Leidenschaft für die Herzogin von Burgund kannte, liebäugelte mit seinem Nebenbuhler Nangis. Dazu quälten ihn Gewissensbisse, wenn er an den Herzog von Burgund dachte. Er wurde irrsinnig. Endlich, déchiré de mille sortes de rages d'amour, wie Saint-Simon erzählt, machte er seinem Leben ein Ende, indem er am Karfreitag 1706 aus dem oberen Stockwerk seines Hauses auf das Pflaster sprang. Die Herzogin von Burgund nahm diese Katastrophe mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf; später mußte sie erfahren, daß die Spione, die den König und Frau von Maintenon auf dem laufenden über das Hofleben hielten, alles über ihre Liebesgeschichten erfahren hatten.

Gines Perez de Hita: Feste und Fehden zu Granada

(Aus dem ersten Teile des Romans „Die Bürgerkriege von Granada")

Groß war der Ruhm tapferer Ritterlichkeit, den sich Musa erwarb, da er vom Ordensmeister nicht besiegt worden war, wie so viele andere tapfere Ritter, die Don Rodrigo Tellez Giron mit eigener Hand überwunden und erschlagen hatte. Er hielt seinen Einzug in Granada zur Seite des Königs – seines Bruders –, geleitet von allen den vornehmsten Herren der Stadt. Sie ritten ein durch das Tor Elvira, und in den Straßen, die sie durchzogen, traten alle Damen hervor, sie zu schauen, und viele andere Leute hielten die Fenster besetzt, denn es gab was zu sehen. Derart zogen sie zur Alhambra, wo Musa von einem guten Arzte in Behandlung genommen wurde und beinahe einen Monat zur Heilung brauchte. Nach seiner Wiederherstellung begab er sich, dem König die Hand zu küssen, und traf ihn an hocherfreut über seinen Anblick, desgleichen auch all die übrigen Herren und Damen des Hofes. Wer sich aber am meisten über seinen Anblick freute, war die schöne Fatima, da sie ihn sehr liebte, obgleich er ihr die Liebe nicht vergalt. Die Königin hieß ihn neben sich sitzen und fragte ihn, wie es ihm gehe und wie ihm die Kampftüchtigkeit des Großmeisters vorgekommen sei. Musa gab Bescheid:

„Gnädige Frau! Die Tapferkeit des Meisters ist über alle Maßen groß, und er tat mir den Gefallen, den Kampf nicht fortzusetzen, um den bedeutenden Nachteil auf meiner Seite, der offenbar war, nicht auszunutzen. Ich schwöre bei Mohammed, daß mir in allem, was ich kann, ihm zu Diensten zu sein Pflicht ist."

„Vernichte ihn Mohammed!" rief da Fatima, „weil er uns alle in solchen Schrecken versetzte und mich besonders, der, als ich sah, wie er Euch mit einem Hieb die Hälfte der Kappe und den ganzen Helmbusch abschlug, kein Tropfen Blutes mehr blieb und aller Atem ausging, so daß ich wie tot zu Boden fiel."

Dies sprach Fatima, Mohammed Zegris Tochter, indem sich ihr ganzes Antlitz zu Farbe entzündete, so daß alle begriffen, daß sie den glänzenden und tapferen Mohren liebe, der seinerseits zur Antwort gab: „Recht leid tut es mir, daß eine so schöne Dame meinetwegen solches hat ausstehen müssen." Und kaum gesagt, wandte er den Blick zu Daraja, die er innig ansah, womit er ihr zu verstehen gab, daß er sie von Herzen minne; sie aber verharrte gesenkten Blickes und unverändert.

Als die Stunde der Mahlzeit gekommen war, setzte sich der König mit seinen Herren zu Tisch; es aßen aber mit ihm die vornehmsten Ritter: das waren unter anderen vier Bencerragen, zwölf Abencerragen, Abenamar und Musa; diese waren hochangesehen, und ihrem Werte zu Ehren gewährte ihnen der König seinen Tisch. Zusammen mit der Königin speisten viele Damen aus guten Häusern, das waren Daraja, Xarifa, Zaida, Saracina und Alborayda – sie alle die Blüte von Granada –, auch Galiana, die Tochter des Burghauptmanns von Almeria, die zu den Festen herübergekommen und mit der Königin verwandt war.

Der König mit seinen Rittern und die Königin mit ihren Damen speisten nun höchst vergnügt beim Klange verschiedener Musik, so von Bässen wie Flöten, Harfen und Lauten, die es im Königssaale gab. Der König unterhielt sich mit den Rittern über allerlei, besonders aber über den Kampf des Großmeisters mit Musa und über die bedeutende Kampftüchtigkeit des Meisters und seine Artigkeit, die sehr groß war. Die Damen

redeten gleichfalls vom jüngsten Kampfe und von der großen Tapferkeit des beherzten Musa und von seinem guten Anstande. Abenhamet wandte seine Augen nicht von Daraja, die er äußerst liebte, und seiner Hingabe ward nicht schlecht entsprochen, betete sie ihn ja doch an, weil er Grund bot, geliebt zu werden, höchst schneidig und tapfer war, gefürchtet und sehr geehrt und Obervogt zu Granada; solch Amt und Würde wurde aber nur Personen von höchstem Ansehen verliehen, und niemals gelangte es außer Besitzes des Rittergeschlechts der Abencerragen, wie man das aus den Chroniken ersehen kann.

Der tapfere Musa beschäftigte sich aber mehr damit, Daraja anzuschauen, als mit anderen Dingen, und tauchte so in ihren Anblick ein, daß er des öfteren gar zu essen vergaß. Der König, sein Bruder, ward des inne, und das schmerzte ihn sehr, denn auch er liebte sie im stillen und hatte ihr oft sein Herz eröffnet, obwohl sie weder seinen Worten und Klagen recht Gehör gab, noch, was ihr der König zu sagen pflegte, behielt. Auch Mohammed Zegri blickte auf Daraja. Das war ein Ritter vornehmsten Standes: er wußte, daß Musa ihr diente; desungeachtet stand er nicht ab von seinem Vorsatze, den Daraja für nichts achtete, da ihre Blicke Abenhamet galten vom Hause der Abencerragen, dem Ritter mutig und geehrt.

Während die Königin mit ihren Damen sprach, – als der König mit den anderen Rittern fertig gespeist hatte und Tänze zwischen Herren und Damen angehen sollten, – kam ein Page, abgesandt von Musa, kniete nieder und überreichte Daraja einen Strauß von Blumen und Rosen und sprach: „Schöne Daraja! Musa, mein Herr, küßt Euch die Hand und bittet Euch, wollt diesen Strauß annehmen, den er mit eigener Hand zusammenstellte und band, damit Ihr Euch seiner bedienet, ihn in der Eurigen zu halten; seht auch nicht an seinen geringen Wert, sondern die

Gesinnung dessen, der ihn sendet; denn in diesen Blumen drückt sich sein Herz ab, damit Ihr es in die Hand nehmet."

Daraja sah auf die Königin und errötete sehr; denn sie wußte nicht, ob sie den Strauß annehmen sollte oder nicht. Als sie jedoch gewahrte, daß die Königin sie ansehe und nichts sage, nahm sie ihn an, um sich nicht allzu unhöflich und undankbar gegen Musa zu bezeigen, – da er doch ein guter Ritter und des Königs Bruder war, und sie zudem erwog, daß durch Annahme des Straußes weder ihrer Ehre Abbruch geschehe noch der ihres geliebten Abencerragen, der wohl sah, wie sie ihn annahm und dem Pagen sagte, daß sie für die Gabe danke.

Wer Fatima betrachtet hätte, würde wohl erfaßt haben, wie sehr ihr das wehe tat; denn niemals hatte er ihr einen Strauß übersandt. Allein sie versuchte sich zusammenzunehmen und ging zu Daraja hinüber und sprach: „Ihr könnt es nicht leugnen, daß Musa Euer Geliebter ist, da er Euch vor Augen dieser aller diesen Strauß übersandt hat. Und daß Ihr ihn annahmt, ist ein Zeichen des, daß Ihr ihn liebt."

Hierüber beinahe beleidigt, entgegnete Daraja: „Fatima, Freundin, wundert Euch nicht, daß ich den Strauß annahm; denn ich tat das nicht zum Vergnügen, sondern um mir nicht das Ansehen einer Undankbaren in Gegenwart all der Herren und Damen hier im Saale zu geben. Könnte ich es nur mit Anstand, ich würde ihn in tausend Fetzen reißen."

Hiermit verließen sie diesen Gegenstand, denn der König gab Befehl, daß die Damen und Herren tanzen sollten, was alsbald geschah. Und es tanzten: Abenamar mit Galiana; Malik Alabez mit seiner Dame Cobayda, – sehr gut, da sie in alldergleichen unübertrefflich war; Abindarraez tanzte mit der schönen Xarifa, Venegas mit Fatima, Abenhamet Abencerrage mit der lieblichen Daraja; und zum Schlusse des Tanzes, als der

Abencerragen-Ritter ihr eine Artigkeit erwies, machte sie ihm eine Reverenz und übergab ihm den Strauß, den er mit Freuden annahm und sehr wert erachtete, da er von ihrer Hand kam.

Als der tapfere Musa, der dem Tanze zusah und seine Augen auch nicht einen Augenblick von Daraja abwandte, gewahrte, daß sie den Strauß fortgab, den er ihr – seiner Dame – übersandt hatte, ging er blind vor Wut und Leidenschaft, ohne Rücksicht auf den König und die anderen Herren, die sich im Königssaale befanden, auf den Abencerragen zu, so grimmig anzusehen, daß es schien, als sprühe er Feuer aus den Augen, und hochmütigen Tones sprach er zu ihm: „Sag mal, gemeiner und geringer Kerl! Christenabkömmling! Übelgeborener! Wo du wußtest, daß dieser Strauß von meiner Hand gebunden war und daß ich ihn Daraja übersandt, hast du es gewagt, ihn anzunehmen, ohne zu berücksichtigen, daß es der meine war! Käme nicht in Betracht, was ich dem König schulde, wo ich mich in seiner Gegenwart befinde, hätte ich deinen wahnsinnigen Vorwitz schon gezüchtigt!"

Als der wackere Abencerrage Musas unziemliches Vorgehen sah und die geringe Achtung, die er ihrer alten Freundschaft gegenüber zeigte, geriet er nicht minder als jener in Zorn und erwiderte: „Wer da sagt, ich sei ein gemeiner Kerl und übelgeboren, lügt tausendmal! Denn ich bin durchaus guter Ritter und Edelmann, und nächst dem Könige, meinem Herrn, ist hier keiner wie ich!"

Nach diesen Worten zogen die Ritter blank, um aufeinander loszuschlagen, was sie auch getan hätten, hätte sich nicht der König ins Mittel gelegt und andere Ritter. Höchst aufgebracht wider Musa, weil der die Veranlassung zum Streit gegeben, sprach der König zu ihm recht ärgerliche Worte und gab ihm, weil er sich in seiner Gegenwart solches herausgenommen, den

Befehl, den Hof zu verlassen. Musa sagte hierauf, er werde gehen; doch eines Tages, in den Christenkämpfen, werde er ihm fehlen, er aber fragen: „Wo ist Musa?" Hiermit wandte er sich, den Palast zu verlassen. Alle Ritter und Damen jedoch hielten ihn auf und baten den König, von seiner Ungnade abzustehen und die Verweisung Musas aufzuheben. Und so sehr baten die Ritter, die Königin und die Damen, daß er ihm vergab; und sie versöhnten Musa und den Abencerragen; Musa auch tat der Vorfall leid, weil er dem Abencerragen befreundet war.

Kaum war dieser Streit geschlichtet, erhob sich ein schlimmerer, und das war, als ein Ritter der Zegri – deren Familienoberhaupt – zu Abenhamet Abencerrage sagte: „Der König, mein Herr, gibt schuld seinem Bruder Musa, tut aber nicht Genüge hinsichtlich eines Wortes, das Ihr sagtet, – daß es nämlich nächst dem Könige keine solchen Ritter gäbe, als Ihr es seid, – wo Ihr doch wißt, daß es im Schlosse ebensolche und gerade so gute gibt wie Euch; es ist auch nicht guter Ritter Art, sich selbst so herauszustreichen. Wäre es nicht, daß ich Tumult im Königspalaste vermeiden wollte, sagte ich Euch, es würde Euch teuer zu stehen kommen, was Ihr in Gegenwart von so vielen Rittern ausgesprochen habt."

Malik Alabez, tapfer und kühn, der den Abencerragen nahe verwandt war, stand auf und antwortete dem Zegri mutig: „Mehr wundere ich mich, daß du allein dich beleidigt fühlst, wo es so viele und so schätzenswerte Ritter gibt, deren keiner es für nötig befand, abermals Zank und Ärgernis zu erregen. Auch war, was Abenhamet sagte, sehr gut gesagt. Denn die Ritter von Granada sind wohlbekannt für das, was sie sind und woher sie kommen, und ihr Zegri sollt nicht denken, weil ihr von den Königen von Cordoba stammt, besser oder gleich zu sein den

Abencerragen, die da Nachkommen der Könige von Marokko und Fes sind und jenes großen Miramamolin. Und die Almoradi, von denen ihr wißt, daß sie ein Zweig dieses Königshauses sind von Granada, sind gleichfalls vom Geblüt der Könige von Afrika; von uns, den Malik Alabez, wißt ihr, daß wir Nachkommen des Königs Almohabez sind, des Herrn jenes ruhmreichen Königtums Cuco. Und wir alle haben geschwiegen. Warum willst du von neuem Streit und Leidenschaft erregen? So wisse denn, daß, was ich sage, Wahrheit ist, daß es nämlich nächst dem Könige, unserem Herrn, keine Ritter gibt, die gleich wären den Abencerragen, und daß, wer das Gegenteil behauptet, lügt und in meinen Augen kein Edelmann ist."

Wie da die Zegri, Gomel und Maza, die untereinander verwandt waren, hörten, was Alabez sagte, schäumten sie vor Wut und standen auf, ihn umzubringen. Die Alabez, Abencerragen und Almoradi, die die andere Sippe ausmachten, begriffen den Entschluß jener und erhoben sich, ihnen Widerstand zu leisten und sie anzugreifen.

Als der König den Palast so voller Tumultes sah und die Gefahr, ganz Granada zu verlieren und damit das ganze Reich, sprang er auf und rief laut: „Hochverratsstrafe jedem, der sich rührt und die Waffen zieht!" Danach faßte er Alabez und Zegri, rief die Leibwache und hieß sie in Haft nehmen. Alabez ward auf der Alhambra, Zegri im roten Turme eingeschlossen und Wachen vor beide gestellt zu gutem Gewahrsam. Die Ritter von Granada versuchten zu versöhnen, und schließlich gelang das auch durch Vermittlung des Königs; doch wäre es besser gewesen, die Versöhnung wäre nicht zustande gekommen, wie weiterhin berichtet werden wird.

Ehe wir nun fortfahren, wollen wir von dem tapferen Zaide und der schönen Zaida erzählen, die jener so wert hielt, und was



in Granada so öffentlich bekannt war, daß man schon von nichts anderem sprach als von ihrer zärtlichen Liebe. Als ihre Eltern das wahrnahmen, beschlossen sie, sie mit jemand anderem zu verheiraten und das bekanntzugeben, damit Zaide von seinem Vorhaben abstehe, die Hoffnung seiner Liebe verliere und aufhöre, sich in ihrer Straße und vor ihrer Tür zu ergehen, auf daß die Ehre Zaidas nicht dermaßen geschädigt werde. In dieser Gesinnung verwandten sie viel Vorsicht ihrer Tochter gegenüber, wobei sie ihr nicht erlaubten, ans Fenster zu gehen, damit sie nicht mit Zaide spreche. Doch wenig frommten ihnen ihre Vorsichtsmaßregeln, da ihrer ungeachtet weder Zaide aufhörte, die Straße zu begehen, noch sie, ihn mit der gleichen Glut zu lieben wie ehemals. Als nun die Heirat Zaidas in aller Stadt bekanntgegeben wurde, und zwar, daß die Eltern sie an einen mächtigen und reichen Mohren von Ronda vergaben, konnte der wackere Zaide weder tags noch nachts Ruhe finden, mit allerhand Wahngedanken beschäftigt und darauf bedacht, die Heirat zu vereiteln durch Tötung des Verlobten. Er setzte keinen Augenblick aus, die Straße seiner Dame auf und ab zu wandeln, um zu sehen, ob er sie sprechen könne, ihre Gesinnung zu erfahren; denn den kühnen Mohren schreckte der Gedanke, daß seine Zaida in die Heirat einwillige. Um des Wortes und der Treue willen, die sie einander versprochen hatten, spähte er nach ihr, ob sie nicht auf einen Balkon herausträte, wie sie zu tun pflegte.

Die schöne Zaida litt nicht weniger Kummer und Sorgen als ihr Liebhaber, sehnsüchtig, ihn zu sprechen und ihm zu berichten, was ihre Eltern beschlossen hatten. So trat sie denn hinaus auf den Balkon und gewahrte den tapferen Zaide, der sich allein erging traurigen und schwermütigen Ansehens. Und wie er die Augen zum Balkon erhob und die schöne Zaida so herrlich und so prächtig sah, verließ ihn sofort sein ganzes Übel,

und er trat schüchtern unter den Balkon und sprach also zu seiner Mohrin: „Sage mir, schöne Zaida, ist das Gerücht wahr, daß dein Vater dich verheiratet? Falls es Wahrheit ist, sage mirs, verschweige es nicht und halte mich nicht weiter in Spannung. Denn wenn es Wahrheit ist, so wahr Allah lebt, muß ich den Mohren töten, der dich beansprucht, damit er sich meiner Herrlichkeit nicht freue." Die schöne Zaida antwortete ihm, die Augen ganz voll Tränen: „Ja, dem ist so, daß mein Vater mich verheiratet. Tröste dich und suche eine andere Mohrin, ihr zu dienen, wie eine solche dir bei deinem großen Werte nicht ermangeln wird. Schon ward es Zeit, daß unsere Liebe ihr Ende finde. Der Himmel kennt die Nöte, die ich deinetwegen von meinem Vater ausgestanden habe." – „O Grausame," entgegnete der Mohr, „ist das also das Wort, das du mir gabst, mein zu sein bis in den Tod?" – „Geh, Zaide," sprach die Mohrin, „denn meine Mutter kommt mich holen, und schicke dich in Geduld."

Mit diesen Worten verließ sie weinend den Balkon, und der tapfere Mohr blieb recht fassungslos, ohne zu wissen, wozu er sich entschließen sollte zur Erleichterung seiner Pein. Doch er entschloß sich, seinem Anspruch nicht zu entsagen. So ging er, ohne des Widerstreits seiner Gedanken ledig zu werden, vom Platz und ließ seine Seele dort zurück.

Obgleich nun die schöne Zaida mit Zaide all das gesprochen hatte, was ihr gehört habt, ließ sie desungeachtet nicht ab, ihn in ihrem Herzen zu lieben, und der kühne Zaide liebte sie weiter desgleichen. Das aber konnte nicht so geheim bleiben, daß es nicht vom Mohren Tarfe erfahren wurde, einem Freunde Zaides, der in seiner Seele einen tödlichen Neid barg, weil er heimlich Zaida liebte; und da er erwog, daß Zaide nie aufhören würde, die schöne Zaida zu lieben, beschloß er, Unkraut zwischen sie zu

säen und sie zu entzweien, obwohl ihm solches das Leben kostete. Denn so geht es denen, die ihren Freunden nicht die Treue halten.

Was nun den Mohren Zaide betrifft, den tapferen und glänzenden Abencerragen, so war er so leidenschaftswirr um das, was die schöne Zaida ihm gesagt hatte, daß der Gedanke daran, daß es wahr sei, daß ihre Eltern sie verheiraten wollten, ihn in Verzweiflung brachte. In dieser Sorge wandelte der kühne Mohr gar versonnen einher, und um Trost zu finden, ging er auf und nieder die Straße seiner Dame. Sie aber trat nicht mehr an die Fenster, wie sie ehemals pflegte, sondern nur bisweilen und spät, von Abend zu Abend. Denn obgleich die holde und schöne Mohrin ihn zärtlich liebte, zeigte sie es nicht, um ihre Eltern nicht zu erzürnen, und darum wagte sie es auch nicht, mit ihrem geliebten und liebenden Mohren zu sprechen. Dies schmerzte ihn sehr, und er verriet das in Aufzug und Kleidung, die er seiner Leidenschaft entsprechend trug, und hiernach beurteilten die Herren und Damen von Granada die Zustände seiner Sache und seiner Liebe. Mit solchen Qualen und Nöten wandelte nun der tapfere Zaide so einbildungsschwer einher, ohne sie seinem Geiste fernhalten zu können, daß sie ihn äußerst erschöpften und es ihm sehr schlimm zumute war. Und um sich zu trösten, begab er sich in einer Nacht, die recht dunkel war und gut seiner Absicht entsprach, voll von Liebesängsten, wohl angetan und mit sich weiter nichts als eine Laute, um Mitternacht nach der Straße seiner angebeteten Mohrin, und nachdem er sein Instrument mit vieler Schwermut zu rühren begonnen, sang er auf Arabisch folgendes traurige Lied:

Tränen, die – umsonst geflossen –
Solche Härte nicht erweicht,
Da ihr doch dem Meer entsteigt,
Seid ins Meer zurückgegossen.

Zwar in harten Felsgesteinen
Habt ihr Widerhall erregt,
Daß sie, gleichen Leids bewegt,
Mitgetönt, um mitzuweinen.

Doch weil ihr – umsonst geflossen –
Solche Härte nicht erweicht,
Da ihr doch dem Meer entsteigt,
Seid ins Meer zurückgegossen.

Nicht ohne Tränen sang dies Lied der verliebte Zaide zu den Tönen seiner klangvollen Laute, begleitet von gar glühenden Seufzern, die seiner Seele entstiegen, womit er die Ängste seiner Leidenschaft steigerte. Und wie der Mohr die Leidenschaft, die er zeigte, auch in der Seele fühlte, so empfand nicht geringere die schöne Zaida, die, sobald sie die Laute vernahm und daß, der sie spielte, ihr geliebter Zaide wäre – denn sie erkannte ihn daran –, sich ganz leise erhob und auf einen niedrig gelegenen Balkon trat, wo sie dem Lied und den Seufzern ihres Geliebten zuhörte und ihm, gerührt und in eigenem Schmerz, mit traurigen Tränen folgte, sich den Sinn des Liedes vorhaltend und der Begebenheit gedenkend, von der der Mohr sang. Denn wißt, das erstemal, daß Zaide seine schöne Zaida sah, war es an einem Johannistage in Almeria gewesen, als der Mohr ein Segelschiff befehligte, mit dem er große Handelsfahrten und Seeräuberzüge unternahm; und gerade war Zaide mit seinem Fahrzeug am Strande von Almeria angelaufen zur Zeit, da die holde Zaida sich dort mit ihren Eltern und Verwandten vergnügte. Der kühne Mohr brachte auf seinem Schiffe reiche Christenbeute mit; mit vielen Wimpeln, Bannern und Fähnchen war es verschönt und geschmückt, und das war die Veranlassung, weshalb Zaidas Vater und sie auf das Schiff gingen, es sich

anzusehen, desgleichen auch den Kapitän, der auf diese Weise mit ihnen bekannt wurde. Der tapfere und kühne Zaide nahm sie mit vieler Freude und Bewillkommnung auf, da er seinen Blick auf die schöne Zaida geworfen hatte, der er viele und reiche Schmucksachen verehrte, mit der er sein Begehren und seine Liebe zu erkennen gab; und er blieb um sie ganz liebeszerhämmert, und sie desgleichen hatte sich in den prächtigen Mohren verliebt. Schließlich verabredeten sie sich, daß Zaide nach Granada kommen sollte; er ging darauf ein, beschloß, das Meer aufzugeben und das Schiff einem Verwandten zu überlassen. In Granada aber hatte der kühne Zaide seiner Dame bis jetzt gedient. In Anbetracht des Vorgehens ihrer Eltern und des großen Mißvergnügens, das sie ihm verursacht hatte, sang er ihr nun, voll Liebesflammen, das obige Lied zu Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen.

Wie nun die schöne Mohrin des Schmerzes innegeworden, den ihr Liebhaber mit seinen Tönen kundgab, empfand sie das gleiche Leid wie er und trat gerührt hervor und rief ihn heran, – leise, ihrer Eltern wegen. Nicht hielt sich da der prächtige Mohr lange auf; er eilte, so rasch er konnte, an den Balkon heran; da sagte ihm seine Dame: „Wie, Zaide, immer noch harrst du aus? Weißt du nicht, daß du mich in schlechten Ruf bringst? Bemerke doch, welch Aufsehen du erregst. Berücksichtige doch, daß meine Eltern mich streng halten deinetwegen. Geh hinweg, eh du von ihnen bemerkt werdest. Denn sie haben beschlossen, daß, sollte es nicht anders werden, sie mich nach Coyn senden würden ins Haus meines Oheims. Laß es nicht dazu kommen, denn das wäre das Ende meines Lebens. Und glaube nicht, daß ich dein vergessen habe, die ich dich ebenso in meiner Seele bewahre wie ehemals. Sind die Wolken einmal vorüber, wird uns Allah gutes Wetter senden.“ Und weinend

schied sie von ihrem Liebhaber und ließ ihren geliebten Mohren im Dunkeln, da ihm sein Licht gebrach. Er aber ging verwirrt von der Stätte, da er nicht wußte, zu welchem Ende seine Liebessehnsucht gedeihen sollte.

Doch kommen wir jetzt wieder zurück auf jenes oben beschriebene Tanzfest. An ihm und den folgenden nahm auch teil der glänzende und tapfere Zaide, der Abencerragen-Ritter, der seine holde Zaida liebte, und auch sie war da; und derart war die Liebe, die sie zueinander hegten, daß die des einen der der anderen auch nicht im geringsten unterlegen war; sie unterhielten sich aber miteinander, ohne eines des anderen zu genießen, nur durch Blicke und Worte. Eines Tages nun wand die holde Mohrin eine schöne Flechte aus ihren schönen Haaren – denn sie waren edler als Goldfasern von Arabien – und schlug sie mit eigenen Händen um den Turban ihres geliebten Zaide. Der ward davon höchst beseeligt und zufrieden und froh wegen neuer Gunst und Glücks. Da bat ihn Audala Tarfe, sein Freund, er möge ihm den Grund seiner übermäßigen Freude sagen; und wie man nun Glück und Freude nicht so sehr genießt, wenn man sie nicht mitteilt, eröffnete der ihm, auf seine große Freundschaft vertrauend, den Sachverhalt unter dem Siegel der Verschwiegenheit und zeigte ihm das kostbare Pfand, das seine Dame Zaida ihm gegeben hatte. Der Mohr Tarfe, voll Neides und tödlicher Wut, beschloß, da er sah, wie sehr der andere von Zaida begünstigt und wert gehalten wurde, das Geheimnis der schönen Mohrin wiederzuerzählen; er suchte Gelegenheit, sie eines Tages zu sprechen, und sagte ihr: „Bist du es, gnädige Frau, die Zaide so sehr liebt? Das von allen in Granada und außerhalb so geehrte, geliebte und hochgeschätzte Mädchen? Denn deine Ehre ist recht tief gesunken, da er jüngst auf einer Gesellschaft, wo man von den Liebhabern sprach, die von ihren Damen begünstigt

werden, seinen Turban abnahm und uns allen eine Haarflechte wies und sagte, sie sei von den deinen und von deiner Hand gewunden und dort angebracht. Sieh zu, ob das wohlbekannte Zeichen sind." Sie glaubte, daß dem so sei, und da die Frau von Natur veränderlich ist, wandelte sich ihre ganze Liebe in Rachsucht und Haß, und es machte ihr große Pein und Schmerz, als sie erwog, wie es mit ihrer Ehre stünde. Da ließ sie ihn rufen, und eine Magd berichtete ihr, er habe gerade vor kurzem angefragt, welche Farbe ihr an seinem Anzug genehm und wer bei ihr zu Besuch sei. Zaide kam recht fröhlich herzu, sie aber sagte ihm zornrot: „Ich bitte dich, daß du weder durch meine Straße noch vor meinem Hause dich ergehest, noch mit jemand von meinem Gesinde redest, denn meine Ehre ist sehr zu Schaden gekommen durch dich; die Flechte, die ich dir gab, hast du Tarfe gezeigt und anderen. So kann man dir in keinem Stück vertrauen, und hoffe nicht, mich jemals wieder zu sprechen." Nach diesen Worten ging sie weinend in ein Seitenzimmer, ohne daß die Entschuldigungen des verliebten Mohren etwas vermochten, der da sagte, daß, wer solches behauptet hätte, lüge. Angesichts dessen, daß die Worte zu nichts frommten, schwor Zaide Tod dem Mohren Tarfe.

Er hatte beinahe den Verstand verloren, als er ihr Haus verließ; und voll brennenden Zornes ging er, Tarfe zu suchen, ihn zu erschlagen. Er fand ihn auf dem Platze Vivarambla, wo er gewisse Dinge anordnete für die bevorstehenden Festlichkeiten. Zaide rief ihn beiseite und sagte ihm: „Warum hast du mich entzweit mit meiner Herrin Zaida, ohne der Satzung meiner Freundschaft zu achten?" Tarfe entgegnete: „Ich habe dich nicht entzweit mit deiner Dame und bin unschuldig an dem, was du meinst; du darfst von mir solches nicht glauben." Zaide bestand auf seiner Behauptung, Tarfe leugnete, und sie gaben

einander recht beleidigende Worte. Dann nahmen die Reden ein Ende, sie zogen ihre Säbel und fochten recht wacker, und Zaide versetzte Tarfe eine tödliche Wunde, an der er nach dreien Tagen starb. Die Zegri wollten nun Zaide umbringen, da sie mit Tarfe befreundet waren. Die Abencerragen eilten rasch herbei, und wäre nicht der König hinzugekommen, wäre diesen Tag Granada verloren gegangen, da die Maza, Gomel, Zegri und die von ihrer Sippe sich bewaffneten, um die Abencerragen, Gazul, Venegas und Alabez, zu erschlagen. Allein der König, unter dem Beistand der vornehmsten Herren anderer Geschlechter, erreichte so viel, daß sie sich beruhigten, und Zaide ward in Haft nach der Alhambra geführt. Die Untersuchung des Falles ergab, daß Tarfe schuldig war, und damit die Ehre der schönen Zaida keinen Makel erleide, bewirkte der König, daß Zaide sich mit ihr verheiratete, und begnadigte ihn in Sachen des Todes von Tarfe. Hiervon waren die Zegri verstimmt; nichtsdestoweniger wurden die Festlichkeiten nicht aufgegeben, da der König Befehl gab, daß sie abgehalten werden sollten.

Infolge dieses Vorfalles und der Worte, die Malik Alabez auf jenem Tanzfeste gesprochen hatte und desgleichen der Abencerrage, gedachten alle Zegri, Gomel und Maza mit bösen Absichten und Begehren, sich wegen der Beleidigung zu rächen, die ihnen in Gegenwart des Königs, der Ritter und der Damen widerfahren war; denn es hatten teilgenommen an diesem Feste die ganze Blüte und der Adel nicht nur von Granada, sondern des ganzen Reiches. Es war auch große Kühnheit gewesen seitens Malik Alabez', auch war der Abencerrage ebenfalls zu weit gegangen. Doch wo die Versöhnung zustande gekommen war, sprachen die Zegri weder davon, noch ließen sie sich etwas anmerken. Sondern die Rachsucht blieb eingewurzelt in ihrem Herzen, und um den tödlichen Haß nicht zu zeigen, von dem

sie brannten, verkehrten sie mit den Abencerragen und den Alabez, sich verstellend, wie sie nur konnten, da alle von ihrem Hause ein wirksames und großes Begehren hegten, sich zu rächen, wie sich hernach herausstellte.

Als nun eines Tages alle Zegri im Schlosse Bibatambien, dem Wohnsitze Mohammed Zegris, des Oberhaupts seines Geschlechtes, versammelt waren, sprach dieser zu allen Anwesenden folgendermaßen: „Ihr wißt wohl, erlauchte Ritter der Zegri, wie unser königliches und altes Geschlecht in Spanien und Afrika so viel gegolten hat; wie unsere Vorfahren Könige von Cordoba waren und wie unsere Ehre jetzt von den Abencerragen gescholten und verletzt worden ist. Hierüber bin ich so außer mir, daß ich vor Leid sterbe, und was mich erleichtert und erhält, ist nur das Vertrauen, das ich hege, mich eines Tages gerächt zu sehen. Der Schimpf gilt uns allen, und wir alle müssen uns Genugtuung verschaffen. Jetzt bietet uns das Glück recht gute Gelegenheit. Nutzen wir sie aus, das heißt versuchen wir auf dem Turnier oder beim Stabwerfen Malik Alabez und den übermütigen Abencerragen umzubringen. Sind die erst tot, wollen wir einen Anschlag treffen, auf welche Weise dies ganze treulose Geschlecht der Abencerragen auszurotten, die bei allen so geschätzt und so beliebt sind. Dieserhalb wollen wir am Tage des Stabwerfens wohlbewaffnet und mit Panzerjacken unter unseren Gewändern zum Feste gehen. Und da mich der König zum Anführer einer Quadrille bestimmt hat, wollen wir ausziehen, dreißig Zegri in rot und grünen Livreien, aber mit blauen Helmbüschen, den alten Farben der Abencerragen, ihnen hiermit einen Anlaß zum Ärger wider uns zu geben, damit es zum Streite komme und, wenn sich der Kampf entsponnen, ein jeder sich zeige, wie er ist; denn da wir Waffen tragen werden, ist nicht zu zweifeln, daß wir sie übel zurichten. Wir brauchen

nichts zu fürchten, denn wir haben auf unserer Seite die Maza und Gomel. Und sollte die blaue Farbe auf die Abencerragen keinen Eindruck machen, so wollen wir beim Spiel gegen sie anstatt mit Stäben mit scharfen Lanzen werfen. Dies ist meine Meinung, sagt mir nun die euere." Es antworteten alle, daß, was er sagte, recht sei, der Anschlag gut, und daß jeder sein möglichstes tun werde, um sich zu rächen. Nachdem solches verabredet worden war, begab sich ein jeder nach Hause.

Zur gleichen Zeit ordneten ihre Quadrille Musa und die Abencerragen, wobei auf Befehl des Königs Musa Quadrillenführer war; in dieser Quadrille sollte auch Malik Alabez mitreiten. In voller Übereinstimmung wählten sie sich Livreien von blauem Damast, gefüttert mit feinem Silberstoff, und blauweiß-strohgelbe Helmbüsche entsprechend den Livreien; die Lanzenquasten blau-weiß, durchzogen mit vielem Gold; Schilde sollten sie tragen mit wilden Männern als Zeichen; nur Malik führte sein eigenes Wappen, das war ein purpurner Querbalken, darüber eine goldene Krone, nebst seinem Wahlspruch, der besagte: „Mit meinem Blut". Musa führte dieselben Schildzeichen, die er am Tage seines Gefechts mit dem Großmeister angenommen hatte, das war ein Herz in der Hand einer Jungfrau, die die Faust zusammenschloß, wobei das Herz Blutstropfen fallen ließ, und den Wahlspruch, der besagte: „Um meinen Ruhm trag ich mein Leid". Nachdem der kühne Musa die Quadrille derart angeordnet hatte, beschlossen sie noch, weiße Stuten zu reiten, deren Schweife mit Bändern von blauer Seide und feinstem Golde durchzogen werden sollten.

Als nun der vielbesprochene Tag des großartigen Festes nahe war, ließ der König vierundzwanzig Stiere, der besten, die es in den Bergen von Ronda gab, kommen; denn dort gibt es sehr wackere. Und sobald der Platz Vivarambla hergerichtet worden

war, wie es wahrhaftig zu einem solchen Feste ziemte, begab er sich im Gefolge vieler Ritter dorthin und nahm die Königslauben ein, die für dieses Fest dazu bestimmt worden waren. Die Königin mit vielen Damen nahm Platz in anderen Lauben bei gleicher Rangordnung wie der König. Alle Fenster der Häuser ringsum waren von wunderschönen Damen eingenommen. So viel Leute strömten herzu, daß es keinen Platz gab, wo sie sich halten konnten, und es kamen viele von außerhalb des Reiches, so von Toledo und von Sevilla; und von dieser letzteren Stadt kam die Blüte der Ritterschaft nach Granada beim Gerücht einer solchen Festlichkeit. Die Abencerragen-Ritter bekämpften die Stiere mit solchem Glanze und Schneid, daß sie allen mit ihrem Anblicke Freude machten, und wenn man sie so derartige Ritterlichkeiten begehen sah, spendete man ihnen tausenderlei Lob. Besonders zogen sie die Blicke aller Damen sich nach, da sie von ihnen so bevorzugt wurden, daß sich keine einzige für eine Dame hielt, die nicht einen Abencerragen liebte; überall auch, wo Ritter dieses Geschlechts auftraten, wurden sie von allen so wert gehalten und so geehrt, daß sie aller anderen Ritter Neid erregten. Mit vielem Grund aber wurden sie so von den Damen geliebt, weil sie alle feine Liebhaber und Edelleute waren, schön und mit Verstand begabt, sehr wohlerzogen und von achtungsvollem Benehmen. Niemand wandte sich in der Not an irgendeinen von ihnen, ohne daß er ihr abhalf, und sei es auch sehr auf eigene Kosten. Sie waren Verfolger des Unrechts, Beruhiger des Staates, Väter der Waisen, bis aufs äußerste bedacht auf die Erhaltung der Zustände und den schuldigen Gehorsam gegenüber ihren Königen. Sie standen sehr gut mit den Christen; denn sie machten selber Fahrten nach den Raubstaaten, die Gefangenen zu besuchen, trösteten sie, gaben ihnen Almosen und Nahrung; dieserhalb und aus anderen Gründen

waren sie so beliebt im ganzen Reiche. Niemals fand sich bei ihnen Furcht, obgleich sich ihnen die schwierigsten Fälle boten. Nun erregten sie solche Freude mit ihrem Glanz und ihrem Adel, daß die Damen und alles Volk die Blicke von ihnen nicht abwandten. Nicht weniger Pracht legten die kühnen Alabez an den Tag. Auch den Zegri gelang es, ihren Wert zu zeigen, da sie acht Stiere sehr gut erledigten, ohne daß einer von ihnen oder eines ihrer Pferde zu Schaden kam.

Um ein Uhr mittags waren bereits zwölf Stiere bekämpft worden, und der König befahl, die Hörner und Flöten zu blasen, was das Zeichen dafür war, daß alle Ritter, die am Spiele teilnahmen, sich in der Laube einfinden sollten; und nachdem sie sich versammelt, gab ihnen der König in bester Stimmung ein Frühstücksmahl. Dasselbe tat die Königin mit ihren Damen, die Schmuck und Gewänder von nie gesehener Pracht trugen, was noch gehoben wurde durch die Schönheit der, die solches gerade trug. Es hatte die Königin ein weites Brokatgewand an mit reicher Stickerei von Gold und Edelsteinen; sie trug einen Kopfputz von höchstem Wert, über der Stirn eine rote Rose und in ihrer Mitte einen kostbaren Karfunkel. Wenn die Königin ihr Antlitz wandte, waren der Glanz und das Licht, die der Karfunkel ausstrahlte, so groß, daß er das Gesicht raubte dem, der da hinsah. Die holde Daraja war in Blau gekommen, das geschlitzte Damastgewand gefüttert mit Silberstoff, der seine Feinheit durch die Schlitze sehen ließ; auf dem Kopfputz zwei Federn, eine blau, eine weiß, in den Farben der Abencerragen; ihr Aufzug stand ihr sehr gut, da sie so schön war, daß keine Dame mit ihr wetteifern konnte. Galiana von Almeria war in weißem Damastgewande von selten feiner Arbeit, das Überkleid gefüttert mit Purpurbrokat und mit einigen großen Schlitzen; ihr Kopfputz war sehr künstlich. Dieser Dame sah man an der Kleidung wohl

an, wie frei von Liebe sie lebte, obschon sie wußte, daß Abenamar ihr sehr zugetan war und ihr sehr zu dienen wünschte. Fatima, die Zegri-Tochter, trug Purpur, wobei sie mit Musas Livrei nicht übereinzustimmen suchte, weil sie sich darüber enttäuscht fühlte, daß Musa Daraja liebte und sich um deren Dienst bewarb. Endlich wiesen all die Damen, die sich bei der Königin befanden, solch eine Pracht auf, daß es äußerst bemerkenswert war. Auf einem anderen Balkon saßen die Damen vom Hause der Abencerragen, so daß es kaum einen schöneren Anblick auf der Welt geben konnte; alle die übertraf Lindaraja, die Tochter von Mohammed Abencerrage.

Berichten wir aber weiter. Es mochte gegen zwei Uhr sein, nachdem die Herren und Damen das Frühstück beendet hatten, als man einen Stier losließ von den tüchtigsten, die es unter allen gab; niemand verfolgte ihn, den er nicht in die Luft warf, und die Leichtigkeit der Pferde genügte nicht, seinen geschwinden Hornstößen zu entgehen. So groß war sein Mut und seine Behendigkeit, daß in kurzer Zeit alle Fußkämpfer, wenn auch wider ihren Willen, den Platz räumten. Als der König sah, wie er tüchtig war, sprach er zu den Rittern: „Gut wäre es, diesen Stier mit der Lanze zu bekämpfen." Malik Alabez bat um Vergunst, einen Lanzenkampf zu versuchen, und der König bewilligte es ihm. Alabez stieg aus der Laube hinab, bestieg ein Pferd, das ihm der Burghauptmann von Velez, sein Vetter, geschenkt hatte; dann ritt er eine Runde durch die ganze Bahn, und als er am Balkon anlangte, wo sich seine Herrin Cobayda befand, brachte er sein Pferd zum Niederknien; er aber beugte sein Haupt, auf diese Weise Artigkeit erweisend seiner Dame und all den anderen, die sich dort befanden. Die Dame, verliebt in ihren Alabez, erhob sich und sandte ihm einen Gruß. Er aber, hocherfreut, seine geliebte Herrin gesehen zu haben und von ihr

so ausgezeichnet zu sein, spornte sein Pferd und sprengte ab, rascher denn ein Blitz. So groß war die Leichtigkeit des Pferdes, daß es in der Karriere kaum zu sehen war. Der König und die Ritter freuten sich über den Anblick, die Zegri aber wurmte er; denn tödlich war der Neid.

Groß war das Geschrei der Menge, daß es einen grausen machte. Der Grund davon aber war, daß der Stier den ganzen Platz durchsaust, viele Leute umgerannt oder in die Luft geworfen hatte, dabei fünf oder sechs getötet und nun wie der Wind auf den Fleck losschoß, auf dem Alabez hielt. Der aber, als er ihn kommen sah, wollte etwas Besonderes leisten. So sprang er vom Pferde, erwartete den Stier keckem Mutes, den Burnus über der Linken, und als der das Haupt niederbog, um seinen Stoß zu führen und ihm einen Prall zu versetzen, warf er ihm so geschickt den Burnus vor die Augen, daß er damit allen große Freude machte. Dann packte er ihn an beiden Hörnern und zwang ihn trotz Widerwillens, ruhig zu stehen, denn groß war die Kraft, die er besaß. Der Stier versuchte sich loszumachen, um ihn zu töten, und Alabez verteidigte sich mit großem Mute, wenn auch unter großer Gefahr. Als es aber dem tapferen Mohren schien, als dauere dieser Kampf allzu lange, drehte er ihn im Halse um und schleuderte ihn mit unglaublicher Kraft zu Boden, als wäre es ein schwächliches Schaf; und als er ihn am Boden sah, trat er langsam ab mit ruhigem Gesicht, saß auf, ohne den Fuß in den Bügel zu stecken, und ließ den Stier so zerschlagen zurück und so übel zugerichtet, daß er nicht aufstehen konnte; also daß alle höchlichst über seine Stärke, Tüchtigkeit und unbezwingliche Tapferkeit erstaunten und ihm tausend Beifall spendeten. Der König ließ Alabez rufen; er aber kam herzu, als wäre nichts gewesen. Und der König sprach, als er kam: „Große Freude habt Ihr mir gemacht. Es ließ sich aber auch

von Eurem Wert und Adel nichts Geringeres erwarten. Ich verleihe Euch die Burghauptmannschaft der Feste Cantoria und setze Euch über hundert Ritter.“ Alabez küßte ihm die Hand für die neue Gunst, die er ihm erwies.

Es war etwa um vier Uhr nachmittags, da befahl der König das Reiterspiel. Als sie das Zeichen vernommen, traten alle Ritter, die daran teilnahmen, vor, um ihren Einzug zu halten; indessen begann eine wohlabgestimmte Musik mannigfaltiger Instrumente. Alsbald zog aus der Mündung der Straße Zacatin der kühne Musa ein mit seiner Abencerragen-Quadrille. Sie ritten zu vier und vier, schwenkten um den Platz mit der schuldigen Ehrenbezeigung vor dem König, der Königin und den Damen und ritten einige Male rundum in Karriere mit großem Feuer und Anstand. Es befanden sich Musa, Malik Alabez und dreißig Abencerragen in der Quadrille, und sehr gut nahmen sich aus zu den schneeigen Stuten die Silberstoffe und die blauen Federn, womit sie den ganzen Platz verschönten, und deren Pracht die Damen ganz verliebt machte. Nicht mit geringerem Glanze und Feuer ritten die Zegri von der anderen Seite ein, ganz in Rot und Grün, mit blauen Federn und Haarbüschen, auf Braunen und auf den Schilden alle mit dem gleichen Zeichen, nämlich über blauem Balken einem Löwen, gekettet an der Hand einer Dame; der Wappenspruch aber besagte: „Mehr Macht hat die Liebe.“ Derart ritten sie auf den Platz, zu vier und vier, und vollführten zusammen in guter Ordnung einige Volten und ein Scheingefecht, wobei sie nicht weniger Freude erregten als die Abencerragen. Dann nahmen die beiden Quadrillen ihre Posten ein; man nahm die Kampfstäbe vor, entledigte sich der Lanzen, und beim Klang der Trompeten und Flöten begann das Spiel sich zu entwickeln mit viel Feuer, Glanz und Anmut, zu acht gegen acht. Die Abencerragen, die es auf die blauen

Federn abgesehen hatten, die die Zegri führten, ihr eigenes altes Zeichen, zielten – verärgert – gegen deren Turbane, um sie herunterzuholen, und das recht rühmlich. Allein sie konnten das nicht erreichen, und so spielten sie in größter Ordnung weiter, wobei es viel zu sehen gab, und erregten große Zufriedenheit bei allen, die ihnen zuschauten.

Mohammed Zegri, der mit allen seines Geschlechtes den Tod von Malik Alabez oder von einem der Abencerragen beschlossen hatte, gab nun das Zeichen, daß Malik Alabez von der anderen Seite aus auf seine Quadrille anreite, nachdem er mit dieser verabredet hatte, daß alsdann er und seine acht sich auf jenen und die Seinen werfen sollten. Nachdem sie nun sechsmal gegeneinander gerannt, rief der Zegri zu denen von seiner Quadrille: „Jetzt ist es Zeit, da man sich im Feuer des Spiels befindet. Rächen wir uns, es bietet sich gute Gelegenheit!" Er ergriff eine Lanze mit ganz geschärfter Spitze und wartete ab, bis Malik Alabez wieder herankam mit den acht von seiner Quadrille, die der anderen Partei anzureiten, wie es bei solchen Spielen üblich ist. Und gerade als Malik Alabez, von seinem Schilde gedeckt, gegen ihn und die Seinen anritt, stürmte der Zegri vor, heftete die Augen auf Malik Alabez, zu erspähen, wo er ihn am besten treffen könnte, und schleuderte die Lanze mit einer solchen Kraft gegen ihn, daß die scharfe Spitze durch den Schild fuhr und Alabez in den rechten Arm, den sie ohne weiteres durchbohrte. Groß war der Schmerz, den der tapfere Malik Alabez von diesem Stoße erfuhr, denn er nahm nicht nur den ganzen Arm, sondern auch den ganzen Körper mit; doch begriff er noch nicht, daß er verwundet war. Er ritt auf seinen Posten zurück und legte die Hand an die Stelle, die weh tat; da wurde sie blutig. Und wo er nun auf den Arm hinsah und die Wunde erblickte, sprach er laut zu Musa und den Abencerragen: „Ritter, großen Verrat haben die Zegri gegen

uns gewaffnet: sie werfen mit scharfen Lanzen anstatt mit Stäben! Hier seht ihr mich verwundet!“ Die tapferen Abencerragen griffen sofort zu den Lanzen, um bereit zu sein angesichts dessen, was da kommen mochte.

Gerade eben schwenkte der Zegri mit seiner Quadrille auf seinen Posten zurück, als Malik Alabez mit großer Wut mitten über den Platz vorsprengte und die Lanze nach ihm warf mit den Worten: „Verräter! Was du tatest, war nicht Rittertat, sondern gemein!“ Der Wurf war kein Fehlwurf gewesen, da er ihm Schild und Rock durchbohrte und die Lanze ihm eine Handbreit oder mehr in den Leib drang; und der Zegri fiel beinahe tot vom Pferde. Beiderseits hatte man sich vorgesehen für das, was bevorstand; es begann ein hitziger und blutiger Kampf. Da die Zegri wohlbewaffnet waren, erwiesen sie sich im Vorteil; allein derart war die Tüchtigkeit Musas, des tapferen Alabez und der Abencerragen, daß sie nicht aufhörten, die Zegri übel zuzurichten und ihnen bedeutenden Schaden anzutun. Das Geschrei und Getöse waren groß. Als der König das Gefecht entbrennen sah, eilte er hinab auf den Platz, stieg zu Roß und ritt, mit einem Stabe versehen, unter die Fechtenden mit den Worten: „Heraus! Heraus!“ Desgleichen versuchten auch alle unbeteiligten Ritter, Frieden zu stiften. An diesem Tage lief Granada Gefahr, verloren zu gehen; zumal die Versippungen und Entzweiungen unter den Fürsten und Großen so gefährlich sind, befürchtete der König ein solches; auch tat das ganze Volk sein möglichstes, sie zu besänftigen. Nachdem die Ruhe hergestellt und jeder zu seiner Quadrille zurückgekehrt war, ritten der tapfere Musa und die Seinen hinauf zur Alhambra, mit ihnen die Almoradi und Venegas. Die Zegri zogen sich zurück nach dem Schlosse Bibatambien, wohin sie Mohammed Zegri tot mit sich führten.

Die Königin und ihre Damen hatten, als sie den Ernst des Spieles erkannten, schreiend ihre Lauben verlassen, da in den

Streit Gatten, Brüder, Verwandte und Liebhaber verwickelt waren, und ihre Klagen und Tränen bewegten zu Mitleid alle, die sie hörten; besonders das Wehgeschrei der schönen Fatima um Mohammed Zegri, ihren erschlagenen Vater, deren Verzweiflungsgebärden genügt hätten, ein diamantenes Herz zu rühren. Dies unglückselige Ende nahmen die Festlichkeiten, und es blieb in Aufruhr Granada. Es blieb die Stadt voller Ärgernisses und Zwists, da die Blüte der Ritterschaft von dieser Parteiung mitergriffen war. Und der König ging sorgenvoll einher, gespannt allen Neuigkeiten entgegensehend, die sich jeden Tag am Hofe ereigneten; bei alledem bemüht, Frieden zu stiften, damit der eingetretene Schade nicht noch weiteren nach sich ziehe.

Aus dem Spanischen des 16. Jahrhunderts
übertragen von Otto Freiherrn von Taube.

Ernst Bertram: Zwei Gedichte

*

Odenwaldbrunnen

Wir bleiben Hagens Volk. Indes der Barde
Für Gold von Treue tönt, hat Meuchelmut
Schon seinen Speer bereit. Auf Halbgeheiß
Des feig Gekrönten fällt das lichte Wild,
Das schuldlos schuldige. Immer sind die Blumen
Um unsre tiefsten Quellen rot vom Mord
Am Bruder und am Freunde. Hagens Volk.

Demeter (Niederwald)

Land, Große Mutter unser, du wirst auferstehn
Und wiederfahren mächtig aus der Unterwelt,

sich schafft. Wilhelm Meister sieht zwar ein, daß er diese Gläser „so wenig als irgendein Maschinenwesen“ aus der Welt bannen wird; „aber dem Sittenbeobachter ist es wichtig, zu erforschen und zu wissen, woher sich manches in die Menschheit eingeschlichen hat, worüber man sich beklagt“. Diese Bemerkungen erinnern an die, welche Jeremias Gotthelf gelegentlich über den entsittlichenden Einfluß der Eisenbahnen macht, entsittlichend deshalb, weil sie das Maß der Entfernungen in einer mit den Kräften des Menschen nicht mehr übereinstimmenden Art verändert haben. Durch das ganze Maschinenwesen hat der Mensch seine Leistungen vermehrt, ohne seine Kräfte vermehrt zu haben, was auf diese Kräfte wieder herabmindernd zurückwirken, sein Selbstgefühl aber, wiederum im krassen Mißverhältnis zu seiner Kraft, ins Maßlose steigern muß.

Ich führe noch einige verwandte Aussprüche Goethes an:

„Mikroskope und Fernrohre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.“

„Die Theorie ist nicht nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.“

„Das Subjekt ist bei allen Erscheinungen wichtiger, als man denkt.“

„Was ist im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Seiten uns zu schaffen machen und wir nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein innewohnendes Gesetz bändigt und sanktioniert.“

„Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt.“

Ähnlich sagt Schiller: „Erst mit dem Rationalismus entsteht das wissenschaftliche Phänomen und der Irrtum.“

Wie Goethe es stets für richtiger hielt, nicht nur zu pole-

misieren, sondern das Falsche durch positive Leistungen zu bekämpfen, so setzte er der entpersönlichten modernen Wissenschaft eine Weltanschauung entgegen, welche den Menschen auffaßt als aus der Natur hervorwachsend, von ihr umfangen, von ihr lernend und zugleich sie leitend und beherrschend. Der Mensch ist ihm ein hilfloses, ganz und gar unwissendes, zu lenkendes Geschöpf Gottes in Gottes Hand; aber auch ein Gott, insofern er ein kollektives Wesen, ein Vertreter der Menschheit, ja der gesamten Natur ist, in welchem sie selbst sich krönt, unerschöpflich, insofern himmlische Kräfte in ihm wirksam sind, deren er sich bemächtigen kann dadurch, daß er sich ihnen gläubig hingibt. Die Erde ist ihm ein „großes lebendiges Wesen, das in ewigem Ein- und Ausatmen begriffen ist". Ebenso lebendig ist ihm die Sonne, er hätte sonst nicht gesagt, daß er sie anbete. Es gibt für ihn in der Natur keine anderen als lebendige Kräfte; auch die Schwerkraft ist ihm rhythmisch, pulsierend. Auch er zwar sucht und sieht in der Natur Gesetze, zu deren Kenntnis er durch Anschauung und Erfahrung gelangt, er ahnt und erkennt gewisse Urphänomene, in denen wie in einem allerdünnsten Schleier die Gottheit sich verbirgt; aber dies ist es eben, daß die Gottheit in ihnen lebt. Die Urgesetze sind ihm aufs innigste mit der All-Persönlichkeit Gottes verbunden, der Liebe und Vernunft nicht hat, sondern ist, des Ewig-Unerforschlichen, Ewig-Anzubetenden, der dieser Gesetze sich mit persönlicher Freiheit als persönlicher Herr bedient.

Wie die Bibel unterscheidet er Menschenwort und Gotteswort, Menschenvernunft und Gottesvernunft, welch letztere unendlich hoch über jenen steht. „Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge."

Was das Göttliche vom Menschlichen unterscheidet, ist, daß das Göttliche produktiv tätig ist und eine Folge hat, welche

wiederum Reales hervorbringt, während das Menschliche wohl tätig, aber nicht schaffend, nur trennend und zusammensetzend ist. Der wesentliche Unterschied zwischen Schaffen und Zusammensetzen war Goethe wohl bekannt, und er tadelte deshalb das französische Wort komponieren als unzulänglich.

Ich erinnere wieder an den Satz: bei der göttlichen, produktiven Tätigkeit wird Kraft entfaltet und Stoff verzehrt; bei der menschlichen wird umgekehrt Kraft verdrängt und Stoff vermehrt. Ich könnte auch sagen, alles Menschliche will Dauer, Gott will Verwandlung. So erklärt sich das erschreckende Anwachsen des Stoffes in unserer Zeit und die Herrschaft der Masse; auf der anderen Seite der Mangel an Schaffenskraft und die unordentlichen Ausbrüche der natürlichen Triebe, das Verschwinden von Religion, Poesie und Kunst, die Zunahme der Geisteskrankheiten und Selbstmorde.

Diejenigen, welche diese Tatsachen und Gedanken vielleicht am ehesten zu würdigen wissen, sind die modernen Seelenärzte, und es muß anerkannt werden, daß sie als die ersten das Problem aufdeckten und auf den Zusammenhang von Verdrängung, das heißt Nichtäußerung und geistiger Erkrankung oder Verkümmerung hinwiesen.

Goethe, der von seinem Vater die Neigung sich einzumauern ererbt hatte, machte gelegentlich Schiller gegenüber folgende interessante Bemerkung: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser tut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfe, die uns die Kultur anbietet, zusammenzunehmen. Entschließt man sich zum letzteren, wie ich es immer tue, so ist man dadurch nur für den Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet.“ Auch erkannte er das Dämonische in dem Ausschlag, der bei bevorstehenden Bällen das Gesicht seiner

Schwester zu entstellen pflegte. Was nun aber die Folgerungen betrifft, die die Psychiater im allgemeinen aus ihrer Entdeckung zogen, so dachten sie, daß es mit einem bloßen Sichäußern und Sichgehenlassen getan sei, und bedachten zu wenig, daß der kranke Mensch sich schon gar nicht frei mehr äußern kann, und daß erst die Gegenwirkung von außen die unwillkürliche Äußerung im Individuum hervorruft. Wer wollte sich aber vermessen, diese so herbeizuführen, wie sie in eben diesem Falle erforderlich wäre? Not lehrt beten. Im Zusammenhange des natürlichen Lebens ist für Wirkung und Gegenwirkung gesorgt; wo auf allen Seiten die natürlichen Triebe, namentlich der Machttrieb, unterdrückt werden, kann eine allgemeine Erstarrung um sich greifen und so das Übel stets vermehren. Wer weiß, wie oft die Leiden, die uns treffen, uns vor dem schrecklichsten Elend des geistigen Todes bewahren müssen! Immer ist es zuletzt einzig die Not, die mit unentrinnbaren Stößen den Funken der lebendigen Kraft aus dem Herzen der Einzelnen wie der Völker schlägt und auf die wir in gewissen Fällen als auf die letzte Retterin angewiesen sind.

Über die elektrische Kraft des Geistes

Warum ist die schließende Bewegung satanisch? Weil das Wesen Gottes elektrischer Art ist. Es liegt im Wesen der göttlichen Kraft, sich geteilt zu offenbaren, durch einen positiven und einen negativen Pol. Würden die Pole sich unmittelbar berühren, so würde Gott sich selbst zerstören, und es ist deshalb notwendig, daß mit der schließenden Bewegung zugleich der Stoff entsteht, wodurch die unmittelbare Selbstberührung der Kraft vermieden wird. Wäre nicht der Äther, der unverwesliche Stoff, in den die Kraft eingebettet ist, so könnte sie sich überhaupt nicht offenbaren. Gott in seiner Majestät ist

unentrinnbare Zerstörung. Alle Völker haben das feurige Wesen der Gottheit erkannt, ihre zugleich wärmende, segnende, lebenschaffende und zerstörende Kraft. Dem Christentum allein indessen wurde klar bewußt, daß es zugleich die Liebe ist, also das Gefühl, welches die Kraft von sich selbst abwendet auf das Du.

Christus erschien der Magdalena im Garten und sprach zu ihr, die sehnsüchtig die Arme nach ihm ausbreitete: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Es ist klar, daß nicht Er zu Seinem Schutze Maria Magdalena warnte, ihn zu berühren. Die Bibel erinnert hier an den Mythos von Semele und Jupiter, der die Geliebte, die ihn in seiner Majestät sehen wollte, bat, ihre Bitte zurückzunehmen, damit er sie nicht vernichten müsse. Göttlich ist die feurig-elektrische Kraft, die sich in der Natur und im Menschen gnädig verhüllt. „Wir haben alle", sagt Goethe, „etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen." Der Auferstandene, weder im Fleisch noch im Element gebunden, ist die freie blitzende Kraft, die den Sterblichen, der sie anrührte, töten würde. Von nun an, sagt er zu seinen Jüngern, werdet ihr mich sehen zur Rechten der Kraft und in Wolken.

Vergegenwärtigen wir uns den auferstandenen Christus, der mit göttlicher Gebärde die anbetende Magdalena zurückweist, so muß uns das Kümmerliche und Wesenlose der Geisterbeschwörungen unserer Spiritisten, der gewöhnlichen Geistererscheinungen überhaupt, klar werden. Schatten ziehen da vorüber, Selbstbetrug des Teufels, wie Luther sagen würde, Gebilde auf sich selbst bezogener oder sich selbst belügender Individuen, gegensatzlose Gespenster. Ein lebendiger Geist läßt sich

nicht beschwören, außer vielleicht, daß er auf das Gebet der Liebe durch eine innerliche Wirkung antwortete, und erschiene er, würde er den dreisten Anrufer töten.

Wie Magdalena, die Christus für den Gärtner hielt, erkannten auch die Jünger den Herrn nicht, der ihnen erschien, als bis er das Brot brach, an seiner Gebärde. Wie aufschlußreich ist auch das. Nachdem die körperlich erscheinende Form zerbrochen ist, bleibt noch das Persönliche, das Geheimnisvolle, das einmal und unwiederholt da ist, das, was unwiderstehlich zur Liebe bewegt, Schönheit und Tugend an Zauber übertrifft. Er ist es, dieser Einzige unter Millionen, der in Verklärung, in Entstellung, in jeder Gebundenheit sich dennoch durch Bewegung und Stimme geheimnisvoll verkündet.

Paul Verlaine: Aus den Gedichten der Bekehrung

*

Heilige drei Könige

Myrrhen, Gold und Weihrauch sind
Gott ein willkommen Angebind,
dargebracht in Deinem Sinn
nimmt ers wohlgefällig hin,
aber bloß Herz zu ihm freut ihn ebensosehr,
sind auch die Hände leer.

Der Magier Reise nach Bethlehem
war dem Herrn gewiß angenehm.
Er nahm auch ihre Huldigungen
entgegen hochgeehrt,
aber Er fand Hirten und Hüterjungen
noch vor ihnen, Ihn anzubeten, wert.

In jener feierlichen ersten
Liturgie freuten den Herrn am mehrsten
die vor den königlichen Gaben und Mienen
schüchtern verschollenen Rufe zu Seinem Ruhm
der Armen im Geiste: und ihnen
gab er Sein Königtum.

Engel und Erzengel weckten
die Hirten aus ihrem Schlaf,
das Ohr der hoffend Erschreckten
zuerst die Verkündigung traf,
ihnen zuerst in verschleierter Fern
des Himmels zeigte sich der Stern.

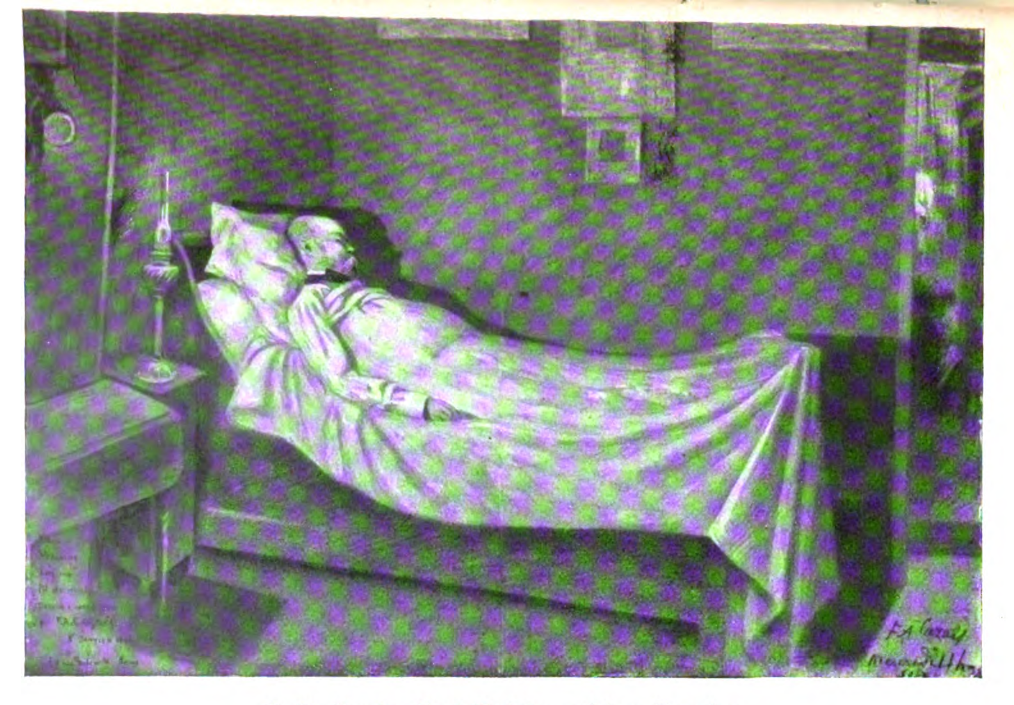
Reich oder arm, wir vermögen
vor Dir, Herr, alle nicht mehr
zu finden als: Deine Ehr.
Du wirst die Masse wägen,
wie voll von Dir, wie hohl,
und erkennst die Deinen wohl.

Übertragen von Christoph Flaskamp.

Es glänzten...

Es glänzten die falschen schönen Tage all den Tag lang,
nun sieh ihr zitterndes Schwingen im kupfernen Untergang.
Seele, schließe die Augen und bezwinge deinen Hang:
furchtbar ist diese Versuchung, Seele. Flieh das Verruchte.

Sie glänzten in langen Flammenhagelstrichen über den Tag
und schlugen auf allen Wein, der um die Hügel lag,
auf alle Ernte des Tales, und von ihrem Schlag
ergraute der blaue singende Himmel, der dich suchte.



F. A. Cazals: Paul Verlaine auf dem Totenbett

O geh hinweg, gefaltet die Hände, bleich und gemessen.
Denk, wenn diese Gestern unsre schönen Morgen fressen . . .
Vielleicht hat alter Wahn seinen Weg wieder angetreten . . .

Müßte die Erinnerung wohl abgetötet werden?
Ein rasender Anfall, der letzte auf Erden!
O du, geh beten gegen den Sturm, geh beten.

Übertragen von Alfred Wolfenstein.

Das linde Lied

Hört das Lied, o hört es linde
tränen, daß es euch gefällt!
Leise klagts, wie wenn im Winde
übers Moos ein Wasser wellt.

Lieb war jedem, der sie kannte,
diese Stimme einst, die jetzt,
eine Witwe, schwarzgewandet,
zaghafter die Worte setzt,

und doch stolz, da herbstlich Morgen-
wind den Schleier ihr aufschlägt,
allen zeigt, daß sie verborgen
einen Stern der Wahrheit trägt.

Und sie sagt, die rückgekehrte,
daß die Güte unser Sein ist,
daß wer Haß und Neid abwehrte,
einzig seinem Tode rein ist,

und sie rühmt den Ruhm der klaren
Einfalt, die sich Gott verband,
rühmt den Frieden, jenen wahren,
der aus keinem Krieg entstand.

Ach, nicht sucht euch zu verschließen
ihrem bräutlichen Gebot!
Einer andern Leid zu süßen
ist der Seele Gottesbrot.

Nehmt der Duldenden die schwere
Bürde, eh sie heimwärts zieht!
Und wie lind ist diese Lehre! ...
Hört, o hört das fromme Lied.

Übertragen von Stefan Zweig.

Mirakel

Da kam ein stiller Reiter mit Namen Unglück her;
der stieß in mein alt Herz mir seinen dunklen Speer.

Mein alt Herz gab gar einen trüben Auswurf Blut;
der ist auf der Heide vertrocknet in der Sonnenglut.

Mein Auge losch in Schatten, ein Schrei ging aus mir aus,
und mein alt Herz erstarb mir in einem wilden Graus.

Drauf hat der Reiter Unglück seltsamlich gerastet,
stieg vom Pferd hernieder sacht und hat mich angetastet.

Seine Handschuhhand von Eisen fuhr in meine Wunde,
indes er einen Bannspruch sprach mit seinem harten Munde.

Und als mich also eisig durchfuhr die Hand von Eisen,
ward mir ein neues Herz geboren, da will ich Gott für preisen.

Ein Herz gar jung, gar rein und gut, das schlug wohl sonder
Fehle,
denn heller Gluten trunken genas mein Blut und Seele.

Aber schier geblendet lag ich und glaubt' es kaum;
wie einer, dem die Herrlichkeit des Herrn erscheint im Traum.

Da stieg der stille Reiter wieder auf sein Tier,
und gab den Sporn, und jählings hob er sein schwarz Visier

und schrie, und jetzt noch fährt mirs durch mein Ohr wie Stahl:
Hüt dich! so gnädig komm ich nur einmal! –

Übertragen von Richard Dehmel.

Aus der von Stefan Zweig herausgegebenen zweibändigen, den poetischen und prosaischen Schriften Verlaines entnommenen Auswahl. An den Übertragungen sind außer dem Herausgeber u. a. beteiligt: K. L. Ammer, Felix Braun, Max Brod, Theodor Däubler, Richard Dehmel, Herbert Eulenberg, Franz Evers, Ernst Hardt, Walter Hasenclever, Hermann Hesse, Wolf Graf Kalckreuth, Rainer Maria Rilke, Albrecht Schaeffer, Richard Schaukal, Johannes Schlaf.

Worte des Paracelsus

★

Gute Arbeit soll reifen

Bist du beruft ein Buch zu machen, es wird nit versaumt werden sollts sechzig oder siebzig Jahr anstohn und noch länger. Gehts in dir umb, und empfindests, so schnall nit so bald. Es wird nit dohinten bleiben, es wird herausmüssen, wie ein Kind von dem Bauch seiner Mutter. Was also herausgeht, das ist fruchtbar und gut, laßt nichts versaumen. Allein folg seiner Lehr und bitt und klopf an. Und nit, daß du wollest noch einen jeglichen Dorn für die Ehr erkennen, sondern es kommt die Stund, daß alles herausfallt. Ich gedenk, daß ich Blumen sah in der Alchemia, vermeint das obs wär auch do. Aber do war nichts. Do aber die Zeit kam, do war die Frucht auch do... Wieviel tausend Bogen werden mit großer Arbeit ver-

schrieben: So es alles us ist, so ist es alles Narrerei. Wär demselbigen nit besser, er gedächte: stand still, laß baß waizen!

Die Kunst ist sein Gut und bester Reichtum

Ich hab ein beständiger Gut denn ihr, nämlich die Kunst ist mein Gut und bester Reichtum, das kann mir kein Dieb stehlen, kein Feuer, Wasser oder Räuber nehmen: Man nehme mir denn zuvor den Leib, die Kunst kann man mir nit nehmen, denn sie ist in mir verborgen und ein unbegreiflichs Ding, derhalben gehets mit mir dahin wie der Wind. Sehet, ein sollichs Gut hab ich, welches übertrifft Haus und Hof, Kleider, Geld, Silber und Gold, und all euer Vermögen: Denn sie ist beständig. Ob ich schon das Geld mit guten Gesellen vertummle, so ist doch meinem Hauptgut nichts abgangen, denn die Kunst ist mein Hauptgut, die verlaßt mich mit Gottes Hilf nimmermehr, da schmecket an.

Seliger ist zu beschreiben ...

Seliger ist zu beschreiben der Ursprung der Riesen denn zu beschreiben die Hofzucht: Seliger ist zu beschreiben Melosinam, denn zu beschreiben Reuterey und Artillerey: Seliger zu beschreiben die Bergleut unter der Erden denn zu beschreiben Fechten und den Frauen dienen. Denn in jenen Dingen wird der Geist braucht zu wandeln in göttlichen Werken: In den andern Dingen wird der Geist braucht, der Welt Art zu gebrauchen und ihr Wohlgefallen, in Hoffart und Unlauterkeit.

Was macht der Mensch aus ihm selbst

Wir seind all gelehrt, aber nit gleich: Alle weise, aber nit gleich: Alle kunstreich, aber nit gleich: Der sich hoch ergründt, der ist am meisten. Denn Ergründung und Erfahrung treibt in Gott, und scheucht der Welt Laster, fleucht dem Dienst der Welt, Fürstenzucht, Hofsitten, schön Gebärd, lehrt die Zungen,

in der Lügen und Fluchen auch liegt. Aber die Wunderwerk Gottes die lehren das Licht des Menschen, und fragt die Zungen nit darumb. Zucht gegen Gott, das ist des Menschen Befehl zu gebrauchen. Zucht gegen Menschen, was ists, als ein Schatten, der nichts ist? Der Mensch bezahlet kein Zucht, belohnet nichts in derselbigen, stirbt ab, und im Tod, so ist es ein Kot: Was macht der Mensch aus ihm selbst? Er lerne mehr denn Zucht, und laß Zucht stehen, und liebe seinen Nächsten: Jetzt geht die Zucht selbst heraus, wie aus einem guten Baum die Blühst, und sein Frucht. O wie groß ist der in Freuden, der seinem Schöpfer nachdenkt, der find Perlin, die nit den Säuen geben werden. Aber der den Menschen nachdenkt, derselbe sucht Perlin, wie ein Sau, die alles umbstreut und nichts find das ihr nützlich sei.

Der Arzt soll vom Unsichtbaren reden und das Sichtbare wissen

Von dem nun, das unsichtbar ist, soll der Arzt reden, und das sichtbar ist, soll ihm in Wissen stehen, gleich wie einem der kein Arzt ist, der erkennt die Krankheit, und weißt was sie ist, bei den Zeichen: Nun ist er aber darumb kein Arzt: Der ist ein Arzt, der das unsichtbare weiß, das kein Namen hat, das kein Materie hat, und hat doch sein Wirkung.

Glaube und Wissen

Ein jeglicher Weiser des Glaubens soll ein Philosophus sein: Und welcher ein Glaubiger ist, und kein Philosophus, der ist kein Weiser im Glauben. Sich gebührt eim Glaubigen zu sein ein weiser Mann, und ein kunstreich Mann, damit er wisse, was er glaube. Ein Tor, der do glaubet, der ist tot in seinem Glauben: Wann Ursachen: Die Werk machen den

Glauben, das ist, die Werk der Natur, der Zeichen, der Wunder. Dieweil nun der Glaub kommt aus den Zeichen, aus den Werken, aus den Mirakeln: So ist uns das billig zu philosophieren als ein Glaubiger, und nicht als ein Heid, und nennen uns ein Christen. Wir setzen aber do ein Unterscheid, im Glauben, und wissen, also. Welcher der ist, der do glauben will, der muß wissen. Denn aus dem Wissen, und nachdem er weißt, glaubt er: Aber demnach so solchs Wissen aus der Philosophey kommt, und darnach der Glauben, und also ein Seliger wird, so mag wohl ein Unseliger auch daraus werden, als der ist, der do weißt alle Zeichen Gottes, und Wunderwerk Gottes, und glaubts alles: Aber die Frucht seines Wissens gehet heraus nicht, stirbt ab. Diesen heißen wir einen toten Philosophum. Denn welcher viel weißt, der soll viel Frucht geben: Wo nicht, der soll für ein Lügner, und nit für ein Philosophum geacht werden. Wann wissen, darnach glauben, darnach die Frucht, das ist der Grund eines Philosophi.

Der tierische und siderische Mensch

Der Mensch erhebt sich also: Nämlich aus der ersten Matrix, das ist, aus der großen Welt: Das ist, die große Welt mit und samt allen andern Kreaturen durch Beschaffung durch die Hand Gottes, hat geboren den Menschen, dem Fleische nach zu rechnen, zu der Sterblichkeit. Aus solcher Ursachen ist der Mensch irdisch und fleischlich worden: Und dies irdische Fleisch hat der Mensch empfangen aus der Erden und Wasser. Diese Erden und Wasser ist nun das Corpus des irdischen tierischen Lebens, so der Mensch natürlich hat empfangen durch Beschaffung, durch die Hand Gottes: Dieses tierische Leben ist an ihm selber nichts anders, denn Feuer und Luft. Das ist also zu verstehen: Der Mensch, soviel sein tierisch Leben betrifft, ist

aus den vier Elementen: Das ist, das Wasser und die Erden, daraus das Corpus des Menschen beschaffen ist, ist das Haus und Corpus des Lebens. Ich verstehe allhier nicht das Leben, welchs Leben aus der Seelen, das ist, aus dem Atem Gottes, entspringt: Denn meine Meinung ist an diesem Ort nicht theologisch, sondern arzneyisch: Sondern, ich verstehe das Leben, welchs tierisch und zergänglich ist: Welchs Leben aus Feuer und Luft geschaffen. Und also ist das Corpus, so aus Erden und Wasser geschaffen ist, ein Haus des Lebens worden.

Und das ist genug zu verstehen, wie der Mensch zweierlei Leben habe, als nämlich das tierische, und das siderische Leben.

Auf daß mir aber nicht jemands möchte vernichten mein Vornehmen: Als daß ich vom tierischen und siderischen Leben traktiere: Ist von nöten, daß ich den tierischen Körper deskribiere. Denn der tierische und siderische Leib ist ein Ding und nicht zwei, und das also. Der Leib ist tot, das ist, das Corpus, als Fleisch und Blut, ist alleweg tot: Aber der siderische Geist, daraus der Mensch sein tierisch Leben hat, machet, daß das Corpus, das ist, der Leib, bewegt werde.

Daher entspringt das tierische Leben des Menschen. Und das kommt alles natürlich aus Eigenschaft und Kraft des Himmels. Als ihr sehet an dem Hahn, der schreiet die Mitternacht und den Tag an, das kommt ihm alles aus dem Gestirne.

Jetzt gebührt mir und einem jeden wahrhaftigen Arzte zu wissen, wie der Hahn, also auch der Mensch, vom Gestirn also getrieben werde. Das ist, der Himmel regiert das Leben des Menschen: Die Elemente regieren das Corpus des Menschen. Das Corpus des Menschen ist Wasser und Erden. Das Leben aber des Menschen ist Feuer und Luft. Also wird Wasser und Erden regiert vom Feuer und Luft. Daraus kommt dem Menschen seine Krankheit und Ungesundheit, auch Gesundheit.

Entstehung der Geister aus dem siderischen Leib und ihre Bezwingung durch die Nigromanten

Aber von dem siderischen Leib wisset sein Fäulung also. Er ist vom Gestirn, und nicht von Elementen, darumb so nimmt er sein Verzehrung nicht in Elementen, sondern außerhalb der Elementen, das ist, unter dem Gestirn, und muß gleich so wohl mit der Zeit verzehret werden, als der elementiert Leib, von dem, in dem er vergraben wird, das ist, vom Gestirn, wie der elementiert Leib von den Elementen. Nun folgt auf das, daß der siderisch Leib bleibt bei dem Körper, bis so lang er auch von dem Gestirn verzehrt wird: Das ist, wie sie beim Leben zu einander vermählet gewesen waren: Also durch den Tod werden sie geschieden, ein jeglicher in sein Grab der Verzehrung: Jedoch aber so bleibend sie bei einander, der ein in den Elementen, der ander außerhalb der Elementen im Luft, und in der Luft ist sein Gewalt, das ist, im Luft verzehrt ihn das Gestirn. Also verzehrt die Erden den elementierten Leib, und das Sydus den siderischen, und also nehmen beide Leib ihre Konsumation. Nun bedarf der elementiert Leib ein Zeit bis er verfaulet, einer mehr denn der ander: Also hat auch der siderisch Leib ein solche Zeit. Als sichs dann genugsam beweist, wie die Leib in den Elementen verzehrt werden: Also auch muß der siderisch Leib ein Zeit haben, bis er auch verzehrt werde. Der elementiert Leib ist greiflich, der siderisch Leib aber ist nicht greiflich, sondern wie ein Geist. Also wird der elementiert Leib gesehen greiflich, der siderisch ungreiflich: Und doch geschicht die Verzehrung auf Erden nicht bei einander vereinigt in einem, wie sie lebendig gestanden seind, sondern gescheiden von dem andern, und doch im alten Wandel, Weis und Gebärden, das ist, an dem Ort da die Wohnung gewesen ist. Also zu verstehen, der elementiert Leib bleibt im Grab und ist [nicht] mobil, der siderisch Leib aber der ist mobilis,

bewegt sich, und bleibt nicht an einem Ort, sondern er sucht die Wohnung, die derselbig Mensch bei seinem Leben gehabt hat. Nun folgt aus dem, daß der siderisch Leib möge gesehen werden: Denn Ursach, ist des Menschen Art gewesen, an den oder an den Ort zu gehen, der siderisch Leib behält denselben Gang, bis er verzehret wird, es sei auf Wucher, auf eigen Nutz, auf Geld, auf Schätz und dergleichen, dieselbigen Örter sucht dieser Leib nach dem Tod, und durchwandelts alles. Aus dem entspringt, daß man saget, ich hab dessen Geist gesehen, ich hab den sehen gehen: So es doch nur der siderisch Leib ist, der also seine Vergräbnus und Verzehrung hat: Und ist übel gesaget, daß man saget und glaubet, es sei derselbige Mensch, als wäre es gar, und endlich gar vollkommen da, so es doch keins ist, auch kein Seel, auch derselbige Mensch nit, sondern allein ein siderischer Geist. Zugleicher Weis als wann der elementiert Leib nicht vergraben wäre, so mög er gesehen werden, jedoch aber so ist es derselbig Mensch nit, aber wohl ein Stück von ihm, ein Teil von ihm, das da ist ohn Leben, tot und im Grab. Also wird der siderisch Leib gesehen, denn er mag nicht vergraben werden, denn er ist nicht greiflich, sondern ein Geist wie ein Bild im Spiegel. Nun ist der siderisch Leib auch tot, aber sein Wandlung ist an denen Enden und Orten, und in den Dingen, da derselbig Mensch, ein Phantasey und Gemüt hingestellt hat. Aus dem dann folgt, daß solche siderische Leib in derselbigen Menschen Hantierung gefunden werden, bei verborgenen Schätzen, oder an andern Orten dergleichen. Und dieses Gesicht wird gesehen so lang, bis derselbig Körper verzehrt wird, nach Inhalt seiner Eigenschaft, und nach Eigenschaft des langen Bleibens des siderischen Leibs: Denn einer wird ehe verzehrt denn der ander. Aus dem folgt nun diese Kunst Nigromantia, also daß Nigromantia das lernet erkennen, solcher Geister

Wandel, Wesen und Eigenschaft, und durch dasselb zu sagen die Heimlichkeit desselben Menschen, des dann der siderisch Leib gewesen ist: Also zu verstehen. Alles das, damit derselbig Mensch umb ist gangen, das mag durch die Gebärd des siderischen Geists erkündiget werden. Als ein Exempel: Wo er im Leben sein Gemüt gehabt hat, da stehet es auch tot hin durch diesen Geist. Als, er hat ein Schatz verborgen, da wird der Geist auch sein, so lang bis er vom Gestirn verzehret wird, und das geschicht natürlich an ihm selbst: Denn Ursach, daß derselbig siderisch Geist, bis in sein Verzehrung des verstorbenen Menschen Herz und Gemüt brauchet und übet. Gleich wie in einem Spiegel dasselbig Bild des äußern Menschen Wandel, Bewegung, Tun und Lassen auch treibt, und ist doch nichts, seind tote Ding, ohn Kraft. Also ist auch hie an dem Ort zu verstehen, daß der siderisch Geist gleich ist den Fabulen und Gesichten im Spiegel: Und soviel einer aus dem Spiegel lernen mag, was der tut oder wo er ist, wie er ist, des Bildnus im Spiegel gesehen wird, soviel mag auch einer, der da ist ein Nigromanticus, lernen vom siderischen Leib. Der nun also diesem Geist in solcher Gestalt kann ausnehmen, derselbige ist ein Nigromanticus, mag also anzeigen des verstorbenen Menschen verlassene Heimlichkeit . . .

Das Leben ist ein unsicherer Schatz

So nun alle Ding schön, gut sind, und hübsch, rein, gut bei uns, voller Seligkeit, voller Heiligkeit und aller guten Dingen: So ist es doch nit anders, dann wie ein Schatz, der von Gold und Perlen in einer Kisten liegt, und der Dieb stiehlts hinweg, und dem Hausherrn bleibt nix. Denn da wird niemands verschont, und nix angesehen, weder Nutz noch Schad, weder Frommbkeit noch Bosheit, sondern nur auf und hinweg, und sollt

die ganze Welt auf eim stehen, so ist es nix vor Gott, wird nit angesehen. Also ist unser Leben, ein unsicherer Schatz, den wir schon wohl verhüten, und ihn allweg bewahren, was wird da gehüt? Es wird in größten Aufsehen und in der besten Wacht gestohlen.

Gedenket, daß wir unser Bruder nicht sollen einen Toren heißen: Dann Ursach, wir wissen nicht was wir sind, allein Gott ist der Dingen ein Urteilsprecher und Erkenner.

Aus der von Hans Kayser in der Sammlung „Der Dom" herausgegebenen Auswahl aus den Schriften des mittelalterlichen Mystikers.

Rudolf Alexander Schröder: Vier Gedichte

★

JAPETI GENUS

Herr und Gott, Gewaltiger, erbarme!
Wolle mir zur Rechten oder Linken
Einmal, Du, mit ausgestrecktem Arme
Meinen Fuß in seine Richte winken.

Daß ichs wüßte, daß ich Dich erkannte,
Den so mancher schnöde Trug verwirret,
Der ich Dich mit tausend Namen nannte
Und mit tausend Namen mich geirret.

Wärs durchs Feuer, daß Dein Wort mich riefe,
Alle Pein des Feuers sei gelitten;
Fordre mich durch aller Wasser Tiefe,
Durch die Wasser komm ich hergeschritten.

Keiner Brücke noch so schwindelnd steile,
Durch die leere Nacht geworfene Stufen
Sind zu schmal für meines Fußes Eile,
Daß er nicht gehorchte Deinem Rufen.

Mir entgegen starren Schwert und Lanze;
Durch die Schwerter will ich blutend stürzen,
Könnt ich so nach Deines Aufgangs Schanze
Mir den Weg, den einzigen, verkürzen.

Wüßtest Du's – und weißts, gerechter Richter! –
Wie mich Ängsten würgt in dieser Enge,
Wie der Lüg und Lästerung Gelichter
Mich im Dunkel einsam hier bedränge!

Griff mich Haß, wer hält mich ihm entrungen?
Griff mich Gier, wer weiß mich zu erlösen;
Der ich Gutes will und eingezwungen
In der Bosheit wandle mit den Bösen?

Du, des Guten Meister und des Schlechten,
Alles Deine teilst Du mit den Deinen.
Lag, o Herr, für mich in Deiner Rechten
Nur der Sehnsucht Pein zu andern Peinen?

Aus der Feindschaft tracht ich in den Frieden
Derer, die an Deiner Brust erwarmen;
Ich von Dir gemieden, ich geschieden. –
Herr und Gott, Gewaltiger, hab Erbarmen!

ANIMAE DIMIDIUM MEAE

Ich hör, ich hör ein Wort: Vergangen –
Und weiß und weiß nicht, was es sagt.
Ich hör ein Wort, ein Wort: Verlangen –
Und hab doch alles, was mir hagt.

Ich sah so viele Tag und Nächte,
Ich spürte so viel Lust und Pein
Und blieb, was ich auch wollt und dächte,
Mit mir allein, – – mit DIR allein –

FRAGILEM TRUCI COMMISIT

„Een bloeiende amandeltak"

Ihr Mandelzweige, vor der List
Des wilden Winterwinds gerettet
Und – wurzellos – für karge Frist
Ins Glas auf meinem Tisch gebettet,

Im Dämmer blütenloser Zeit
Steht ihr von einem Glanz umfunkelt,
Der Salomonis Herrlichkeit
Und Cäsars goldenes Haus verdunkelt.

Ich, der ich Reiche trümmern sah
Und Throne stürzen über Reichen,
Weiß eurer holden Wildnis nah
Mit keinem Glück euch zu vergleichen. –

Des Menschen herrliches Geschick,
Begabt mit Wandel und Gebärde,
Mit aufgetanem Ohr und Blick
Und mit dem Lehn besonnter Erde,

Was hilft es ihm, der allzu frei
Kein Wagnis, keine Notwehr scheute?
Er stürzt, Tyrann, die Tyrannei
Und raubt dem Räuber seine Beute.

Ihr aber, friedlichstes Geschlecht,
Sacht aufgenährt in dunkler Hülle,
Ruht, wenn ihr aus der Knospe brecht,
Beseligt stumm in eigner Fülle.

Mir halber Trost und halbe Klag,
Der ich, umstellt vom Mißgeschicke,
Ein Wächter eurem kurzen Tag,
Ins Rätsel eures Reichtums blicke.

Daß kein Recht besteht, ich habs gelernt,
Der ich nahe war und war entfernt
Vor dem Aufgang Deiner Majestät,
Daß kein Recht besteht.

Und doch hält mich Zwang und hält mich fest
Auch im Dunkel, so Du mich verläßt,
Der ich strauchelte auf manchem Gang,
Und doch hält mich Zwang.

Wie des Freundes Aug die Freundin sucht,
Und sie selbst in aller Himmel Flucht
Keinen Anblick findet, der ihr taug
Wie des Freundes Aug,

Wie Magnetes Kraft am andern hängt,
Abgetrennt sich zu vereinen drängt, –
Du und ich, wer bannt uns so in Haft
Wie Magnetes Kraft?

Ein Geheimnis ists, das keiner lehrt,
Wie das Dunkel mit dem Licht verkehrt,
Ach, wer sagt: „Ich bins“, wer sagt: „Du bists“?
Ein Geheimnis ists.

Steige, Morgenstern; denn, wie mich deucht,
Kam die Stunde, da das Dunkel fleucht.
Aus den Wassern, Bote Deines Herrn,
Steige, Morgenstern!

Bis Er selbst erschien, und vor dem Licht
Gleich den Finsternissen mein Gesicht
Sein vergaß und weiß allein nur Ihn; –
Bis Er selbst erschien!

Regina Ullmann: Die Landstraße

Zugegeben, die Not, jene härteste, an der man zerbirst, war mir nur immer dem Namen nach bekannt gewesen. Und der Mensch ist darin wie das Tier, von dem wir sagen, wenn wir es grasen sehen: „Wenn es wüßte, was ihm bestimmt ist, es würde brüllen und in die Flucht laufen ..." Aber es geht nicht von seinem Platze. Es hat noch einen Tag und noch einen und noch einen allerletzten ... Und ich habe einst, früher noch, einen Hund im Hause gehabt, der war von einer Flucht auch noch wieder zurückgekehrt, nach schon drei Tagen. So ist auch das nichts: das Fliehen ... Wir sind eben von der Welt umgeben, von dem, was uns beisteht, und von dem, was uns bedroht. Wir erkennen es nur nicht gleich. Wie bei den Feldtieren, und vielleicht auch bei den anderen Tieren, muß die Bewegung hinzukommen; die sagende, unverkennbare, wenn wir nicht ohnedies schon gewittert haben. –

Ich ging also nicht in dem Sinne des Entrinnenwollens fort von hier, sondern in gleichem, langsamem Schritte betrat ich einen Pfad zwischen den Hügeln hinauf.

Es war ein besonders glänzender Tag. Und wenn auch Gras und Blumen in dieser regenlosen Zeit keine Schönheit mehr aufnehmen konnten, es blieb ihnen da oben doch ihr eigentlicher Blumentod bewahrt, die Luft sang gleichsam. Ein Schwälbchen zwitscherte mir beinahe in meinen Mund hinein. Ein Lamm kam. Und ich sah an seinen noch liebender werdenden Umrissen, es wollte gestreichelt sein. Freilich war es um diese Weichheit nicht so bestellt, wie ich vermutet hatte. Seine Wolle war so dicht gewölbt, da, wo sie schon in Streifen wuchs, daß sie nur in der Idee gut war anzufassen. Und seine nackten Stellen waren kühl.

Es begegnete mir außer diesem Lamme auch noch ein Kind, ein wirkliches: eine seltnere Begegnung als man glaubt. Und oben, auf dem Rücken des Hügels, stand wieder ein sehr alter Hirte. All das empfand ich dankbaren Herzens. Dann aber ging es wieder von einem in die Augen fallenden Ausblick fort in die Niederungen; wohl wissend, daß mir der weite Blick nicht erhalten bleibe. Denn da oben ist seit alter Zeit her die Verführung: die falsche Hoffnung eines sich von selbst verjüngenden Lebens.

Man hatte mir genau das Haus, in dem ich wohnen könnte, bezeichnet. So fand ich es auch sogleich: mit dem Finger hätte ich darauf hinzeigen können. Das hoch reichende und beinahe bis zur Erde gelangende Dach bedeckte zugleich Wohnung und Scheune. Und wenn man glaubte, daß sich die Vögel auf diesem Dache niederließen, tauchten sie ins Gras unter oder sie verschwanden in einem Baume. So sehr in die Niederung war dieses Haus gebaut.

Aber das, was ich sagte, empfand nicht die ganze übrige Welt. Sie trennte da alles scharf, haarscharf, wie man sagt. Für sie war es ein Eigentum, verglichen mit einem nebenan, einem ärmeren, oder aber mit einem ebenbürtigen, das in der Ferne lag. Es waren Quadrate und Längsecke, die eine laute Sprache miteinander führten; diese ganze Landschaft war eingeteilt im Sinne der menschlichen Macht. Da waren zum Beispiel die Pferde; von ferne erblickte ich sie schon, eine ganze Koppel nackter bäumender Pferde. Etwas Reiches war an ihnen, etwas von unverdorbener Kraft, was auch auf den Besitzer überging. Bei diesem Bauern hätte ich gerne gewohnt. Aber das war nicht mein Besitzer; mein Besitzer war ein ganz anderer. Und er war doch scharf nebenan. Ihrer beider Eigentum schien kaum trennbar für ein unbewandertes Auge. Und nichts als das war ich. Und nichts als das besaß ich. Ich war eigentlich

noch ein Kind nur, das gerne wieder einige längst verfallene, verspielte Würfel von neuem in seinen Becher eingestrichen hätte. Aber es spielte ein Höherer mit mir als ich glaubte: dem war Ernst darum, wer gewann. Es sollte wenigstens entschieden werden. Und bei mir mußte man sehr deutlich werden. Und er wurde sehr deutlich, bis auf ein paar freundliche Augenblicke: bis auf die Schwalbe, bis auf das Lamm, bis auf den Hirten.

Es war, als wenn da unten jemand auf mich gewartet hätte. Ich beeilte mich etwas. Und wirklich: unten vor dem Hause in der Mulde wartete eine Frau. Die Glocken schlugen ringsum in den Bauernhöfen. Es war Mittagszeit. Die Kirchenglocken in den fernerliegenden Ortschaften bekräftigten es. Gott war da irgendwo. So wie auf den alten Kirchenbildern mit Mantel und Krone. Etwas jubelte in mir. Etwas in mir hatte gesiegt. Aber da wartete wirklich noch die Frau. Sie wartete vielleicht auf ein Kind. Aber wie sie mich mit diesem noch lange nicht kommenden zugleich anschaute, hatte es etwas Überweltliches. Sie kannte mich Fremde gewiß schon ebenso genau, obgleich sie doch nicht wesenhaft sich äußernd zu leben schien. Sie war ja nicht etwa eine Wirtin oder eine Bäckersfrau. Nein, das, was sie war, blieb sie, solange ich dann auch noch um sie war: sie war Taglöhnerin. Und die ersten Worte von ihr, und die letzten, die ich nach Wochen hörte, änderten nichts an dem Stand, den es gibt; ja unser beider besitzloser war auch noch jeweilen ein anderer. Und das, was uns wiederum irgendwo über der Welt zusammenbrachte, änderte auch nichts, gar nichts an dieser unwesentlich scheinenden Weltordnung.

Das war der Eintritt in das Haus. Es war ein deutlicher, und während ich da lebte, aß, schlief, schrieb, las, sang: vergaß

ich ihn doch nicht. Das Zimmer, das meines wurde, und das sie mir gleich nach wenigen Fragen gezeigt hatte, war ein ganz ländliches, und darum war es gut. Es war auch billig. Wer hätte auch in diesem Hause den Wunsch gehabt, mir mehr dafür abzufordern, als es kostete. Es gehörte ja ihnen nicht. Das Haus stand unter dem Hammer. Es stand seit nahezu sieben Jahren unter dem Hammer. Ein in der Stadt verkommener Spekulant zog die Versteigerung nur hinaus. Er setzte eine Taglöhnersfrau hinein als Bewacherin des Anwesens und außerdem eine winzigkleine Mietpartei und mich. Das heißt, für mich hatte das mir fremde, dem ich fremde Schicksal eine kleine freundliche Thule da gegraben, auf eine Weile.

Wer nach mir da hereinkam? Niemand, ich weiß es: das Haus wurde versteigert. Das, was ich nun hörte, war: die größte Stille den ganzen Tag. Zwar drehte sich unablässig eine Nähmaschine. Sie sprach gleichsam kurze und lange Sätze, eine ganze Schürze in einem Atem. Manchmal trat jemand zu einer Kommode und öffnete sie und schloß sie wieder. Das aber war nur wieder Stille der Arbeit. Die lärmt nicht, die beunruhigt nicht. Nur mit der Zeit hätte ich gern die Frau gekannt, die die Stunden so in gleichem Maße bediente. Ich fühlte gleich, wie sich ein erfundenes Idealwesen einstellte. Wie es gleichsam in ihren Fußstapfen ging. Aber dann hörte ich wieder einmal einen harten Tritt, wie mit dem Absatz gegeben, oder aber ein Lied begann. Beides war mir gleich schrecklich, beides schien ein und dasselbe zu sein. Aber man singt doch nicht etwa mit den Füßen? Man geht doch nicht in einem Gesang, einem unnatürlichen, durch das Leben? Das Leben war doch natürlich. Oder auch nicht? Machte es nicht das Unwahre zum Wahren? Hatte es nicht von jeher einen Kampf, eine Spaltung zu sich selbst zurück bestanden?

Aber da mochte die zerrissene kleine Stoßkante umgebogen sein. Die Nähmaschine begann wieder unentwegt zu säumen und zu säumen. Es war eine Lust! Und draußen sang ein Vogel, so nah, daß man ihn nicht mehr überhören durfte. (Denn wer schwer lebt, wird naturfeindlich; zuerst gegen die Vögel, zuletzt gegen die Blumen, allerletzt gegen sich ...) Das Vöglein hatte sich inzwischen auf einem der kleinen Fensterflügel niedergelassen. Ich atmete kaum. Darum auch ward es bald mehr wie ich. Es schwabbte mit dem Schwänzchen, hob das Häuptlein, als stäk ein Lied darin. Dann endlich putzte es sich sein Gefieder mit viel Energie, wie nach einem Bad. Und unter ihm war doch nur die sich schnell wieder glättende Fensterscheibe ... Ein Zittern, und es war wieder fort. Und ich war wieder da in meiner Schwere. Wie war ich nun allein, nur weil ich zu mir selbst zurückgekehrt war! Kommt man da nicht auf den Gedanken, so ein anderes Geschöpf zu beneiden? War es nicht leichter, ein Vogel zu sein? Es kam mir nicht in Frage. Ich war ich, und wenn ich mich auch besser, schöner haben wollte, so doch von mir ausgehend. Mein Herz war mir teuer; ja, es war mir nicht nur teuer, es war mir heilig. Ich hätte es bis in den Tod der Vernichtung verteidigt. Immer hätte ich mich dazu bekannt.

So war es an diesem Tag. So war es an vielen Tagen. Immer wieder gingen die Dinge einen neuen Weg, die ich lebte. Manchmal war ich teilnahmlos oder hatte gar Langeweile. Aber immer war es schließlich ein Tag des Lebens, die lebendige Niederschrift des Lebens selber, wenn man so sagen will. Meine Verzweiflung, meine Schwermut wurde dahinein von mir gegraben. Auch meinen eignen Tod würde ich selber eingraben müssen. Das wußte ich. Das behütete mich vor vielem. Denn es war trotzdem nicht sehr leicht, in diesem Hause zu leben. Erstens schwebte es, wie schon gesagt wurde, unter dem Hammer.

Es war verpfändet in unserm Gefühl. Wie beschämend das war, wie hinausweisend. Immer, tagtäglich konnte man sein Bündel bereithalten... Dann hatte das Haus auch keine Glocke. Alle anderen läuteten um Mittags- und Abendzeit, wenn sich die Glocken der umliegenden Kirchen schwangen. Dieses Haus blieb stumm. Es war eben schon nicht mehr. Es besaß auch kein Vieh, nicht einmal Kleinvieh. Und wenn es das auch gehabt hätte... Es gehörte ja bereits nicht mehr ihm.

Nur das Gärtchen noch mit den buchsbaumumsäumten Beeten predigte fortwährend einen Besitz, predigte Sparsamkeit und Fortdauer des Lebens. Es dufteten von dorther Levkojen und Reseden; und der ernsthafte Spinat ging da getreulich seine ihm vorgeschriebenen Saatwege. Vögelchen hielten sich auf bei jungen Salatköpfen. Es schien ihnen außerordentlich zu gefallen in diesem Garten. Und wem gehörte nun er? War er nicht nur das Sträußchen auf eines Bettlers Hut? Nein, als das durfte man ihn nicht verunehren. Er war doch Fleiß. Täglich goß ihn eine Hand, jätete, harkte die spröd gewordenen Beete...

Manchmal sah ich in das Gesicht der Arbeitenden. Ein kleines, verwelktes, aber immerhin noch nicht alterndes Gesicht war es. Es hatte schwarze, hervorstechende Augen. Die Haare, gleichfalls die dunkelsten, fielen in einer unglaublichen Frisur herein. Es war der Turmbau zu Babel, ins Modernste und Kleinlichste übersetzt. Im übrigen war es wieder Landfrau. Ein Nachtjäckchen legte sich in seinem breiten Schwung um einen derbgestreiften Unterrock. Schließlich waren noch die Schuhe, wenn sie ferne fort sich bewegten, bemerkbar. Es waren Halbschuhe aus Lackleder, aus verblichenem. Wenn sie so beieinander standen, wars, als ginge es da schief abwärts oder

als wollten sie etwas erreichen – so auf ihren äußersten Spitzen standen sie. Es waren Tanzschuhe, das sagte ich mir. Ich dachte an die Nähmaschine, an das Lied nebenbei. Also das sah so aus? O Gott, ich hatte vielleicht seine verdorbensten Triller noch nicht gehört. Vielleicht war es mir so vorgesungen, gleichsam erst ein unschuldiges Schullied gewesen, eine harmlose Vorstadtdarbietung. Und diese ältliche Figur da draußen war noch etwas ganz anderes.

Und ich fühlte schon: ich durfte sie mir nicht ersparen. Ich durfte nicht in mein Klausnerdasein zurückkehren, wie es mir immer so lieb war – ehe ich das hier enträtselt hatte. Es war nicht erlaubt, mit einer selbstgedachten und selbstgefügten Person sich zu begnügen; auch wenn sie lebte, wirklich lebte, neben mir, wie ich sie sah. Ich mußte in ihrem Leben stehen, so wie in einem ungetrennten Raume. Sie mußte in mein Leben herüberragen. Und diese beiden Leben mußten miteinander kämpfen und siegen und unterliegen. Erst dann war es nicht nur nichtige Phantasie, erst dann war es das Leben selber.

Dies war meine nächste Einsprechung. Und sie traf mich stark. Sie schlug mich gleichsam. Aber sie war auch gleichzeitig eine Berufung, und so arm und schwach wie ich war, durchzitterte sie mich darum mit der Begierde des Ehrgeizes.

Es war inzwischen Abend geworden an diesem Tage. Die Taglöhnerin hatte meine abgegessene Mahlzeit abgeräumt. Es berührte ein roter Himmelssaum mein Fensterbrett. Wie ein sich selber teilender Blutstreifen trennte er sich daselbst und versank rechts und links in die Ecken. Es wurde Nacht. Also, es war alles bereit. Das Theater dieses Lebens konnte nun beginnen.

Ich gab meinen Gruß. (Meinen ersten, denn die früheren waren eher ein sich ferner rückender Blick gewesen.) Und wie

alles, was lange aufgespart gewesen, drang er nun erwidernd, kaum geheißen, hervor, kollerte mir gleichsam bis vor die Füße.

Es erschauderte mich, wie schnell das Gespräch gedieh, wie es sichtlich unter meinem Fenster emporschoß.

Jetzt stand schon die Frau da mit ihrem Erstaunen über mein Leben. Daß ich es hinnahm. Ich hätte es zwingen sollen. Sie hatte recht, ohne es zu wissen. Denn sie schien viel klüger, als sie in Wirklichkeit war. Es war im Grunde gleichsam alles, was sie sagte, nur eine armselige Spekulation über ein Haus, das schon unter dem Hammer lag... Eine Spekulation, bei der zwar für sie nichts heraussah, für mich nichts heraussah, für niemanden etwas heraussah. Aber immerhin war es eine. (Wir handeln ja alle gern über die Köpfe der andern hinweg.) So hörte ich auch geduldig zu, als sie mich frug.

Warum ich da war. Das war sehr viel gefragt. Ich war da, weil ich allein war.

O Gott... Wenn man einen Stein fragt, warum er allein ist; warum er aus dem nuntersten Zusammenhang herausgekollert ist auf eine einsame Stelle... Ich antwortete ihr nicht. Ich redete überhaupt beinahe nie an diesem Abend. Sie aber sprach für mich. Auch nur dann war es ein Vergnügen, überhaupt zu reden... Sie dachte darum lange nach, bis sie an meiner Statt beantwortete. Prophetisch. Und zugleich mit ihrem eigenen Maßstab sagte sie mir voraus, wie es mir zumute sein würde:

Mir würde, wenn ich in meiner Einsamkeit verharrte, nie wohlig werden im Leben. Ich sollte mirs gründlich überlegen. Denn das Leben müßte doch schön sein, schön mit der Welt sein. Sie war der Fenstervorhang, sie war der Geranienstock. Sie war die Uhr und die Lampe. Sie war unser Bett, unser Tisch. Sie war die Tür, zu welcher wir hereintraten und zu welcher

wir wieder hinausgingen. Und war sie nicht da, die Welt, so war alles nur Kulisse, windige Kulisse, und vor dieser Tür war nichts, war der Abgrund. Unser Abgetrenntsein war da, unsere furchtbare, selbstgeschaffene Absonderung.

Das erwartete mich. In Wirklichkeit war sie jetzt schon da, heraufbeschworen durch ihre Worte. Denn wenn es auch vielleicht nicht gerade diese waren, es waren doch die Worte, die ich hörte, und wiederum sie, die sie aussprach, die Frau mit der babylonischen Haartracht und den vertanzten Lackschühchen.

Ich erschrak. Aber ich rührte mich nicht. Nun kam sie daran.

Die Nacht war inzwischen eingeordnet in sich. Der Zaun war nah gerückt, als sei er auch gesprächig geworden. Die Levkojen waren ein sinnlicher Eindruck geworden, die Reseden ein an den Geruchsinn gehaltenes Sträußchen. Der Spinat war in langsamem, nachdrücklichem Schritt gleichsam in die Erde gegangen; und der Salat, weltlich oberflächlich wie er war, längst verschwunden. Nur die Buchsbaumumfassungen mit ihren Geschwisterpaaren, den Wegen und den Beeten, hatten Beziehung zu den Sternen gewonnen. Zwar eine sentimentale, singende, beinah sich selber veräußernde. Aber immerhin war es eine Beziehung zu den Sternen, und das war nicht gering-zuachten. Ich schaute feierlich empor; dankbar. Diese waren da. Und daß wir sie nur sehen konnten, war schon ein solch unerhörtes, göttliches Geschenk, eine Gegengabe unserer Einsamkeit ...

„Nimm du, was du willst", dachte ich mir. „Ich will aus mir heraus in diese Sterne schauen. Und sollte mich das Leben, einsam wie es nun schon einmal war, dennoch drängen, zu zweit zu sein, so doch nur wiederum als alleinige ..."

Ich war recht gut daran. Aber die Frau, die nun bereits auf meinem Fenstervorsprung saß, und die ich nicht mehr sah, sondern

nur, mehr als mir lieb sein konnte, fühlte, nahm mich beim Arme. „Sie,“ sagte sie leise, als habe auch sie dieses Wort von den Sternen gehört (natürlich war sie allwissend im gemeinen Sinn), „Sie sollten einmal das Leben so von vorne anfangen müssen, wie ich es gemußt in meinem Elternhaus. Dann würde Ihnen das Nicht-Wollen schon vergehen.“

„Mein Vater,“ – ohne mich noch zu fragen ging sie so weit zurück – „mein Vater ist ein fleißiger Barbier gewesen. Er ist auch an seinem Berufe gestorben, wie alle tüchtigen Leute. Sie müssen wissen: Wiener-Vorstadt. Da ist es keine Kleinigkeit, sein Brot zu verdienen. Und viele Kinder. Aber meine Mutter war vom Lande, die hat nicht viel Wesens um uns gemacht. Wir mußten eben arbeiten. Und jeder ist etwas geworden (und dann, wenn man schon immer meinte, es würde nichts mehr aus ihm). Einer ist Schneider, einer ist Glaser, einer ist Oberkellner geworden, einer Barbier, einer Schuster, einer Eiskonditor. Bitte, Sie müssen wissen: alles ohne einen Heller Geld. Wenig ist das nicht. Er ist auch stolz darauf gewesen, mein Vater. Ich war seine jüngste Tochter. Ich sollte nähen lernen. Mich hat er am liebsten gehabt.“

Während sie das sagte, schaute sie im Dunkel sehr stolz auf mich herab. Ich hatte dies alles nicht gehabt. (Oh, wie sie das wußte! Meine Kindheit, ohne das Vorbild eines Berufs, war wieder in sich zurückgegangen.)

„Sehen Sie,“ predigte sie (sie hatte jetzt schon den Buchsbaumgarten wie einen Mantel fröstelnd umgetan und die Sterne entliehen aus der Ferne – was ist diesen Menschen nicht alles möglich –), „sehen Sie,“ predigte sie, „es ist immer was wert, wenn man so etwas kann.“ (Sie meinte wohl ihre Fertigkeiten.) „Überhaupt kann man alles brauchen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das Singen und das Zitherspiel

noch zu etwas wert sei. Diese Lieder und Tänze, die nur zur Kurzweil gelernt wurden." (Und sie ersparte mir nicht eine Probe davon.) Ich stand nun schon ganz im Dunkel. Sie aber wurde immer sichtbarer; wovon? Sie nahm ihre Stimme, schien wie an einer Zither gleichsam zu zupfen und begann ein Lied. Irgendein fernes Orgelmannslied war es, wie es die Blinden am Freitag in allen Höfen noch jetzt in Wien singen mögen. Ich horchte. Ich vergaß, daß sie es war. Es war wieder ganz Sternennacht und eine unerhörte Pracht dort oben. Mußte es so schön werden, daß die Blumen verdunkeln und die Vögel verstummen durften? Ich sang, leise, aber ohne Melodie.

Da nahm mich die Nachbarin von neuem beim Arm. Sie wollte mich anscheinend in dieser Nacht noch überzeugen. Ich horchte auf.

Sie erzählte immer noch von zu Hause. Es mußte ihr heimelig sein. Neben der Baderstube war noch eine kleine „Hausstube", wie sie es nannte. Und da stand die Zither. Besonders am Samstagabend, vor dem Sonntag, wurde ihr Spiel gerne gehört. Da zitterte das Geschäftsglöcklein an der Eingangstüre immer von neuem. Und mancher Gast verweilte länger, als er gemußt hatte. Daher kam es denn, daß sie nicht bei der „Nähet" blieb. „Man wird eben fortgezogen", sagte sie. „Und zumal, wenn man jung ist. Was versteht man da schon viel von Beruf. Das, was das Angenehmste einem ist, ist einem auch das Erwünschte." Und sie erzählte, in meine Stube hereingelehnt, weiter: „Ich wurde Zitherspielerin, und dann Brettlsängerin. Ich habe vieles auch gelernt, was zu dem Beruf der Taschenspielkünstler und der Akrobaten gehört." Ich horchte aufmerksam zu. Ich hoffte wohl, auch was zu lernen.

Eine Luft war jetzt, als sei die ganze Welt eine große Sammetblume. Einige Leuchtkäferchen begannen zu leben. Was ihnen wohl die Nacht war? wenn eines sich entfernend dem andern nachflog ... Aber dieses Wesen da, neben mir, veränderte sogar diese Nacht. Aus der einzigen Sammetblume machte sie lauter dauerhafte, kleine Blumen auf ihr Altershütchen. Und die Leuchtkäferchen mußten ihr heimleuchten, eiligst noch heimleuchten zu einer verspäteten Stunde.

Wo war da die Wahrheit der Wahrheit, wo war da die Nacht, die beseligte. Wenn sie sich jedem anbot ... Dieser hier und jedem ... Ich schämte mich. Es ist wunderlich für einen armen Menschen, sich für die Nacht, für den Himmel zu schämen. Aber das Nachbarwesen blieb immer noch stehen. Sie tat nichts desgleichen. Sie probierte bereits ein neues Lied. Es hatte nicht mehr diese gereizte Jugendstimme. Zitherspiel war auch keines mehr dabei. Dagegen etwas Jahrmarkt. Etwas; sie wollte nicht. Sie hätte mir das niemals eingestanden. Aber ich hörte es auf einmal aus allem heraus; ich war auf einmal scharfsinnig.

„Sie wird doch um alles in der Welt kein Kind haben", dachte ich mir, im geheimen erschrocken. So wie sie da vor mir stand, sichtbar und unsichtbar, war sie das Unkindlichste, was man sich denken konnte. Sie konnte nicht einmal je eines Kindes Schatten gewesen sein. Und doch ... Wo war noch in der menschlichen Natur Ordnung, Zuversicht und Wahrheit, wenn sie so verbog? Und war nicht ich ihr übertriebenes Gegenspiel: die Übertreibung der Wahrheit?

Nacht war jetzt. Nacht. Keinem gab sie mehr sich teil, keinem nahm sie mit Willen sich fort. Nur wir waren es selber, die da die Gerechtsamen spielten; zu unserem eigenen Schaden vielleicht. Ich war müde, ich wußte selbst nicht wie. Und

dennoch konnte ich nicht fort von hier. Schwer wie ich mich selber wußte, war ich gebannt und mußte den Verlauf dieses fremden Daseins mit anhören. Ein Käuzchen rief bereits. Ein Vöglein duckte sich zurecht in ängstlichen Tönen, als habe es der Raubvogel schon beim Kragen, und doch war es vielleicht erst im Traum.

Traum, Sang, Klang gingen durcheinander; wie die Leuchtkäfer verfolgten sie sich. Es war kein rechter Bestand. Das Singen und Fliegen und Tanzen war eben ein Beruf für Vögel, Blumen und Schmetterlinge, allenfalls auch für Leuchtkäfer, aber nicht für Menschen. Und gar für solche, die das Leben schon satt hatte, ehe es sie begann ... Oh, diese Vorstadtkreatur! Es schrie etwas in mir. Vielleicht war es auch meine Müdigkeit.

Der Nebel ging auf den Wiesen wie eine Herde ferner Schafe. Der Wind trieb sie vorwärts. Eine Stunde wandelte um die andere.

Sie aber war gar nicht müde in dieser Nacht, meine Nachbarin. Sie redete immer noch weiter. Sie erzählte mir die Jahre. Das ist eine eigene Aufgabe, das kann nicht jedes ... Wie sie mit dem Teller sammelte, was sie wieder ausgab. Und wie jeder Gewinn in Gewinne geteilt wurde. Und wie dabei jeglicher Gewinn so klein wurde, daß es kaum mehr betrug als einen halben Tag, jeden Tag. „Der Tag war“, wie sie so furchtbar sagte, „oft nur halbbekleidet.“ Und dabei war das Singen und Tanzen natürlich schon längst kein Singen und Tanzen mehr. Und die zu Hause hatten ein ehrliches Gewerbe, nur sie trieb sich herum in kleinen Städten und Marktflecken, beinah auf der Straße ...

Da konnte man sich nicht verwundern, daß sie meine große Sammetblume allmählich zu kleinen verschnitt. Sie erzählte

es mir ehrlich: sie beschloß, sie wollte heiraten. Es war ihr plötzlich eingefallen. Es war, als sähe ich selber den Abend in dem kleinen Garten, als sie das beschloß. Sie zog ihn, diesen Garten, gleichsam zu mir heran. Ein Buckliger saß an dem Tische unter den Kastanien. Er war es, dem sie gefiel. Ja, sie gefiel ihm. Er hatte Augen. Augen, nicht für heute und morgen, die hatten ja viele. Er hatte Augen für die Dauer der Dinge. „Siehe," sagte er sich, „der Tanz wird bald aus sein. Das Lied wird bald aus sein. Aber das Leben währt länger als Tanz und Lied. Vielleicht kann sie das einsehen. Und wenn sie das einsehen kann, wird sie auch mich sehen."

Damit stand er auf und ging wieder. Aber immer, wenn wieder Vorstellung war, fand er sich wieder unter den Bäumen ein. Und einmal hatte er sogar eine Blume im Knopfloch. – (Ein Wind kam, als strählte er uns jetzt schon für den Morgen.)

Sie hatte aber inzwischen auch noch anderes im Sinne. Sie würde sonst auch nicht gar alles gesehen haben, was vorging. Aber immer wieder kamen auf irgendeine Weise ihre Zukunftspläne aufs neue ins Wanken durch neue Ereignisse. Denn wenn auch sie und ihre kleine Truppe außerhalb der ehrsamen menschlichen Gesellschaft der kleinen Städte stand, so kamen sie doch, die kleinen Städte, sie anzusehen. Sie besonders, sie. Denn sie hatte ein besonderes Spiel. Da war sie in blauem Samtkleide und warf mit Goldsternen. Das gefiel ihnen immer am meisten. Sie klatschten da soviel. Sie gaben auch einmal sogar Blumen. Das war ihr noch nie vorgekommen. Einen vor allen, den schilderte sie. Das war ein großer Mensch mit roten Haaren. Der hatte sich wirklich an sie angeschlossen. Er ließ die Truppe leben. Der Wein kam immer von ihm. Und immer saß er am ersten Platz. Wirklich ein Mensch. Ein Richtiger war er, das konnte man ja sehen. Sie knüpfte Gedanken daran, Gedanken,

die sie ja schon seit längerem gehabt hatte. Er war nämlich keiner von den Unsoliden, die sich den Lohn vorwegholten. Er hatte nämlich auch seine Gedanken. Er wollte auch heiraten. Und gerade sie. Es war in ihrem Gemüte schon ein ordentliches Hochzeitsfest angerichtet. Der Bucklige war dabei vertrieben. Das heißt, er saß im Schatten. Die Lampions schwankten wie bei Gewittern mit ihren unruhigen Farbenköpfen. Dazwischen die Sterne, die nie ihre Wahrheit verlieren. Dazwischen die Sterne, die das alternde Mädchen auffing und auffing. Es war wirklich zum Staunen.

Am Morgen der Tanznacht wollte sie Ernst machen, erzählte sie mir. Da wollte sie abschließen mit dem Leben, mit dem halb unehrlichen Gewerbe. Sie wollte auch nicht einen Buckligen heiraten. Sie wollte einen heiraten, der gesund war und starke Glieder hatte und ein einkömmliches bürgerliches Gewerbe betrieb. Diesen wollte sie heiraten. Es war keine Frage mehr. Der Bucklige war vergessen. Mochte er ihr die Geige spielen zu ihrer Hochzeit! Denn er war bescheidenerweise Musiklehrer und suchte sich täglich sein Brot, während der andere es sozusagen schon besaß: er war Metzger. Jeder konnte sich davon überzeugen; davon, daß er es war; und außerdem, daß er es in der geschicktesten Weise war. Sein Laden stand immer voll, bis zur Treppe, von schwatzenden Mägden. Und wenn ihn auch keine Bürgerstochter genommen hätte (denn Metzger sein ist eben Schlächter sein, und Schlächter sein an der äußersten Grenze ehrsamer Geschäfte), so würde es doch noch ein rechter Mann für sie. Sie, die zuletzt schon mit den Sternen gespielt hatte und auch längst nicht mehr Bürgerkind genannt werden konnte.

Und innerhalb der Welt wollte sie sein. Das fühlte sie immer mehr. Innerhalb, nicht da, wo sie mich hinprophezeit hatte.

Ich selber aber stand und fror bereits. Die Nacht hatte nun alles abgelegt, ihre Nebel, ihre Schatten. Es war Mondtag. Er war die Sonne der Nacht geworden. Meine Hand war silbern, die unsicher sich am Fensterpfosten hielt. Meine Augen selber fühlte ich Mond werden. Der Schlaf kam.

Aber, als wollte sie mich töten, sie, die abgewandt dieser Pracht stand, sprach weiter, immerzu weiter.

Sie erzählte die Nacht, die sie den Polterabend nannte. Sie erzählte vom Tanzen. Es spielten sogar Geigen. Eine ganz feine Geige spielte, eine selbstgebaute, verständige Geige spielte.

Es war jetzt umgekehrt: sie wurden zu Publikum, endlich einmal, und jene blieben nur Musikanten. Mochte auch einer darunter sein, der besser war.

Ach, und die Not sollte jetzt ein Ende haben. Nicht einmal mit dem bescheidenen Leben hielt sie es mehr, mit dem spärlich auskommenden. Die Not sollte jetzt ein Ende haben. Wie man da tanzen konnte.

Das war ein richtiger Polterabend, eine Polternacht.

Sie schaute mir tief forschend in die Augen, die Nachbarin. Ob ich erriet? Sie wollte sich jetzt plötzlich das Reden ersparen. Ich wußte nicht warum. Ich war eingeschlafen wie ein Tier, im Stehen. Ich war weggewesen. Freilich nur einen Augenblick. Augenblicke des Schlafes sind bei Nacht wie eine Ferne von Stern zu Stern. Wankend (denn der Boden unter mir war durch ihr Gespräch mir bis auf das letzte, ärmste Fleckchen fortgenommen), wankend sah ich sie vor mir stehen, die Frau, in der Haartracht, in dem Jäckel, mit den Schuhen, so, wie ich sie mir getreu eingeprägt hatte. Es war, als wogte ich vor und zurück, sie aber war unbeweglich.

Trotzdem aber wunderte es mich, daß sie noch da war. Es waren doch abertausend Jahre verstrichen.

Die Nacht hielt mir nachsichtig die Reseden und Levkojen vor das Angesicht ... Ich atmete. Lange.

Und inzwischen tanzten die Leute fort in irgendeinem Garten. Ja, ich sah sie lärmen und sich drehen, ohne daß sie, die Nachbarin, mehr viel darüber zu reden brauchte. Sie schaute nämlich immer noch in das eine Wort, das sie nicht gerne sagen wollte. Sie wartete förmlich, bis Tanz und Trunkenheit bis zum Unnatürlichen gesteigert waren. Bis es selbst von den Lippen sprang, dieses Wort, von ihren jetzt doch ganz nüchtern scheinenden Lippen ...

Eine aus ihrer eignen Gesellschaft war es, die es schließlich zuerst gesagt hatte, dieses Wort. Und daß es wahr war, merkte sie alsogleich an dem Stillstand des Tanzes, an dem plötzlichen Lebloswerden ihres eignen Tänzers. „Henker" hatte eines aus ihrer Gesellschaft gesagt.

Und dann, als ob es niemand noch verstanden hätte, berichtete dieser Gast ausführlicher:

„Ja, Henker, ehe du Metzger wurdest, bist du Henker gewesen. Darum nimmt dich auch kein bürgerliches Mädchen. Darum mußt du eine von unsrer Truppe heiraten. Ja, Henker bist du gewesen, Henker und Henker."

Es war, als drehe sich die Welt. Ho, lachend sah ich einen Stern fallen. Still, vielleicht fiel er in diesen Garten ...

Aber sie schien nicht darauf warten zu wollen, die Nachbarin, ich sah ihr nichts an, dergleichen.

Sie redete nur mit leisem Ton noch fort, als überhörten wir sonst wirklich eine Geige, und sie sprach weiter:

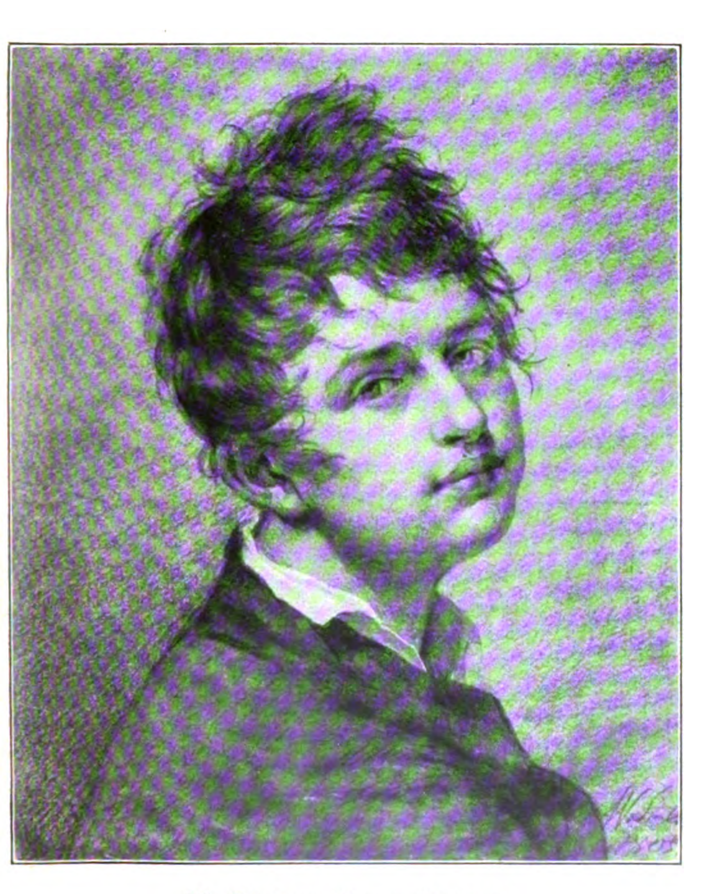
„Er merkte sogleich, daß der Tanz aus war, der respektable Hochzeiter. Das heißt, ich tanzte auf eine Weile noch allein fort, auf eine andere Weise: ich wurde krank. Ich träumte drei Tage und Nächte lang immer ein und dieselbe Tour. Ich

träumte: ich tanzte mit meinem Henker. Da fiel ihm der Kopf ab. Aber er tanzte weiter und tanzte noch immer eine Weile weiter mit mir, ohne Kopf. Dann aber begann der Traum wieder von neuem. Und immer fühlte ich in seinem Anbeginn schon das Ende. Oh, Gott mag wissen, was ich in diesen drei Tagen und Nächten gelitten habe." Ja, das sagte sie. Und ich habe es, trotz ihrer Abscheulichkeit, selten noch jemand so schön sagen hören.

Dann ging ich schlafen. Das heißt, ich lag wie übergossen vom Mondlicht, stundenlang auf dem Bette. Ich wußte kaum mehr, ob ich geträumt hatte oder ob das wahr war. Nur als die Tageshelle selber langsam mich wie eine Kranke gesund pflegte und erweckte (denn sie meint es bald so und bald anders), sah ich es ein, es war kein Traum gewesen.

Und als mir dieses klar wurde, beschloß ich zu reisen. Denn dieses ihr bewußtes Wissen, dieses Sich-gemein-machen, dieses Wiedereinschmelzen von vielen in eines war mir plötzlich zuwider geworden. Und in mir hörte ich, als hätte ich es nicht noch kürzlich selber gesagt, sondern als tröstete mich gleichsam ein anderer mit mir: „Ich war ich, und wenn ich mich auch besser, schöner haben wollte, so doch von mir ausgehend." (Und nach und nach versiegte die Mondnacht in mir.) Ein Sonnenstrahl um den andern durchbrach das Stahlkleid des Morgentaues. Ich legte das Geld hin, der Taglöhnerin. Dann verließ ich das Haus, unhörbar und eilends, als hätte ich höchste Stunde . . .

Als ich schon ganz unten angelangt war, wo der Seitenpfad in die Landstraße mündet, begegnete mir ein kleiner Buckliger. Er schob ein Fahrrad mit der einen überlangen Hand, und mit der andern hielt er eingehüllt eine Geige oder Mandoline. Ich sah es besonders daran, wie er das Fahrrad wendete, daß er dahin wollte, wo ich soeben hergekommen war.



W. Schadow: Clemens Brentano

Sonne badete sich in Schatten. Schatten in Sonne. Einen wirklichen Vogel unterschied ich kaum mehr von dem Flattern des Lichtes. Nur ein inniges Tririlieren – kam es direkt aus dem Himmel oder aus der Wiese selber? – schlug zugleich an im Herzen. Nur mein Gedächtnis glaubte noch an den Lauf der vergangenen Stunden, an den Tritt in einer Stube und an das Rattern der nimmermüden Nähmaschine. Aber sichtbar war nur noch ein brauner Strich, der das Dach war über einer Summe von Erlebnissen... Und wie ein Gestirn ragte schließlich von der Anhöhe noch einmal ein Hirte zum Himmel. Denn was will Gott anderes, als daß man sich mit sich selber versöhne.

Aus dem Buche gleichen Titels.

Vier Gleichnisse des Ferid-ed-din Attar

Deutsch von Martin Buber

★

Der Gottesnarr

Ein Gottesnarr hatte eine hohe Stufe erlangt. Khizr sprach zu ihm: „O Vollendeter, willst du mein Freund sein?" „Du stehst mir nicht an", antwortete er. „Du hast vom Wasser der Unsterblichkeit in langen Zügen getrunken, und nun wirst du ewig fortbestehn. Ich aber will dem Leben absagen, weil ich ohne meinen Freund bin und solch ein Sein nicht erdulden mag. Dieweil du eiferst, dein Leben zu bewahren, werfe ich das meine alle Tage hin. Es taugt daher besser uns zu trennen, wie Vögel, die einem Netz entschlüpften. Lebe wohl."

Medschnun sucht Laila

Ein vornehmer Mann, der sich Gott ergeben hatte, sah, wie Medschnun mitten auf der Straße Erde siebte, und sagte zu ihm: „O Medschnun, was suchst du hier?" „Ich suche Laila",

antwortete er. „Wie kannst du wähnen," fragte jener, „Laila so zu finden? Wie sollte die reinste Perle in diesem Staube wohnen?" „Ich suche Laila überall," sprach Medschnun, „und das ist meine Hoffnung, daß ich sie eines Tages irgendwo finden werde."

Die trauernde Mutter

Eine Mutter weinte an dem Grabe ihrer Tochter. Ein Wandrer, der sie sah, rief aus: „Diese Frau ist wahrlich den Männern überlegen, denn sie weiß, was wir nicht wissen: wer es ist, dem fern und verloren wir weilen, was es ist, das uns so sehnsüchtig macht. Selig der Mensch, der den Grund der Dinge kennt und weiß, wen er beweinen soll! Mir armem Betrübten aber geht es schlimm. Tag und Nacht sitze ich in meiner Trauer. Ich weiß nicht, um wen ich mich dem Schmerz preisgebe, um wen ich weine wie der Regen. Ich weiß nicht, wer es ist, dem ich entrückt bin, so groß ist meine Verwirrung, so bin ich außer mich geraten. Diese Frau hat ihren Rang über Tausenden wie ich, denn sie besitzt die Witterung des Wesens, das sie verloren hat. Ich aber besitze diese Witternng nicht, darum hat der Gram mein Blut ausgeschüttet und läßt mich vergehen in meiner Bestürzung. An der Schwelle des Orts, wo das Herz keinen Zugang hat, des unsichtbaren Orts, hat die Vernunft ihre Zügel fahren lassen, und die Pforte zur Stätte des Denkens ist nicht mehr zu finden. Wer an diesen Ort gelangt, wird sein Haupt verlieren; er wird in der Einfriedung dieser vier Mauern keine Öffnung finden. Wer aber den Weg fände, der fände in einem Augenblick und vollkommen das Geheimnis, das er sucht."

Die Falter

Eines Nachts versammelten sich die Falter, von der Begierde getrieben, sich der Kerzenflamme zu einen. Alle sprachen: „Wir müssen einen entsenden, daß er uns von dem Gegenstand

unsres Verlangens Kunde bringe." Ein Falter flog zu einem fernen Schloß, und in dessen Innern erblickte er das Licht der Kerze. Er kehrte zurück und meldete seine Erfahrung; er begann nach der Fassung seines Verstandes die Kerze abzuschildern. Aber der weise Falter, der die Versammlung leitete, entschied, der Kundschafter wisse nichts von der Kerze. Ein andrer flog dem Lichte zu und näherte sich ihm. Er berührte mit seinen Flügeln die Flamme, die Kerze ward siegreich und er besiegt. Auch er kehrte zurück und berichtete, was er vom Geheimnis wußte. Er erklärte, worin die Einung mit der Flamme bestehe. Aber der weise Falter sprach: „Deine Meldung ist nicht zuverlässiger als die deines Gefährten."

Ein dritter Falter erhob sich, von Liebe trunken; er stürzte sich ungestüm auf die Flamme der Kerze; sich auf den Hinterfüßen emporschwingend, streckte er die vorderen der Flamme entgegen. Er verlor und versenkte sich wonnevoll in ihr; er entbrannte ganz, und seine Glieder wurden rot wie das Feuer.

Als der weise Falter aus der Ferne sah, daß die Kerze jenen sich einverleibt und ihm das eigne Aussehn verliehen hatte, sprach er: „Der Falter hat erfahren, was er zu wissen begehrte; aber er allein faßt es, und das ist alles."

Johannes R. Becher: Zwei Gedichte

★

Auf die Gefallenen

Aufdecken jetzt muß ein Gesicht ich, das nicht wird vermodern:
— ein Sterbliches nicht . . . das wäre Leichenraub . . .
Ein Block aus Granit, dem nicht gesetzt ist Verwesung.
Mit schwimmendem Auge funkelnd sind bewachsen die Hänge des Raums.

Genährt von euch sind wir mehr denn von den Lebenden.
Wie Speise seid ihr, die von denen im Lichte verzehrt ist.
Ich trinke das Blut . . . Aus verrostetem Helme
Schöpfe ich an der nie versiegenden Quelle den Trank.
Wie lange noch . . . und es werden binden den Knöchel die Halme.

Geschlossen wird sein der ewige Bund unter den Blinden, den
Schläfern.
Was geweissagt hatten vormals im Traum dir die Väter: hier
ist gewirkt die Erfüllung . . .
Wenn die Arme sich runden und geflochten zum Ring ist die Reihe
Und die eine Stimme ich hörte flüstern tieferer Einsicht:

Verwelken wird das, was ihr gewählt habt –
Aufblühen eine Frucht, gefüllt mit Sand, das, was ihr sätet –
Nenn mir den einen, der nicht wie Schorf ist, der verbrannt sich
nicht krümmte,
Gefleckt von den Malen des Wahnsinns – oder den, der nicht
Hängt, schwermütig sich neigend, über dem
Rande der Felsen . . .
Diesen wirst du nicht finden.
Aber um der Helden Gräber lagernd
Ungeweidet
Irrende Geschlechter.

Sage vom Mund nicht: ihn drücke ein göttliches Siegel –
Noch von der Scham, daß sie ein Heiliges bewache,
Wenn der Strick aus Hanf schon dir die Lende zerschnitt –
Angrinsend das Geheimnis der Sterne,
Wird bald ein Stachelgürtel dich pressen und die Eiserne
Maske.

Denn als es emportrieb schäumend aus dem Strudel der Welten und aus
Sphärischem Feuer es abtroff, eine glühende Schlacke, das Greuel der Zeit –
Da sangen die Engel: Wehe! Welch ein Werk ist getan!
Von der Schlange ward ihm die sich schuppende Haut, vom Löwen
Das störrische Haupt, und silberne Flügel
Schnallte er sich unter die schleifenden Füße:
Das ist der Mensch, der Abgrund ... Wann wirst auch du sein:
Überfließend wie aus einem hohen Gefäße –

An den Ruhm

Reiße mich auf, o Herr du der strahlenden Chöre,
Aus der Umnachtung der Nacht!
Laß von den Bergen, den schon zerwirkten, noch einmal deine Stimme mich hören,
Die die meine entfacht!
Wenn an den Ufern oft schlief ich der gewundenen Meere,
Ward erhöht ich im Traum:
Völker sah ich erweckt und gestaffelt wie Heere,
Prophetische Rufer und weiße Reiter wie Flaum.

Donnerer du, der du überwandelst die Sterne,
Der du mein Haupt schlägst zu Staub –
Mit braunem Gewölk verhängtest heute das Reich du der Ferne –
Mein Herz ist dein Raub ...
Ob ich auch flieh, eilenden Schritts, rückwärtsgewendet:
Es trifft mich dein Speer.
Und deine Trommel sie sprüht und dein Harnisch er blendet –
Es jauchzt deine Wehr.

Wo ich auch hockte – versunken in finsterer Kammer
Oder trotzig gereist hoch auf den Felsen im Licht –
Immer umzwangs mir die Brust wie mit funkelnder Klammer,
Denn du ließest mich nicht.
Da ich, ein Zerfetzter, dich anrief: du Eiserner Turm der Geschlechter –
Mit deinem Engel ich rang . . .
Um deine Stirn dir hingen die Blitze wie Flechten,
Und das Wort deines Munds: es war wie eine Woge, die sprang –

„Dunkler du! Geschleift wirst du sein von den Rossen der Hölle
Um den Mauerkreis rings einer entzündeten Stadt.
Aufgeschlitzt dein Leib von spitzem Gerölle
Oder zermahlen in den Strudeln der Schlacht.
Der in das Horn blies, da zu knöchernem Dunst verflockt schon und zu feuerichten Tränen
Herrscher und Heerschar schlang der gespenstische Grund:
Rupfen wird er das Haar dir und dir zerschneiden die Sehnen
Und die Zähne dir brechen in dem blutspeienden Schlund.

Wenn vor den Sterblichen auch du mit dem Schilde dich schützest,
Mit vergiftetem Pfeil
Ruchlose Namen in die häutigen Leichen du ritzest –
Ringelst dich steil,
Züngelndes Otterngewind: er wird den Kopf dir zertreten,
Der, wie gewoben aus schneeichtem Glanz,
Abwärtsschwebt, umbraust von dem Gefolg der Propheten,
Sengenden Atems, und die roten Mäntel wie Brand . . .

Sing mir zur Harfe! der ich dir die Goldene Saite,
Glühender du, über die Wunde gespannt –
Harfe, heilige, töne! Söhne des Siegs ihr, metallisch,
Taten des Ruhms: seid uns im Zweiklang gebannt!
Singe Gesänge – und es zersplittere das morsche Gefüge der Welten –
Löse die Marter der Zeit!
Neige dich! Trinke aus dem Fluten der Welten,
Schöpfe paradiesische Zeit!

Siehe! Ich streue schon durch die Lüfte die Feuer,
Gieße in die Grüfte den Trank.
Klaffte einst vor der Schwinge der Pauke nicht Babels Gemäuer –
Schüttetest schwank-
Flatternde Wälder du ab unter der Winde irrzuckenden Streichen,
Kündender Tod –
Ätzte mit klirrendem Griffel nicht in die Wand ich dir mitternächtlich das Zeichen:
Kreuze von Schwertern umloht?!"

Also sprachs. Da weheklagten die irdischen Scharen.
Die Luft ward versteint.
Tote schon sah ich getragen auf brüchigen Bahren.
Zerstückt flog aus den Gräbern Gebein.
Und während lobsangen lobsangen die sphärischen Geister,
Festlich geschmückt ward ein Zelt:
Schwang Keule und Hammer und stählerne Lanze der himmlische Meister,
Bis es zerspellt.

Aufquollen die Wasser dick aus den überkrusteten Sümpfen.
Es zischte im Spalt.
Es zerrte herauf geköpft und schwälend die Rümpfe
Gerippe uralt.
Es mischte sich ein. Es krümmte sich. Blasen und Schwären –
Gestirne: von schwarzen Engeln umkrallt, ihr risset euch los!
Es stampfte. Herab in die Gewölbe, die gesprengten, sog es die
brennenden Meere
Stoß um Stoß ...

Über euch, den Heiligen, auf Flammengerüsten gerichtet:
Sang ich und sang –
Über euch, Gefallenen, in Gruben gleich Haufen Blattwerks
geschichtet:
Sang ich und sang!
Glorie, o Ewiger, ist dein Antlitz, und posaunendes Licht ists,
das dich kleidet:
Ruhenden Wandels kristallischer Klang –
Leuchtender Säule gleich, der zu Asche zerstäubten,
Traumloser Runde Gebet, erlosch mein Gesang.

Hans Carossa: Der Zauberer

Einen Sommer lang bewohnte den Garten beinah täglich ein seltsamer Gast. Wann er zum erstenmal erschien, hab ich nie gewußt, er war einfach zugegen. Der Vater nannte ihn Onkel Georg und behandelte ihn mit großem Respekt. Bewegte Jahre schienen hinter ihm zu liegen; von bestandenen Abenteuern und errungenen Erfolgen war viel die Rede. Besuchern bot er gelegentlich seine Schnupftabaksdose und erzählte

behaglich, ein österreichischer Erzherzog habe sie ihm als Zeichen besonderer Huld und Bewunderung geschenkt. Auf dem Deckel sah ich das Brustbild einer schönen Frau, die, wofern ich mich recht erinnere, nur mit einem schwarzen Halsband bekleidet war. Welcher Art die Leistungen des Alten gewesen, konnte ich mir nicht vorstellen, war auch zunächst nicht neugierig darauf. Ab und zu brachte die Post einen Brief, den ich ihm überreichen durfte; ich ersah aus den Aufschriften, daß er den gleichen Namen hatte wie wir, im übrigen war er bald als Tuchhändler, bald als Rentner, bald als ehemaliger Illusionist aus Passau bezeichnet. Ich erfuhr auch, daß er in genannter Stadt behaust und seine Frau vor kurzem dort gestorben sei. Die Mutter sprach von ihm als einem steinalten kranken Mann, der schon mit einem Fuß in der Ewigkeit stünde und seines Herzleidens wegen bereits allerlei Kurorte besucht, zuletzt aber den Weg nach Kading gefunden habe. Abgelegenheit und Stille des Fleckens mochten ihn festhalten, mehr noch die Nähe des Neffen, auf dessen Heilkunst er große Stücke hielt.

Zu jener Zeit mußte ich wieder einmal dem Großonkel einen Brief in den Garten bringen, und diesmal stand unter dem Namen: „Gemeindebevollmächtigter und ehemaliger Zauberkünstler". Von Zauberern hatte schon die Forelle erzählt; nun saß einer mitten unter uns, und der Gedanke, daß er plötzlich seine Kräfte spielen lassen könnte, machte mich schaudern und hoffen. Ich zog mich in meine Sonnenblumenpflanzung zurück und betrachtete ungestört den nun so merkwürdig gewordenen Alten. Meist saß er in einem Lehnstuhl neben der Urne; ein Glas mit gelber Arznei stand vor ihm auf einem Tischchen, in den Händen hielt er oft ein schwarzes Buch, dessen Schnitt in der Sonne glänzte. Er war lang und hager, der nackte Schädel voller Unebenheiten, ein dünner Kranz verfärbter Locken haftete

daran. Hinter großen runden Hornbrillen blickten graue Augen wunderlich langsam hin und her; die Lippen, vom vergilbten Bart umgeben, erschienen so dunkelbläulich wie die von uns Kindern, wenn wir Taubeeren gegessen hatten. Die Füße in schwarzen Halbschuhen waren stets ein wenig geschwollen, so daß die weißen Strümpfe sich darüber spannten. Zuweilen bog er den Kopf zurück und sah mit furchtbar entschlossenem Ausdruck zum Himmel, drückte die Hand an die Brust und atmete kurz und stoßweise. Diese Veränderung war sehr ängstlich anzusehen, doch dauerte sie nie lang; war sie vorbei, so blätterte er wieder, als wäre nichts geschehen, in seinem Buch.

Ich trug meinen blauen, silbern gesternten Gummiball bei mir, und auf einmal hatte ich ihn aus dem Dickicht auf den Sitzenden zugeworfen. Dabei gedachte ich nicht, ihn zu treffen, sondern wünschte nur, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und sah mit vergnügtem Grausen das abgeschleuderte Rund vor ihm niederfallen, hoch emporschnellen und, während der Alte zusammenfuhr, im Laubwerk des Zauns verschwinden. Dann sprang ich lachend hervor in der Erwartung, er werde Spaß verstehen und sich mit mir unterhalten. Aber ein böser Empfang erwartete mich.

„Immer luren im Winkel, pfui, wie eine Spinne", zischte er gehässig, und als ich weiterlachte, trieb er mich mit einer fürchterlichen Stimme, die man in seinem leidenden Leibe nicht vermutet hätte, zur Arbeit.

„Wie läßt du den Garten verkommen, nachlässiger Wicht! Unkraut wächst, Steine stecken in den Beeten, der Boden wuselt von Geziefer, – dort! schau, wie sichs rührt! wie's herauf will! O langweiliger Frater! Vom Sessel fallen will ich, wenn da keine Werre steckt! Grabe! Grabe! Laß sie nicht auskommen!" Weit vorgereckt wies er mit Hand und Blick auf eine Stelle

des nächsten Beetes, und wirklich glaubte ich ein leises Heben und Lockern des Bodens zu bemerken. Ich scharrte mit beiden Händen Erde heraus, fand aber nichts.

„Hast du die Bestie, die verfluchte?"

„Noch nicht, Herr Großonkel", sagte ich.

„Aber gewiß hast du sie, kleiner Narr! Bist du blind? Jetzt kriecht sie dir über die Hand, über den Arm, in den Hals, in den Mund!"

Er gebärdete sich verzweifelt, während ich nun wirklich am Gaumen eine Bewegung spürte und vor Entsetzen spuckte.

„Komm, laß dir helfen, mein Kind! Öffne den Mund!" befahl er in barmherzigem Ton, sperrte mir die Kiefer auseinander, äugte hinein und sagte „Aha!" wie ein Zahnarzt, fuhr mit dem Finger über die Zunge hin und hielt mir, gutmütig lachend, eine dicke zappelnde Maulwurfsgrille vor Augen, die er sofort mit Verfluchungen zu Boden warf und unter seinem geschwollenen Fuße zertrat.

Diesem rohen Scherz folgten bald einige freundlichere; aber das Gefährliche war nie fern, und wenn er Auflehnung spürte, kam es hervor. Oft befahl er mir, Blumen zu bringen, die er, indem ich sie ihm überreichte, gleichsam in meiner Hand verschwinden ließ, um sie mir nach langem Suchen aus der Tasche zu ziehen; bald verwandelte er weiße chinesische Nelken in rote, bald, wenn er auf mich böse war, bannte er mich fest, so daß ich mitten auf dem Wege keinen Schritt vor- oder rückwärts tun konnte. Er stellte sich dann immer, als ob er gar nicht merke, was vorging, sagte, das sei ein verhexter Garten, hier könne er nicht bleiben, gleich morgen werde er davonreisen. Wenn ich ihn dann kalibanisch ausgelassen umhüpfte und rief: „Nein, Sie dürfen nicht fortreisen! Sie sind ein Zauberer, Sie bleiben bei uns und zaubern alle Tage!" so lächelte er nur. Und wirklich

war es für mich ausgemacht, daß nun die Zeit größter Überraschungen angebrochen sei. Das bisher Geschehene nahm ich nur für Scherze und Vorreiter der eigentlichen Wunder, und ich hatte in dieser Hinsicht gewisse Wünsche, die ich vorderhand noch für mich behielt. Ein echter kleiner Mensch, wurde ich schnell undankbar gegen die sanften Schranken, in denen mich das Leben heranführte, und freute mich, sie bald allenthalben durchbrochen zu sehen. Auch fühlte ich mich selber schon in jedem Nerv zum großen Magier berufen und hoffte bald meine Schulgenossen in Erstaunen zu versetzen.

Einmal, als ich mich wieder nach einem harmlosen Taschenspielerstückchen unbändiger Lustigkeit überließ, befiel den Greis einer seiner schmerzhaften Krampfanfälle, und zwar viel heftiger als sonst. Das Gesicht erblaßte bläulich, winzige Tröpfchen traten auf die Stirn, die Hand fuhr nach dem Herzen. Er bewegte sonderbar den Mund und starrte nach oben. Hatte mich dieser Anblick sonst sehr bedrückt, so verfiel ich nun auf den Gedanken, der Zustand könnte irgendwie mit seinem Zauberertum zusammenhängen und die Einleitung sein zu einer neuen großen Gaukelei. Ich fuhr fort zu jauchzen und in die Hände zu patschen und rief: „Herr Großonkel, was haben Sie wieder für ein Zauberstück im Sinn!" Erst als er mich flehentlich zur Ruhe winkte und mit unheimlich schwacher Stimme bat, den Vater zu holen, wurde ich beklommen und lief gehorsam in die Wohnung, gab jedoch meine Hoffnung, daß die Szene lustig enden werde, nicht sogleich auf.

Von diesem Nachmittag an aber verschlimmerte sich sein Leiden. Die quälenden Krämpfe, die das Leben in den Körpern auslöst, die es abstoßen will, stellten sich immer häufiger ein; Leib und Füße schwollen stärker an, und auch die Sehkraft ließ mit jedem Tage nach. Vom Aufenthalt im Garten war nicht

mehr die Rede; unser größtes Zimmer wurde ihm eingeräumt, hier saß er im breiten Lehnstuhl am Fenster, die gelbe Medizin und eine silberne Glocke neben sich auf dem Tischchen, und verseufzte die Zeit. Ich aber trieb mich zwischen Schule, Garten und seiner Anziehung dahin. Mitten in Lauf und Spiel auf dem Platz fiel er mir ein, ich eilte heim, frug, ob er schon wieder zaubern könne, legte Blumen vor ihn hin in der Hoffnung auf neue Verwandlungen und versteckte Medizin und Glocke, um ihn zu erstaunlichen Taten zu reizen. Er aber ließ alles geschehen, und die Blumen vertrockneten. Und doch, je weniger er seine Magie walten ließ, desto fester war ich von ihr überzeugt; all seine Schmerzen, Angstwallungen und Erstickungsnöte, ja sein lauter Jammer, dessen ratloser Zeuge ich manchmal wurde, konnten meine Gläubigkeit nicht erschüttern. Daß Zauberei Sünde war, stand im Katechismus; oft war mir, als läge der Zorn Gottes auf ihm, aber in allem sichtlichen Elend blieb er mir der Gebieter der Mächte, wie ein echter König auch im Unglück ein König bleibt.

Noch einmal schien sich alles zum Guten zu wenden. Die Füße schwollen ab, das Atmen wurde gelinder, das Augenlicht heller, der Kranke konnte wieder in der Wohnung umhergehen und nachts bequem im Bette liegen. Groß war meine Freude; der Vater aber mißtraute der überschnellen Besserung, prüfte den Puls noch öfter als sonst, brachte neuen Sud aus der Arzneikammer und gebot völlige Ruhe, worum sich der Alte nicht viel kümmerte. Die Mutter ging still umher, traf seltsame Vorbereitungen, kaufte Kerzen und verriet uns eines Mittags gegen strenge Verschwiegenheit, daß das Ende nahe sei. Sie war im Traume weißgekleidet durch ein fremdes Zimmer gegangen und hatte sich in einem Spiegel schwarzgekleidet auf sich selber zukommen sehen. Solche Träume meiner Mutter

waren unfehlbare Todeszeichen, wie sie auch andere Vorkommnisse, besonders Feuersbrünste, häufig voraussah. Doch erfuhr ich dies erst später; mir fehlte damals noch jeder Sinn für üble Vorbedeutungen, ich nahm dergleichen für leere Worte und hielt mich an das augenblickliche Wohlbefinden des Alten.

Nachts war er oft stundenlang wach, und weil ich im Zimmer neben dem seinigen schlief, so weckten mich nicht selten seine lauten unverständlichen Selbstgespräche. Ich schlich dann zuweilen zu ihm hinein, und bei diesen Zusammenkünften, die wir, ohne Verabredung, vor niemand erwähnten, erwies er sich viel freundlicher und umgänglicher als bei Tag, erlaubte mir auch ein für allemal, Du zu ihm zu sagen. Als ich ihm tüchtig zusetzte, doch endlich wieder einmal ein bißchen Zauberei zu treiben, sagte er lachend:

„Du stellst es dir gar zu leicht vor, du Kobold! Um zaubern zu können, wie sichs gehört, dazu brauch ich den Zauberstab. Der aber liegt weit von hier, in einer dreifach versperrten Truhe, in den Zaubermantel eingewickelt. Nun höre! Wenn du mir gehorchst und drei Tage lang meine Stube nicht betrittst, so will ich dir gern ein paar von meinen Künsten zeigen. Mein treuer flinker Donau-Geist, – ich ruf ihn – warte nur –“

Er unterbrach seine Rede, sah starr in einen Winkel und rief mit langgezogener unterdrückter Stimme:

„Amal! Amal! Amal!“

Ein kläglicher Ton antwortete vom Ofen her.

„Mache dich bereit!“ hauchte Onkel Georg. „Reise durch die Luft! Hole den Stab! den Stab! den Stab!“

„Den Stab! den Stab! den Stab!“ wiederholte seufzend ein Echo vom Ofen, und der Alte nahm sein gewohntes Wesen an, als wäre nichts Außerordentliches geschehen. Ich sah bald

auf ihn, bald in den Ofenwinkel; frierend und schaudernd zog ich mein Hemd eng an mich und drängte mich an das Bett.

„Ich will hoffen, daß er nicht vergißt, mir auch den Mantel mitzubringen, der erhöht meine Kräfte! Mag der Plunder noch einmal zu Ehren kommen, bevor ihn die Schaben fressen und mich die Würmer! Der Teufel weiß, in was für Hände alles fällt, wenn ich tot bin!"

„Wenn du stirbst, schenkst du mir deinen Zauberstab!" sagte ich und schlug bittend die Hände zusammen.

„Möchtest du denn, daß ich bald sterbe?" fragte er schnell.

„Nein!" entgegnete ich. „Aber bald einmal mußt du ja doch sterben, und ich lebe dann noch lange Zeit."

„Woher weißt du das?"

„Ich bin klein, du aber steinalt. Und in der Ewigkeit brauchst du doch keinen Zauberstab mehr."

Er sah mich eine Weile mit sonderbarem Ausdruck an; dann stöhnte er und raunte:

„Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen."

Zuletzt gab er mir einen leichten Schlag auf die Wange und sagte:

„Kann sein, du wirst auch einmal ein Zauberer, wills Gott, ein stärkerer als ich! Oder du endest am Galgen, – eins von beiden ist dir gewiß! Jetzt aber trolle dich in dein Bett und laß dich drei Tage und drei Nächte nicht bei mir blicken!"

So wartete ich denn geduldig auf das Ungeheure, und als mich der Meister bereits in der dritten statt in der vierten Nacht zu sich entbot, war es mir fast zu früh. Ich sah die Möbel verstellt, und das Zimmer kam mir größer vor als sonst. Er aber stand hinter dem Tisch, auf dem sieben Kerzen brannten und allerlei Flaschen, Becher, Büchsen und Würfel dämmerten

und blinkten. Mit rotem, schwarz durchzeichnetem Mantel und hoher goldgestickter Scharlachmütze nahm er sich fremd und feierlich aus wie ein Priester. Worauf ich aber vor allem blickte, das war der schwarze Stab, der mich nur mächtiger anzog, weil er so schlicht und unsonderlich aussah. Ein einzelner Stuhl stand in der Zimmermitte; ich erhielt einen wortlosen Wink, mich zu setzen. Eine sehr leise Musik, die wohl von einer verborgenen Spieldose herkam, begann zu tönen. Der Onkel, mir zunickend, erhob wie zum Scherz den Stab, verschob noch einmal seine Sachen und ließ nun, Zug um Zug, aus kleinen Gankeleien seine Kunststücke hervorgehen. Mochten sich diese wenig von dem unterscheiden, was in jeder guten Taschenspieler-vorstellung gezeigt wird, – mich versetzten sie in Taumel, und ich vergaß, daß dies eigentlich doch etwas ganz anderes war als das heimlich immer Erwartete. Wenn ich mich nämlich allein befand und wünschte, daß Wunder geschähen, so dachte ich dabei an jene ernsten, herzerfreuenden, wie sie in den biblischen Geschichten vorkamen, oder an solche, die gerade meinem dringendsten Bedürfen entsprochen hätten, keinesfalls an so bunte, lustig-unverbindliche Hexereien, wie sie jetzt mit betäubender Wirklichkeit vor mir abschwirrten. Murmelnd ging er hin und her und rief dann und wann, halblaut, ein unverständliches Wort, besonders wenn er mit dem Stab an einen Gegenstand klopfte. Zu mir sprach er selten; einmal befahl er mir, ein neues weißes Taschentuch zu holen. Er faltete es auseinander und tat, als wolle er seine Brille putzen, dabei brachte er es unvorsichtig der Kerze zu nah, es fing Feuer und brannte mit mäßiger Flamme. Ich schrie: „Das Tuch brennt!" Er erschrak, bedeutete mir aber zu schweigen, warf es zu Boden, zerstampfte den Brand und dachte mit bekümmerter Miene nach. Endlich schien ihm etwas einzufallen; er nahm eine Flasche vom

Tisch, öffnete sie, machte mit dem Stab Zeichen darüber und stellte sie bereit. Hierauf sammelte er die fast verkohlten Fetzen, warf sie in einen grünen Becher, preßte sie gewaltsam hinein, wie man eine Pfeife stopft, und beträufelte sie aus der Flasche. Dann hob er den Becher mit einer Hand, während er ihn mit der andern verschloß, schüttelte ihn und murmelte dabei immer wieder ein seltsam klingendes Wort. Und jetzt geschah es! Er stellte den Becher auf den Tisch, beklopfte ihn dreimal mit dem Stab, tauchte sodann Daumen und Zeigefinger ein, zog sehr langsam das Tuch heraus und warf es mir lächelnd zu. Es war so weiß und zusammengelegt, wie ichs ihm gegeben hatte; ich breitete es auseinander, kein Fleckchen war versehrt. Zum Verwundern aber blieb keine Zeit; er wurde nun erst munter, nahte mir mit einem Stückchen Papier und gebot mir, es zu essen. Widerwillig nahm ichs in den Mund und kaute voll Ekel kräftig darauflos. Er aber ließ es mich nicht verschlucken, sondern rief Halt, berührte mit dem Stab meine Kehle und zerrte hierauf langsam, Ruck auf Ruck, mühselig ächzend ein buntes Rohr, das mindestens dreimal so lang war als ich selber, aus meinem Munde. Anfangs bestürzt, mußte ich bald lachen; es war doch gar zu schön und tat nicht im geringsten weh. Unfaßbar schnell folgte nun eins aus dem andern; er trieb es immer toller und wurde dabei immer jugendlicher. Zuletzt zauberte er aus allen meinen Taschen seidene Blumen hervor, Veilchen, Myrten, Rosen, Mohn, Sträußchen um Sträußchen, einen ganzen Garten. Aber da hörte die verborgene Musik zu spielen auf, und zwei Kerzen, ganz herabgebrannt, verlöschten fast auf einmal. Der Greis ächzte, stützte die Arme auf den Tisch und überblickte mit gebeugtem Haupt seine Gerätschaften. Einen Augenblick wars, als nähere sich der Krampf; doch kam es nicht dazu; vor dem würdigen Ornat schien das Feindliche

zurückzuweichen. Er blies nun selber die noch brennenden Kerzen bis auf eine aus, goß dann aus einem Fläschchen etwas Wein in ein Glas und befahl mir zu trinken. Nachdem ich genippt hatte, trank er mir zu und leerte das Glas mit einem Zug.

Der ungewohnte Tropfen schoß mir ins Blut; mit größter Ausgelassenheit brachte ich Lust und Bewunderung zum Ausdruck. Plötzlich, überflammend von Entzücken, nicht überlegend, wie leicht ich dadurch die Eltern wecken konnte, warf ich das Glas zu Boden, daß es zersprang. Der Zauberer, zürnend, herrschte mich an: „Was fällt dir ein?" Da hob ich die Trümmer auf, legte sie vor ihn hin, umfaßte seine Kniee und bat ihn, so herzlich ich konnte, er möge sie wieder zusammenzaubern. Ohne die Scherben zu berühren, blickte er mich lange finster an, schließlich sagte er: „Vielleicht ein andermal. Heut bin ich zu müde dazu." Nun bemerkte ich selber, daß er sehr leidend aussah und wieder alt geworden war, doch blieb er noch immer herrlich genug anzuschauen. Endlich gab er mir die Hand und sagte mild: „Das war alles nur Spaß, nur ein bißchen Unterhaltung. Das nächste Mal wollen wir wirklich zaubern!"

★

Am folgenden Tage kam der Großonkel zum gemeinsamen Mittagessen herüber, was lange nicht geschehen war. Eilig aß ich meinen Teller leer und lief unter einem Vorwand in sein Zimmer. Keins von allen den geheimnisvollen Dingen fehlte. Über der Armlehne des Krankenstuhls hing der Mantel; auch die Flasche mit Wunderwasser, der grüne Becher, das lange Rohr, das er mir aus dem Hals gezogen hatte, die verstreuten Blumen, alles war zugegen, und unansehnlich auf dem Tische lag der Stab. Erst berührte ich ihn vorsichtig mit dem Finger, dann immer dreister, endlich nahm ich ihn, schwang ihn und fühlte mich von unermeßlicher Macht gespannt. Verschüttet

war die ursprüngliche Sehnsucht nach wahren Wundern, Fieber der Nachahmung raste; der Wille, mir die Zauberherrschaft anzumaßen und mich in ihr zu zeigen, wuchs mit der Minute. Tritte verscheuchten mich; ich kehrte an den Tisch zurück, wo schon der Kaffee aufgetragen wurde, und saß puppenstill. Aber etwas in mir arbeitete gewaltsam auf eine Handlung hin, und mitten im Sinnen und Planen überholte mich die Tat. Ein weißer Pappendeckel war zur Hand; mit meinen größten schönsten Buchstaben schrieb ich darauf: „Leute von Kading! Kommt alle um 5 Uhr in die Sommerschenke zur Zaubervorstellung!“ setzte meinen Namen darunter und nagelte das Plakat an die Haustüre.

Das Befinden des Alten verschlimmerte sich am Nachmittag; er mußte wieder das Bett aufsuchen. Einmal, für kurze Zeit, kam der Pfarrer; auch der Vater hielt sich viel im Krankenzimmer auf, wo es immer beklemmender nach scharfen Flüssigkeiten roch. Ich kümmerte mich wenig um die Hausbegebenheiten und ging den Leuten aus dem Weg. Die Kunststücke hatten sich in der Nacht so leicht und reizend abgespielt; was war sicherer, als daß sie mir ebenso mühelos gelingen würden, sobald ich Mantel und Stab in meinem Besitz hätte? Die Stunde nahte, ich durfte nicht mehr warten; mit klopfendem Herzen betrat ich, zum Äußersten entschlossen, die halbhelle Stube. Keine von den flüsternden Personen, die vorsichtig aus und ein gingen, gab auf mich acht; der Meister selbst lag in unruhigem Schlummer. Fliegen summten um den violettlichen Mund, auf dem Tisch lag die Brille. Mit zwei Griffen hatte ich Mütze, Stab, Flasche, Becher und einige Leuchter gepackt und rannte mit Diebesschnelligkeit über Flur und Hof in die Schenke, wo die Wirtin allein am Fenster stand und Krüge putzte. Sie fragte, was ich Schönes brächte.

„Freu dich, Frau Wirtin!“ rief ich ihr zu, „große Zaubervorstellung ist um 5 Uhr hier in deiner Schenke! Willst du zusehen? Du wirst Augen machen!“

Sie tat, als fühle sie sich sehr geehrt, erbot sich zur Mithilfe und rückte einen Tisch zurecht, auf dem ich meinen Kram ausbreiten durfte. Ermutigt lief ich noch einmal hinauf und raffte, da der Kranke noch immer schlief, auch den prächtigen Mantel fort und die fehlenden Leuchter, deren volle Zahl zum Gelingen vielleicht notwendig war.

Als ich wieder in die Schenke kam, ging dort ein Mädchen auf und ab, das ich bisher nur vom Sehen und Sagenhören kannte. Sie war noch nicht lang im Ort; ihre Eltern waren Münchener Zirkusbesitzersleute gewesen und früh gestorben, worauf ihre Kadinger Verwandten sie an Kindes Statt angenommen hatten. Die Hände auf dem Rücken verschlungen, betrachtete sie meine Gegenstände. Da sie mich erblickte, musterte sie mich aufmerksam und fragte: „Bist du vielleicht ein Sohn vom Zauberer?“

Als ich mich selbst als den Zauberer bekannte, entfuhr ihr ein überraschtes „Ah!“, sie neigte artig den Kopf und sagte:

„Ich bin die Eva Veeders und möchte gern die Vorstellung ansehen.“

Leicht war zu erkennen, daß sie aus feinerem und festerem Stoff bestand als die anderen Kadinger Mädchen. Älter und größer als ich, sah sie von der Seite einem Knaben ähnlich; im Gedächtnis lebt sie mir mit einem blassen, leicht errötbaren Gesicht, das nach unten sich ziemlich zuspitzte; die Züge waren nicht wie bei vielen Kindern auseinanderfliehend, sondern zusammenstrebend, die schwarzen Augensterne sehr groß und nur mit einem schmalen blauen Ring umgeben, die Lidränder oft etwas entzündet. Das braune Haar hatte kupfrigen Schein; es fiel halblang in Locken auf Nacken und Schultern. Ein Hauch

der noch immer unbekannten Stadt umgab sie; ihr Kleidchen, zwar mehrfach geflickt, war fremd und vornehm geschnitten, auf der Brust lag ein kleines, aus dunkelroten Steinchen zusammengesetztes Kreuz.

Ich stellte die mitgebrachten Leuchter auf den Tisch und breitete den Purpurmantel auseinander.

„Er ist zu weit für dich," bemerkte das Mädchen, „schlupf einmal hinein!"

Hilflos verschwand ich in der moschusduftenden Pracht und erwartete, von Eva Veeders ausgelacht zu werden; die aber legte sofort Hand an, faltete hier den Stoff, schlug ihn dort ein, heftete ihn mit Stecknadeln, die sie von der Wirtin erbat, und gürtete mir in wenigen Minuten ein leidlich passendes Gewand zurecht. Hierbei plauderte sie viel und erzählte auch von mehreren anderen Zauberern, die sie näher gekannt habe, worauf ich ihr anvertraute, daß ich einen großartigen Wunderstab besäße, durch den ich machen könnte, was ich wollte, so würde ich zum Beispiel von irgendeinem Besucher ein Taschentüchlein borgen, es verbrennen und sodann im grünen Becher wieder neu machen. Bei dieser Eröffnung sah sie mich sonderbar an, solche Leistung schien ihr Erwarten weit zu übertreffen. Mittlerweile stellten sich bereits erste Zuschauer ein, und Eva zog mich in ein Nebenzimmer; sie hielt es nicht für gut, wenn mich die Leute schon vor meinem Auftreten zu sehen bekämen. Mir deuchte sie jetzt mehr in sich gekehrt und nachdenklich; zuweilen stellte sie Fragen, deren Sinn ich nicht recht begriff, schließlich nahm sie die hohe bunte Mütze, verengte und verniederte sie, setzte sie mir auf, prüfte mich mit Beifall und sagte dann sehr herzlich, ein wenig mütterlich:

„Weißt du was? Ich werde dein Diener sein, wenn du zauberst! Alle Zauberkünstler haben Diener bei den Vorstellungen. Die holen ihnen Sachen, die sie gerade brauchen,

zünden die Lichter an, halten alles in Ordnung und helfen manchmal selbst ein wenig zaubern."

Obgleich ich durchaus keine Hilfe für nötig hielt, gefiel mir doch das Angebot, ich nahm es fröhlich hin. Klar standen die Szenen der Nacht vor mir; inbrünstig schwang ich den Stab und lugte dabei durch ein Schiebfensterchen in die Schenke. Dreißig Zuschauer mochten sich versammelt haben, darunter ein paar Frauen, größtenteils aber Kinder. Sie saßen auf den langen Tischen und ließen die Beine herunterbaumeln; einzelne hatten sich der wenigen vorhandenen Stühle bemächtigt. Manche ließen sich ein Glas Bier geben, worüber sich die Wirtin freute, die ihrerseits nicht verfehlte, mich ihren Gästen als einen Ausbund von Klugheit vorzurühmen. Die meisten machten ernste Gesichter, wenige wisperten und kicherten.

Eva ging hinaus, ließ sich von der Wirtin Kerzen geben, besteckte die leeren Leuchter und entzündete die sieben Flammen. Es wurde still; ein kleines Mädchen brach beim Anblick der Lichter in hellen Jubel aus. Ich hörte es beglückt und wollte vor Ungeduld zerspringen; es hielt mich nicht länger, mit mühsam bezähmten Schritten trat ich aus der Kammer hervor an den Tisch. Jemand lachte, vielleicht ein Schulkamerad, den mein geborgter Staat befremdete; ich tat nicht dergleichen, – das Lachen wird dir bald vergehen, dachte ich. Murmelnd ging ich auf und nieder, machte winkende, beschwörerische Zeichen, beklopfte die Gläser, den Becher und, damit ja nichts fehle, auch die Leuchter mit dem Stabe, den ich dann wieder nach Art eines Kapellmeisters leise schwang. Und schon teilte sich den Gästen meine Sicherheit mit; Große wie Kleine saßen schweigend, mit offenen Mündern, die Wand entlang, und als ich ein Taschentuch verlangte, wurde mir gleich ein Dutzend entgegengereicht. Ich nahm das Tüchlein eines Mitschülers und breitete es auseinander; es war

ganz neu, ein blutrotes Linnen mit aufgedrucktem ovalen Bild, wo grasgrüne Rennbuben auf hellbraunen Gäulen über Hindernisse setzten. Ohne mich sehr zu beeilen, zog ichs über den Zauberstab und brachte es dabei der nächsten Flamme nah. Es wollte nicht sogleich Feuer fangen; endlich brannte der Saum, alle schrieen: „Oweh, das Tüchel!" Den Meister nachahmend, stellte ich mich erschrocken und gebot den Rufern Stille, indem ich bedeutsam den Finger an die Lippen legte. Erst als das Feuer über die Mitte hinausgefressen hatte, ließ ich, an der Hand schon Hitze spürend, das Tuch auf den Steinboden fallen und zertrat die Glut, wobei ich passend fand, dem Eigentümer, der sich beunruhigt zeigte, getrost und verheißungsvoll zuzulächeln. Jetzt nahm ich den grünen Becher, bewies, daß er leer war, indem ich, wie der Großonkel, mit dem Stab darin herumfuhr, und stellte ihn wieder an seinen Platz. Nun aber konnte sich der gute Junge nicht länger beschwichtigen, stand auf, trat vor und fragte, was mit seinem Tüchelchen geschehe, er habe es erst jüngst zum Namenstag bekommen. Streng befahl ich Schweigen, der Zauber werde sonst nicht gelingen. Von nun an verharrten alle stumm in atemloser Neugier. Ich sammelte mit Evas Hilfe die Brandfetzen, warf sie flüsternd in den Becher, knetete sie tüchtig zusammen und träufelte aus der Flasche Wasser darauf. Dann schüttelte ich mit aller Kraft und bepochte den Becher abermals mit dem verwandelnden Stabe. Der Augenblick war da, ich wandte mich zu den Anwesenden, deren Gesichter vor Spannung fast verzerrt aussahen, erhob den Becher, griff hinein und fühlte noch immer das nasse Tuch. Mein Schrecken war groß, jedoch mein Glaube nicht erschüttert; vielmehr fürchtete ich, etwas Wichtiges ausgelassen oder nicht mit genügender Kraft an den Becher geklopft zu haben. Die Leute wurden unruhig. „Es ist Schwindel!" zischte eine Stimme, eine

andere begütigte: „Laßt ihn doch machen!“ Eine Frau lachte: „Was nicht Kindern alles einfällt!“ Ich aber gab mich nicht verloren, sondern griff noch einmal zur Flasche, schüttete Wasser auf den verkohlten Linnenrest, bis er schwamm, und schlug auf das Gefäß los, als wäre meine Aufgabe, es zu zertrümmern.

Auf einmal, mitten im fiebrigen Mühen, überfiel mich die schrecklichste Erkenntnis. Vergeblich war alles, verpfuscht von Anbeginn, der Fehler stand kraß vor Augen und war nicht gutzumachen. „Der Stab allein tut es nicht, mau muß auch das Zauberwort wissen“, – hatte nicht Onkel Georg einmal in der Nacht so gesagt? Das Wort, das er selbst bei den Verwandlungen gemurmelt hatte, das Wort, das alles entschied, alles vollendete, ich wußte es nicht. Wütend preßte und kniff ich das glatte schwarze Holz, das jetzt, wo ich seiner lebendigsten Wirkung bedurfte, sich tot stellte. Endlich dachte ich an Gott, und während sich die Hände hoffnungslos abquälten, umstürmte ich ihn heimlich mit dem zudringlichsten Gebet. Auf einmal trat Eva Veeders herbei und sagte laut und einfach:

„Das ist ein sehr schweres Zauberstück, eins der schwersten. Die wenigsten Zaubermeister bringen es zusammen. Du mußt einen Augenblick ausruhen. Ich will dich ablösen. Ich habe schon einmal einem großen Zauberer gedient. Laß mir den Becher und den Stab!“

Ich raunte ihr zu, daß ich zum Onkel hinauflaufen und ihn um das Zauberwort fragen wolle; sie aber flüsterte: „Bleibe hier!“ Und nun begann sie mit meinem Zeug so wunderlich zu hantieren, daß alle wieder neugierig wurden. Den Becher faßte sie vorsichtig an, als ob er heiß wäre, und tippte mit dem Stab nur leise an den Rand. Bald setzte sie ihn auf den Tisch, bald trug sie ihn schwingend hin und her. Endlich blickte sie zweifelnd hinein:

„Es braucht nicht mehr viel, – es gelingt! Es gelingt!“ rief sie voll Entzücken, „das Tuch wird verwandelt – es ist schon kein Tuch mehr – es glänzt – es kann zu einem Stern werden oder zu einem schönen kostbaren Ring – –“

Die Kinder, die heraneilten, um die Herrlichkeit im Becher zu beschauen, scheuchte sie mit verbietendem „Noch nicht!“ auf ihre Plätze; starr, wie eine Lesende, sah sie sekundenlang auf den Grund, gebannt saßen die Gäste, – nun tauchte sie langsam, zaghaft, als fürchte sie noch immer ein Mißlingen, zwei Finger ein und hob, ganz blaß vor Freude, einen goldhaft glänzenden Ring heraus, an dem rote und grüne Edelsteine kostbar blitzten. Alsdann verneigte sie sich, man wußte nicht recht vor wem, und überreichte dem verdutzten und geschmeichelten Knaben das Kleinod mit der Bemerkung, dafür könne er sich, wenn er möchte, wohl sieben neue Tücher einhandeln, fügte auch bei, er habe solch Glück nur mir zu verdanken, alles sei mein Werk, und sie selber habe fast gar nichts mehr zu machen gebraucht. Der Junge suchte sich den gleißenden Reif sofort an den Finger zu streifen, indessen ich, verblüfft über diesen Ausgang, bald auf den Ring, bald auf Eva blickte, – da wurde die Tür aufgerissen: laut weinend fuhr unsere Magd auf mich zu, packte mich bei der Hand und schrie: „Du sollst kommen! Schnell! Der Herr Onkel stirbt! Er will von dir Abschied nehmen!“ Gerade ging auch der Pfarrer, das verhüllte Sanktissimum tragend, von einem klingelnden Knaben gefolgt, durch Wind und Laubgewirbel dem Hause zu. In die Kniee sanken Mütter und Kinder, und während sich rings Häupter neigten und Hände an Brüste klopften, riß mich das Mädchen schluchzend, als gälte es ihrem eigenen Vater, dem Priester nach in die Wohnung. Indessen dieser seines Amtes waltete, stand ich, mir selbst überlassen, auf dem Gang. Daß der Scheidende nach mir verlangt hatte, erregte mich

ungeheuer; ich vermutete, daß er mir noch die starken, allwirkenden Zauberformeln anvertrauen wollte, zugleich schauderte mir vor seinem Sterben. Als man mich endlich hineinließ, war es damit schon vorüber; man gebot mir, die Hände zu falten, reichte mir später ein Büschelchen aus Buchszweigen, damit ichs in geweihtes Wasser tauche und den Leichnam damit besprenge, und verwies mich sodann in die Wohnstube. Frierend und mit heißen Ohren saß ich dort herum, verdüstert, böse. Der Knabe, den sonst der Anblick Verstorbener so feierlich und liebreich stimmte, fand, vom Geiste des Toten besessen, keinen frommen Gedanken, keine Träne. Daß die großen, magischen Worte, die jener gewußt hatte, für immer verloren seien, war sein einziges Denken. Ich bat die Magd, Eva zu suchen und zu mir zu schicken. Sie fand aber die Schenke bereits von Gästen verlassen und brachte nur die Zaubersachen zurück, welche die Wirtin unterdessen in Verwahrung genommen hatte. Sofort untersuchte ich den Becher. Er war leer; nur winzige Restchen verkohlter Leinwand hafteten am Boden.

Theodor Däubler: Drei Gedichte

aus der neuen, umgestalteten Ausgabe des „Nordlichts“

Sonne! Sonne! Holde Sonne,
Geberin von Lust und Leid,
Eine große Lichtkolonne
Ist zu Streit für dich bereit!

Ringen wir nach deinem Lichte,
Sind wir schon von Glut durchloht,
Und mit jedem Lichtverzichte
Droht und folgt uns schon der Tod.

Licht, du kannst uns Richtung geben!
Leben ist ein Sonnenkampf,
Selbst die Erdengötter schweben
Selten frei im Abenddampf.

O, den Leib, alle Gestaltung
Untergraut und fällt der Tod,
Doch des Menschen Hocherhaltung
Übertönt das Abendrot;

Große Formen, die sich sonnen,
Stürzt das steile Mittagslicht:
Froh in Wolken eingesponnen,
Überlebt uns ein Gesicht.

Sonne, du verdammst zum Tode,
Und du bist auch die Geburt,
Denn in jeder Sonnenode
Glüht ihr, die ihr heimwärts fuhrt!

Dionys, du bist erhoben!
Sonnentrunken steigst du auf:
Alle Lichtgewordnen loben
Deiner Sendung holden Lauf.

*

Auf des Tages Abendschleppe
Streut der Mond sein Lichtgeschmeid.
Über ferner Alpentreppe
Funkelt noch das Purpurkleid.

Und ein Ruhestundenschleier
Glitzert lichtgeflockt am Meer,

Schwangespenster, Silberreiher
Wimmeln, schwimmen hin und her.

Wie in einem Irisbecken
Ruht der goldne Honigmond,
Zarte Wolkenhände strecken
Ihn empor, wo Sirius thront.

Viele ersterglimmte Lichter
Nicken wieder schläfrig ein,
Denn des Mondes Flor wird dichter:
Alles, alles funkelt rein.

Da vor unserm Gondelbuge
Rauscht ein weißer Fabelschwan!
Rüstet er sich gar zum Fluge?
Immer huscht er um den Kahn.

Kaum hält unser Fährmann inne,
Taucht das Tier ins Meer hinab,
Und in bleicher Silberrinne
Biegst du um ein Marmorkap.

In den heimlichen Kanälen
Ist der Schwan dann wieder da,
Dichtumloht von Mondjuwelen
Lenkt und leuchtet er beinah.

Seine weißen Flimmerglieder
Sind viel zarter als ein Traum,
Rings verliert er sein Gefieder,
Oder ist es Gischt und Schaum?

*

Der Petrustempel bleibt hienieden
Zum Einbruch ferner Geister frei!
Uns birgt den zweckefremden Frieden
Des Domes aufgerecktes Ei.

In Völkern, die im Kampf gewonnen,
Wird aus dem menschlichen Gehirn,
Dem Weltgesetze eingesponnen,
Sich neue Lebenskraft entwirrn.

Einst wird der Mensch hier, ohne Sorgen,
Zum Geist, der gegen Schein sich bäumt
Und unbekümmert um ein Morgen
Die Phantasien kühn entzäumt.

Die Tat sei eingeprägt in Rassen,
Die ihren Staub sich umgeschafft,
Denn sonst verliert sich in den Massen
Der Auserlesnen Sonderkraft!

Dann soll der Mensch in diesen Räumen,
Wo sich ein Höhesein erfaßt,
Der Kindheit Gaukelspiel verträumen:
Bei Göttern ist er hier zu Gast!

Unheimlich sind die Dimensionen,
Wo Perspektive fast verschwand,
Den ptolemäischen Legionen,
Die Eigenmaße nur gekannt.

Den Raum, die Zeit zu überwinden,
Versucht der Mensch im Petersdom:

Einst werden sie von selbst verschwinden!
Schon bannt uns Ewiges an Rom!

Ein großer Meister, der uns mahnte:
Kopernikanisch sollt ihr sein!
Und freiere Geschlechter ahnte,
Erbaute seinen Traum in Stein.

Wie bei dem Hirn die Schädeldecke
Sich an die innre Fülle paßt,
So wälzte er die Marmorblöcke
Um die Idee, die er erfaßt.

Er türmte auf und wölbte mächtig,
Was seiner Ahnung klar entsprang:
Verjüngungskühn, gedankenträchtig
Gebar er seinen Marmorsang.

Der Geistesblitz, der den Planeten
Ins Sternenall hinaufgeschnellt,
Begeisterte den Steinpoeten
Zum größten Tempel dieser Welt!

Er ahnte mehr, als er vernommen,
Und setzte schon das Monument
Gedanken, die noch kaum erglommen,
Wo die Idee schon hell entbrennt!

Ihr Lebensfeinde, schwere Steine,
Wenn euch ein Sonnensohn bezwang,
Seid ihr im rhythmischen Vereine
Ein felsgewordner Sonnensang!

Bei allen heißen Meißelschlägen,
Wenn blitzend das Gestein zerspringt,
Wenn Riesentrümmer sich bewegen,
Und kühn dem Hirn ein Werk gelingt,

Wenn wir die Säulen sonnwärts stellen,
Was nur Titanenkraft vollbringt,
Wenn die Gebirge selbst zerschellen,
Hast du, o Sonne, uns gedingt!

Drum Marmorstein, du mußt erbleichen:
Du dienst dem Himmelstürmer Geist,
Den keine Fallsterne erreichen!
Der Meteor erlischt, vereist,

Zu seiner Sehnsucht Starre friert er.
Bringt Kandelaber, reich geschmückt!
Stellt sie um Marmorbilder reichgezierter
Bezeuger, daß euch viel geglückt!

Die Leuchter schmücken goldne Spangen,
Die Blutrubine starr umglühn:
Smaragde seh ich ringsum prangen,
Brillanten in den Tempel sprühn.

Nun spricht ein sanftes Gold zum Herzen:
Es rauscht mich an wie Feuerklang.
Gar lieblich flimmern stille Kerzen,
Und aus dem Herzen strahlt der Dank.

Ich höre Engel jubelnd singen!
Die Tränen werden sanft ihr Kleid,

Musik erbraust auf Unschuldsschwingen:
Mein Glück, nun gleichst du meinem Leid!

Die Wuchtkuppel durchbraust ein Psalter:
Hoch oben schwebt ein Cherubim
Als hehrer Hierarchieerhalter,
Denn Art und Adel tagt in ihm!

Hinan zu meinem Götterhimmel!
Hier werde ich zum Kind und schwach,
Mein Traum entrausche dem Gewimmel,
Du Meteor in mir, erwach!

Paul Ernst: Der Kirschbaum

Ein wilder Kirschbaum blühte am Rande eines Weges, der zwischen grünen Feldern mit handhoher Saat in den stillen braunen Wald führte. Ein junger Ritter saß auf seinem Roß und kam unter den blühenden, von Bienen umsummten Baum, auf den vom blauen Himmel hernieder die Sonne freundlich schien. Plötzlich war es ihm, als fühle er eine Zärtlichkeit gegen den Baum; er hielt an, umarmte den seidenglänzenden glatten Stamm und küßte ihn; wie er das getan, schämte er sich seines törichten Handelns, ließ den Stamm los, ergriff wieder die Zügel und drückte leicht mit den Knien das lustige junge Pferdchen, daß es fröhlich wiehernd und mit dem Kopf nickend sich in eine rasche Gangart setzte.

Da war es ihm, als spüre er hinter sich ein leichtes, federleichtes Wesen sitzen; er wunderte sich nicht und sah sich nicht um; zwei feine Hände in zarten, seidenweichen Handschuhen schoben sich von hinten und schlangen sich um seinen Leib, das

leichte Wesen hielt sich an ihm fest. „Wenn ich denn schon träume!“ dachte er, zog den einen Handschuh leise von dem Händchen und steckte ihn in die Tasche. Ein silberhelles Lachen ertönte von dem Wesen hinter ihm, und eine zarte helle Stimme sagte: „Nun hast du mich gefangen, und wenn ich bei dir bleiben soll, so darfst du mir den Handschuh nie wiedergeben.“ Hier wendete er sich um und sah ein wunderliebliches Gesicht, hell wie eine Kirschenblüte, mit blauen, tiefen Augen wie der Himmel und goldenem Haar wie ein reifes Weizenfeld. Er blickte sie erstaunt an, und das Mädchen lachte wieder mit dem Klang eines silbernen Glöckchens. Das Pferdchen hielt still, riß den Kopf zur Erde und kaute am Gebiß, der Jüngling starrte noch immer; da sagte das Mädchen: „Willst du nicht umwenden und zu deinem Hause hinauf reiten? Denn ich bleibe doch nun bei dir.“ „Ja, das will ich tun, wenn du nun bei mir bleibst“, erwiderte er, wendete um und ritt seinen Weg zurück. Wie er unter dem Kirschbaum durchkam, rief das Mädchen: „Lebewohl, lebewohl!“ „Wie, willst du gehen, ich denke, du willst bleiben?“ fragte erschrocken der Jüngling; das Mädchen lachte und sprach: „Nicht von dir nahm ich Abschied.“

So brachte er das Mädchen nach Hause, und sie blieb bei ihm; sie küßte ihn und lachte ihm zu mit heiteren, glücklichen Augen; und wenn sie zu ihm lachte, dann vergaß er sein Haus, die Menschen und die Enge, und es war ihm, als liege er ruhig und ohne Gedanken unter einem schönen Baum, in dessen grünem Laube golden die Sonnenstrahlen irren. Sie stand am hohen Fenster und sah ins weite Land hinaus, und Bienen kamen, viele Hunderte, und umsummten sie, sie aber stand ruhig und ohne Angst inmitten des Schwarmes, und zuletzt sagte sie lachend: „Fliegt weiter zum Birnbaum, fliegt weiter zum Schlehdorn. Verblüht ist die Mandel, nun blüht bald der

Apfel.“ Da zogen sich die Bienen zusammen zu einem dunklen Schwarm und flogen fort.

Nach Wochen war es, als ob ihre weiße, durchsichtige Haut sich leise röten wollte wie eine helle Kirsche; ihre freundlichen Lippen lächelten gütig, und der Jüngling sagte: „Ich denke, du mußt schöne Gaben reichen jedem, der vorüberkommt, Erquickung dem müden Wanderer; ich kann mir nicht anders denken, als daß das so ist; und hast du mir nicht auch Heiterkeit gebracht, Leichtigkeit und Güte?“ „Ich will bei dir bleiben,“ antwortete sie; „versprich mir, daß du mir nicht nachgeben willst, wenn ich dich einmal um etwas bitte, denn wenn du mir nachgibst, so wird ein Unglück folgen.“ „Ach, du Liebe, du hast doch noch nie etwas von mir gebeten,“ sprach er, „du bist nur immer fröhlich und bist freundlich zu mir; wenn ich dir ein kleines Geschenk mitbringe, einen Ring oder ein Band oder einen Gürtel oder Ähnliches, so freust du dich, damit ich mich über deine Freude freue, aber dann legst du das Geschenk fort. Bitte doch einmal etwas von mir, damit ich weiß, was dir eine wirkliche Freude machen kann, damit ich es dir kaufe oder suche.“ Da wurde das Mädchen ängstlich, in ihren klaren Augen stiegen Tränen auf, sie faltete flehend die Hände und sagte zu ihrem Freunde: „Lieber, ich flehe dich an, wenn ich dich einmal um etwas bitte, so gewähre es mir nicht, denn wenn du es mir gewährst, so folgt ein Unglück.“ Da lachte er, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Wie bist du doch kindisch!“ Aber sie ließ nicht nach mit Flehen, bis er ihr versprach, daß er ihr niemals eine Bitte erfüllen wolle.

Wie dieses nun gewesen war, da erzählte nach einigen Tagen der Jüngling, daß er ausgeritten sei und durch Zufall an dem Kirschbaum vorbeigekommen, bei dem er sie damals getroffen im Frühjahr, und der Baum habe voller weiß und roter Kirschen gehangen und habe seine Früchte ihm dargeboten, und

ihm sei gewesen, daß er immer habe an sie denken müssen bei dem anmutigen Baum und den schönen Früchten. Da faßte sie auf ihr Herz und sagte zu ihm: „Nun ist schon Sommer, und der Roggen beginnt zu vergilben, nun war ich so lange hier in deinem Hause und habe dir noch nicht eine Bitte gesagt. Jetzt aber bitte ich um etwas, nämlich daß du mich auf deinem Roß mitnimmst zu dem Kirschbaum, denn ich will den Kirschbaum sehen!" Da dachte er daran, daß er versprochen, ihr nie einen Wunsch zu erfüllen, aber er dachte: „Wie kann ich ihr denn abschlagen, um das sie mich bittet? So lange ist sie schon bei mir und hat mich lieb, und noch nie hat sie mir einen Wunsch gesagt; und nun will sie so Kleines." Deshalb versprach er ihr, daß er mit ihr reiten wolle am anderen Morgen, und stieg am anderen Morgen auf sein Roß und hob sie hinter sich, und sie schob ihre Hände wieder vor, eine Hand mit einem Handschuh und eine bloße Hand, faltete die Hände, und so hielt sie sich an ihm. Wie er aber ritt, da fühlte er, wie ihre Tränen ihm auf den Nacken fielen. Er fragte sie: „Weshalb weinst du?" „Ich weine, daß du mir meinen Wunsch erfüllt hast", sagte sie. Da dachte er: „Wie gut ist sie, daß sie sich bis zu Tränen freut, weil ich ihr diese Kleinigkeit gewährt habe."

So kamen sie nun unter den Kirschbaum, der seine Zweige darbot; und wie das Pferd mit ihnen unter dem Kirschbaum war, da sagte das Mädchen: „Nun hast du mir meinen Wunsch erfüllt, und ich freue mich, daß ich wieder unter dem Kirschbaum bin. Aber nun habe ich noch einen zweiten Wunsch, und weil du so gut bist und mich so lieb hast, so bitte ich auch noch um den zweiten." „Sage mir, was du willst," antwortete er, „ich will dir erfüllen, was du wünschest." „Als du mich im Frühjahr fandest, da zogst du mir einen Handschuh aus und nahmst ihn zu dir," sagte sie, „und ich weiß, daß du ihn noch bei dir

führst. So gib mir nun auch meinen Handschuh wieder." Da lachte der junge Ritter und sprach: „Wenn du doch um ein Großes bitten möchtest, denn Liebe will doch so gern schenken!" Und damit nahm er den Handschuh vor, und scherzend zog er ihn ihr selber an die weiße Hand, die sie ihm unter seinem Arm hindurch nach vorn reichte.

Aber wie der Handschuh über die Hand gestreift war, da hörte er sie tief seufzen, und unter Weinen sprach sie: „Nun lebe wohl!" Und wie er sich erschrocken nach ihr umsah, da war sie verschwunden, und wie er auf seine Brust vor sich sah, über die noch eben ihre Hände geschlungen waren, da waren die Hände verschwunden, durch den Kirschbaum aber ging ein leises Schauern.

Albrecht Schaeffer: Der Emmaus-Traum

ADVOCATIO

In dieses immer ernste Tal der Fichten
Wie kam ich aus dem Steine-Labyrinth?
Die kargen Garben stehen auf den lichten,
Verbrannten Feldern im Septemberwind.
Doch hier, ob streng die Wolken sich verdichten,
Ob reich die heitre Bläue überrinnt:
Hier öffnet sich das Herz, mit tiefen Augen
Kristallne Reinheit feurig einzusaugen.

O segne mir, du Odem ohne Schmerzen,
Der reuelos in ewiger Wandlung schwelgt,
Die hülfeloseste an deinem Herzen,
Die Knospe, mir so ängstlich, daß sie welkt!

Berührt, ihr Zweige, nur mit zartem Scherzen
Den Wiegen-Korb, in Schatten eingestellt,
Raunt lang das Zauberwort uralter Mythe
Auf sein Gesicht, die weiche Mandelblüte.

O daß ein Griffel jetzt ins Herz ihm schriebe,
Solang sichs weich, sich gleich dem Wachse giebt,
Daß, wie sichs dehne, ihm die Narbe bliebe!
Mit Sonn und Schatten, zärtlich durchgesiebt,
Mit Duft, mit Wärme schreibt das Wort der Liebe
Ins Herz, daß es euch liebe, wie ihr liebt,
Euch, Geister rein, die im vollkommnen Reigen
Aus tiefem Licht ins immer Lichtre steigen.

HORA

Wie nun aus West die Glut, beleuchtend tiefer,
Jenseits das Dorf der Stille überläßt,
Aus Dächerrot, aus Mauerweiß, aus Schiefer,
Aus Wipfelgrün das leichtgeflochtne Nest,
An dem, ein Falter, trunken ausgeliefert,
Der Blick hangt mit begierigem Saugen fest,
Beim stillen Trinken folgend selbstvergessen
Dem blauen Steigen aus den kleinen Essen.

Darüber legt der Hügel grüner Tannen
Den blauen Schatten still dem Bruder auf.
Die Wolke winkt zurück und glüht von dannen,
Es glüht ihr nach vom Turm der goldne Knauf.
Doch wie die Sinne inniger sich besannen
Auf eines Tags gesammelten Verlauf,
Auf einmal lischt das Bild, verglüht die Mauer,
Ein Schatten seufzt, und rauschend fällt ein Schauer.

VOX COELESTINA

Doch aufwärts suchend in dem lichten Klaren,
Entdeck ich erste goldne Punkte schon.
Die auch im Licht geheim zugegen waren,
Erscheinen sichtbarlich auf Thron um Thron,
Die blickenden, die ernsten Herrscherscharen:
Gegrüßt beisammen, Enkel, Ahn und Sohn,
Mit immer älterm Glanz, doch gleich an Trachten,
Uralte Leun, die schlaflos immer wachten.

Nein, Schiffe ihr, im Herzen den Magneten,
So steigt ihr auf in ungeheurer Fahrt,
Im immer wiederholten, rastlos steten
Umkreisen eurer Meere heil bewahrt;
Vor keinen Inseln ankernd, keinen Reeden,
Nur fahrend, fahrend, schauerlich bejahrt,
Im Sausen eurer Büge spür ich wieder
Den alten Geist im flammenden Gefieder.

Doch die ihr wie im Spiele überwindet,
Die Stunden kann ich nicht verwachen, ach!
Ich muß ergeben mich, ertaubt, verblindet,
Der finstern Flut, durch die ihr stolz und wach
Mit sicherm Wittern eure Wege findet,
Dieweil ich stürze in das hundertfach
Sinnlos gewälzte Polterwerk der Mühle,
Fühlloser Tat und tatloser Gefühle.

VOX IRAE

Nun wogt um mich das Finstre ungemessen,
Langsam erstarrt der Lüfte warmer Fluß.
Ach, ihr auf Königsstühlen, eingesessen,

Schwelgt feuriger in eurem Überfluß!
Doch ich muß schlafen, denn ich muß vergessen,
Da dröhnst du, Wort der Schulden, Emmaus!
Und aus dem Dunkel flehts mit Gramgebärden:
„Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden;

„Der Tag hat sich geneigt!“ Geneigt; mit Schaudern
Noch halt ich an, doch meine Zeit ist aus.
Schlaf ist Vergessen! hallt es nach. O Zaudern!
O wäre Schlaf Bereun, so heilt ich aus!
Doch nur mit leerem Durcheinanderplaudern
Schleppt sich der Troß der Träume ein und aus,
Und die Lemuren, die ich tags verscheuchte,
Sie kommen mit dem Spiegel und der Leuchte.

Und Flamme süß, die je mir nieder braunte,
Sie schlagen süßer hell die Flamme an.
Schmerz unverschmerzt! Und all was ich verkannte,
Nun seh ichs klar, da ichs nicht beugen kann:
Wie Süßes stets um Süßres ich verbannte,
Und ich erkannte erst, was schon entrann:
So hang ich, ein Gemächt aus Furcht und Fetzen,
Die lange Nacht in selbstgelegten Netzen.

Derweilen droben die bewegte Flotte
Gebieterisch die gleichen Wenden fährt,
So Nacht für Nacht der Widergänger Rotte
Zurück zurückgelegte Meilen kehrt.
Nur nichtig wiederholend mir zum Spotte,
Von keiner Fahrt bereichert noch belehrt,
So jag ich durch die alten Ozeane,
Karfreitagsfahrer im verdammten Kahne.

PAX

Dunn verhülltes Tal, wie ganz entschwunden
Dem ängstigen Blick, der von Gestirnen fiel.
Wo bliebst du, Kelch der farbenvollen Stunden,
Geraubt von Räubern, ach, versteckt zum Spiel
Von einem Gott? – Doch sieh, schon ist gefunden
Dem Fürchtenden ein recht gewisses Ziel:
Das Fensterlicht – das Haus, der Raum, das Bette,
Und hold umklirrt mich die geliebte Kette.

An deinem Lager, zartste der Gestalten,
Mir selbst entstiegen unbegreiflich rein,
Mir wehmutvolle Spieglung vorzuhalten,
Noch einmal voller Hoffnung da zu sein:
Beruhigung fühl ich dämonisch walten:
Hier ist noch Schlaf! in diesen senk dich ein.
Finde aus uferlosem Traumgebrause
Im Schlaf des Kindes einmal eine Pause.

So, kleine Muschel, drin gemildert tönt
Des Meers, aus dem du kamst, verschollnes Wogen,
Gebeugt, verstummt, ergeben und versöhnt,
Auf dein Gesumm belauschend hingebogen,
Sprech ich – der mich gefährlicher durchdröhnt,
Den Traum, deß Gift dein Hirn noch nicht gesogen.
Den Lebenstraum aus tausend Irresalen,
Traum, den du träumen wirst zu tausend Malen.

Ja, hör den Traum, bei deß Gestalten deine
Noch blumenhaft und hold vereinsamt schwebt,
Indessen traumverfangen sich die meine
Vergeßlich fort zur andern Seite hebt:

Du Spielender, noch ungebannt im Steine,
Den nicht das Blut von Emmaus belebt.
    Denn Emmaus ist Ziel darin und Richte
    Und Emmaus jedwedes der Gesichte.

Schlaf wohl! schlaf tief! Die magischen Figuren
Umstellen dich – du hörst, du siehst sie nicht.
Sie schwanken auf, fantastsche Kreaturen,
Unmagisch noch – du neigst, du ziehst sie nicht.
Sie schwanken ab, sie blickten, sie entfuhren,
Du lächelst – du begreifst und fliehst sie nicht.
    Doch dieses Wort.– hörs nicht! sink tiefer nieder!
    Wir sehn einmal in Emmaus uns wieder.

SOMNIUM

Es war zur Nacht. Ich lag in Schlafes Banden.
Da kam ein Ruf aus großem Raum und hallte:
„O hört! Er ist wahrhaftig auferstanden!"
Ich schrak empor, da diese Stimme schallte;
Nur schwarzes Finster meine Augen fanden.
Doch dann ein Lichtschein fiel aus einer Spalte:
    Ich sah, noch bebend von dem starken Rufen,
    Daß eine Tür sich auftat über Stufen.

So fand ich mich vor einem Hause weilen,
In dessen Fenstern Lichter sich bewegten.
Ich sah darin ein Hin- und Widereilen
Von Schatten und Gesichtern, die sich regten
Bei Lampen, aufgehängt an goldnen Seilen. –
Da stand im Tor, deß Flügel breit sich legten,
    Mein Freund, erst jüngst ereilt vom wilden Tode,
    In einem braunen Kleid verschollner Mode.

„So bist du,“ sprach ich, „Lieber, noch am Leben?“
Und Glocken hört ich mir im Innern läuten.
Er wollte aber keine Antwort geben,
Und abgewandt mit fremdlichem Bedeuten
Verstohlen lächelt' er, dieweil mit Beben
Zu fragen mehr sich meine Lippen scheuten.
  Ach, dacht ich, Lob sei Gott, daß wir uns irrten,
  Noch Zeit uns blieb, ihn liebend zu bewirten.

Mich trübt' es kaum, beglückt ihn anzuschauen,
Daß er mit einem bunten Hündlein scherzte.
Ich dachte: Freundschaft ist das tiefe Blauen,
Nun weiß ichs ganz, daß ich es recht beherzte!
Der Liebe süße Wolken bald zertauen,
Es dauert aus die Wölbung, die vererzte.
  Wie geb ich gerne jede Wonnenstunde
  Um ein Gespräch mit männlich ernstem Munde.

„Wir wollen“, sagte er, „zum Grabe gehen.“
Er meinte Jesus. Es war Osterfrühe.
Schon war im Ost ein Morgenrot zu sehen,
Als ob die Nacht von Mandelbäumen blühe.
Der frühen Winde Schauder fühlt ich wehen
Um meine Stirn mit eisigem Gesprühe
  Beim Gang an einer langen Gartenmauer,
  Die glühte auch in Mandelblütenschauer.

Darin war nun die Pforte aufgeschlagen.
Ich zauderte, den Garten zu betreten,
Durch den am Freitag wir den Herrn getragen.
Dort zwischen blühnden Sträuchern, blühnden Beeten

Wir wandelten mit Hoffen und mit Zagen,
Wo träumende Sibyllen und Profeten
In Gruppen standen feierlich zusammen
Bei großen Blütenbüschen wie aus Flammen.

Und zwischen Denen sah ich an der Erde
Auf Knien ein Weib, als ob sie suchte, liegen.
Sie hob das Antlitz klagender Gebärde,
Und Gram sah ich des Mundes Winkel biegen.
Da wir nun fragten nach der Schmerzgebärde,
Ihr Tränen funkelnd in die Augen stiegen.
„Ich find ihn nicht!" so hörten wir sie klagen,
„Sie haben meinen Heiland fortgetragen."

Da war es sie, die in geraubten Zeiten
Ihr Herz mir bot wie eine Frucht zu essen.
Begann sie anzuschlagen heilige Saiten,
So stand im Blau der Raum nicht auszumessen:
Serafim traten ein, die mild schalmeiten. –
Mir wollte Angst die ganze Brust zerpressen,
Ihr beizustehn, die kniet' in Schmerz und Wunden.
„Ach," sprach ich, „suchst du noch, was hingeschwunden?"

Ich merkte, daß mir wer die Hand berühre;
Mein Freund, der nach dem offnen Grabe zeigte.
„Wir sehn", sprach er, „die Binden noch und Schnüre."
Ich folgte ihm durch Wege, vielverzweigte;
Wir standen endlich vor der Grabestüre,
Dahinter eine Treppe ab sich neigte
In ein Gemach, das glänzte rings von Kerzen.
„Dies", sprach ich, „dacht ich anders mir im Herzen."

Es saßen festlich Gäste da an Tischen;
Die schienen Fremde erst, doch nun Bekannte.
Ich wagte nicht, mich unter sie zu mischen,
Da ihrer keiner mich willkommen nannte.
Was wollen, dacht ich, diese Gleißnerischen?
Und durch die Reihen mich zur Pforte wandte.
Da sprach – ich sah ihn mir zur Seite stehen –
Mein Freund: „Nun laß nach Emmaus uns gehen."

Ich wußte, daß wir dies im Sinne hatten,
Und folgte gerne in das dunkle Freie.
Noch lag die Gegend schwarz im Nächteschatten,
Und nur von Bäumen sah ich eine Reihe
Bergunter führen zwischen dunklen Matten.
Doch jenseits blühten in des Morgens Weihe
Gebirge weiß und rosig, wie mit Düften
Erhoben in den reinen kalten Lüften.

Zur Linken zog sich eine niedre Mauer
Von Quadern, wo ein Weib am Boden hockte,
Geneigt das dunkle Haupt in dunkler Trauer,
Und Angst befiel mich, und mein Odem stockte.
Ich trat zu ihr und sah: ein finstrer blauer
Mantel umhüllte sie; doch ich frohlockte,
Da ich die erst so Fremde nun erkannte
Und ihren Knaben, den ich meinen nannte.

Sie hielt ihn auf den Knien und schien zu lesen
In seinem Antlitz, das wie Gold erglänzte.
Sie drehte sacht das kleine heilige Wesen,
Dieweil mit Veilchen sie sein Haar bekränzte.

Sein dunkles Augenpaar mir zum Genesen
Das eigne Leben wieder rein kredenzte.
    Da sprach, indeß ich schon die Arme breite,
    Mein Freund: „Nach Emmaus auf jener Seite."

„Siehst du denn nicht," sprach ich mit leisem Zorne,
„Daß hier ich fand, was immer ich erflehte?
Hier strömt das Dauernde aus vollem Borne!
Wie Hand mit Hand sich faltet zum Gebete,
So Mensch mit Mensch, zu glätten das verworrne,
Das Leben, daß es klar vor Gotte trete.
    Ja, hier ist Leben, sieh! und ohne Lieben
    Wär ich so einsam wie ein Dolch geblieben."

Er zog mich aber fort; ich sah zurücke;
Da war dort nichts; so ging ich fortgezogen. –
Auch sah ich nun, gebaut in Einem Stücke,
Die Straße wölben in gewaltigem Bogen
Bergabwärts eine glattgeschwungne Brücke
Über des Abgrunds nächtlich dunkle Wogen,
    Und jenseits wieder hoch zu Berge steigen,
    Wo große Haine brausten mit den Zweigen.

O dort des Himmels morgengrüne Schwinge! –
Doch linker Hand im tiefen Felsentale
Lag eine Stadt in rundem Mauerringe
Mit flachen Dächern. Düstere Fanale
Erhellten, fast als ob sie Flammen finge,
Die Straßen ihr, und Fahnen, große, fahle
    Und dunkle, auf den Dächern stehend, wehten.
    Sie schien die traurigste von allen Städten.

Jetzund gewahrt ich überall auf Zinnen
Und Dächern viele menschliche Gestalten
Und Menschenströme aus den Toren rinnen.
Die sah ich alle angstvoll Ausschau halten,
Und welche trugen Palmen, spreizten Linnen. –
Es sprach mein Freund: „Vergebnes Händefalten.
Nun schaun sie aus, nachdem sie ihn verloren,
Doch kommt er niemals mehr zu ihren Toren."

„Ich weiß," sprach ich, „daß er den Tod erlitten.
Doch Andre sagten, er ist auferstanden.
Wird dennoch nie Erhörung ihren Bitten?"
„Der lichte Tag für immer kam abhanden,"
Sprach er, „allda. Das Heil ist nun entglitten."
Unter den dunklen Fahnen, die da standen,
Lag überwallt die Stadt von dunklem Strome,
Draus ragten ihre großen leeren Dome.

Auf einmal alles dieses Nacht verschluckte. –
Ich aber sah erstaunt im weiter Wandern
Die Straße ruhn gleich einem Aquädukte
Auf Bögen und ein blaues Meer zur andern
Seite, wo taghell buntes Leben zuckte
Auf Ufermauern, farbig in Mäandern.
Ich stand, daß sich das Auge länger freue
An dieser Golfe meilentiefer Bläue.

Und welch Gewimmel hier von Bannern, Masten
An roten Kais, die in der Sonne lohten.
Von Schiffen schleppten nackte Sklaven Lasten;
Die Wellen schaukelten mit breiten Booten,

Die kaum der Früchte goldne Berge faßten.
Zur Ferne strebten sie mit kupferroten,
  Mit gelben Segeln. Grüßend hallten Pfiffe
  Zur Hafeneinfahrt großer Wanderschiffe.

Die Menge staute sich auf Hafenplätzen,
Erwartend, bei getürmten Warenballen.
Sie stießen drängend achtlos nach den Schätzen;
Die sah ich von den Ufermauern fallen,
Und Fischer fingen sie in braunen Netzen.
Hoch oben hört ich das Getös und Schallen.
  Der großen Schiffe weiße Schlote rauchten,
  Die Wimpel wehten, und die Pfeifen fauchten.

Dahinter lag die Stadt am Hang, die weiße,
Wo tausend Fenster sonnegolden flammten.
Es schien, daß sie von eitel Marmor gleiße.
Auf Rasenflächen, weit und grün und samten,
Wettspieler übten sich in heiterm Fleiße,
Die Rosse tummelnd, die von Ahnen stammten.
  Und drin im Lärm der Läden und der Buden
  Die gelben Mützen aufgeregter Juden.

Auf einmal sah ich Alle auf den Straßen,
Den Brücken, Ufern, Schiffen, in den Händen
Goldene Fische halten, die sie aßen,
Und goldne Brote. Alle allerenden,
Sie speisten – ob sie gingen, standen, saßen –
Was einen dunklen Mann ich sah verspenden
  Aus einem Korb. Sie kamen nicht zu kaufen,
  Sie nahmens nur im Hin- und Widerlaufen.

Sie gaben sich von Hand zu Händen eilend
So Brot wie Fische im Vorübertraben.
Jedoch nicht einer achtete verweilend
Auf jenen stillen Geber solcher Gaben,
Der ruhig stand, verteilend und verteilend,
Denn unerschöpflich schien sein Korb zu haben.
Und jedem lächelt' er, bevor er spendet',
Und sah ihm traurig nach, wenn der sich wendet'.

Ich wußte: dieses war die Stadt der Lüste,
Der tausend Spiele und Vergänglichkeiten.
Nicht Saat, nicht Ernte gabs an dieser Küste,
Und was sie brauchte, kam aus fremden Weiten.
Und voll Entzücken, daß ich dieses wüßte,
Sprach ich zum Freunde im von hinnen Schreiten:
„Sie sehn die Hände nicht, die ihnen geben;
Sie wissen lebend nicht, wovon sie leben."

Nach diesen Worten fiel ein Nebel über
Die Stadt, die Bai, die Schiffe und die Scharen.
Wir wanderten in düstrer, regentrüber
Dämmrung des Morgens, wo wir einsam waren.
Wie zog es mich nach Emmaus hinüber!
Berghoch im Morgenschatten lags, im Klaren
Des offnen Äthers, der kristallnen Räume,
Umrauscht vom alten Gold der heiligen Bäume.

Uns aber traf im Antlitz kalt der Regen.
Unendlich schien die Straße abzuschießen.
Da kam von fern ein Pilger uns entgegen,
Aus dem sah ich ein sanftes Schimmern sprießen.

Und seltsam ging mein Herz in raschern Schlägen,
Des Grabes denkend, das wir leer verließen.
„Wir wollen", sprach ich, „diesen Wandrer fragen,
Ob er erstanden ist, um den wir klagen."

Ob dieser Worte sah ich staunen jenen,
Der mit mir war, und hört ihn widersprechen.
„Wie kannst du", zürnt' er glühend, „Andres wähnen?
Wer sollte denn des Grabes Riegel brechen?"
Da schwoll mein Herz von Grimm, das Aug von Tränen.
„Du wolltest", sprach ich, „immer mit mir stechen.
Und den am Freitag wir vom Kreuz genommen,
Lag Samstag tot und wird nicht Sonntag kommen."

Wie wir da hitzig haderten im Streite,
Sah ich den Pilger vor uns nicht entgegen,
Nein, wie wir selber gehn nach jener Seite.
Auf einmal bei uns sprach er Gruß und Segen
Und bot sich so mit Liebe zum Geleite,
Daß ich im Innern spürt' ein feurig Regen;
Und alle Sinne sprachen, die sich freuten:
Der ist es, der erklären wird und deuten!

Da sah ich auch: des Fremden Auge brannte
So nächtig, daß ich brannte und erbebte.
Seit ewig schien es mir, daß ich ihn kannte,
Der zwischen uns fast wie ein Engel schwebte.
Das Kleid, das dunkel seinen Leib umspannte,
Ich sah, daß es von Lichtern schaurig lebte;
Wie nächtige Himmel schiens, die ihn umwallten,
Und Sternenbilder blickten aus den Falten.

Wie schwebten schon im Takte seiner Schritte
Die Füße mir und auch mein Herz mit ihnen!
Ein Wunderträger schien mir dieser Dritte
Auf unsrer Wandrung, göttlich seine Mienen.
Und wie er nun, willfährig unsrer Bitte,
Begann, uns mit Erklärung zu bedienen,
Belebte sich vor uns das Morgendunkel
Von glänzender Gestalt und Blickgefunkel.

In einer Reihe schritten vor uns Viere,
Geschöpfe, die aus weißem Silber waren.
Leibhaftig gingen da Legendentiere:
Das Einhorn sah ich links und rechts den Aaren;
Den Flügellöwen mit dem Flügelstiere
Sah ich inmitten sich zusammenpaaren.
Sie schritten, tragend wie in stolzem Tanze
Das Kreuz, das Kleid, die Krone und die Lanze.

Ich wollte staunend fragen nach den schönen
Geschöpfen, aber aus des Pilgers Munde
Entströmte zu gewaltig Wort und Tönen.
Ich wollte fragen nach der blutigen Wunde
In seiner Seite, doch der Rede Dröhnen
Verschlug den Odem mir. Die schattige Runde
Erschien bedeckt mit Augen, welche lauschten,
Gesichtern auch, die Blick und Lächeln tauschten.

Durchsichtig ward des Bodens Nacht, zu tragen
Uns auf erleuchtet dämmrigem Kristalle.
Es standen drunten Reihn von Sarkofagen
In einer endlos langen Pfeilerhalle,

Wo Könige mit ihren Kronen lagen
Und große tote Päpste; und sie Alle
Erhoben sich und horchten schwer nach oben
Und legten wieder sich, von Schlaf umwoben.

Ich hörte aber jetzt die Himmelsstimme,
Mit Feuer mir in Herz und Sinne beißend.
Sie sprach mit solchem heißen Liebesgrimme,
Die Brust mit süßem Schmerze mir zerreißend:
„Das Gottesreich ist gleich dem Reich der Imme,
Die lebt, sich nur im Liebesdienst befleißend."
Ich bat: „Erkläre uns das Wort!" mit Zagen.
Da hub er an, zu deuten und zu sagen.

„Die tausend Blumen, die dem Sommer blühen,
Es sind die Seelen auf den Erde-Triften.
O saht ihr sie, die schaffend sich bemühen,
Die Engelsbienen, die den Raum durchschifften?
Der Kelche froh, die klar voll Golde glühen,
Doch nicht, die falsch und trächtig sind mit Giften.
Aus jedem wissen eifernd sie zu saugen
Die Tropfen, die zum Gotteshonig taugen.

Und jede kehrt zurück mit Flügelschnelle,
Mit Freudetönen bringend ihre Gabe,
Sich tummelnd emsig, daß der Vorrat schwelle,
Im heiligen Dunkel reift die heilige Habe,
Am heiligen Bau sich füge Zell an Zelle,
An Gottes Herz, der großen Honigwabe:
Erbaut aus Kraft der dienenden Myriade,
Der Liebe Kleinod in der ewigen Lade.

Die Tropfen aber, die vom Grunde quellen
– Ich will auch dies verdeutlichen und schildern –,
Es sind die Worte, lauter süß zu schwellen,
Oder zur Lüge giftig zu verwildern.
Ach, daß sie gar zu leicht zu Lippen schnellen
Und nicht zu halten sind und nicht zu mildern!
  Und die wie Tau erblinken und Kristalle,
  Sind innen Gift und sind den Immen Galle.

Wo aber in dem allgemeinen Lallen
Ein Mensch geboren worden zum Gebete,
Der läßt die Stimme wie ein Horn erschallen,
Des Göttlichen verkündende Drommete:
Der halte lauter seinen Kelch kristallen,
Daß auch kein falscher Tropfen ihn betrete!
  Daß sich auf ihn mit Lust die Immen schütten,
  Sonst wirds ein Gift und wird ihn selbst zerrütten.

Ach aber Wenige, die sind und wissen,
Sie wissens wohl und stammeln doch verworren.
Nur wie die Anderen zu sein beflissen,
Wuchern sie wenig Tage und verdorren.
Es führte auch aus Schwefel-Finsternissen
Der Herr nur Lot; sie aber sind Gomorren
  Verfallen, rückgewendeten Gesichtes,
  Und sind erstarrt schon und sind des Gerichtes.

Und dieses ist das Göttliche!" er sprach es
Mit ungeheurem Feuer in den Mienen:
„Es ist die Wabe und ist selbst ein waches,
Ein Dienen nur und immer wieder Dienen.

Es ist der süße Honig jedes Faches,
Der Blüten Demut und der Stolz der Bienen.
Und einzig dies sein Sinn – o mögts begreifen! –
In Ewigkeit zu reisen und zu reifen."

Ich merkte wohl, auf wen die Worte stießen
Von Jenen, welche wissend doch verdorrten.
O von Erkenntnis wollt ich überfließen!
Von Brot und Fischen wußt ich alles dorten.
„Mein ist", sprach ich, „des Gottes zu genießen,
Er, den du nennst, der Hort von allen Horten.
O wie beglückt, daß ich im Glück mich dehne!
Ich danke, Herr, daß ich nicht bin wie Jene."

O fühlt ich da die hohe Lust, zu gehen,
Nur immer lauschend in die Morgenferne!
Im Innern mächtig fühlte ich sich drehen
Das Rad des Ewigen mit dem Rund der Sterne.
„Wer bist du nur?" begann ich ihn zu flehen,
„Du bists allein, durch den ich weiß und lerne.
Von deiner Worte Hammer aufgeschlagen,
O fühle doch, wie mirs beginnt zu tagen!"

Jetzt merkt ich aber einen Zwang, zu schauen
Nach hinter mir: da folgt' ein Schwarm Gestalten.
Die blickten alle seltsam unter Brauen
Nach mir; ja mir nur ihre Blicke galten.
Die stillen Männer und die stummen Frauen,
Ich sah sie All etwas in Händen halten,
Das mich betraf; ein Ding, nicht zu erkennen;
Und jeder wollt es zeigen, wollt es nennen.

Ich aber winkte ihnen, nicht zu stören
Das Zwiegespräch mit jenem Heilighohen.
Schon konnt ich nicht mehr seine Worte hören,
Und mit den Wimpern mußt ich ihnen drohen.
Da schiens, als ob sie alle Lust verlören,
Und Gram befiel die erst so eifrig Frohen.
Darob erkannt ich, die ich Alle kannte,
Geliebte, Schwester, Freund und Bruder nannte.

Den Vater sah ich ernst dazwischen schreiten,
Die Mutter, emsig, wollte zu mir gerne.
Ich winkt ihr heimlich. Alle Lebenszeiten
Sandten Gestalten her aus Näh und Ferne.
Ach, nun mit Schmerzen sah ich sie entgleiten!
Ach, funkelten dort Augen oder Sterne?
Sie waren hin, die All ich einst umworben,
Die kaum erreicht, und diese schon gestorben.

Und ach, wie ich mich endlich losgerissen
Vom Nachschaun in die kalte Morgenleere:
Ganz ferne, sichtbar kaum in Dämmernissen,
Gewahrt ich Ihn! Und wie ich mich verzehre,
Ihm nachzueilen: ganz im Ungewissen
Des Nebeltals entging er mir, und Schwere
An Füßen steinern lähmte mich und Knieen.
Vergebne Müh! ich war nicht fortzuziehen.

Und schon am Abhang überm Nebeltale
Sah ich von Emmaus die Häuserwände.
Sie glühten rosenhaft im Morgenstrahle.
Da schritt er schon im Wiesenvorgelände,

Die Gasse schon empor zur Kathedrale,
Wo aus den Fenstern schlugen Feuerbrände.
 Die Glocken sah ich schwingen, hört ich schallen,
 Und alle Kraft war von mir abgefallen.

Die Glocken dröhnten, und das Tor war offen.
Ach wehe mir, jetzt wird er drin verschwinden!
Durch Gassen keucht ich, und mir sank das Hoffen,
Da wandt er sich, – ich wollte ihn umwinden
Mit Blick und Anflehn, meine Haare troffen . .
Da – wie erleichtert ach! – konnt ich mich finden
 Im Eingang, wo sein letztes Lächeln winkte. –
 Doch tiefe Finsternis mich dort umringte.

Alsbald in schwarzer kalter Luft entdeckte
Ich riesenhafte Pfeiler, aufwärts ragend
Ins Nächtige, wo Haupt an Haupt sich reckte
Der blinden Träger. Blauen Lichts, verzagend,
Dazwischen hingen Sterne, halb versteckte.
Die Riesen schienen keine Wölbung tragend,
 Es sei denn Nacht, die braun in pelzigen Falten
 Herabhing um die steinernen Gestalten.

Nun seitwärtsblickend konnte ich gewahren
Ein stolzes Weib an einem Pfeiler lehnend.
Ach, jene war es, jene, die vor Jahren
Mich ließ verschmachtend und sie selbst zersehnend;
Durch die ich letzte Qual und Lust erfahren.
Und heißes Glück auf meine Hände tränend,
 Streckt ich sie aus und sprach, von Glut beronnen:
 „Hier bist du nun? und bist mir jetzt gewonnen?“

Jedoch sie sah mich nicht, die Lügnerische.
Doch wie ich folgte ihrem Blick, da saßen
Bei einer Ampel Schein an runden Tische
Mein Freund – deß Augen spöttisch mich bemaßen –
Und Er! – Und neben ihm in hoher Nische
War eine schmale Pforte aufgelassen,
Erhöht um Stufen; draußen Ebne tauchte
Aus Nacht, und ferne schwache Röte hauchte.

Am Tische fand ich bald mich selbst gesessen,
Sie anzuschaun, die uns bedienend schaltet.
Mein Auge, das noch Tropfen glühend nässen,
Folgt' ihr, die aus und ein geschäftig waltet.
Sie bringt das Brot, sie bringt den Wein zum Essen,
In einem Krug von Silber schön gestaltet . .
Er nahm das Brot und dankte, brachs in Händen
Und sah mich an. Da brach es allerenden!

Aufbrach mein Herz, dieweil es ihn erkannte,
Den Herrn in einem vollen Glorienfluten,
Das ihn, der nicht von mir das Auge wandte,
Aus jener Pforte übergoß mit Gluten.
Und mit Ergrausen, das mich übermannte,
Sah ich die Wunden seiner Hände bluten.
Ich sah sein Aug, von Liebesglanz umwoben,
Und ihn erheben sich – und schon erhoben:

Er stand im Tor, den Fuß auf jener Schwelle,
Darüber her ein Strom von Feuer schäumte,
Und Engelsaugen blitzten aus der Helle,
Indeß in mir der Reue Pein sich bäumte.

Zu spät! Verkannt! – Verdürstend an der Quelle,
Da sah ich alles all, was ich versäumte!
Das letzte Glück, um das ich selbst mich brachte.
Da brannte mir das Herz!
und ich erwachte.

AURA MATUTINA

Und ich erwachte. Sieh, ein Morgen flog
Septembrisch in dein Tal voll Glanz und Kühle.
Der weißen Nebel schmelzendes Gewog
Läßt kaum erkennen – schwer, daß ich sie fühle –
Am nassen Baum, der sich von Lasten bog,
Wie Glocken in dem reichen Laubgestühle
Die Äpfel, blank und kalt, von Säften dröhnend,
Der Reife tiefes heiliges Schweigen tönend.

Wie nun die weißen, dehnbaren Gewebe
Sich durch das Tal verziehn und alles glänzt!
Erstaunlich eine jugendliche Hebe
Im Gold erscheint, mit Enzian bekränzt,
Und tausend Mal der Morgen jauchzt: Ich gebe
Dir die Erfrischung, die du Hoffnung nennst:
Da fällt mit einem geisterhaften Klirren
Die Rüstung ab von Trunkenheit und Wirren.

Wie ward mir denn so anders sonder Handeln
In sieben Stunden, die ich nicht gewußt?
Wie fächelt mir ein frischer Duft von Mandeln,
Als blühte sie, um die gekühlte Brust!
Ja, du mußt schlafen, denn du mußt dich wandeln!
Empor das Herz in kalter Werdelust!
Du sankest hin, ein ächzender Bereuer,
Du stehst entzaubert auf und bist ein Neuer.

Eins, es ist dein! Frohlocke, so du's nennst
Dein eigen, unverlöschbar, eingeboren.
Dich gestern selbst entsetzendes Gespenst,
Füll dir aus ihm mit Flammenhauch die Poren:
Du bist verloren nicht, solang du brennst!
Von einem ewigen Feuersaft durchgoren,
  Dir brennt das Herz. O Zauber, der ihm eigen,
  Aus jedem Opfer reinlicher zu steigen!

Doch diese Flamme – nenn den Zweck der Zwecke,
Den heilig einzigen, zu dem sie loht:
Daß sie mit göttlicher Umarmung schrecke,
Was formlos schaukelt zwischen Traum und Tod;
Daß sich das Bild mit Haupt und Gliedern recke,
Das Werk, unsterblich jung und morgenrot. –
  Dran immer wieder soll die Welt genesen:
  Gestalt erscheint, und wesentlich das Wesen.

Nun dampft das Tal. Es gärt in seinen Adern.
Liebliche Hände winken silbern dort.
O laß mit jenen weißen Luftgeschwadern
Die Schatten fliehn ins Schattenlose fort.
O mildes Glühn! O aufgesaugtes Hadern!
O Kranz von Mandeln, blühend um das Wort:
  Jahrtausend braust. In die du eingedrungen,
  Brich auf zu deinen höhern Wandelungen!

Stefan Zweig: Episode vom Genfer See

Am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe der kleinen Schweizer Stadt Villeneuve, wurde in einer Sommernacht des Jahres 1918 ein Fischer, der sein Boot in den See hinausgerudert hatte, eines merkwürdigen Gegenstandes inmitten des

Wassers gewahr, und näherkommend erkannte er ein Gefährt aus lose gehefteten Balken, das ein nackter Mann in ungeschickter Weise mit einem als Ruder verwendeten Brett vorwärts zu treiben suchte. Staunend steuerte der Fischer heran, half dem Erschöpften mitleidig in sein Boot, deckte seine Blöße notdürftig mit Netzen und versuchte dann mit dem frostzitternden, scheu in den Winkel des Bootes gedrückten Menschen zu sprechen, aber dieser antwortete in einer fremdartigen Sprache, von der nicht ein einziges Wort der seinen glich. Bald gab der Hilfreiche jede weitere Mühe auf, raffte seine Netze empor und ruderte mit rascheren Schlägen dem Ufer zu.

In dem Maße, als im frühen Licht die Umrisse des Ufers aufglänzten, begann auch das Antlitz des nackten Menschen sich zu erhellen; ein kindliches Lachen schälte sich aus dem Bartgewühl seines breiten Mundes, die eine Hand hob sich hinüber, und immer wieder fragend und halb schon gewiß stammelte er ein Wort, das wie Rossiya klang und immer glückseliger tönte, je näher der Kiel sich gegen das Ufer stieß. Endlich knirschte das Boot an den Strand, des Fischers weibliche Anverwandte, die auf nasse Beute harrten, stoben kreischend, wie einst die Mägde Nausikaas, auseinander, da sie des nackten Mannes im Fischernetz ansichtig wurden; allmählich erst, von der seltsamen Kunde angelockt, sammelten sich verschiedene Männer des Dorfes, denen sich alsbald würdebewußt und amtseifrig der wackere Weibel des Ortes zugesellte. Ihm war es aus reicher Erfahrung der Kriegszeit und mancher Instruktion sofort gewiß, daß dies ein Deserteur sein müsse, der vom französischen Ufer herübergeschwommen war, und schon rüstete er zu amtlichem Verhör, das aber bald an Würde und Wert durch die Tatsache verlor, daß der nackte Mensch (dem inzwischen einige der Bewohner eine Jacke und eine Zwilchhose

zugeworfen) auf alle Fragen nichts als immer wieder ängstlicher und unsicherer seine Frage „Rossiya? Rossiya?" wiederholte. Ein wenig ärgerlich über seinen Mißerfolg, befahl der Weibel dem Fremden durch unmißverständliche Gebärden, ihm zu folgen, und umjohlt von der inzwischen erwachten Gemeindejugend, wurde der nasse, nacktbeinige Mensch in seiner schlotternden Hose und Jacke auf das Amtshaus gebracht und dort verwahrt. Er wehrte sich nicht, sprach kein Wort, nur seine hellen Augen waren dunkel geworden vor Enttäuschung, und seine hohen Schultern duckten sich wie unter gefürchtetem Schlage.

Die Kunde von dem menschlichen Fischfang hatte sich inzwischen bis zu den nahen Hotels verbreitet, und einer ergötzlichen Episode in der Eintönigkeit des Tages froh, kamen einige Damen und Herren herüber, den wilden Menschen zu betrachten. Eine Dame schenkte ihm Konfekt, das er mißtrauisch wie ein Affe liegen ließ, ein Herr machte eine photographische Aufnahme, alle schwatzten und sprachen lustig um ihn herum, bis endlich der Manager eines großen Gasthofes, der lange im Ausland gelebt hatte und mehrerer Sprachen mächtig war, an den schon ganz Verängstigten das Wort nacheinander in deutsch, italienisch, englisch und schließlich russisch richtete. Kaum daß er in der letzten Sprache ein Wort an sich vernommen, zuckte der Verängstigte auf, ein breites Lachen teilte sein gutmütiges Gesicht von einem Ohr bis zum andern, und plötzlich sicher und freimütig erzählte er seine ganze Geschichte. Sie war sehr lang und sehr verworren, nicht immer auch in ihren Einzelberichten dem zufälligen Dolmetsch verständlich, doch in der Wesenheit war das Schicksal dieses Menschen das folgende:

Er hatte in Rußland gekämpft, war dann eines Tages mit tausend andern in Waggons verpackt worden und sehr weit gefahren, dann wieder in Schiffe verladen und noch länger mit

ihnen gefahren durch Länder, wo es so heiß war, daß, wie er sagte, einem die Knochen im Fleisch weich gebraten wurden. Schließlich waren sie wieder irgendwo gelandet und in Waggons verpackt worden und hatten dann plötzlich einen Hügel zu stürmen, worüber er nichts Näheres wußte, weil ihn gleich zu Anfang eine Kugel ins Bein getroffen habe. Den Zuhörern, denen der Dolmetsch Rede und Antwort übersetzte, war sofort klar, daß dieser Flüchtling ein Angehöriger jener russischen Divisionen in Frankreich war, die man über die halbe Erde, über Sibirien und Wladiwostok an die französische Front geschickt hatte, und es regte sich mit einem gewissen Mitleid bei allen gleichzeitig die Neugier, was ihn vermocht habe, diese seltsame Flucht zu versuchen. Mit halb gutmütigem, halb listigem Lächeln erzählte bereitwillig der Russe, kaum genesen, habe er die Pfleger gefragt, wo Rußland sei, und sie hätten ihm die Richtung gedeutet, deren ungefähres Bild er durch die Stellung der Sonne und der Sterne sich bewahrt hatte, und wie er dann heimlich entwichen sei, nachts wandernd, tagsüber in Heuschobern vor den Patrouillen sich versteckend. Gegessen habe er Früchte und gebetteltes Brot, zehn Tage lang, bis er endlich an diesen See gekommen. Nun wurden seine Erklärungen undeutlicher; es schien, daß er, aus der Nähe des Baikalsees stammend, vermeint hatte, am andern Ufer, dessen bewegte Linien er des Abends erblickte, müsse Rußland liegen. Jedenfalls hatte er sich aus einer Hütte zwei Balken gestohlen und war auf ihnen bäuchlings liegend, mit Hilfe eines gleichfalls entwendeten Steuerruders weit in den See hinausgekommen, wo ihn der Fischer auffand. Die ängstliche Frage, mit der er seine unklare Erzählung beschloß, ob er schon morgen daheim sein könne, erweckte, kaum übersetzt, durch ihre Unbelehrtheit erst lautes Gelächter, das aber bald gerührtem Mitgefühl wich, und jeder

steckte dem unsicher und fast kläglich um sich Blickenden ein paar Geldmünzen oder Banknoten zu.

Inzwischen war auf telephonische Verständigung aus Montreux ein höherer Polizeioffizier erschienen, der mit nicht geringer Mühe ein Protokoll über den Vorfall aufnahm. Denn nicht nur, daß der zufällige Dolmetsch sich als unzulänglich erwies, bald wurde auch die für Westländer ganz unfaßbare Unbildung dieses Menschen klar, dessen Wissen um sich selbst nicht den eigenen Vornamen Boris überschritt und der von seinem Heimatsdorf nur äußerst verworrene Darstellungen zu geben vermochte, etwa, daß sie Leibeigene des Fürsten Metschersky seien (er sagte Leibeigene, obwohl doch seit einem Menschenalter diese Fron abgeschafft war), und daß er fünfzig Werst vom großen See entfernt mit seiner Frau und drei Kindern wohne. Die Beratung über sein Schicksal begann, indes er mit stumpfem Blick geduckt inmitten der Streitenden stand: die einen meinten, man müsse ihn der russischen Gesandtschaft nach Bern überweisen, andere befürchteten von solcher Maßnahme eine Rücksendung nach Frankreich, der Polizeibeamte erläuterte die ganze Schwierigkeit der Frage, ob er als Deserteur oder als papierloser Ausländer behandelt werden solle, der Gemeindeschreiber des Ortes wehrte gleich von vornherein die Möglichkeit ab, daß gerade sie den fremden Esser zu ernähren und zu bergen hätten. Ein Franzose schrie erregt, man solle mit dem elenden Durchbrenner nicht so viel Geschichten machen, er solle arbeiten oder zurückspediert werden, zwei Frauen wandten heftig ein, er sei nicht schuld an seinem Unglück, es sei ein Verbrechen, Menschen aus ihrer Heimat in fremdes Land zu verschicken. Schon drohte aus dem zufälligen Anlaß ein politischer Zwist sich zu entspinnen, als ein alter Herr, ein Däne, plötzlich dazwischenfuhr und energisch erklärte, er bezahle den Unterhalt dieses Menschen

für acht Tage, inzwischen sollten die Behörden mit der Gesandtschaft ein Übereinkommen treffen, welche unerwartete Lösung sowohl die amtlichen als die privaten Parteien vollkommen zufriedenstellte.

Während der immer erregter werdenden Diskussion hatte sich der scheue Blick des Flüchtlings allmählich erhoben und hing unverwandt an den Lippen des Managers, des einzigen in diesem Getümmel, von dem er wußte, daß er ihm verständlich sein Schicksal sagen könnte. Dumpf schien er den Wirbel zu spüren, den seine Gegenwart erregte, und ganz unbewußt, als jetzt der Wortlärm abschwoll, hob er durch die Stille die Hände flehentlich gegen ihn auf, wie Frauen vor einem heiligen Bild. Das Rührende dieser Gebärde ergriff unwiderstehlich jeden einzelnen. Der Manager trat herzlich auf ihn zu und beruhigte ihn, er möge ohne Angst sein, er könne unbehelligt hier verweilen, und im Gasthof würde für die nächste Zeit für ihn vollkommen gesorgt werden. Der Russe wollte ihm die Hand küssen, die ihm der andere rücktretend rasch entzog. Dann wies er ihm noch das Nachbarhaus, eine kleine Dorfwirtschaft, wo er Bett und Nahrung finden würde, wiederholte die herzliche Beruhigung und ging dann, ihm noch einmal freundlich zuwinkend, die Straße zu seinem Hotel empor.

Unbeweglich starrte der Flüchtling ihm nach, und in dem Maße, als der einzige, der seine Sprache verstand, sich entfernte, verdüsterte sich wieder sein schon erhelltes Gesicht. Mit zehrenden Blicken folgte er dem Entschwindenden bis hinauf zu dem hochgelegenen Hotel, ohne die andern Menschen zu beachten, die sein seltsames Gehaben bestaunten und belachten. Als ihn dann einer mitleidig anrührte und in den Gasthof wies, fielen seine schweren Schultern gleichsam in sich zusammen, und gesenkten Hauptes trat er in die Tür. Man öffnete

ihm das Schankzimmer. Er drückte sich an den Tisch, auf den die Magd zum Gruß ein Glas Branntwein stellte, und blieb dort verhangenen Blickes den ganzen Vormittag unbeweglich sitzen. Unablässig spähten vom Fenster die Dorfkinder herein, lachten und schrien ihm etwas zu – er hob nicht den Kopf. Eintretende betrachteten ihn neugierig, er blieb, den Blick an den Tisch gebannt, mit krummem Rücken sitzen, schamhaft und scheu. Und als mittags zur Essenszeit ein Schwarm Leute den Raum mit Lachen füllte, Hunderte Worte um ihn schwirrten, die er nicht verstand, und er, seiner Fremdheit entsetzlich gewahr, taub und stumm inmitten einer allgemeinen Bewegtheit saß, zitterten ihm die Hände so sehr, daß er kaum den Löffel aus der Suppe heben konnte. Plötzlich lief eine dicke Träne die Wange herunter und tropfte schwer auf den Tisch. Scheu sah er sich um. Die andern hatten sie bemerkt und schwiegen mit einemmal. Und er schämte sich: immer tiefer beugte sich sein schwerer struppiger Kopf gegen das schwarze Holz.

Bis abends blieb er so sitzen. Menschen gingen und kamen, er fühlte sie nicht und sie nicht mehr ihn: ein Stück Schatten, saß er im Schatten des Ofens, die Hände schwer auf den Tisch gestützt. Alle vergaßen ihn, und keiner merkte darauf, daß er sich in der Dämmerung plötzlich erhob und den Weg gegen das Hotel dumpf wie ein Tier hinaufschritt. Eine Stunde und zwei stand er dort vor der Tür, die Mütze devot in der Hand, ohne jemanden mit dem Blick anzurühren: endlich fiel diese seltsame Gestalt, die starr und schwarz wie ein Baumstrunk vor dem lichtfunkelnden Eingang des Hotels im Boden wurzelte, einem der Laufburschen auf, und er holte den Manager. Wieder stieg eine kleine Helligkeit in dem verdüsterten Gesicht auf, als seine Sprache ihn grüßte.

„Was willst du, Boris?" fragte der Manager gütig.

„Ihr wollt verzeihen," stammelte der Flüchtling, „ich wollte nur wissen ... ob ich nach Hause darf."

„Gewiß, Boris, du darfst nach Hause", lächelte der Gefragte.

„Morgen schon?"

Nun ward auch der andere ernst. Das Lächeln verflog auf seinem Gesicht, so flehentlich waren die Worte gesagt.

„Nein, Boris ... jetzt noch nicht. Bis der Krieg vorbei ist."

„Und wann? Wann ist der Krieg vorbei?"

„Das weiß Gott. Wir Menschen wissen es nicht."

„Und früher? Kann ich nicht früher gehen?"

„Nein, Boris."

„Ist es so weit?"

„Ja."

„Viele Tage noch?"

„Viele Tage."

„Ich werde doch gehen, Herr! Ich bin stark. Ich werde nicht müde."

„Aber du kannst nicht, Boris. Es ist noch eine Grenze dazwischen."

„Eine Grenze?" Er blickte stumpf. Das Wort war ihm fremd. Dann sagte er wieder mit seiner merkwürdigen Hartnäckigkeit: „Ich werde hinüberschwimmen."

Der Manager lächelte beinahe. Aber es tat ihm doch weh, und er sagte sanft: „Nein, Boris, das geht nicht. Eine Grenze, das ist fremdes Land. Die Menschen lassen dich nicht durch."

„Aber ich tue ihnen doch nichts! Ich habe mein Gewehr weggeworfen. Warum sollen sie mich nicht zu meiner Frau lassen, wenn ich sie bitte um Christi willen?"

Der Manager wurde immer ernster. Bitterkeit stieg in ihm auf. „Nein," sagte er, „sie werden dich nicht hinüberlassen, Boris. Die Menschen hören jetzt nicht mehr auf Christi Wort."

„Aber was soll ich tun, Herr? Ich kann doch nicht hier bleiben! Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht."

„Du wirst es schon lernen, Boris."

„Nein, Herr," er bog den Kopf tief, „ich kann nichts lernen. Ich kann nur am Feld arbeiten, sonst kann ich nichts. Was soll ich hier tun? Ich will nach Hause! Zeig mir den Weg!"

„Es gibt jetzt keinen Weg, Boris."

„Aber, Herr, sie können mir doch nicht verbieten, zu meiner Frau heimzukehren und zu meinen Kindern! Ich bin doch nicht Soldat mehr!"

„Sie können es, Boris."

„Und der Zar?" Er fragte es ganz plötzlich, zitternd vor Erwartung und Ehrfürchtigkeit.

„Es gibt keinen Zaren mehr, Boris. Die Menschen haben ihn abgesetzt."

„Es gibt keinen Zaren mehr?" Dumpf starrte er den andern an. Ein letztes Licht erlosch in seinen Blicken, dann sagte er ganz müde: „Ich kann also nicht nach Hause?"

„Jetzt nicht. Du mußt warten, Boris."

„Lange?"

„Ich weiß nicht."

Immer düsterer wurde das Gesicht im Dunkel. „Ich habe schon so lange gewartet! Ich kann nicht mehr warten. Zeig mir den Weg! Ich will es doch versuchen!"

„Es gibt keinen Weg, Boris. An der Grenze nehmen sie dich fest. Bleib hier, wir werden dir Arbeit finden!"

„Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht", wiederholte er hartnäckig. „Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, Herr!"

„Ich kann nicht, Boris."

„Hilf mir um Christi willen, Herr! Hilf mir, ich kann nicht mehr!“

„Ich kann nicht, Boris. Kein Mensch kann jetzt dem andern helfen.“

Sie standen stumm einander gegenüber. Boris drehte die Mütze in den Händen. „Warum haben sie mich dann aus dem Haus geholt? Sie sagten, ich müsse Rußland verteidigen und den Zaren. Aber Rußland ist doch weit von hier, und du sagst, sie haben den Zaren . . . wie sagst du?“

„Abgesetzt.“

„Abgesetzt.“ Sinnlos wiederholte er das Wort. „Was soll ich jetzt tun, Herr? Ich muß nach Hause! Meine Kinder schreien nach mir. Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, hilf mir, Herr!“

„Ich kann nicht, Boris.“

„Und kann niemand mir helfen?“

„Jetzt niemand.“

Der Russe beugte immer tiefer das Haupt, dann sagte er plötzlich dumpf: „Ich danke dir, Herr“, und wandte sich um. Ganz langsam ging er den Weg hinunter. Der Manager sah ihm lange nach, wunderte sich noch, daß er nicht dem Gasthof zuschritt, sondern die Stufen hinab an den See. Er seufzte tief und ging wieder an seine Arbeit im Hotel.

Ein Zufall wollte es, daß ebenderselbe Fischer am nächsten Morgen den nackten Leichnam des Ertrunkenen auffand. Er hatte sorgsam die geschenkte Hose, Mütze und Jacke an das Ufer gelegt und war ins Wasser gegangen, wie er aus ihm gekommen. Ein Protokoll wurde über den Vorfall aufgenommen und, da man den Namen des Fremden nicht kannte, ein billiges Holzkreuz auf sein Grab gestellt, eines jener kleinen Kreuze über namenlosem Schicksal, mit denen jetzt Europa bedeckt ist von einem bis zum andern Ende.

Alexander Lernet: Zwei Gedichte

*

Die Heiligen drei Könige

Dieses Kinds, drum sie von ihrem Land
auszogen wie Ein Mann und monatlang
nach eines Sternes Gang sähen von den
Pferderücken und drum sie die Weiber dann
im Lager an zwei Jahr und ihr Gezelt
mitführten in dem Feld, o der Gefahr,
die sie befiel und gar bei ihnen saß
zu Pferd, wie Alp, o daß sie so im stilln
um ihres reinen Glaubens Willn
all die Bedrängnis im Treffen durch ein
wohlberittenes einhauend Regiment
der Feind' des Herrn ertrügen schlecht und recht
und mörderisches Schießen im Gefecht,
damit sie kämen zu eim guten End!

O heiliger Herr Christ, wie waren die
Hausleut erschreckt, als sie den finsteren
Hauf der Berittenen und ledige Pferd'
sahn in der kalten, schneeigen Nacht und die
wiehernden Hengst' und die Packpferde stehn
unter Prunksätteln, denn eins jeden Wert
war (Sattelzeug und Pferd) wie von einer
Hube, und waren auch Weiber mit. Aber bei
zehn Schritte vorne reitend drei, die goldene
Kronen trugen, wie Könige,
und zwiegeteilte Waffenröck', innen
mit Wildleder an den Schößen besetzt.

Die saßen darnach ab und gingen mit
eim langsamen, vornehmen Schritt,
damit daß keiner in dem Schnee benetzt

wird, mit den hohen roten Stiefeln in
das Haus und traten in den niedern Flur
und die Knechtkammer nur ein wenig ein,
auf daß sie sich erwärmten, saßen drin
ein wenig nieder in der Stube, daß sie nur
die Samtröcke anzögen zur Anbetung, doch
traten die Hausleut noch bloßfüßig aus
der Schlafkammer heraus, damit sie die
Fremdling' anstarrten, wie sie tuen, die sich
beredeten. Und huben sich
auf ihre Füß. Darnach so führte sie
einer zum Stall, daß sie dem heiligen Kind
darbrächten nach eim lieblichen Gebet
Weihrauch und goldenes Gerät
und mit Kniefall lobsängen vor dem Kind.

Das Hohe Lied

Erst an der Tür wie ein unausgeruhtes
Gespenst, das einer Liebenden geschah:
und wenn ich mit dem Andrang meines Blutes
aufbin, bist du dahin und nicht mehr da

und wirfst dich wieder fort von meinen Rändern,
an die du grenztest, tust mir deine Bahn,
die unberechenbar ist, schrecklich an,
und wie ein Sprung in den über den Ländern

weißen, unmitgefühlten Himmeln, Stern,
der grausam umgeht, ausweichendes Feuer,
machst mich zerbrochener als je. Denn wenn

ich mich dir nachwerf mit meinem Begehrn,
hältst du meinen ins Leere ungeheuer
gewagten Sprung nicht auf. Läßt mich vergehn.

Otto Freiherr von Taube: Charlottenburger Park

1

Der Tag geht bald zu End; das meiste Jahr verrann:
Zeit wird es, wollt ich letztes Grün und Farben sehen.
Laß mich, verruchte Stadt! Schon schreit ich, ihrem Bann
Entronnen, durch die Flucht gezogener Alleen.

2

Scharlachrote Blumen auf dem Beete
Und das Grün noch nicht des Herbstes Raub.
Doch das einzige Duften, das da wehte,
War der Duft vom ersten welken Laub.

Und am Wegesrande schon das leise
Rascheln, und die Wipfel goldbestreut,
Und nur eine dünne Vogelweise –
Rot und Grün, wie herrlich seid ihr heut!

3

Karger Vogel, zirpend in der Krone
Des vergilbten Baums, im Park, im späten,

Was uns beiden in den Herzen wohne,
Seit die ersten Blätter niederwehten:

Dir und mir ein Sehnen und ein Süchten
Nach dem langen Licht, drum wir betrogen!
Doch ich kann nicht, doch ich darf nicht flüchten;
Du, warum bist du nicht fortgezogen?

4

Den goldddurchwirkten Gang, durch den die Sonne schrägt,
Will ich noch einmal still für mich daniederschreiten,
Zugvogelhaft das Herz von Sehnsucht aufgeregt,
Such ich noch einmal meine Flügel auszubreiten,

Noch einmal über Land und diese leidige Zeit,
Vielleicht nicht weiter als nach wohlbeschirmtem Raume,
Gleichwie der Tauber dort, des Himmels Seligkeit
Durchschneidend, niederfällt in einem goldenen Baume.

5

Sie sind noch heut wie einst: die abendliche Huld
Der Bäume und der Duft der frischgemähten Wiesen;
Was geh ich denn allein, als trüg ich eine Schuld
Und wagte keinen zum Gefährten zu erkiesen?

Nicht Undank ists; es hat sogar in diesem Jahr
Mich Freundschaft überhäuft mit unermeßnen Schätzen;
Doch, was ich neu erwarb, nie wird es ganz und gar
Der Kindheit und des Bluts Gefährten mir ersetzen!

6

Die Nebel steigen auf vom Teich und hauchen grau
Am Rasen, und die Laubwand taucht in blaue Dünste.

Noch einmal halt ich ein zu einer letzten Schau
Durchs Dickicht in des Westens volle Feuersbrünste.

Bald schließen sie das Tor; der Park wird zugetan;
Zum Gitter hingewandt, geh ich in Schattenshülle,
Im Blicke Grün und Gold, – genug, um dann und wann
Beschwichtet einzugehn in solchen Nachbilds Fülle.

Kants Diener

Kants erster Diener hieß Martin Lampe. Er war aus Würzburg gebürtig, Soldat in preußischen Diensten gewesen und nach erhaltenem Abschied vom Regiment in den Dienst bei Kant getreten, dem er gegen vierzig Jahre vorstand. Wie sehr ihn Kant trotz des ärgerlichen Tones, in dem er mit ihm zu verhandeln pflegte, dennoch die längste Zeit hindurch wertschielt, geht zur Genüge daraus hervor, daß er in einer Gesellschaft einmal äußerte, er würde es für kein übles Zeichen seines künftigen Wohnortes ansehen, wenn ihm sein treuer Diener Lampe und andere ihm ähnliche, ehrliche Menschen entgegenkämen. Ja, Kant konnte ihn selbst nach der schimpflichen Verabschiedung, von der noch die Rede sein wird, so wenig aus seinen Gedanken bringen, daß er in das für besondere Zwecke und zur Stütze seines Gedächtnisses gehaltene Büchelchen, das aus einem Bogen Postpapier in Sedez gebunden war, die Worte sich aufschrieb: „Der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden."

Dieser Mann war es, der an die vierzig Jahre fünf Minuten vor fünf Uhr morgens, es mochte Sommer oder Winter sein, mit dem ernsten, militärischen Zuruf: „Es ist Zeit!" in Kants Schlafstube trat, welch strengem Kommando auf das schnellste Gehorsam geleistet wurde. Wie denn auch bei Tisch oft der Herr



Daniel Chodowiecki: Blatt aus dem Stammbuch des Malers A. Zingg

in Gegenwart der Gäste mit einer Art von Stolz an den Diener die Frage richtete: „Lampe, hat Er mich in dreißig Jahren" (oder wie viele es gerade sein mochten) „nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?" – „Nein, hochedler Herr Professor", war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers.

Dieser Mann trat an die vierzig Jahre gegen ein Uhr, wenn das Essen in Bereitschaft stand, die Türe mit einem gewissen Tempo öffnend, mit den Worten in die Studierstube: „Die Suppe ist auf dem Tisch", worauf die Gäste, deren Zahl nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über der der Musen sein durfte, rasch in das Speisezimmer sich verfügten, da Kant, der seit dem frühen Morgen nie etwas genossen hatte, jede Verzögerung beim Essen zu vermeiden suchte.

In den Jahren, als Kant sich auf seinen alten Diener noch ganz verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus-, Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den mit Sorgfalt und Nachdenken zusammengestellten Küchenzettel für den folgenden Mittag aus, und Lampe hatte wesentlich dafür zu sorgen, daß alles nach dem Willen seines Herrn ausgeführt wurde. Kant hatte das größte Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, und er verdiente es auch bis auf die letzten Jahre.

So sehr jedoch Kant Lampes Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit an seine Person schätzte, so wenig verkannte er auch dessen völlig eingeschränkten Verstand. Er mußte daher jede Kleinigkeit selbst anordnen, die dann Lampe maschinenmäßig auszuführen hatte. Kant behandelte seinen Bedienten stets in einem auffallend scheltenden und verdrießlichen Ton, und die Besucher mußten sich überzeugen, daß Lampe nicht anders behandelt werden konnte; denn bei aller seiner Eingeschränktheit dünkte er sich überklug, hatte selbst aus dem Dienst bei dem großen Philosophen eine gewisse Meinung von sich gefaßt, benahm sich dabei öfter

in Gegenwart der Gäste mit einer Art von Stolz an den Diener die Frage richtete: „Lampe, hat Er mich in dreißig Jahren" (oder wie viele es gerade sein mochten) „nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?" – „Nein, hochedler Herr Professor", war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers.

Dieser Mann trat an die vierzig Jahre gegen ein Uhr, wenn das Essen in Bereitschaft stand, die Türe mit einem gewissen Tempo öffnend, mit den Worten in die Studierstube: „Die Suppe ist auf dem Tisch", worauf die Gäste, deren Zahl nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über der der Musen sein durfte, rasch in das Speisezimmer sich verfügten, da Kant, der seit dem frühen Morgen nie etwas genossen hatte, jede Verzögerung beim Essen zu vermeiden suchte.

In den Jahren, als Kant sich auf seinen alten Diener noch ganz verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus-, Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den mit Sorgfalt und Nachdenken zusammengestellten Küchenzettel für den folgenden Mittag aus, und Lampe hatte wesentlich dafür zu sorgen, daß alles nach dem Willen seines Herrn ausgeführt wurde. Kant hatte das größte Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, und er verdiente es auch bis auf die letzten Jahre.

So sehr jedoch Kant Lampes Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit an seine Person schätzte, so wenig verkannte er auch dessen völlig eingeschränkten Verstand. Er mußte daher jede Kleinigkeit selbst anordnen, die dann Lampe maschinenmäßig auszuführen hatte. Kant behandelte seinen Bedienten stets in einem auffallend scheltenden und verdrießlichen Ton, und die Besucher mußten sich überzeugen, daß Lampe nicht anders behandelt werden konnte; denn bei aller seiner Eingeschränktheit dünkte er sich überklug, hatte selbst aus dem Dienst bei dem großen Philosophen eine gewisse Meinung von sich gefaßt, benahm sich dabei öfter

Daher konnte ein solches kühnes Wagstück, als die Trennung seines alten Dieners von ihm, auch nur bei ihm allein versucht und glücklich ausgeführt werden. Schon ehe diese wirkliche Trennung eintrat, sah Wasianski die Unmöglichkeit ein, daß Kant, der bei der Schwäche seiner Füße oft fiel, der Wartung eines Dieners allein überlassen werden konnte, der sich selbst zu halten oft unvermögend war und, aus sehr verschiedenen Ursachen, ein gleiches Schicksal mit seinem Herrn hatte. Überdem tat er durch Gelderpressungen, welche er aus Hoffnung, sich Frieden und Ruhe zu erkaufen, bewilligte, Lampens Neigung nur immer mehr Vorschub, und dieser sank tiefer. Gesetzt aber auch, alle diese Inkonvenienzen hätten nicht stattgehabt, so machte der Umstand, daß die Kräfte des Dieners immer mehr abnahmen, es notwendig, auf die Besetzung seiner Stelle durch einen rüstigern und kraftvolleren Mann bedacht zu werden. Wasianski hatte, so gesteht er, vom Gegenstand nun völlig hingerissen, in Zeiten gehörige Vorkehrungen gemacht und stand vor dem Bruch in voller Rüstung; er suchte, fand und wählte einen Diener, den er in einem Interimsdienst hielt, von dem er sich an jedem Tag losmachen konnte. Oft sprach er unterdessen bald sanft, bald ernstlich mit Lampe über den immer mehr der Ausführung sich nahenden Entschluß seines Herrn, ihn abzuschaffen, machte ihn auf sein trauriges Los für die Zukunft aufmerksam, gab ihm ziemlich verständliche Winke darüber, daß im Fall seiner guten Aufführung nicht allein er, sondern auch seine Gattin und sein Kind glücklich werden sollten, er vereinigte sich mit Lampes Gattin, die ihn mit Tränen bat, sein eigenes Wohl zu bedenken. Er versprach besser zu werden und wurde – schlechter. Endlich kam der Tag im Januar 1802, an dem Kant das ihn beugende Geständnis ablegte: „Lampe hat sich so gegen mich vergangen, daß ich es zu sagen mich schäme."

Wasianski drang nicht in ihn und hat über dies gewiß grobe Vergehen nie etwas erfahren. Kant bestand auf seiner Abschaffung, zwar nicht mit Groll, doch aber mit männlichem Ernst. Seine Bitten während der Mahlzeit an Wasianski waren so dringend, daß dieser vom Tisch aufzustehen sich veranlaßt sah und den in Bereitschaft stehenden Diener Johann Kaufmann holte. Wasianski gedenkt es wie heute, nur im historischen Präsens vermag er die Szene auszumalen: Lampe weiß von nichts, was vorgeht; Kaufmann kommt, Kant faßt ihn ins Auge, trifft auf der Stelle seinen Charakter und sagt: „Er scheint mir ein ruhiger, ehrlicher und vernünftiger Mensch zu sein." – Lampe wurde am folgenden Tag mit einer jährlichen Pension entlassen, mit der gerichtlich geschriebenen Bedingung: daß dieselbe von dem Augenblick an aufhöre, wenn Lampe oder ein von demselben Abgesandter Kant behelligen würde.

Der Diener Johann Kaufmann war wie für Kant geschaffen und hatte bald wahre persönliche Liebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn. Bei seinem Eintritt ins Kantsche Haus bekam die bisherige Lage in demselben eine ganz andere Gestalt zu ihrem Vorteil. Eintracht mit der Aufwärterin Kants, mit der Lampe vorher in ewigem Streite lag, war nun im Hause des Philosophen einheimisch, das vorher durch manche überlaute Auftritte, von denen Kant wußte und nicht wußte, entweiht war. Nun konnte er ohne Verdruß, dessen Erregung durch manche ärgerliche Vorfälle auch beim Philosophen unvermeidlich war, seine Tage ruhig verleben. So großmütig er Lampen verzieh, so nötig fand er es doch auch, seine bisherige, für Lampe fast übermäßig wohltätige Disposition zu ändern und ihm nur die 40 Rtlr. Pension auf seine Lebenszeit zu sichern. In dem zweiten, deshalb deponierten Nachtrag zu seinem Testamente zeigte er seinen Edelsinn und seine Großmut auf eine auffallende Art. Er veränderte

den ihm vorgeschlagenen Anfang desselben, der so lautete: „Die schlechte Aufführung des Lampe machte es notwendig usw." in den Ausdruck: „Gegründete Ursachen usw.", indem er sagte: „Man kann ja den Ausdruck so mildern." Sechsundzwanzig Tage nach Lampens Abschaffung wurde dieser Nachtrag deponiert, und vom gerechten Unwillen war keine Spur in demselben anzutreffen. Lampe ließ einen Dienstschein fordern, Wasianski legte ihn Kanten vor. Lange sann er nach, wie er die leergelassenen Stellen für sein Verhalten füllen sollte. Wasianski enthielt sich jedes Rats dabei, welches Kants Beifall zu haben schien. Endlich schrieb er: „Er hat sich treu, aber für mich (Kanten) nicht mehr passend verhalten."

Kant war, berichtet der Augenzeuge, an den kleinsten Umstand durch seine ordentliche und gleichförmige Lebensart eine lange Reihe von Jahren hindurch so gewöhnt, daß eine Schere, ein Federmesser, die nicht bloß zwei Zoll von ihrer Stätte, sondern nur in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren, ihn schon beunruhigten; die Versetzung größerer Gegenstände in seinem Zimmer, als eines Stuhles, oder gar die Vermehrung oder Verminderung derselben in seiner Wohnstube, ihn aber gänzlich störte und sein Auge so lange an die Stelle hinzog, bis die alte Ordnung der Dinge wieder völlig hergestellt war.

Daher schien es unmöglich zu sein, daß er sich an einen neuen Diener gewöhnen könnte, dessen Stimme, Gang u. dgl. ihm ganz befremdend waren. Aber auch in seiner Schwäche behielt er Geistesstärke genug, sich endlich daran zu gewöhnen. Nur die laute Tenorstimme, das Schneidende und Trompetenähnliche derselben, wie er es nannte, war ihm an seinem neuen Diener empfindlich. „Er ist ein guter Mensch, aber er schreit mir zu sehr", das war alles, was er mit einer Mischung von Sanftmut

und klagender Ungeduld sagte. In einem Zeitraume von wenigen Tagen hatte dieser sich an einen leiseren Ton gewöhnt, und alles war gut.

Dieser neue Diener schrieb und rechnete gut und hatte in der Schule so viel gelernt, daß er jeden lateinischen Ausdruck, die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher richtig aussprach. Über diesen Punkt richtiger Benennung und Aussprache der Dinge und Wörter, so steht es wörtlich in dem Bericht zu lesen, waren Kant und Lampe stets uneins und lebten in einem ewigen Hader miteinander, der oft zu recht possierlichen Szenen Gelegenheit gab; besonders wenn Kant dem alten Würzburger die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher vorsagte.

In den mehr als dreißig Jahren, in denen Lampe wöchentlich zweimal die Hartungsche Zeitung geholt und wieder fortgetragen hatte, und wobei er jedesmal, damit sie nicht mit den Hamburger Zeitungen verwechselt wurde, von Kant sie nennen hörte, hatte er ihren Namen nicht behalten können; er nannte sie die Hartmannsche Zeitung. „I was Hartmannsche Zeitung!" brummte Kant mit finsterer Stirn, darauf sprach er sehr laut, affektvoll und deutlich: „Sag Er Hartungsche Zeitung!" Nun stand der ehemalige Soldat geschultert und verdrießlich darüber, daß er von Kant etwas lernen sollte, und sagte im rauhen Ton, in dem er einst „Wer da?" gerufen, Hartungsche Zeitung, nannte sie aber das nächste Mal wieder falsch.

Mit seinem neuen Bedienten kamen nun solche gelehrte Artikel ganz anders zu stehen. Fiel Kant ein Vers aus den lateinischen Dichtern ein, so konnte dieser ihn nicht allein ziemlich richtig aufschreiben, sondern lernte ihn auch bisweilen auswendig und konnte ihn sogar rezitieren, wenn er Kant nicht gleich einfiel, welches der Fall mit dem Verse: Utere praesenti; coelo

committe futura war, den Wasianski Kant in Augenblicken des Mißmuts, was am Ende bei seiner Schwäche aus ihm werden solle, vorsagte und den Kant, weil er ihn vorher nie gewußt hatte, oft wieder vergaß. Diesen sagte ihm sein Diener richtig vor. Wasianski war ihm bisweilen durch Übersetzung und Erklärung behilflich. Durch diesen Kontrast und auffallenden Abstich von Lampe wurde Kant zu dem öfteren Zeugnis gegen seinen Diener vermocht: „Er ist ein vernünftiger und kluger Mensch.“

Wasianski hatte diesem neuen Diener den Tag vor dem Antritte seines Dienstes auf einem ganzen Bogen die kleinsten und unbedeutendsten Gewohnheiten Kants nach der Tagesordnung aufgeschrieben, und er faßte sie mit Schnelligkeit. Er mußte vorher seine Manövres vormachen, und so aufs Tempo geübt, trat er seinen Dienst an. Seine ersten Dienstleistungen gingen daher auch schon so geübt vonstatten, als wenn er jahrelang bei Kant serviert hätte.

So ging alles mit dem neuen Diener nach Wunsch; nur fand es Kant anstößig, ihn Kaufmann zu nennen, weil er zwei gebildete Kaufleute wöchentlich an seinen Tisch zog. Bei einem frohen Mittagsmahl wurde daher nach Hersagung eines sehr possierlichen Verses, wenigstens kam er Wasianski so vor, dessen Schluß heißt: „Er soll Johannes heißen“, beschlossen, den Diener nicht Kaufmann, sondern Johannes für die Zukunft zu nennen, welches denn auch geschah.

Nach zeitgenössischen Berichten zusammengestellt
von Friedrich Burschell.

Bücher

aus dem

Insel-Verlag

Akſakow, Sergei Timofejewitſch: Familienchronik. Nach Karzynskis Übertragung aus dem Ruſſiſchen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M. 30.—; in Halbleder M. 60.—.

Andersen-Nexö, Martin: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. Aus dem Däniſchen von Mathilde Mann. 4.—13. Tauſend. Geheftet M. 18.—; in Halbleinen M. 36.—.

Andersen, Hans Chriſtian: Märchen. Unter Benutzung der von Andersen ſelbſt beſorgten deutſchen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Zeichnung der zweifarbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. 8. bis 10. Tauſend. In Leinen M. 95.—; in Halbleder M. 170.—.

Arabiſche Nächte. Nachdichtungen arabiſcher Lyrik von Hans Bethge. 8.—12. Tauſend. In Halbleinen nach Art chineſiſcher Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Arcos, René: Das Gemeinſame. Übertragen von Friderike Maria Zweig. Mit 27 Holzſchnitten von Frans Maſereel. In Pappband M. 25.—. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament (Handband) M. 200.—.

Arnim, Achim von: Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterſtützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 50.—; in Halbleinen M. 70.—.

(Arthurs Tod:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von ſeinen edeln Rittern vom Runden Tiſch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller ſchmerzlichen Tode und Abſcheiden von dieſer Welt, welches Buch ins Engliſche gebracht wurde durch den Ritter Sir Thomas Malory. Übertragen durch Hedwig Lachmann. Einleitung von Severin Rüttgers. Drei Bände. In Pappbänden M. 60.—.

Bahr, Hermann: Eſſays. Zweite Auflage. Geheftet M. 16.—; in Halbleinen M. 30.—.

— Summula. Eſſays. (1921.) Geheftet M. 16.—; in Halbleinen M. 30.—.

Balzac, Honoré de: Die dreißig tolldreiſten Geſchichten, genannt Contes Drolatiques. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14.—23. Tauſend. In Pappband M. 50.—; in Halbleder M. 100.—.

— Phyſiologie der Ehe. Eklektiſch-philoſophiſche Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutſche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tauſend. In Halbpergament M. 60.—.

(Balzac:) Tante Lisbeth. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 30.–; in Halbpergament M. 60.–.

– Verlorene Illusionen. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 70.–.

Becher - Johannes R.: Die heilige Schar. Gedichte 1918. Kartoniert M. 5.–.

– Gedichte um Lotte. In Pappband M. 10.–.

– Gedichte für ein Volk. In Pappband M. 12.–.

– Das neue Gedicht. In Pappband M. 12.–.

– Um Gott. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vor-Laut.) Geheftet M. 16.–; in Pappband M. 26.–.

Beethoven - Ludwig van. Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen. Gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Zwei Bände. In Halbleinen M. 80.–; in Halbleder M. 150.–.

Bertram - Ernst: Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 12.–.

– Straßburg. Ein Kreis. In Pappband M. 12.–.

Bierbaum - Otto Julius: Der neu bestellte Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler-Worpswede. 76.–80. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

Binding - Rudolf G.: Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M. 18.–; in Pappband M. 28.–.

– Die Geige. Vier Novellen. 10.–14. Tausend. In Halbleinen M. 20.–.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 15.–19. Tausend. In Pappband M. 35.–.

Boccaccio - Giovanni di: Das Dekameron. Übertragung von Albert Wesselski, unter Neugestaltung der Gedichte von Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. 21.–30. Tausend. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). In Leinen M. 65.–; in Leder M. 160.–.

– Urbano. Übertragung von A. Wesselski. In Leinen M. 20.–.

Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden.

Erste Serie (Bd. I–III), enthaltend „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren". 4.–7. Tausend. In Papp-

bänden M. 80.—; in Halbpergament M. 170.—. Zweite Serie: Bd. IV: „Weisheit und Torheit". In Pappband M. 30.—; in Halbpergament M. 60.—. Band V: „Volkserzählungen". In Pappband M. 38.—; in Halbpergament M. 70.—. Band VI wird Anfang 1922 die Sammlung beschließen.

Braun - Otto: Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. 59.—68. Tausend. In Pappband M. 21.—.

Brentano - Clemens: Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Eingeleitet von Paul Ernst. Dritte Aufl. In Pappband M. 42.—; in Halbpergament M. 70.—.

Brentano - Clemens und Minna Reichenbach. Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von W. Limburger. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck und zwei Faksimiles. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Pappband M. 45.—; in Seide M. 85.—.

Buber - Martin: Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Ekstatische Konfessionen. Geheftet M. 26.—; in Pappband M. 38.—.

— Ereignisse und Begegnungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Die Lehre, die Rede und das Lied. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Büchner - Georg: Woyzeck. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. 520 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 80.—; in Leder M. 180.—.

Bürger - Gottfried August: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. In Halbleinen M. 55.—; in Halbpergament M. 120.—.

Carossa - Hans: Doktor Bürgers Ende. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Zweite Auflage. Geheftet M. 9.—; in Pappband M. 18.—.

— Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Gebunden M. 10.—.

Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. 17.—26. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Cortes-Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M. 30.–.

Däubler-Theodor: Hesperien. Eine Symphonie. In Pappband M. 18.–.

– Hymne an Italien. Zweite Auflage. In Pappband M. 20.–.

– Lucidarium in arte musicae. Ein Buch über Musik. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.–.

– Der neue Standpunkt. Aufsätze zur modernen Kunst. Zweite Auflage. In Pappband M. 20.–.

– Das Nordlicht. Ein Epos in drei Teilen. (Eine neue Ausgabe auf Dünndruckpapier befindet sich im Druck.)

– Perlen von Venedig. Gedichte. In Pappband M. 14.–.

– Mit silberner Sichel. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.–.

– Der sternhelle Weg. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.–.

– Die Treppe zum Nordlicht. Gedichte. In Pappband M. 14.–.

– Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente. Zweite Auflage. In Pappband M. 24.–.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. 9.–13. Tausend. Drei Bände. In Leinen M. 160.–; in Halbleder M. 240.–.

Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin, eingeleitet von Stefan Zweig, Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. Mit einem Bildnis der Dichterin in Lichtdruck. In Pappband mit Pergamentverstärkung M. 40.–.

Deutsche Chansons. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108.–118. Tausend. Geheftet M. 8.–; in Pappband M. 15.–.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M. 36.–; in Halbpergament M. 70.–.

Dickens' Werke. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Ganzleinen M. 350.–. Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M. 60.–): David Copperfield. – Der Raritätenladen. – Die Pickwickier. – Martin Chuzzlewit. – Nikolaus Nickleby. – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

(Diotima:) Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 6.–10. Tausend. In Pappband M. 22.–; in Halbleder M. 42.–.

Dostojewski = F. M.: Sämtliche Romane und Novellen. Eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. In 25 Halbleinenbänden M. 600.–; in Halbpergament M. 1200.–.

Einzelausgaben siehe Bibliothek der Romane, Seite 214.

Ehrenstein = Albert: Bericht aus einem Tollhaus. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers" umgearbeitet. 3.–7. Tausend. Geheftet M. 6.–; in Pappband M. 12.–.

Fichtes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M. 25.–.

Flämisches Novellenbuch. Herausgegeben von F. M. Huebner. In Pappband M. 18.–.

François = Louise von: Gesammelte Werke. Fünf Bände. In Pappbänden M. 100.–.

– Ausgewählte Novellen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 40.–.

Frank = Leonhard: Die Räuberbande. Roman. 11.–15. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

– Die Ursache. Roman. 11.–20. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

Friedländer = Max: Albrecht Dürer. Mit 115 Abbildungen. In Halbleinen M. 75.–; in Halbpergament M. 110.–.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. 4.–7. Tausend. In Pappband M. 30.–; in Halbleder M. 60.–.

Glaser = Curt: Die Kunst Ostasiens. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Zweite Auflage. Mit 36 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M. 60.–.

– Lucas Cranach. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M. 75.–; in Halbpergament M. 110.–.

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 49.–58. Tausend. In Pappband M. 36.–; in Halbleder M. 70.–.

Gogol = N. W.: Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die toten Seelen. Roman. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. In Pappband M. 30.–; in Halbpergament M. 55.–.

Goethes Sämtliche Werke in sechzehn Bänden. In Leinen M. 650.–; in Leder M. 2200.–.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 86.–93. Tausend. In Leinen M. 35.–; in Leder M. 140.–.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M. 40.–; in Halbleder M. 70.–.

Goethes Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11.–20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 80.–; in Leder M. 280.–.

Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.–21. Tausend. In Pappband M. 24.–; in Halbleder M. 45.–.

Goethe: Dichtung und Wahrheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 45.–.

Goethes Italienische Reise. Taschenausgabe. 11.–20. Tausend. In Leinen M. 35.–.

Goethes Westöstlicher Divan. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 6.–10. Tausend. In Leinen M. 25.–; in Leder M. 130.–.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 16.–19. Tausend. In Leinen M. 55.–; in Leder M. 150.–.

Goethe: Elegien (Erotica Romana). Rom 1788. Faksimile-Ausgabe der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar ruhenden Handschrift der „Römischen Elegien" in 240 numerierten Exemplaren. Mit einem Geleitwort von Max Hecker. In einem Pappband nach dem des Originals M. 400.–.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen (befindet sich im Druck).

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage (befindet sich im Druck).

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. In Leinen je M. 40.–; in Leder je M. 140.–. (Bisher erschienen Band I–III; Band IV folgt Ende 1921.)

Briefe an Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit einer Silhouette der Frau Rat. 51.–57. Tausend. In Pappband M. 16.–.

Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum erstenmal herausgegeben von Reinhold Steig. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen M. 50.—.

Goethes äußere Erscheinung. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 25.—.

Mitteilungen über Goethe: siehe Riemer.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 55.—.

Hafis: Lieder. Nachdichtungen von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Hardt, Ernst: Tantris der Narr. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Gudrun. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von Marcus Behmer. 19.—21. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Schirin und Gertraude. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M. 20.—.

— König Salomo. Drama. In Pappband M. 12.—.

— Joseph Kainz. Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 3.—.

Der Heiligen Leben und Leiden, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von Severin Rüttgers. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zweite Auflage in einem Bande. (Im Druck.)

Heines Buch der Lieder. Taschenausgabe. 31.—38. Tausend. In Leinen M. 28.—; in Leder M. 130.—.

Der Heliand und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis, in Simrocks Übertragung. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Pappband M. 20.—.

Hoffmann, E. T. A.: Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Zweite Auflage. In reich vergoldetem Pappband M. 50.—.

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 31.—40. Tausend. In Pappband M. 18.—.

Hölderlin: Sämtliche Werke und Briefe. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel in fünf Bänden. Jeder Band geheftet M. 60.—; in Halbleder M. 100.—. Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Bütten, unter Benutzung alter Stempel mit der Hand in Leder gebunden, jeder Band M. 450.—. (Bisher erschienen Band II—IV; Band I soll Ende des Jahres erscheinen, Band V wird 1922 die Ausgabe abschließen.)

— Hyperion oder der Eremit von Griechenland. Taschenausgabe. In Leinen M. 30.—; in Leder M. 130.—.

— Der Tod des Empedokles. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. In Pappband M. 14.—.

Holz-Arno: Phantasus. In Halbpergament M. 120.—.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 24.—.

Huch-Ricarda: Alte und neue Gedichte (1921). Gebunden M. 20.—.

— Der große Krieg in Deutschland. Drei Bände. 10.—13. Tausend. In Pappbänden M. 80.—; in Halbleinen M. 100.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. 9.—12. Tausend. In Halbleinen M. 30.—.

— Der letzte Sommer. Ein Roman in Briefen. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 16.—.

— Entpersönlichung (1921). Geheftet M. 18.—; in Halbleinen M. 30.—.

— Luthers Glaube. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Pappband M. 26.—.

— Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento. 6.—8. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Michael Unger. Des Romans „Vita somnium breve" achte Auflage. In Halbleinen M. 30.—.

— Die Verteidigung Roms. 7.—9. Tausend. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. Geheftet M. 22.—; in Halbleinen M. 34.—.

— Der Kampf um Rom. 5.—7. Tausend. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. Geheftet M. 22.—; in Halbleinen M. 34.—.

(Huch-Ricarda:) Der Sinn der Heiligen Schrift. In Halbleinen M. 28.—.

— Wallenstein. 10.—12. Tausend. In Pappband M. 18.—.

(Humboldt:) Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. 6. bis 9. Tausend. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Humboldts Briefe an eine Freundin. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 16.—20. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Das Inselschiff. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags.

Erster Jahrgang. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 45.—.

Zweiter Jahrgang. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 45.—.

Dritter Jahrgang. Sechs Hefte (im Erscheinen begriffen) M. 15.—; einzeln je M. 3.—.

Jacobsen-Jens Peter: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14. bis 21. Tausend. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Erster Band. Mit sechs Bildertafeln. In Pappband M. 30.—.

Japanischer Frühling. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. 13.—16. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Kants Sämtliche Werke. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Format und Schrift der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. Sechs Bände. In Leinen M. 300.—; in Leder M. 900.—.

Kants Kritik der reinen Vernunft. Taschenausgabe. In Leinen M. 50.—.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von F. Ohmann. In Pappband M. 22.—.

Kassner-Rudolf: Die Chimäre. In Pappband M. 14.—.

— Englische Dichter. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 26.—.

— Der indische Gedanke. — Von den Elementen der menschlichen Größe. Zweite Auflage. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 26.—.

(Kassner:) Melancholia. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.–.

– Der Tod und die Maske. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Pappband M. 16.–.

– Zahl und Gesicht. In Pappband M. 18.–.

Katharina II., Kaiserin von Rußland: Memoiren. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.–10. Tausend. In Pappband M. 30.–; in Halbleder M. 60.–.

Keller = Gottfried: Gesammelte Werke. Eingeleitet von Ricarda Huch. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 250.–; in Halbleder M. 400.–; in Leder M. 750.–.

– Der grüne Heinrich. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 5.–9. Tausend. In Leinen M. 55.–; in Leder M. 180.–.

Keßler = Harry Graf: Notizen über Mexiko. Zweite Auflage. In Pappband M. 22.–.

Kleist = Heinrich von: Erzählungen. In Pappband M. 35.–; in Halbleder M. 70.–.

Klosterleben im deutschen Mittelalter. Herausgegeben von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M. 40.–; in Halbleder M. 70.–.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. Dritte Auflage. In Pappband M. 26.–; in Schweinsleder M. 180.–.

Laclos = Choderlos de: Schlimme Liebschaften (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.–; in Leder M. 150.–.

Lao=Tse: Die Bahn und der rechte Weg. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. 11. bis 13. Tausend. In Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 45.–.

Lüthgen = Eugen: Belgische Baudenkmäler. Mit 96 Bildertafeln. In Halbleinen M. 25.–.

Die vier Zweige des Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen und eingeleitet von Martin Buber. Zweite Auflage. In Pappband M. 26.–.

Mathéy = Georg A.: Zehn Holzschnitte zur Bibel. Mit einem Vorwort von Theodor Däubler. 150 numerierte und mit der Hand abgezogene Exemplare. Ausgabe A: Nr. I–VI in Ganzledermappe,

mit einer besonders beigefügten Handzeichnung des Künstlers, M. 2200.—; Ausgabe B: Nr. 7—50 in Halbpergamentmappe M. 900—; Ausgabe C: Nr. 51—150 in Halbleinenmappe M. 350.—.

Mombert = Alfred: Aeon. Dramatische Trilogie.

I. Aeon der Weltgesuchte. Sinfonisches Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

II. Aeon zwischen den Frauen. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

III. Aeon vor Syrakus. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Die Blüte des Chaos. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Denker. Gedichtwerk. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Glühende. Dritte, veränderte Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Held der Erde. Gedichtwerk. Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 18.—.

— Die Schöpfung. Gedichtwerk. Zweite Auflage. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 24.—.

— Der Sonne-Geist. In Pappband M. 8.—.

— Tag und Nacht. Gedichte. In Pappband M. 8.—.

Morgenländische Erzählungen, genannt Palmblätter. Nach der von J. G. Herder und A. J. Liebeskind veranstalteten Ausgabe neu herausgegeben von Hermann Hesse. In Leinen M. 25.—.

Mozarts Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Albert Leitzmann. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Munk = Georg: Irregang. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Die unechten Kinder Adams. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M. 20.—.

— Sankt Gertrauden Minne. Geheftet M. 14.—; in Halbleinen M. 24.—.

Die Nachtwachen des Bonaventura. Herausgegeben von Franz Schultz. Dritte Auflage. In Pappband M. 26.—; in Halbpergament M. 45.—.

Nadel = Arno: Der Ton. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.—.

Napoleons Briefe. In Auswahl herausgegeben von Friedrich Schulze, übertragen von Hedwig Lachmann. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 25.—; in Halbleder M. 60.—.

Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zwei Bände. In Halbleinen M. 50.—.

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 22.—.

Okakura-Kakuzo: Die Ideale des Ostens. Aus dem englischen Original übertragen von Marguerite Steindorff. In Halbleinen M. 36.—; in Halbpergament M. 65.—.

Pfister-Kurt: Bruegel. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M. 30.—

Philippe-Charles-Louis: Charles Blanchard. Ein Fragment. Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 22.—.

— Jugendbriefe an Henri Vandeputte. Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 22.—.

Pindar. Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff. In Pappband M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—.

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. In Halbleinen M. 65.—.

Pontoppidan-Henrik: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. In Pappbänden M. 40.—; in Leinen M. 55.—.

— Totenreich. Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 40.—.

Prévost-Abbé: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier des Grieux. Übertragung von Rud. G. Binding. Mit 4 Bildern von Franz von Bayros. Vierte Auflage. In Pappband M. 20.—; in Halbleder M. 45.—.

Die Psalmen. Nach der Übertragung Martin Luthers. Taschenausgabe. In Leinen M. 22.—.

Pulver-Max: Auffahrt. Gedichte. In Pappband M. 8.—.

— Igernes Schuld. In Pappband M. 8.—.

— Merlin. In Pappband M. 9.—.

Reuter-Christian: Werke. In zwei Bänden. Herausgegeben von Georg Witkowski. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 120.—.

Riemer, Friedrich Wilhelm: Mitteilungen über Goethe. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Bildertafeln. In Pappband M. 45.—; in Halbleder M. 80.—.

Rilke, Rainer Maria: Erste Gedichte. 10.—13. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Die Frühen Gedichte. 11.—14. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Das Buch der Bilder. 16.—19. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Neue Gedichte. 10.—14. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Der Neuen Gedichte anderer Teil. 9.—13. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 30.—39. Tausend. In Halbleinen M. 20.—.

— Das Stundenbuch. Gedruckt als erstes Buch der Insel-Presse zu Leipzig in 420 numerierten Exemplaren. Titel und farbige Initialen zeichnete Walter Tiemann. In weißem Kalbleder mit Handvergoldung (vergriffen); in Ganzpergament mit der Hand gebunden M. 550.—; in Halbpergament M. 380.—.

— Requiem. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 8. und 9. Tausend. In Pappband M. 10.—.

— Geschichten vom lieben Gott. 24.—28. Tausend. In Pappband M. 25.—.

— Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. 13.—17. Tausend. In zwei Pappbänden M. 45.—.

— Auguste Rodin. Mit 96 Vollbildern. 31.—35. Tausend. In Halbleinen M. 36.—.

— Die Liebe der Magdalena. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 15.—.

— Guérin, Maurice de: Der Kentauer. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M. 12.—.

Rimbaud, Arthur: Leben und Dichtung. Übertragen von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Bildnis Rimbauds. Zweite Auflage. In Leinen M. 30.—.

(Rübezahl:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem Rübezahl, zuwege gebracht durch M. Johannes Praetorius. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 32.—; in Halbleder M. 65.—.

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen. Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach Originaldrucken. Dritte Auflage. Zwei Bände. In Halbleinen M. 75.—; in Halbpergament M. 130.—.

Saint-Simon: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Wilhelm Weigand. Übertragen von Arthur Schurig. Zweite vermehrte Auflage. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). In Halbleinen M. 130.—; in Halbleder M. 180.—.

Schaeffer, Albrecht: Attische Dämmerung. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der göttliche Dulder. Dichtung. In Pappband M. 26.—; in Halbleder M. 45.—.

— Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte. In Pappband M. 16.—.

— Elli oder Sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Gevatter Tod. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 24.—.

— Gudula oder die Dauer des Lebens. 4.—6. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 20.—.

— Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Drei Bände. Geheftet M. 100.—; in Halbleinen M. 150.—; in Halbpergament M. 200.—.

— Heroische Fahrt. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Josef Montfort. Erzählungen. 4.—7. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Parzival. Ein Versroman in drei Kreisen. (Im Druck.)

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M. 50.—.

— Der Geist der Gotik. Mit 102 Vollbildern. 26.—30. Tausend (befindet sich im Druck).

— Italien. 7.—9. Tausend. Mit 118 Bildertafeln. In Halbleinen M. 70. —.

(Scheffler:) Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M. 22.–.

Schillers Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 250.–; in Leder M. 850.–.

Die Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Max Hecker. Mit einer Silhouette. 11.–15. Tausend. In Pappband M. 16.–.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von Julius Petersen. Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 24.–.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 220.–; in Leder M. 750.–.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. 23.–28. Tausend. In Leinen M. 25.–.

Schopenhauer, Arthur: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt und herausgegeben von Max Brahn. In Pappband M. 22.–.

Seidel, Willy: Der Buschhahn. Roman. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

– Der Garten des Schuchân. Novellen. Zweite Auflage. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

– Der Sang der Sakije. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.–5. Tausend. In Pappband M. 20.–.

Shakespeares Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. In Pappband je M. 15.–; in Halbpergament M. 34.–.

Bisher erschienen;

Macbeth. – Hamlet. – Othello. – Ein Sommernachtstraum. – König Lear. – Sturm. – Was ihr wollt.

Weitere Bände werden in kurzem folgen.

Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. Drei Bände. In Pappbänden M. 32.–.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus – Vermächtnis – Helden und Welt – Dramatische Bilder und Erzählungen.

Stendhal - Friedrich von (Henri Beyle): Das Leben eines Sonderlings. Herausgegeben von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

— Von der Liebe. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 150—.

— Rot und Schwarz. Roman. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

Stifter - Adalbert: Der Nachsommer. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—; in Leder M. 160.—.

— Studien. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9.—13. Tausend. In Leinen M. 80.—; in Leder M. 320.—.

— Witiko. Roman. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 170.—.

Storm - Theodor: Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. 11.—15. Tausend. In vier Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 240.—; in Leder M. 720.—.

Strauß - David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M. 120.—.

Taube - Otto Freiherr von: Gedichte und Szenen. In Halbleinen M. 10.—.

— Neue Gedichte. In Halbleinen M. 10.—.

— Der verborgene Herbst. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 18.—.

— Die Löwenprankes. Roman. Geheftet M. 20.—; in Halbleinen M. 30.—.

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Erster Band. In Leinen M. 75.—; in Leder M. 180.—.

Thukydides: Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Theodor Braun. Zwei Bände. In Pappbänden M. 40.—.

Timmermans - Felix: Das Jesuskind in Flandern. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—10. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Pallieter. Aus dem Flämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos. 5.—9. Tausend. In Pappband M. 26.—.

Tolstoi · Leo N.: Meisterromane. Übertragen von Adolf Heß und H. Röhl. In sieben Halbleinenbänden M. 200.—.
Inhalt: Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden.

Der Roman von Tristan und Isolde. Erneut von Josef Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. 11.—14. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 36.—.

Tschuang · Tse: Reden und Gleichnisse. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Vierte Auflage. Geheftet M. 15.—; in Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 45.—.

Twain · Mark: Der geheimnisvolle Fremde. Eine Phantasie. Übertragung von Wilhelm Nobbe. In Leinen M. 28.—.

Ullmann · Regina: Gedichte. In Pappband M. 12.—.

— Die Landstraße. Erzählungen. Geheftet M. 15.—; in Pappband M. 25.—.

Velde · Henry van de: Essays. Mit Einband und Titelzeichnung vom Verfasser. In Pappband M. 20.—.

Verhaeren · Emile: Fünf Erzählungen. Mit 28 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage von 1100 Exemplaren. In Pappband M. 50.—. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf echtem Bütten in Pergament (Handband) M. 220.—.

— Drei Dramen. (Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 20.—.

— Rembrandt. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36.—40. Tausend. In Halbleinen M. 35.—.

— Rubens. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M. 35.—.

— Die wogende Saat. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M. 20.—.

Verlaine · Paul. Gesammelte Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Stefan Zweig. In Halbleinen M. 100.—; in Halbpergament M. 160.—.

Vermeylen · August: Der ewige Jude. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. Mit 12 Holzschnitten von Frans Masereel. In Halbleinen M. 40.—. Vorzugsausgabe: 200 numerierte Exemplare auf echtem Bütten in Pergament (Handband) M. 250.—.

Verwey · Albert: Europäische Aufsätze. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. In Pappband M. 20.—.

(Verwey:) Gedichte. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M. 20.–.

(Villers-Alexander von:) Briefe eines Unbekannten. Herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Halbleinen M. 60.–.

Vischer-Friedrich Theodor: Auch Einer. Roman. In Halbpergament M. 50.–.

Vogeler-Worpswede-Heinrich: Dir. Gedichte und Zeichnungen. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 35.–.

(Völkerwanderung:) Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. In Pappband M. 55.–; in Halbleder M. 85.–.

Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Pappband M. 22.–.

Wagner-Richard: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von Houston Stewart Chamberlain. In Pappband M. 16.–.

Waldmann-Emil: Albrecht Dürers Leben und Kunst. Vollständige Ausgabe mit 240 Vollbildern. In Halbleder M. 120.–.

– Albrecht Dürer. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 30.–.

– Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte. 11.–20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 30.–.

– Albrecht Dürers Handzeichnungen. Mit 80 Vollbildern. 11.–20. Tausend. In Halbleinen M. 30.–.

Walzel-Oskar: Ricarda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. In Pappband M. 8.–.

– Gesammelte Aufsätze. Zweite Auflage. (Im Druck.)

Wasmann-Friedrich. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 60.–.

Weigand-Wilhelm: Stendhal und Balzac. Essays. In Pappband M. 20.–.

– Der verschlossene Garten. Gedichte aus den Jahren 1901–1909. In Pappband M. 10.–.

(Weigand:) Die Frankenthaler. Roman. Siehe Bibliothek der Romane, Seite 214.

Wilde-Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 93.–105. Tausend. In Pappband M. 30.–; in Halbpergament M. 70.–.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M. 35.–; in Halbleder M. 65.–.

Winckelmanns kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbleinen M. 25.–.

Yeats-William Butler: Erzählungen und Essays. Übertragen aus dem Irischen von Friedrich Eckstein. In Halbleinen M. 16.–.

Zola-Emile: Arbeit. Roman. In Halbleinen M. 25.–.

— Wahrheit. Roman. In Halbleinen M. 25.–.

— Der Zusammenbruch. Roman. In Halbleinen M. 25.–.

Zweig-Stefan: Drei Meister (Balzac – Dickens – Dostojewski). 4.–8. Tausend. In Pappband M. 24.–.

— Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. 8.–10. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 24.–.

— Die frühen Kränze. Gedichte. Dritte Auflage. In Pappband M. 12.–.

— Jeremias. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 14.–18. Tausend. In Pappband M. 18.–.

— Legende eines Lebens. Kammerspiel in drei Aufzügen. In Pappband M. 9.–.

— Tersites. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Zweite Auflage. In Pappband M. 10.–.

— Der verwandelte Komödiant. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. Zweite Auflage. In Pappband M. 8.–.

— Der Zwang. Eine Novelle. Mit 10 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage in 460 numerierten Exemplaren. Nr. 1–50 auf Büttenpapier in Leder (vergriffen); Nr. 51–460 in Halbpergament M. 100.–.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Halbleinen M. 25.–.

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. 16.–20. Tausend.

Cyriel Buysse: Rose van Dalen. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner.

Cervantes: Novellen. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von Konrad Thorer. Mit einem Nachwort von Hermann Schneider. Zwei Bände.

De Coster: Flämische Mären. Übertragen von Albert Wesselski. 11.–20. Tausend.

– Die Hochzeitsreise. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 31.–40. Tausend.

– Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski. 31.–40. Tausend.

Dostojewski: Sämtliche Romane und Novellen in Einzelausgaben: (Gesamtausgabe siehe Seite 199.)

– Arme Leute. Ein Band.

– Der Doppelgänger. Ein Band.

– Aus dem Dunkel der Großstadt. – Helle Nächte. Ein Band.

– Die Wirtin und andere Novellen. Ein Band.

– Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen. Ein Band.

– Ein kleiner Held. – Onkelchens Traum. Ein Band.

– Das Gut Stepantschikowo. Ein Band.

– Erniedrigte und Beleidigte. Zwei Bände.

– Aufzeichnungen aus einem Totenhause. Ein Band.

– Schuld und Sühne (Raskolnikow). 21.–30. Tausend. Zwei Bände.

– Der Spieler und andere Erzählungen. 11.–15. Tausend. Ein Band.

– Der Idiot. Drei Bände.

– Der lebenslängliche Ehemann. – Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett. Ein Band.

(Dostojewski:) Die Teufel. Drei Bände.

— Werdejahre. Zwei Bände.

— Die Brüder Karamasoff. 11.—20. Tausend. Drei Bände.

Georges Eekhoud: Das neue Karthago. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen.

Flaubert: Frau Bovary. Übertragen von Arthur Schurig. 26.—30. Tausend.

— Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 21.—25. Tausend.

Louise von François: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.—20. Tausend.

— Die letzte Reckenburgerin. 49.—58. Tausend.

Jeremias Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird. 11.—15. Tausend.

E. T. A. Hoffmann: Der goldne Topf. — Klein Zaches. — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. 11.—15. Tausend.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe. Übertragen von Mathilde Mann. 21.—25. Tausend.

— Niels Lyhne. Übertragen von Anka Matthiesen. 31.—40. Tausend.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann. 35.—42. Tausend. Zwei Bände.

Jonas Lie: Die Familie auf Gilje. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Mathilde Mann.

Wilhelm Meinhold: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

Eduard Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt. 11.—15. Tausend.

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 6.—10. Tausend.

Henri Murger: Die Bohème. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von Felix Paul Greve. 16.—20. Tausend.

Scheffel: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 26.—35. Tausend.

Walter Scott: Ivanhoe. In der Übersetzung von L. Tafel. 11.–15. Tausend.

– Der Talisman. In der revidierten Übertragung von August Schäfer. 11.–15. Tausend.

Charles Sealsfield (Karl Postl): Das Kajütenbuch. (Ein Roman aus Texas.) 11.–15. Tausend.

Stijn Streuvels: Der Flachsacker. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers.

August Strindberg: Am Meer. Übertragen von Mathilde Mann.

– Die Leute auf Hemsö. Übertragen von Mathilde Mann. 11.–20. Tausend.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt. Übertragen von E. v. Schorn.

Ludwig Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Claude Tillier: Mein Onkel Benjamin. Übertragen von Rudolf G. Binding. 11.–15. Tausend.

Tolstoi: Anna Karenina. Übertragen von H. Röhl. 11.–20. Tausend. Zwei Bände.

– Auferstehung. Übertragen von Adolf Heß. 11.–20. Tausend.

– Krieg und Frieden. Übertragen von H. Röhl. 9.–13. Tausend. Vier Bände.

Turgenjeff: Väter und Söhne. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 11.–15. Tausend.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler. 11.–15. Tausend.

Oskar Wilde: Das Bildnis des Dorian Gray. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. 16.–25. Tausend.

Der Dom

Bücher der deutschen Mystik. In Verbindung mit Josef Bernhart, Alois Bernt, Johannes Bühler, Max Fischer, Max Pulver, Johannes Schmidt, Karl Widmaier herausgegeben von Hans Kayser.

Theologia deutsch. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M. 34.–; in Halbpergament M. 56.–.

Gustav Th. Fechner: Zend-Avesta Herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M. 36.–; in Halbpergament M. 60.–.

Jakob Böhme: Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M. 40.–; in Halbpergament M. 66.–.

Theophrastus Paracelsus: Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M. 70.–; in Halbpergament M. 96.–.

Franz von Baader: Schriften. Herausgegeben von Max Pulver. In Halbleinen M. 50.–; in Halbpergament M. 75.–.

J. G. Hamann: Schriften. Herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbleinen M. 50.–; in Halbpergament M. 75.–.

Ausführliche Ankündigungen über die vorerst auf etwa zwölf Bände berechnete Sammlung stehen zur Verfügung.

Bibliotheca Mundi

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 35.–; in Halbleder M. 70.–.

Anthologia Helvetica (Schweizer Anthologie). Deutsche, lateinische, französische, italienische, rätoromanische Gedichte und Volkslieder.

Baudelaire: Les Fleurs du Mal.

Byron: Poems.

Kleist: Erzählungen.

Musset: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).

Русскій Парнассъ (Russischer Parnaß).

Santa Teresa: Libro de su Vida.

Stendhal: De l'Amour.

Q. Horati Flacci Opera.

Napoléon: Documents. Discours. Lettres.

Libri Librorum

(In den Ursprachen)

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden

Balzac: Les Contes Drolatiques. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 140.—.

Достоевскій: Преступленіе и Наказаніе. (Dostojewski: Schuld und Sühne.) In Leinen M. 50.—; in Leder M. 150.—.

Dante: Opera Omnia. Enthaltend La Divina Commedia; Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Zwei Bände. In Leinen M. 90.—; in Leder M. 280.—.

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (*ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.*) Herausgegeben von Paul Cauer. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 160.—.

Der Nibelunge Not. Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 140.—.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. In Leinen M. 35.—; in Leder M. 140.—.

Pandora

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) M. 5.—. Bisher erschienen 52 Bände

Amerikanisch

Great Political Documents of the United States of America. (52)

Emerson: On Nature, with Goethes Natur. (4)

Irving: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)

Longfellow: Evangeline. (18)

Poe: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

Deutsch

Angelus Silesius: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)

Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)

Goethe: Hermann und Dorothea. (16)

Gotthelf: Das Erdbeeri-Mareili. (30)

E. T. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. (35)

Kant: Zum ewigen Frieden. (3)

Schiller: Wilhelm Tell. (12)

Stifter: Der Waldsteig. (31)

Englisch

Elizabeth Barrett-Browning: Sonnets from the Portuguese. (17)

Byron: Marino Faliero. (15)

Dickens: A Christmas Carol. With illustrations by John Leech. (13)
The Summoning of Everyman. (50)
Macaulay: Essay on William Pitt. (19)
Milton: Minor Poems. (28)
Pope: The Rape of the Lock. (11)
Shakespeare: Sonnets. (1)
Shelley: The Cenci. (22)

Französisch

Balzac: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'œuvre inconnu. (26)
Bossuet: Deux Oraisons Funèbres. (44)
Corneille: Le Menteur. (21)
De Coster: Smetse Smee. (40)
Flaubert: Trois Contes. (43)
Galland: Les Aventures d'Haroun al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)
La Fontaine: Fables. Avec des gravures de Virgil Solis. (37)
Mérimée: Carmen. (24)
Molière: Le Malade Imaginaire. (2)
Musset: Le Fils du Titien. Mimi Pinson. (36)
Racine: Athalie. (14)
Stendhal: Vittoria Accoramboni. Les Cenci. (Nouvelles italiennes.) (9)
Françoys Villon: Le Testament. (27) Lais. Poésies diverses. Ballades en Jargon. (47)
Voltaire: Zadig. (32)

Italienisch

Boccaccio: Sei Novelle. Con incisioni. (33)
Boccaccio: Vita di Dante. (42)
Dante: Vita Nuova. (46)
Fioretti di San Francesco. (51)
Leopardi: Pensieri. (6)
Petrarca: Trionfi. (20)

Lateinisch

Tacitus: Germania. (7)
Jacobus a Voragine: Legenda aurea. (48)

Russisch

Н. В. Гоголь: Шинель. Носъ. (Gogol: Der Mantel. Die Nase.) (41)
Достоевскiй: Великiй инквизиторъ чортъ. кошмаръ ивана Өедоровича. (Dostojewski. Der Großinquisitor. Iwans Alp.) (25)
Л. Н. Толстой: Народные разсказы. (Tolstoi: Volkserzählungen.) (45)
Тургеневъ: Стихотворенiя въ прозѣ. (Turgenjeff: Gedichte in Prosa.) (39)
Нѣмецкiе Поэты въ русскихъ переводахъ. (Deutsche Dichter in russischen Übertragungen.) (49)

Spanisch

Calderon: La Vida es Sueño. (5)
Cervantes: Rinconete y Cortadillo. (23)

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden Mark 5.—.

Die Sammlung umfaßt bisher 339 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher und Essays aller Völker und Zeiten. Sonderverzeichnisse stehen unberechnet zur Verfügung.

Inhalt

Text

Bilder

Germanen auf der Wanderung. Siegesdenkmal von Adam-Elisi in der Dobrudscha.

F. A. Cazals: Paul Verlaine auf dem Totenbett.

W. Schadow: Clemens Brentano. (Aus dem Buche „Clemens Brentano und Minna Reichenbach".)

Daniel Chodowiecki: Blatt aus dem Stammbuch Zingg. (Eine Faksimile-Ausgabe dieses schönsten aller bekannten Stammbücher erscheint im Laufe des Jahres 1922 im Insel-Verlag.)

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

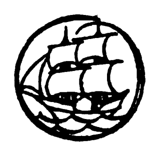


E.R.W.

INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1923



IM INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.

GOETHE

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Donnerstag ◐	1	Donnerstag
2	Dienstag	2	Freitag	2	Freitag
3	Mittwoch ◐	3	Sonnabend	3	Sonnabend ◐
4	Donnerstag	4	Sexagesima	4	Okuli
5	Freitag	5	Montag	5	Montag
6	Sonnabend	6	Dienstag	6	Dienstag
7	1.S.n.Epiph.	7	Mittwoch	7	Mittwoch
8	Montag	8	Donnerstag ☾	8	Donnerstag
9	Dienstag	9	Freitag	9	Freitag ☾
10	Mittwoch ☾	10	Sonnabend	10	Sonnabend
11	Donnerstag	11	Estomihi	11	Lätare
12	Freitag	12	Montag	12	Montag
13	Sonnabend	13	Dienstag	13	Dienstag
14	2.S.n.Epiph.	14	Mittwoch	14	Mittwoch
15	Montag	15	Donnerstag ●	15	Donnerstag
16	Dienstag	16	Freitag	16	Freitag
17	Mittwoch ●	17	Sonnabend	17	Sonnabend ●
18	Donnerstag	18	Invokavit	18	Judika
19	Freitag	19	Montag	19	Montag
20	Sonnabend	20	Dienstag	20	Dienstag
21	3.S.n.Epiph.	21	Mittwoch	21	Mittwoch
22	Montag	22	Donnerstag	22	Donnerstag
23	Dienstag	23	Freitag	23	Freitag
24	Mittwoch	24	Sonnabend ☽	24	Sonnabend
25	Donnerstag ☽	25	Reminiszere	25	Palmarum ☽
26	Freitag	26	Montag	26	Montag
27	Sonnabend	27	Dienstag	27	Dienstag
28	Septuages.	28	Mittwoch	28	Mittwoch
29	Montag			29	Donnerstag
30	Dienstag			30	Karfreitag
31	Mittwoch			31	Sonnabend

* April *		* Mai *		* Juni *	
1	Osterfest ⊕	1	Dienstag	1	Freitag
2	Ostermontag	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Dienstag	3	Donnerstag	3	1.S.n.Trinit.
4	Mittwoch	4	Freitag	4	Montag
5	Donnerstag	5	Sonnabend	5	Dienstag
6	Freitag	6	Rogate	6	Mittwoch ☾
7	Sonnabend	7	Montag ☾	7	Donnerstag
8	Quas. ☾	8	Dienstag	8	Freitag
9	Montag	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Dienstag	10	Himmelfahrt	10	2.S.n.Trinit.
11	Mittwoch	11	Freitag	11	Montag
12	Donnerstag	12	Sonnabend	12	Dienstag
13	Freitag	13	Exaudi	13	Mittwoch
14	Sonnabend	14	Montag	14	Donnerstag ●
15	Mis. Dom.	15	Dienstag ●	15	Freitag
16	Montag ●	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Donnerstag	17	3.S.n.Trinit.
18	Mittwoch	18	Freitag	18	Montag
19	Donnerstag	19	Sonnabend	19	Dienstag
20	Freitag	20	Pfingstfest	20	Mittwoch
21	Sonnabend	21	Pfingstmont.	21	Donnerstag ☽
22	Jubilate	22	Dienstag	22	Freitag
23	Montag	23	Mittwoch ☽	23	Sonnabend
24	Dienstag ☽	24	Donnerstag	24	4.S.n.Trinit.
25	Mittwoch	25	Freitag	25	Montag
26	Donnerstag	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Freitag	27	Trinit.	27	Mittwoch
28	Sonnabend	28	Montag	28	Donnerstag ⊕
29	Kantate	29	Dienstag	29	Freitag
30	Montag ⊕	30	Mittwoch ⊕	30	Sonnabend
		31	Donnerstag		

	* Juli *		* August *		September
1	5. S. n. Tr.	1	Mittwoch	1	Sonnabend
2	Montag	2	Donnerstag	2	14. S. n. Tr.
3	Dienstag	3	Freitag	3	Montag ☾
4	Mittwoch	4	Sonnabend ☾	4	Dienstag
5	Donnerstag	5	10. S. n. Tr.	5	Mittwoch
6	Freitag ☾	6	Montag	6	Donnerstag
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Freitag
8	6. S. n. Tr.	8	Mittwoch	8	Sonnabend
9	Montag	9	Donnerstag	9	15. S. n. Tr.
10	Dienstag	10	Freitag	10	Montag ●
11	Mittwoch	11	Sonnabend	11	Dienstag
12	Donnerstag	12	11. S. n. Tr. ●	12	Mittwoch
13	Freitag	13	Montag	13	Donnerstag
14	Sonnabend ●	14	Dienstag	14	Freitag
15	7. S. n. Tr.	15	Mittwoch	15	Sonnabend
16	Montag	16	Donnerstag	16	16. S. n. Tr.
17	Dienstag	17	Freitag	17	Montag ☽
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Dienstag
19	Donnerstag	19	12. S. n. Tr. ☽	19	Mittwoch
20	Freitag	20	Montag	20	Donnerstag
21	Sonnabend ☽	21	Dienstag	21	Freitag
22	8. S. n. Tr.	22	Mittwoch	22	Sonnabend
23	Montag	23	Donnerstag	23	17. S. n. Tr.
24	Dienstag	24	Freitag	24	Montag
25	Mittwoch	25	Sonnabend	25	Dienstag ⊕
26	Donnerstag	26	13. S. n. Tr. ⊕	26	Mittwoch
27	Freitag ⊕	27	Montag	27	Donnerstag
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Freitag
29	9. S. n. Tr.	29	Mittwoch	29	Sonnabend
30	Montag	30	Donnerstag	30	18. S. n. Tr.
31	Dienstag	31	Freitag		

Oktober		November		Dezember	
1	Montag	1	Donnerstag ☾	1	Sonnabend ☾
2	Dienstag	2	Freitag	2	1. Advent
3	Mittwoch ☾	3	Sonnabend	3	Montag
4	Donnerstag	4	23. S. n. Tr.	4	Dienstag
5	Freitag	5	Montag	5	Mittwoch
6	Sonnabend	6	Dienstag	6	Donnerstag
7	19. S. n. Tr.	7	Mittwoch	7	Freitag
8	Montag	8	Donnerstag ●	8	Sonnabend ●
9	Dienstag	9	Freitag	9	2. Advent
10	Mittwoch ●	10	Sonnabend	10	Montag
11	Donnerstag	11	24. S. n. Tr.	11	Dienstag
12	Freitag	12	Montag	12	Mittwoch
13	Sonnabend	13	Dienstag	13	Donnerstag
14	20. S. n. Tr.	14	Mittwoch	14	Freitag
15	Montag	15	Donnerstag ☽	15	Sonnabend ☽
16	Dienstag	16	Freitag	16	3. Advent
17	Mittwoch ☽	17	Sonnabend	17	Montag
18	Donnerstag	18	25. S. n. Tr.	18	Dienstag
19	Freitag	19	Montag	19	Mittwoch
20	Sonnabend	20	Dienstag	20	Donnerstag
21	21. S. n. Tr.	21	Mittwoch	21	Freitag
22	Montag	22	Donnerstag	22	Sonnabend
23	Dienstag	23	Freitag ○	23	4. Advent ○
24	Mittwoch ○	24	Sonnabend	24	Montag
25	Donnerstag	25	26. S. n. Tr.	25	Christfest
26	Freitag	26	Montag	26	2. Christtag
27	Sonnabend	27	Dienstag	27	Donnerstag
28	22. S. n. Tr.	28	Mittwoch	28	Freitag
29	Montag	29	Donnerstag	29	Sonnabend
30	Dienstag	30	Freitag	30	S. n. Weihn. ☾
31	Mittwoch			31	Silvester



Holzschnitt von Frans Masereel zu Verhaeren, Weiße Weihnacht

HUGO VON HOFMANNSTHAL
VORSPIEL ZUM SALZBURGER GROSSEN WELTTHEATER

Dass es ein geistliches Schauspiel von Calderon gibt, mit Namen „Das große Welttheater", weiß alle Welt. Von diesem ist hier die das Ganze tragende Metapher entlehnt: daß die Welt ein Schaugerüst aufbaut, worauf die Menschen in ihren von Gott ihnen zugeteilten Rollen das Spiel des Lebens aufführen; ferner der Titel dieses Spiels und die Namen der sechs Gestalten, durch welche die Menschheit vorgestellt wird – sonst nichts. Diese Bestandteile aber eignen nicht dem großen katholischen Dichter als seine Erfindung, sondern gehören zu dem Schatz von Mythen und Allegorien, die das Mittelalter ausgeformt und den späteren Jahrhunderten übermacht hat

PERSONEN

MEISTER / ENGEL / ZWEITER ENGEL / WELT / VORWITZ / TOD / WIDERSACHER / UNVERKÖRPERTE SEELEN.
KÖNIG / SCHÖNHEIT / WEISHEIT / REICHER / BAUER / BETTLER.

Musik. Heilige Männer und Frauen: Propheten und Sibyllen, hereintretend, blicken erwartungsvoll stufenauf gegen den Palast des Meisters.

Engel tritt herein, Welt hinter ihm. Ihr folgen Tod und Vorwitz. Tod ist schwarz gekleidet, mit Mantel, weißem Hut und Degen, Vorwitz trägt scheckige Lakaienkleidung, einen Fächer im Gürtel und eine Laute umgehängt.

WELT

Wohin führst du mich?

ENGEL

weist ihr einen Platz an

Hier warte. Deine Leut hinter dir. Du bist berufen.

WELT

Wer sind dort die?

ENGEL

Auch berufen; achte, wie ich sie grüße.

Tritt hin, neigt sich.

Gegrüßt seid mir, heilige Propheten, weissagende Frauen; eurer Worte jegliches glänzt durch die Zeiten. Der Herr ist mit euch.

WELT

Ich kenn euch wohl. Meine Berge haben euch getragen, die Hände zum Himmel zu recken, meine Höhlen waren der rechte Ort, wo ihr die Schatten der Gewesenen beschwören konntet; ihr möget mich auch zuvor grüßen.

PROPHETEN

zusammen

Du großes Wunder-Werk der sieben Tage, Welt, sei uns gegrüßt.

WELT

zu den Sibyllen, die in Schweigen verharren

Seid ihr Weiber so stolz? Mit eurem A O U habt ihr viel Geister gerufen und viel Ruhm ergattert. Wem aber das Volle gegeben ist, der schreit nicht A noch U und dem ist die Zunge zu schwer für Sprüch, aber wenn er wollte, möcht er leicht mehr sagen, als ihr vermocht habt. Was führt uns hier an dieser Statt zusammen?

PROPHETEN

Der Wille, der alles vermag, was er will. Wir sind beschieden und harren.

Fanfaren.

WELT

Das tönt nach einem großen Herren! Kommt jetzt der Meister gegangen?

Sieht sich um.

ENGEL

Schweig und harre.

WIDERSACHER

tritt vorsichtig heran, er ist schwarz gekleidet als ein Gelehrter.

WELT

Ist der Schleicher auch da — das ist eine sonderliche Zusammenkunft.

ENGEL

Wo du bist, da ist ihm Zutritt gegeben, so wie dem, der hinter dir steht. Ruhig jetzt.

Fanfaren abermals, Propheten und Sibyllen wenden sich ehrfurchtsvoll gegen den Palast.

WELT

Von wo kommt er? Ich sehe ringsum nichts.

ENGEL

Schau nach oben, und wenn du siehst, dann fall in die Knie.

Fanfaren zum drittenmal. Es dunkelt und wird gleich wieder hell. Der Meister steht da im Sternenmantel. Propheten und Sibyllen fallen in die Knie, die ausgebreiteten Hände nach hinten genommen. Welt fällt auch in die Knie, ebenso der Engel und hinter ihm Tod und Vorwitz. Widersacher drückt sich rechts in die Vorhänge.

MEISTER

richtet seinen Blick auf die Welt, nicht mit Strenge.

WELT

auf den Knien

Meister, was befiehlst du mir, deiner Magd?

MEISTER

Ein Fest und Schauspiel will ich mir bereiten. Dazu die Bühne heiß' ich dich aufschlagen. Heb dich und gehs an!

WELT

auf ihren Füßen

Du bist aller vier Elemente Schöpfer, aller Berge Türmer, aller Meere Dämmer, was kann ich schaffen, das dir könnte Veränderung bereiten, Überraschung oder Ergetzen? Oder dennoch? Ja? Stürz ich Berg über Meer, Meer über Berg – reiß ich die ewigen Ströme aus ihrem Bett und schmeiß sie in Katarakten nieder ans Feste? Willst du alle Elemente glühend? Ich bin zu lange ein zahmes Weib gewesen, laß mich wieder los von der Kette, und ich will ein Schauspiel geben, darüber der Mond erschrecken soll!

MEISTER

Was du da herbietest, wäre mir nicht mehr, als ein zweijährig Kind spielen sehen mit Strohhalmen. Ein ganz anderes auserlesenes Werkstück will ich betrachten, ein lebendes, geheimes freies Wirken. Zu solchem Schauspiel rüste du mir die Bühne.

WELT

sieht sich um

Von welchem Geheimnis redet der Meister da?

VORWITZ

Chymie! Chymie! Das ist seine Sache! Er will Gold machen aus niedrigen Erden!

WIDERSACHER

Er wiederholt sich nie. In solcher Weise hab ich ihn von Geschaffenem nie reden hören

ENGEL

tritt auf ihn zu, als ihn zum Schweigen zu verhalten.

MEISTER

winkt dem Engel, den Widersacher in Ruhe zu lassen, dann zur Welt, gütig

Von dem Menschen rede ich, deinem Gast.

WELT

Die Menschen? an den Käfern willst du dich ergetzen? Wie Ameisen laufen sie hin und her, vorwärts und rückwärts, bauen Städte, gründen Reiche, zerstörens wieder, lassen keinen Stein auf dem anderen. In einem Schwarm Wespen ist mehr Vernunft als in denen.

MEISTER

In dem, worin du sie nicht fassest, ist ihr Großes: denn wisse, nach meinem Ebenbilde habe ich sie geschaffen. Du aber bist da, damit du der Menschen Füße tragest. Das ist das Herrlichste, das wird von dir gesagt werden.

WIDERSACHER

Was will er Sonderbares? auf was geht das hinaus? Ich muß mich bereit halten. Meine Bücher zum Nachschlagen, meine Kompendien! –

Setzt seine Brille auf.

Der Avicenna fehlt, der Lukrez ist nicht da – schlampig mir eingepackt, der junge Grasteufel, mein Bibliothekar.

WELT

Ho, Herr! Der Mensch ist mein Werkstück, wenn auch das ansehnlichste nicht. Was an ihm taugt, habe ich ihm mitgegeben. Wäre er wohlberaten und bliebe in seinen Schranken, hielte er sein irrwitziges Denken im Zaum, begehrte nichts, als meine Herrlichkeiten zu genießen. und sänke, wo ihm der Atem ausgeht, in mich wieder hin. da geschähe ihm wohl, dem Tausendfuß, dem vermaledeiten. der an lotrechten Mauern klettern will.

ENGEL

Zähm den ungesalbten Mund, scheckig Wesen! Heidenweib! Hat der Herr dich nicht einmal schon ersäuft und, als du am letzten warst, einen neuen Weltstand über dich aufgehen lassen! Hüte dich!

EINER DER PROPHETEN

Prunkest du mit deinen Kräften, Welt, weil du noch immer fest auf den Füßen stehst! Es kommt schon der Tag, wo

auch du in die Knie brichst; und der jetzt hinter dir steht, springt dir in deinen Nacken als dein Reiter, und unter dem fährst du dahin in die Finsternis.

WELT

stöhnt auf, verbirgt ihr Gesicht.

VORWITZ

versteckt sich.

WIDERSACHER

einen Schritt näher tretend, nimmt sein Barett ab

Ich sehe, es wird hier ein Hofgericht gehalten, und dabei geht es streng her über ein armes Weib, das eine schwere Zunge hat. Ich meine, mit Erlaubnis, daß ihr ein Anwalt gebührt. Ich wäre bereit, obwohl mir der Handel unbekannt ist – wenn mir wollte gestattet werden, als Prokurator dieser Frau zur Seite zu treten –, ich müßte aber zuvor ein Gespräch mit ihr haben, damit sie mich einweiht in ihre Sach. Ich bin Doktor der Logik, aber auch in rechtlichen Sachen sehr erfahren –

MEISTER

ohne ihn zu achten, gütig wie zuvor

Genug. Der Menschen Tun und Treiben ist mir zum Schauspiel würdig. Dazu hab ich mir diese Gäste geladen. Jetzt bau uns die Bühne her und laß das Spiel anheben.

WELT

Wie denn, ich weiß noch nichts!

ENGEL

auf einen Wink des Meisters zur Welt

Rufe du ungeborener Seelen jetzt einen Haufen hier herauf und bekleide sie mit Leibern, dann wird ihrer jedem Er ein Geschick zuteilen.

WIDERSACHER

Erlaub der Herr die eine Frage: wie kann ein Schauspiel den ergetzen, der es vorbestimmt, Eingang und Ausgang, bis aufs I-Tüpfel?

Einen Schritt näher

Da steht, der gesagt hat: Unsere Werke in uns wirkst du allein! Da steht er, einer von deinen Propheten. Er soll mir Zeugnis geben! Will der Herr sich selber vorspielen mit Puppen, die an Drähten hängen in seinen Händen?

MEISTER

Wahl ist ihnen gegeben zwischen Gut und Böse, das ist ihre Kreaturschaft, in die ich sie gestellt habe. Tust du, als wissest du das nicht? Es ist dein Weideplatz von Anbeginn! Einbläser von Evas Apfel her, blas ein, welchen du willst. Ich hab ihre Ohren nicht verklebt. Damit sie sich entscheide, dazu hab ich der höchsten Freiheit einen Funken in die Kreatur gelegt.

WELT

flüstert leise mit Vorwitz, der ihr etwas vorzustellen scheint.

MEISTER

steigt auf die obere Bühne, sein Gefolge hinter ihm, dort bleibt er stehen.

ENGEL

tritt aus dem Palast, einen Arm voll Rollen tragend; reicht sie dem Meister dar.

VORWITZ

Kleider her! Kleider machen Leute, das ists, was der gnädige Herr hat sagen wollen!

WELT

Das schaff ich her mit einem Wink. Dergleichen halt ich immer bereit, Kammern und Speicher voll. Der den König spielt, wird seine Kron von mir empfangen und der Bauer seinen Spaten. Da sind geistliche Kutten und Hofkleider, Hirtenstäb und Schwerter, vergoldete Harnisch und Bettlers Fetzen, zehnmal geflickt.

Es werden, währenddem sie spricht, von Dienern Körbe hereingebracht, die Kronen und Harnische, Mitren und Bischofsstäbe, Frauenkleider und Hauben, Masken und Fächer enthalten.

Soll ich sie einkleiden, wie sie dastehen, kunterbunt?

MEISTER

von der oberen Bühne, eine Rolle in der Hand

Sein Geschick teil ich einem jeden zu. Das findet er geschrieben in der Rolle, die ich ihm reichen werde. Wie es der Rolle gemäß ist, so dann kleide du ihn an.

WELT

auf Vorwitz' Flüstern

Da werden etliche die kurzen Rollen haben, Herr, die werden nicht weggehen wollen von der Bühne! Es wird hart gehen, sie zum Abtreten zu bringen, soweit kenn ich die Menschen!

MEISTER

Gut erinnert, so heiß' ich den, der hinter dir steht –

VORWITZ

He Tod, Herr Kämmerer, man redet Euer Gnaden an!

MEISTER

Den heiß' ich Bühnenmeister sein. Wen du abrufst, der wird mir für gut von der Bühne treten und nicht wieder hinauf, dafür sorgst du mir.

Tod neigt sich, beugt seine Knie.

VORWITZ

leise zur Welt

Eine schlechte Rolle spielt uns keiner, auch wenn sie lang ist!

WELT

tritt einen Schritt auf den Meister zu, der sich wendet

Meister!

MEISTER

wendet sich noch einmal zur Welt

Was beschwert dich? Ist nicht alles gesagt?

WELT

Herr, nein! Es sind meine Kinder dennoch, das Wort wirst du mir wohl verstatten –, und so kenne ich sie auch gut. Es hält sich jeder für das Mittelstück aller Sachen; eine schlechte Rolle wissentlich annehmen, das werde ich ihnen nicht aufzwingen. Eine undankbare Rolle wird mir jeder vor die Füße schmeißen und mich eine böse Stiefmutter, eine Schinderin und was noch für Namen nennen!

MEISTER

Wer heißt sie im voraus wissen, was eine schlechte Rolle ist und was eine gute?

WELT

Das weiß wohl jeder, der hineinsieht, wenn er Geschriebenes lesen kann! Viel befehlen und anschaffen, herrisch und gut leben, das große Wort führen, andere seine Macht fühlen lassen: das ist eine gute Rolle. Stöß' und Püffe hinnehmen, harte Worte hinunterschlucken, sich ducken, den Mund halten, wenn andere reden, das ist eine schlechte Rolle — so halten es die Menschen von Adams Zeiten her.

MEISTER

So halten sie es töricht, und darum sollst du Meisterin sein und sie weisen.

WELT

Wie denn, wenn ich selber besser nicht weiß?

MEISTER

Es ist ein Spiel, sticht dir das Wort nicht den Star? Bedeut sie!

DER ERSTE ENGEL

tritt vor und spricht zur Welt von der oberen Bühne aus

Bist so schwer von Begriffen? Anschaffen und gehorchen, sich aufrecken und sich ducken, prassen und entbehren, das alles geschieht von denen, die im Spiel stehen: gleichnisweise aber geschieht es und nicht für wirklich, und gut oder schlecht wird nicht die Rolle heißen, sondern das Spiel dann, wenn die Dinge an ihr Ende kommen sind, und nicht um seiner Rolle willen, er mag den Bettelstab in Händen

gehabt haben oder Königs Schwert und Zepter, sondern um dessentwillen, was er aus ihr gemacht hat, werden einer oder etliche an des Meisters Tisch gerufen werden — aber einen Stümper sieht sein Meister ungnädig an, und es gibt kein Ausbessern nachher, wo einer auf der Bühne vertan hat. Das alles weise ihnen in Eile noch ein, sofern sie dir lieb sind.

Wendet sich, dem Meister nachzugehen, der Vorhang an der Palasttür wird von Engeln zur Seite gehoben.

VORWITZ

läuft ihm nach

Es ist uns weder der Name von dem Stück gesagt worden, noch der Vorgang — nicht einmal so im gröbsten wie bei einem Stegreifspiel!

MEISTER

hinauf in den Palast, Gefolge hinter ihm. Zweiter Engel mit den Rollen folgt hinein. Fanfaren.

DER ERSTE ENGEL

tritt wieder vor

Den Namen des Schauspiels sag ich euch an: Tuet recht! Gott über euch!

STIMMEN

von oben

Tuet recht! Gott über euch!

ENGEL

Habt ihrs vernommen?

VORWITZ

Zweimal sogar. Wir sind aber davon nicht klüger als zuvor. Von dem Gang der Handlung hast du uns kein Wort

gesagt, mit Erlaubnis, nicht einmal einen Fingerzeig, an den ein sinniger Mensch sich halten könnte!

ENGEL

vortretend, ein Buch in der Hand, das ihm von einem andern gereicht worden

Das ich da in Händen halte, das Buch, das ihr alle kennt, darin ist Kern und Sinn eures Spieles gefaßt in einen Spruch. Da steht geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, und aber deinen Gott, den sollst du lieben über alles. — Somit ist gewiesen, was das Spiel enthalten soll, und es ist das gleiche, als der Titel in sich begreift: Tuet recht! Gott über euch!

Stille.

VORWITZ

Das, wie er den Titel und den Inhalt da zusammengemischt hat, das ist gar nicht dumm, das hätte ganz gut als Prolog gepaßt, da hätte er aber warten sollen, bis die Schauspieler angezogen, die Lichter angezündet und alles fix und fertig gewesen wäre — jetzt sind wir noch nicht so weit. Jetzt kommen erst die Schauspieler ganz langsam anmarschiert! Und das Rollenausteilen wird auch nicht ohne Sekkaturen abgehen —

DIE UNVERKÖRPERTEN SEELEN

ziehen auf, stellen sich singend auf der unteren Bühne in zwei Halbkreise. Sie tragen fahle, kuttenartige Gewänder, eine wie die andere. Auch ihre Gesichter gleichen einander wie die Larven, ohne jedes Merkmal des Geschlechtes, des Alters oder der Person. Sobald sie auf der unteren Bühne aufgestellt sind, die Gesichter dem Palast zugewandt, verstummt ihr Gesang. Welt, Tod und Vorwitz sind ins Proszenium ausgewichen. Widersacher hat sich gleichfalls im Proszenium auf einer abwärts führenden Stufe eingerichtet, indem er schon seit geraumer Zeit seine Handbibliothek aus der Reisetasche

nimmt und vor sich ordnet. Der zweite Engel tritt aus der Palasttür hervor, er trägt ein Bündel Pergamentrollen im Arm.

ZWEITER ENGEL
an den Rand der oberen Bühne vortretend

Euch leiblose Seelen mit meinem Auge zu unterscheiden, lehrte mich der Meister. So rufe ich euch auf, ihr seid auserlesen, vor ihm zu spielen. Tritt her, du,

er winkt einer der Seelen

und empfange des Königs Rolle.

Eine der Seelen tritt heran und empfängt aus der Hand des Engels, der sich ihr oben entgegenneigt, die Rolle. Rollt sie auf und blickt hinein. Andere treten hinzu, sehen ihr neugierig über die Schulter in das Blatt.

ZWEITER ENGEL
deutet auf eine andere der Seelen

Du spiele die Weisheit!

WELT
tritt näher, winkt den Dienern

Kron und Mantel dem! Das Schwert mit goldenem Griff! – Die Weisheit wird von einer Nonne vorgestellt! Ein Habit her! Ein Zingulum!

ZWEITER ENGEL
auf eine dritte Seele deutend

Du bist der Bauer!

WELT

Vorwärts! Dem Bauern grobe Schuh, ein grobes Gewand, einen Spaten. Vorwärts!

ZWEITER ENGEL
wie oben

Du sollst die Schönheit spielen!

Einige von den Dienern haben etliche Stücke Teppich oder Seidendamast gebracht, zugerichtet zu Vorhängen, nur zweimannshoch, mitsammen breit genug, die vordere Bühne abzuschließen. Drei von ihnen haben hohe lange Stangen in Händen mit Gabeln oben, damit stützen sie die Vorhänge, so daß die untere Bühne nun ganz verhängt, aber zwischen den Vorhangteilen Aus- oder Eintritt gegeben ist.

VORWITZ

gibt ihnen dabei Anordnungen, weist ihnen läppisch die Plätze an, wo sie stehen müssen.

WELT

tritt durch den Vorhang heraus, späht aber zwischen den Falten wieder hinein, wie das Ankleiden drin vor sich gehe. Ruft zwischendurch nach außen:

Es wird gleich angehen!

Man hört die Musiker ihre Instrumente versuchen, Welt horcht auf sie. Man hört indessen eine Unruhe auf der Bühne. Daraus hebt sich eine starke Stimme ab, die öfter heftig: Nein! ruft.

VORWITZ

schlüpft aus dem Vorhang hervor, dumm aufgeregt

Es ist da eine Vorfallenheit untergekommen, wie sie mir jedenfalls noch nicht untergekommen ist!

WELT

Wo?

VORWITZ

zeigt hinter sich

Da auf der Bühne, bei dem Rollenausteilen. Da! Schau sich die Frau das an!

EINE SEELE

der Bettler, tritt eilig zwischen den Vorhängen hervor. Sie trägt eine Rolle in der Hand. Ihr nach tritt ein Theaterdiener, der ein zerfetztes Flickenwerk, das Kostüm des Bettlers, trägt.

SEELE

tritt auf die Welt zu

Da, nimm die Rolle wieder, die mir zugeteilt ist. Ein anderer mag das spielen, ich nicht! Ich nicht! Ich nicht!

Der Theaterdiener geht hinter ihm drein, bleibt hinter ihm stehen.

WELT

Was soll sein? was schreist du: Ich nicht!

SEELE

Ich spiele die Rolle nicht. Ich ziehe dieses Gewand nicht an

Nimmts dem Theaterdiener aus der Hand, wirfts der Welt vor die Füße.

VORWITZ

Das wäre eine neue Mode. Oder ist da vielleicht ein Irrtum geschehen?

Nimmt ihm die Rolle aus der Hand, besieht sie.

Rolle: der Bettler. In Klammern: ein unglücklicher Mensch.

Besieht das Gewand, indem ers vorsichtig anrührt.

Gewand des Bettlers. Vollständig entsprechend. Sehr bettelhaft. Da ist alles in Ordnung. Was will der Schauspieler? worüber beschwert er sich? das sind schwierige Leute!

SEELE

zur Welt

Dir sag ich nein! Lieber ungeboren dahin! Tot sein und bleiben!

Hält ihr die Rolle hin.

WELT

nimmt die Rolle, sieht hinein, blickt um sich

Was zürnt der Ungeborene so? Versteht ihn einer?

VORWITZ

Wie halt die Rollen ausgeteilt sind, das kann er nicht verschmerzen.

SEELE

Da!

Reißt ihr die Rolle aus der Hand.

VORWITZ

Das möcht ich mir ausgebeten haben, daß du der Spielmeisterin so lümmelhaft an den Leib fährst!

WELT

Laß. Er soll reden.

SEELE

hält ihr die Rolle hin

Da! Da! Das soll ein Leben sein! Das da eines Lebens Anfang! Eine Jugend das?

Er blättert in der Rolle.

Das eines Mannes Lebenszeit! Da: Qual und Not, Not und Qual, Qual und Not! Spott und Hohn! Einsamkeit, gräßlich, eine Hölle! Da stöhne ich in Verlassenheit! Da hause ich unter einer Brücke und zehre von dem, was Ratten nicht mehr wollen. Da schrei ich in Herzensangst, und sie zucken die Achseln – da bleck ich die Zähne in Verzweiflung. Da, verlassen wie kein Hund, raff ich mich noch einmal auf und lebe, lebe noch immer. rede fast nichts mehr. Da singe ich Lieder! Ahnst du, was das für Lieder sein werden, die da mein zahnloser Mund singen wird?

WELT

Und? Was noch?

SEELE

packt das Gewand und hält ihrs unter die Augen

Das soll mein Gewand sein! Ein verhaderter Fetzen — das Kleid der Unehre, stinkend! Darin soll ich leben und sterben! — Und deiner Tiere letztes, Frau, trägt ein seidenweiches Fell oder ein Schuppenkleid aus Gold und Silber!

Wirft das Gewand wieder hin und tritt darauf.

WELT

Bist du so feige, Menschenseele? Geh mir aus den Augen, ich mag kein feiges Geschöpf sehen. Meiner Tiere letztes steht tapfer in dem Kampf, in den ich es hineingestellt habe. Und du willst nicht einmal im Spiel den schlechten Part auf dich nehmen? Zieh dich an, oder ich muß Knechte rufen! Damit wir weiterkommen!

VORWITZ

Feige Leute sind uns zum Ekel! Hast du nie was von einer Sach reden gehört, die man beispielmäßig Mut nennt? Das war schon den Römern bekannt!

WELT

Ruf Knechte her, kleidet diesen in seine Spieltracht. Es ist Zeit, daß wir anfangen.

Theaterdiener winkt, es treten zwei andere hervor. Sie fassen die Seele, machen Miene, ihr das Bettlergewand anzuziehen.

SEELE

macht sich los

Läßt du durch deinen Bedienten mich einen Feigling schimpfen, der das Harte nicht auf sich nehmen will? so wisse das: die Jammerrolle spiel ich nicht! Und es soll sie kein anderer auch nicht spielen!

Er zerknittert die Rolle in der Hand.

WIDERSACHER

Gesprochen wie ein Mann! Ich erhebe für diese Seele den Anspruch auf natürliche Gleichheit des Schicksals!

WELT

winkt den Dienern

Es ist genug Zeit vertan. Angezogen den Mann und hinaus auf die Bühne! Wenn er dort steht, wird er sich hineinfinden ins Spiel!

WIDERSACHER

Intercedo! Ich tue Einspruch! Ich protestiere gegen Vergewaltigung! Es ist eh und immer geklagt worden, daß eine blinde, tyrannische G'walt hat geschaltet über die Menschen schon im Mutterleib – von zweien Zwillingen, ungeboren beide, unschuldig beide, zum voraus den Jakob begnadet, den Esau verworfen! Soll das so weitergehen und in unserer erleuchteten Zeit dergleichen Willkür fortrasen?

ENGEL

tritt zwischen den Vorhängen hervor.

SEELE

hat sich den Händen der Diener entrissen, schreit auf

Nein!

WIDERSACHER

Ich sehe, die Herrschaft schickt einen Boten. Es wird auf einen Ausgleich herausgehen. Der junge Mann hat das Wort. Wir sind begierig.

ENGEL

Zu dir red ich nicht. – Warum hältst du uns auf, unbotmäßige Seele? Die andern sind gekleidet. Der Bühnen-

meister wills Zeichen geben. — Was schnaubst du so, wie ein Pferd, das der Schmied hat werfen müssen? Sprich zu mir.

SEELE

noch auf den Knien, sieht zu ihm auf.

Die Theaterdiener sind zurückgetreten, einer behält das Bettlergewand in der Hand.

ENGEL

beugt sich über die Seele mit einem Lächeln

Weißt du denn, ob du Esaus Los gezogen hast und nicht Jakobs? Ein Feuer ist deiner Seele eingeboren, das nach oben lodert, das weist mehr auf Jakob als auf Esau. Seine Flamme brannte dunkel und rauchig.

SEELE

steht auf

Und wär ich Jakob. Es darf so nicht gehandelt werden wie an Esau. Ich leid es nicht. Die Rolle ist verflucht.

Will sie zerreißen, kanns nicht.

ENGEL

Laß. Menschenhände zerreißen kein Pergamen, das von dorther kommt. — Reich mir die Rolle. Ich gebe sie dir wieder, sobald du deiner mächtig bist.

SEELE

Niemals. Nicht denken, daß einer soll verdammt sein, so zu leben!

ENGEL

Tapfere Seele — ich weiß: nicht daß du leiden sollst für eines Spieles kurze Stunde, schaudert dich, dich



schaudert zu erkennen die Finsternis, in der Adams Kinder hausen.

SEELE

Es sind welche im Spiel, in deren Hand ist Macht gelegt, es sind Herren und Knechte, Mündige und Unmündige. Wer teilts aus? Das Glück? Ich will nicht unter einer blinden Metze Fuchtel stehen. Ich will nicht!

ENGEL

Dein Mund redet wüst, aber in dir, wie eines Bergmanns Lampe, ruhig leuchtend in der tiefsten Tiefe, brennt das Einverständnis.

SEELE

Du hältst mir einen Köder hin, und etwas in mir zuckt freilich danach, ihn zu verschlucken.

ENGEL

Bekennst du das? Ehrliche Seele!

SEELE

Aber ich weiß, wenn ich den gekrümmten Haken verschluckt habe, dann reißest du mich gegen Strom dahin, und ich will nicht! Gib mir eine Rolle, in der Freiheit ist, soviel als eines braucht, um nicht zu ersticken, oder laß mich heraus aus dem Spiel!

ENGEL

Aber wer Freiheit hat und ist ihrer würdig, der fragt: wozu habe ich Freiheit? und ruht nicht, bis er erkennt, welche Frucht sie bringt. Die Frucht aber der Freiheit ist eine: das Rechte zu tun.

SEELE

Betrüg mich nicht! – Nein. Du betrügst mich nicht! erbarm dich!

ENGEL

Die Tat allein ist Schöpfung über der Schöpfung. Ihren Duft unmittelbar zu Gott zu tragen, ist unser Dienst. Erfassest du, heldenhafte Seele, dein ungeheueres Vorrecht? Spielst du also den Bettler?

Er hebt die Rolle.

SEELE

Du sprichst: Tat? Meine Seele dürstet nach Tat! Wo wäre in dieser jammervollen Rolle der Raum für eine einzige Tat?

ENGEL

Spiele die Rolle, und dir wird sich enthüllen, was sie gehaltet.

SEELE

Ich kann nicht. Laß mich heraus. Es sind welche für diesmal ohne Rolle. Ich verstecke mich unter denen.

ENGEL

Du aber hast eine bekommen. So bist du gewählt.

SEELE

ringt mit sich

Ich habe Worte in der Rolle gesehen, die dürfen nach Recht aus keiner Kreatur Munde gehen!

ENGEL

Hast du diese Worte gelesen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und auch diese: Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe –?

SEELE

bedeckt ihr Gesicht.

ENGEL

Nimm auf dich! Schmiege dich! Wie sollte das Unsagbare zu dir sprechen als in diesem Schauder?

SEELE

kniend

Muß ich?

ENGEL

Schmiege dich in das Kleid, das dir zugeteilt ist.

SEELE

greift nach der Rolle

Ich will, kleidet mich an!

Winkt den Diener an sich heran, tritt durch den Vorhang, Diener mit dem Gewand folgt ihr.

ENGEL

tritt an einer anderen Stelle durch den Vorhang.

WELT

tritt an den Vorhang, sieht durch einen Spalt.

VORWITZ

schneuzt sich

Ich habe bis jetzt gemeint, das Ganze wird eine recht lustige Kreuzerkomödie, — aber mir scheint, wenn das so wird, werd ich mein Schneuztüchel auch strapazieren müssen, beispielmäßig. Das ist unverhofft.

WELT

am Vorhang, dreht sich gegen das Publikum

Gewaltig schön wird mein Spiel. Aufgeputzt sind sie aus meinen Kisten. Ihre Augen funkeln vor Kräften, und sie können es kaum erwarten, daß sie das Lebensspiel anfangen. Soll die Musik schon anheben! Blaset und tretet die Orgel und singet, daß alle, die von oben zusehen, es innewerden, was ich auf meiner Bühne vermag.

Die Symphonie hebt an, die Welt steht vor dem Vorhang und singt hinein. Die Männer, die den Vorhang halten, treten auseinander. Vorwitz springt nach links, klappt den Faltstuhl auf, auf einem erhöhten Platz, richtet der Welt einen Thron. Die untere Bühne wird sichtbar. Sie ist leer, nur links steht ein Fels, rechts ein Baum. Engel stehen auf der oberen Bühne. Die Welt setzt sich auf ihren Platz ins Proszenium. Tod, auf ihren Wink, geht querüber, stellt sich rechts zwischen die Vorhänge. Widersacher kauert rechts unten im Proszenium. Die Symphonie endet.

ENGEL

tritt vor an den Rand der oberen Bühne in der Mitte

Ihr Menschen, zu des Lebens Spiel erwacht,
Nehmt eurer Tritte jeglichen in acht.
Ihr wandelt von der Wiege Ruh
Auf eures Sarges Frieden zu.
Der Meister vom erhabnen Thron
Sieht hin und wägt euch Straf und Lohn.

VORWITZ

Jetzt ist schon angesagt und verkündigt genug, jetzt könnten sie schon einmal anfangen.

Fanfaren, minder gewaltig als beim Kommen des Meisters.

Rudolf Großmann: Steinzeichnung zu Li-Tai-Pe

Frankfurt, 30. Januar 1808.

WENN sich alles so vom Herzen in die Feder buchstabieren ließ / so würdest Du manches Blatt von mir bei Seite legen, denn immer wieder von mir und immer wieder von Dir und einzig von meiner Liebe zu Dir / das macht Langeweile. Oft hab ichs in den Fingerspizen / ich mein / ich müßte Dir erzählen / was ich Nachts von Dir geträumt hab, und denk nicht / daß Du für anderes in der Welt bist.

Wir lesen im Egmont, und sagen: Herrlich, und unter tausenden versteht einer, daß Du die Liebe erkanntest / wie sie selbst selten den Menschen erkennt. O wie ist alles so schön in Dir, wie rauschen die Lebensströme so kräftig durch Dein erregtes Herz, und stürzen sich mit Macht in die kalten Wellen Deiner Zeit, und brausen auf, und befruchten die Thäler, und die Berge, das sie rauchen von Lebenswuth, und die Wälder stehen mit glühenden Stämmen an Deinem Gestade, und alles was Du nur anblikst, wird herrlich und lebendig. Gott / wie gern mögt ich jezt bey Dir seyn, wie gern wollt ich die Fittige senken, und mich gelassen der stillen Almacht Deiner Augen ergeben. nur der Dir am nächsten ist, der fühlt Dich nicht, der Mensch! Der Mensch ist aber auch zu jeziger Zeit, ein wahrer Gerning / der immer spricht / wir übrigen Gelehrten, und ganz wahr spricht, denn er ist übrig. Ich wollte mich lieber tod wünschen, als übrig seyn, ich bin es aber nicht, denn ich bin Dein, weil ich Dich erkenn in allem. Ich weiß / daß / wenn sich die Wolken vor den Sonnengott lagern / daß er doch bald wieder mit glänzender

Hand sie niederdrückt, ich weiß / daß er keinen Schatten duldet / als den er unter den Sproßen und Bäumen seines Ruhms sich selber sucht, ich weiß / daß wenn er sich über den Abend wegbeugt, so erhebt er wieder in Osten das goldne Haupt – Du bist Ewig! – drum ist es gut mit Dir seyn.

Wenn ich Abends allein in meinem Zimmer bin, und des Nachbars Lichter den Schein an die Wand werfen, zu weilen auch Deine Büste erleuchten, oder wenn es schon still in der Stadt ist, in der Nacht, hier und dort ein Hund bellt / ein Hahn schreit, ich weiß nicht / warum es mich oft mehr wie menschlich ergreift, ich weiß nicht / wo ich vor Schmerz hin will / ich möchte anders als wie mit Worten mit Dir sprechen, ich möchte mich an Dein Herz drücken, ich fühl / daß meine Seele lodert; wie die Luft so fürchterlich still ruht kurz vor dem Sturm, so stehen denn grad meine Gedanken kalt und still, und das Herz wogt wie das Meer. Lieber lieber Goethe / dann löst mich eine Rückerinnerung an Dich wieder auf, die Feuer und Kriegszeichen gehen langsam an meinem Himmel unter, und Du bist wie der hereinströmende Mondstrahl. Du bist groß und herrlich und besser als alles / was ich biß jezt erlebt hab, Dein ganzes Leben ist so gut.

Arnim ist in Heidelberg, wo er den Druck des zweiten Theils vom Wunderhorn besorgt, wir schreiben uns oft, Liebesbrieflein, er hat mich sehr lieb um mein und Deinetwillen, ich hab ihn auch lieb, aber um sein selbst willen, denn er hat ein frisch lieb Angesicht, und ein tapfer Gemüth, und ein edel Herz / was kann man anders machen, hinten und vorne steht der Tod, da muß man sich freilich

das Leben herbeiziehen, um ihm zu trozen, und er ist so friedlich / er besänftigt mich / wenn ich stumm und traurig bin, and hat ja auch ein lieb Lied gemacht

„Lieben und geliebt zu werden„
„ist das größte Glück auf Erden„.

Adieu mein Herr und Meister . . .

Bettine.

Küß mir Deinen Sohn und meine / es wär ich. Die Frau grüß ich von Herzen.

*

München, 16. Juni 1809.

Wenn ich nicht stets auf die kommende Zeiten hoffte, so würde ich verzweiflen / Dich bald wieder zu sehen, allein daß nach der Zukunft immer wieder eine ist, dieß hat schon manchen Menschen alt gemacht. – Du bist mir lieb / Du bist mir werth ungemein, der Frühling / den Deine Gegenwart in mir erschaffen hat / dauert lange, denn schon sind 2 Jahre um und noch hatt kein Sturmwind ein Blättgen vom Aste gerissen / noch hat der Regen keine Blüthe gewelkt, und alle Abend hauchen sie noch den süsen Duft der Erinnerung aus; ja wahrhaftig kein Abend ist bis jezt zum Schlafen gekommen, daß ich mich nicht an Dich erinert hätte, Dich bei Nahmen genent, und mich der Zeit gefreut, da Du mich auf meinen Mund geküßt, mich in Deinen Arm genommen, und will steht hoffen / daß die Zeit wiederkömmt / da ich keine Liebe Dir vorziehe, so glaub ich es auch von Dir – Sey Du so alt und unklug wie ich, laß mich so jung und weise seyn wie Du. und so mögten wir füglich die Hand einander reichen, und seyn wie die

Jünger / die zwei verschiednen Propheten in einem Lehrer folgten . . .

Hab niemand lieber wie mich, Du Goethe wärst sehr ungerecht, wenn Du andre mir vorzögest, da so meisterlich / so herrlich, Natur mein Gemüth mit dir verwebt hat; denn daß Dich einer besser kennt, besser fühlt, besser genießt, durch und durch mehr ehrt, liebt, daß ist nicht wahr.

Wenn kein Krieg, kein Sturm und verwüstende Zeitung die alles bildende Ruhe im Busen des Menschen verstört, dann mögte ein leichter Wind / der durch die Grashalmen fährt, der Nebel wie er sich selbst von der Erde löst, die Mondessiegel wie sie von den Bergen fährt oder sonst einsame Blicke und Geberden der Natur ihm wohl tiefe Gedanken erregen; jezt aber in dieser beweglichen Zeit, wo alle Grundvesten ein rechtes Krachen und Gliederreißen haben, da hat keiner Zeit, und will keinem Gedanken den Raum gestadten, aber daß / woran ein Freund Theil genommen, daß man sich auf seinen Arm gestüzt hat / daß man auf seiner Schulter geruht, dieß einige, äzt tief eine jede Linie der Gegenstände ins Herz, so weiß ich jeden Baum des Parkes noch, an dem wir vorüber gegangen / auch die kleine runde Quelle / an der wir gestanden / die so ewig über sich sprudelt, und die Laube mit der steinernen Bank, wo eine Kugel an der Wand, da haben wir eine Minute gesessen und hab ich gewünscht / nur einen Frühling mit Dir zu seyn, hast Du mich ausgelacht. Ey glaub mir nur. ist nicht lieblichers in der Welt als ich im Frühling. weis nichts – kann also nichts unnüzes plaudern / was Du anhören müstest, könnt Dich, Du mich, freundlichst anblicken – O Du! – wärst Du gleich da / müst ich Dich

beißen vor kindischer Fröhlichkeit; und wärs nicht gar zu sehr gesündigt, auf Dich / so mögt ich so noch fortplaudern bis am Ende des Blattes, ich liege hier auf dem Sofa und schreib dießen Brief auf einem Kissen (deswegen ist er auch so ungleich) / daß doch alle vergehen / wenn ich Dich ansprechen will; diese Gedanken, die so in Hülle und Fülle vor mir auf und nieder gehen.

Jacobi hat Augenweh, Tieck leidet die Hölle auf Erden, und besuchen ihn die Teufel immer noch in Gichtischer Gestaldt, Schelling / der sich Dein Freund nent / verachte ich / er ist zu häßlich für Dich, viel mehr noch seine Frau. Arnim schreibt viel ungereimtes gereimt, und viel gereimtes ungereimt, er ist der beste / er hat Dich lieb ohne Rücksicht / ohne Aber, ohne Auserdem, er hat Dich lieb mit ungeschwächter Liebe / er darf keinen Sinn leiten / sie gehen all von selbst zu Dir, so wie meine auch / darum sind wir beide höchst einig mit einander, und werden es ewig bleiben, wenn ich wieder zu Dir komme / so werde ich Dir manches von ihm erzehlen / wie ungemein groß edel diese Neigung zu Dir ist, die Du erschaffen hast in ihm, mit einer Kraft / deren Du selbst nicht wissend bist. oft hat er mir den Willen geäusert, mit mir in Deiner Nähe zu seyn, er selbst weiß nicht / daß er zwischen mir und Dir so wie ich zwischen Euch beiden keine Ruhe hab. Lebwohl / mein geliebtes Leben, meine Freud / meine Hoffnung, so wie ein vom Wind getragener Flockensamen, auf den Wellen hintanzt ohne je drinn unterzugehen / so spielt meine Fantasie auch auf diesem mächtigen Strohm Deines ganzen Wesens, und fürchtet nicht, daß sie einmal drinn ertrinken mögte; mögte sie's doch! welch ein seeliger Tod. oder daß nur aus Muth-

will Du einen Sturm erregen mögtest, mir die Fittige nezen, würde ich dann nach verwehrtem Wetter, sie gegen die Sonne hin wenden, sie zu trocknen? ey nein, ganz mit ungewöhnlicher Lust, wollt ich mich baden und plätschern und hin und wieder rauschen im Laub am Gestadte; komme ich mir doch vor, wie eine Ente oder sonst ein Wasservogel.

Bettine

bleib ihr gut
schreib ihr bald
grüß auch Deine Frau von ihr

geschrieben am 16ten Juni.

in München an einem Regentag / wo ich etwas faul und schläfrig war / und so kam es, weil sich der Seele Gestaldt regt und wandelt, je nachdem sich der Wind regt und die Gewölke sich wandlen.

*

Landeshuth am 23sten October [1809].

Das Reich Gottes stehet in der Kraft, zu jeder Zeit, und in allen Orten. Das hab ich heute gemerkt an einer holen Eiche / die dastand in der Schaar wilder hoher Waldpflanzen ganz abgewendet vom Sonnenschein. Wolfsstein ist bei 3 Stunden von hier, man muß über manchen Stiegelhupfer, kömmt almählig aufwärts zwischen Tannen und Fichten / die ihre breiten Aeste im Sand schleifen. Dort stand vor vielen Hundert Jahren ein Jagdschloß, vom Ludwig dem Schönen / Herzog in Baiern, dessen sonderliche Lust war / in dem Nebel und Abenddämmerung herum zu steigen, da war er einsmals abwärts gegangen, und hatte ihn die Dunkelheit heimlich nah an eine Mühle geführt, das Wasser hörte

er draußen und das Mühlenrad gehen, sonst war alles still, er rief / ob ihn niemand höre. Die Müllerin / die gar schön war, wachte auf, zündete ein Kiehnholz an, und kam vor die Thür gegangen, da war der Herzog gleich verliebt / da er sie beym Schein der Flamme sehen konnte, und ging mit ihr ein. Blieb auch bis am frühen Morgen; er suchte sich aber einen heimlichen Weg, wie er wieder zu ihr kommen möge / er vergaß ihrer nicht, aber wohl vergaß er der Mark Brandenburg, die er verlohr, darum daß er auf nichts achtete, als nur auf die Liebe. eine Ulmenallee / die zur Mühle führt vom Schloß aus, und die er selbst pflanzte, steht noch. Daran sieht man / daß die Bäume wohl alt werden, aber die Liebe nicht; sagte einer von unserer Gesellschaft, da wir durch die Allee gingen.

Und darum hat der Herzog nicht unrecht / daß er die Mark Brandenburg um die Liebe gab, denn diese ist immer noch da, und ist dumm! aber in der Liebe geht man einher wie im Frühling, denn sie ist ein Regen von samtnen Blüthenblättern, ein kühles Hauchen am heisen Tag, und sie ist schön / bis sie am End ist; Gäbst Du nun auch die Mark um die Liebe? es würde mir nicht gefallen, wenn Du Brandenburg lieber hättest, wie mich.

*

Der Mond scheint weit her über die Berge, die Winterwolken ziehen Heerdenweise vorüber, ich habe schon eine Weile am Fenster gestanden, und zugesehen / wie das alles da oben jagt und treibt — Lieber Goethe / guter Goethe! ich bin allein; — Du hast mich wieder ganz aus den Anglen gehoben, und zu Dir hinaufgezogen; Wie ist das, daß die Schönheit so herrlich im Ebenmaas sich darstellt, in allem

was von Dir ausgehet; es ist nicht möglich / daß Du Deine Kraft wissest / denn sonst müstest Du Dich selbst als einen Gott wissen / der da reicht über alle Vernunft, und über die Welt, und über das äußere Leben. – Ich fange gern hoch oben am Blatt an zu schreiben, und endige gern unten / ohne einen Respektplaz zu lassen, das malt mir immer vor, wie ich ein alter bekannter Freund von Dir bin, der keiner Zermonieen bedarf. – Da ich nun das laß, aus Wilhelms Wanderjahren / da regten sich wieder die alten Schmerzen in mir und der Wille meiner Liebe ist also / daß ich aufgelöst mögte werden, in die Schönheit / die mich bezwingt. – Du bists! Du bists – ich glaub wahrhaftig, das hab ich von meiner Mutter geerbt; sie muß Dich recht erkannt haben / recht genossen haben, damals als ich auf die Welt kommen sollte, denn alte Gewohnheit scheints mir, und wie das Ufer den Schlag der Wellen gewöhnt ist / so mein Herz den wärmeren Schlag des Blutes, bei Deinem Nahmen / bei Deinem Andenken . . .

Aus „Bettinas Briefwechsel mit Goethe".

DAS FRANKENREICH

Gregor von Tours: Die Ermordung der Söhne Chlodomers

Als die Königin Chrodechildis zu Paris weilte, sah ihr Sohn Childebert, daß seine Mutter die Söhne Chlodomers mit besonderer Liebe in ihr Herz geschlossen hatte. Voller Neid fürchtete er, die Gunst der Königin möchte ihnen zur Herrschaft verhelfen. Er schickte darum heimlich an seinen

Bruder Chlothachar die Botschaft: „Unsere Mutter behält die Söhne unseres Bruders bei sich und will sie zu Königen machen, komm also schnell nach Paris zu einer gemeinsamen Besprechung! Wir wollen dann sehen, ob wir ihnen das Haar schneiden, so daß sie dem übrigen Volke gleichstehen, oder ob wir sie töten und uns hierauf in unseres Bruders Reich gleichmäßig teilen." Chlothachar freute sich über diese Botschaft gar sehr und kam nach Paris.

Childebert hatte inzwischen das Gerücht unter dem Volke ausgesprengt, die Könige kämen in Paris zusammen, um Chlodomers Söhne auf den Thron zu erheben. Als nun die beiden Könige zusammen waren, sandten sie zur Königin, die sich ebenfalls gerade in Paris aufhielt, und ließen ihr sagen: „Schicke die Knaben zu uns, wir wollen sie zu Königen machen." Die Königin freute sich darüber, sie ahnte ja nichts von dem hinterlistigen Anschlage. Sie gab den Knaben zu essen und zu trinken und entließ sie mit den Worten: „Mir ist es, als hätte ich meinen Sohn nicht verloren, wenn ich euch auf dessen Thron nachfolgen sehe."

Kaum waren die Knaben weg, da wurden sie alsogleich ergriffen, von ihren Erziehern und Dienern getrennt und wie diese bewacht. Dann sandten Childebert und Chlothachar den Arkadius mit einer Schere und einem blanken Schwerte zur Königin; der trat vor sie hin und sprach: „Glorreichste Königin, deine Söhne, unsere Herren, verlangen von dir einen Entscheid, was mit den Knaben zu geschehen hat. Sollen sie mit geschorenen Haaren weiterleben oder befiehlst du, sie zu erwürgen." Voll Schrecken und Wut, – vor allem, weil ihr das blanke Schwert und die Schere vor die Augen gehalten wurden, – ließ sie sich

von ihrer Herzensbitterkeit fortreißen und sprach vor Schmerz besinnungslos nur: „Wenn sie nicht zur Herrschaft kommen, ist es für mich besser, sie tot als geschoren zu sehen.“ Arkadius berücksichtigte weder ihren Schmerz noch was sie später in einer ruhigen Stunde antworten würde, sondern eilte schleunigst zu seinen Herren und meldete: „Vollendet mit Genehmigung der Königin das begonnene Werk! Sie will selbst, daß ihr euren Plan ausführt.“

Chlothachar ergriff nun sofort den älteren Knaben am Arme, warf ihn zu Boden, stieß ihm seinen Hirschfänger in die Achsel und ermordete ihn so grausam. Während der Knabe schrie, warf sich sein Bruder dem Childebert zu Füßen, umschlang dessen Knie und rief unter Tränen: „Zu Hilfe, liebster Ohm, auf daß ich nicht auch wie mein Bruder umkomme!“ Da sprach Childebert mit tränenüberströmtem Antlitz: „Teuerster Bruder, schenke mir doch das Leben dieses Knaben, ich gebe dir dafür was du willst, wenn er nur nicht ermordet wird!“ Doch Chlothachar rief ihm unter Schmähungen zu: „Stoß ihn weg von dir, oder du mußt für ihn sterben! Du hast doch die ganze Sache angestiftet, und nun springst du so schnell davon ab.“ Da schleuderte Childebert den Knaben von sich und seinem Bruder zu. Der fing ihn auf, stieß ihm wie dem Bruder den Hirschfänger in die Seite und tötete ihn. Dann brachten sie noch die Erzieher und Diener der Knaben um. Nachdem alle tot waren, setzte sich Chlothachar auf sein Roß und ritt von dannen, der Mord seiner Neffen ging ihm nicht sonderlich zu Herzen. Childebert begab sich in die Vorstadt von Paris.

Die Königin ließ die entseelten Körper der Knaben auf eine Bahre legen und folgte ihrem Leichenzuge, der unter gewaltigem Psalmengesang und in unsagbarer Trauer sich zur Kirche des heiligen Petrus hinbewegte, und bestattete sie dort; die Knaben waren zehn und sieben Jahre alt gewesen.

*

Brief Papst Hadrians an König Karl

Karl, den erlauchten Herrn Sohn und unseren geistlichen Gevatter, den König der Franken und Langobarden und der Römer Schutzherrn grüßt Papst Hadrian.

Eurer königlichen Macht Brief – hellstrahlend und köstlich wie Nektar war er uns – haben wir durch Herzog Harwin erhalten. Es steht darin, daß wir euch aus dem Palaste von Ravenna Mosaiken, Marmor und sonstige Muster vom Boden und den Wänden überlassen sollen. Bereitwilligen Sinnes und reinen Herzens willfahren wir in übergroßer Liebe diesem Wunsche eurer Erhabenheit und gestatten euch, Marmor, Mosaiken und sonstige Muster aus diesem Palaste wegzuführen; denn durch eure mühevollen königlichen Kämpfe gewinnt die Kirche eures Gönners, des heiligen Petrus, der des Himmelreiches Schlüsselträger ist, täglich Vorteile, wofür euch im Himmel reichlicher Lohn gutgeschrieben werden möge.

Dieser Harwin übergab uns auch ein treffliches Pferd, das ihr uns geschickt habt; ein zweites aber, das wir zugleich erhalten sollten, ist auf der Reise eingegangen. Wir danken euch sehr dafür, es ist uns ein Zeichen, daß ihr an uns denkt.

Doch bei unserer Liebe, die wir zu eurem glänzenden Reiche im innersten Herzen hegen, schicket uns für unseren persönlichen Gebrauch weitere von euren allum berühmten Pferden, von jenen, die da im Bau ihrer Knochen und in ihrer wohlgenährten Fülle so stattlich aussehen. Während dann aller Augen beifällig auf diesen edlen Tieren ruhen, verkünden sie euren im Ruhme der Triumphe erglänzenden Namen. Lohnen wird euch dies hier wie immer in gebührender Weise der Apostel Gottes selbst, so daß ihr hienieden mit der Frau Königin und eurer erlauchten Nachkommenschaft regiert und in der Himmelsburg das ewige Leben zu erlangen verdienet.

Des Himmels Huld bewahre eure Hoheit unversehrt!

*

Brief Karls des Großen an seine Gemahlin Fastrada

Karl von Gottes Gnaden König der Franken und Langobarden und Schutzherr der Römer grüßt dich, seine innigstgeliebte und liebwerte Gemahlin Königin Fastrada.

Wir wollen dir durch diesen Brief einen Gruß der Liebe im Herrn senden und durch dich unsere geliebten Töchter und all die Getreuen, die bei dir sind, grüßen lassen. Wisse, daß wir durch Gottes Gnade gesund und wohlauf sind.

Ein Bote unseres geliebten Sohnes (Pippin) hat uns gemeldet, daß er und der Herr Papst gesund sind, sowie daß in jenen Gegenden unseres Reiches (Italien) alles gut abgelaufen ist. Darüber sind wir sehr erfreut.

Außerdem hat er uns berichtet, daß die Truppen, denen wir den Befehl gegeben, von Italien aus die Grenzen gegen

die Avaren zu besetzen, in deren Gebiet vorgedrungen sind. Sie ließen sich in eine Schlacht mit ihnen ein, Gott der Allmächtige gab ihnen in seiner Barmherzigkeit den Sieg, und sie erschlugen eine Menge der Avaren; die Zahl der gefallenen Avaren war so groß wie noch nie, selbst nicht bei langwierigen Kämpfen. Die Unseren drangen in ihr durch einen Wall befestigtes Lager ein und blieben die ganze Nacht sowie den nächsten Tag bis zur dritten Stunde darin, worauf sie beutebeladen kampflos zurückkehren konnten. Sie nahmen 150 Avaren gefangen und ließen sie in Erwartung weiterer Befehle von uns am Leben. Gottes und unsere Getreuen, die das vollbrachten, waren Bischof N., Herzog N. und die Grafen N. N.; Herzog N. von Istrien hat, wie man uns berichtete, mit seinen Mannen, den N. und N., geholfen. Von unseren Vasallen aber waren dabei N. N.

Wir ließen von Montag, den 5. September bis Mittwoch, den 7. feierliche Bittgebete verrichten und flehten Gottes Barmherzigkeit an, auf daß er uns Frieden, Gesundheit, Sieg und eine glückliche Heerfahrt verleihe, und daß er uns in seiner Barmherzigkeit und Huld Helfer, Berater und Schirmer in allen Nöten sei. Unsere Priester ordneten an, daß sich alle, soweit sie nicht durch Krankheit, Alter oder zu große Jugend daran verhindert seien, des Weines enthielten; wer aber an diesen drei Tagen Wein trinken wollte, konnte sich die Erlaubnis hiezu erkaufen, die Großen und Mächtigen, indem sie pro Tag einen Schilling, die weniger Begüterten weniger, zum mindesten aber einen Denar gaben. Almosen schenkte jeder nach seinem Vermögen und seinem guten Willen. Jeder Priester las

hiefür eine eigene Messe, soweit ihn nicht Krankheit daran hinderte, und die Kleriker, die die Psalmen konnten, sangen 50 Psalmen und gingen während der Verrichtung dieser Bittgebete barfuß. So hielten es unsere Priester für gut, und wir alle schlossen uns ihnen an und taten so mit der Hilfe des Herren.

Darum wünschen wir, daß auch du mit N. und N. und unseren übrigen Getreuen erwägest, wie ihr es bei euch mit den Bittgebeten halten wollt; was du dabei selbst, soweit es deine geschwächte Gesundheit gestattet, übernehmen willst, überlassen wir deinem eigenen Urteil.

Wir haben uns sehr gewundert, daß wir seit unserem Abmarsch aus Regensburg weder durch einen Boten, noch durch einen Brief eine Nachricht von euch erhalten haben. Wir wünschen sehr, daß du uns über dein Befinden und Sonstiges öfters berichtest. Wir grüßen dich noch einmal vielmals im Herren.

*

Karls Kaiserkrönung im Jahre 800

Der Papst war Karl entgegengeeilt und traf ihn einen Tag vor seinem Einzug in Rom zu Mentana; er empfing ihn hier mit größter Verehrung. Nachdem sie gemeinsam gespeist hatten, blieb der König noch in Mentana, während der Papst nach Rom vorausritt. Am folgenden Tage erwartete ihn der Papst mit den Bischöfen und dem gesamten Klerus auf den Stufen der Basilika des heiligen Apostels Petrus. Wie dann der König ankam und vom Pferde stieg, empfing ihn der Papst Gott lobpreisend und dankend und geleitete ihn unter weiteren Hymnen auf Gottes Größe und

Ruhm in die Kirche hinein, derweil alle Anwesenden Psalmen sangen. So geschehen am 24. November.

Nach sieben Tagen berief der König eine Versammlung, erklärte allen, weshalb er gekommen, und widmete sich nun Tag für Tag den Geschäften, die ihn zu seiner Reise nach Rom veranlaßt hatten. Die wichtigste und heikelste Angelegenheit erledigte er gleich zuerst: die Untersuchung der Anklagen gegen den Papst. Kein Mensch wollte nun für die erhobenen Beschuldigungen eintreten, und so stieg der Papst vor allem Volke mit dem Evangelienbuch in der Hand auf einen Ambo in der Basilika des heiligen Apostels Petrus, rief den Namen der heiligen Dreieinigkeit an und reinigte sich durch einen Eidschwur von den Anklagen. Am gleichen Tage traf der Priester Zacharias, den der König nach Jerusalem gesandt hatte, in Rom ein, begleitet von zwei Mönchen, die der Patriarch an den König schickte. Sie brachten die Schlüssel vom Grabe des Herrn und vom Kalvarienberge sowie eine Fahne als Segensgabe mit. Der König empfing sie huldvoll, behielt sie einige Tage bei sich, und als sie zurückkehren wollten, entließ er sie mit Geschenken.

Als er aber am hochheiligen Weihnachtstage die Basilika des heiligen Apostels Petrus zur Messefeier betreten hatte und vor dem Altare betend geneigt stand, setzte ihm Papst Leo eine Krone auf das Haupt unter dem Beifallsgeschrei des gesamten römischen Volkes: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen Friedenskaiser der Römer, Leben und Sieg!" Nach diesen Lobpreisungen ward ihm von dem Papste wie ehedem den Fürsten der alten Zeit gehuldigt, und von nun an wurde er nicht mehr Patricius, sondern Kaiser und Augustus genannt.

Charakteristik Ludwigs des Deutschen

Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 876 starb König Ludwig zu Frankfurt in seiner Pfalz und wurde im Kloster des heiligen Nazarius in Lorsch bestattet. Er war aber ein durch und durch christlicher Fürst katholischen Glaubens und nicht bloß in den weltlichen, sondern auch in den kirchlichen Wissenszweigen hinlänglich unterrichtet. Voll Eifer entbrannte er für alles, was sich auf Religion, Frieden und Gerechtigkeit bezieht, dazu war er ungemein schlau, im Rate höchst vorsichtig, und bei der Belehnung oder Entziehung öffentlicher Ämter ging er maßvoll vor. Ein siegreicher Kämpe in den Schlachten, legte er mehr Gewicht auf stets bereite Waffenrüstung, als auf die Zurüstung von Gelagen, seine größten Schätze waren die Kriegsgeräte, hartes Eisen war ihm lieber als schimmerndes Gold. Ein unbrauchbarer Mann galt nichts in seinen Augen, der Tüchtige aber fiel höchst selten in Ungnade. Niemand konnte ihn durch Geschenke beeinflussen, niemand um Geld ein Kirchenamt oder sonst eine Würde erlangen. Das Kirchenamt mußte man sich durch einen rechtschaffenen Charakter und heiligen Lebenswandel, das weltliche Amt durch hingebende Pflichterfüllung und zuverlässige Treue verdienen ...

(Im Jahre 880 starb König Karlmann und hinterließ nur einen unehelichen Sohn.) Der König nannte ihn zur Erinnerung an den höchst verehrungswürdigen Bischof von Metz, auf dessen Stamm er und alle Frankenkönige zurückgehen, Arnulf. Diese Namengebung scheint nicht ein Zu-

fall, sondern deutet auf die Zukunft hin. Denn mit jenem Bischof begann der Königsstamm (der Arnulfinger = Karolinger) durch die Vorsehung des Himmels sich glücklich überreich zu entfalten, bis er in dem großen Karl zu der höchsten Würde des Kaisertums nicht nur über die Franken, sondern über verschiedene Völker und Reiche emporwuchs. Nach dessen Tod begann durch den Wechsel des Schicksals die Herrlichkeit, die jegliches menschliche Wünschen und Hoffen überstiegen hatte, langsam, wie sie sich entwickelt hatte, wieder zurückzugehen, bis die Reiche und selbst der königliche Stamm teils durch den frühzeitigen Tod seiner Sprossen, teils durch die Unfruchtbarkeit der Königinnen so verkümmerte, daß von der Nachkommenschaft all der vielen Könige einzig dieser Arnulf, Karlmanns Sohn, geeignet erfunden ward, das Zepter des Frankenreiches zu übernehmen.

Entnommen dem Bande „Das Frankenreich" in der von Johannes Bühler herausgegebenen Sammlung „Deutsche Vergangenheit".

JOHANNES R. BECHER
AUS DER HYMNE: DIE SENDUNG

TRÄNKE mich, fließendes Licht –
Schöpfer der Welten!
Verseng mich, o du dich verfinsternd Gesicht!
O Vergängnis der Welten . . .
Durchstachele das Herz mir zur Zier!
Anbet und jubilier!

O Lobpreis der Propheten, dir gesungen mit lohenden
Zungen!
Schluck der Erlöstheit einst warst glühend ein Schwert du
verschlungen.
Leuchtend hinschmolzen vor des Geopferten Wunde
Larven wie Goldstaub, und Gerölle mich bettend wie
Daunen . . .
Ersprenge die Grüfte, tiefatmend, du Schall der Posaunen!
Donner, geschleudert wie aus einem eisernen Munde:
Stampft, bis der Erdgrund Gewölk ist und platzende
Gischt,
Schlingender Tod des Gewürms, das sich ringelt und
zischt –
Und in brandigem Wein ich, Zeit in Zeit, ertrinke,
Bis ich dich, o Sohn des Heils, erhöht am Stamm, um-
sinke . . .
Eilt wie zur Hochzeit zur Marter, ihr vierunddreißig Ge-
rechten!
Tönt an, Psalmisten!
Büßer sah entschreiten ich den höllischen Schächten:
Paarweis, flüsternd –
Glasigrot auftürmts die Meere jetzt als Säulen.
Himmels-Chöre triumphiert: „Gebenedeit!
Welten-Verlassenheit! O äonische Zeit!“ . . .
Sieh: die Gräber wölben schon das Feld als Beulen.

Wie Eiswasser blank jetzt gerinnen die Lüfte, erzitternd.
Sonne, o Traum, ein goldener Kelch bist du splitternd . . .
Sphären über Sphären:
Locket hinein mich, ihr Harfen, in die azurenen Tiefen!

Sternblöcke wogt hin, den sich krümmenden Raum über-
triefend!
Stahlbehelmt aber durchritt es den Glutwind wie fliegende
Schwären.
Wälle geflochten wie aus gelenkichten Stangen.
Rinnende Arme waren, dich stückweis umzangend –
Dich zerschellend Geblöke aus sich windenden Rohren ...
Lichtleib: aus Staub einst werde ich wiedergeboren! ...
Keulenschläger du, mich niederstreckend –
Bist du nur als Gleichnis zu beweisen!?
Wer vermag, begrifflich dich umkreisend,
Aufzuspüren dich in den Verstecken!?
Todesprediger, in Trübsal schwelgend,
Beten an vor buntgefärbten Bälgen ...
Soll ich, haßdurchgärt, mich wie Unkraut jäten!?
Ists ein Nichts, an das ich scheu mich klammere!?
Löcherig ist schon dein Gebiß und das Skelett wie
Gräten ...
Daß ein Mord mich zeugte, dem ich tief entstamme –
Wese hin! Und deine Sohlen lecken
Schon des Richtpfuhls Flammen, und wie Flecken
Flimmern deine Augen, irrgezückt ...
Fegend Feuer du! O Marterbrände!
Knisternd schrumpfen schon die ausgespannten Hände.
Jauchz, o jauchz: des ewigen Heils erquickt! ...

Hülle mich, du überglorter Stein!
Schnee, du birgst mich, ein Geblüh von Funken,
Weißgebrannt ... du strudelndes Gebein:
Tanze hin, wie von Geläut umwunken! ...



Städte: aufgeworfene Kohlenhaufen.
Särge schwirrn wie Züge, hingereiht.
Trichter schneidend: Menschentrümmer saugend.
Straßenschluchten, grünen Dampfs durchspieen.
Rauchgewächs umwachsen mich die Bäume;
Gasige Schwämme . . . dir ersprühn die Rippen.
Leichen stolpern rings, bewehrt mit Hippen . . .
Barfuß taumele über Knochenäcker!
Brauner Mond, traumsüchtiges Gespinst!
Mond, o Mond, du grauser Totenwecker!
. . . Spieler, spiel! Ob du dich selbst gewinnst . . .
Zecher, zecht! Nun springt ihr auf die Bänke
Und auf Tischen hockt ihr, enggeschart.
Wie Grabkammern sich jetzt die Gemächer senken.
Ach, zu spät Gelübde lallt ihr, schon verascht das Haar . . .
Dich umspielte ich, o göttlich Wesen.
Schwarz das Nichts erstockt auf der zerschlissenen Hand.
Winde schlürf ich: giftige Gebläse . . .
Hingerieben morsch das Fleisch wie Sand –

Überschwanke mich, du funkelndes Gezweig!
Niederwehend, o du ewig Wort,
Schweig mich hin . . . o unterneig,
Erde, mich, noch unerlöst im Wort! . . .
Angesteint in dem verschnürten Hals
Schmecke ich dich, blutvermischtes Salz . . .
Hopst, Vertierte, eingeschraubt im Sack!
Knüpft euch auf bald an der Nabelschnur!
Schminkt die Wangen mit veröltem Lack!
Hurer, hurt!

Kreuzigt euch zur Nacht auf einen Pfosten!
Blecherne Gedärme hegt ihr in dem Bauch, die rosten ...
Schüttet mich zugrab, o Regen:
Seligleicht wär ich wie flaumverscharrt . . .
Stufen schleift michs abwärts, überspickt mit Nägeln –
O des Würgers zackicht Einaug starrt . . .
Ketten dir umlegt, ein eherner Kranz,
Und dein spritzend Blut ist weißer Glanz –
Zeit, Zeit des Gerichts: und wie geschliffene Kralle
Drosselnd brennt ein Blitzgeflecht im Blau ... wutschallend
Ertobten die Trommeln und gebündelte Rüssel waren, die pfiffen –
Geisternde Urwälder prasselnd auf den glosenden Riffen.
Sich schuppende Himmel ... – Ihr Völker des Abgrunds!
Geziefer du, rottend dich! Ihr Gewimmel des Nachtschlunds!
Mördrische Heere ihr! Ihr Streiter der End-Zeit!
Kampfschar du des Heils! Du Fürst der Verruchung!
Hinfressender Sturm du! Du Sturm der Verzücktheit!
Verklärte o Zeit du! Du Zeit der Verfluchung –
Welt, o Welt: o Schwermut des Gedenkens! . . .
Trug der Welt: wie scherbichter Wellenschlag
Triebst du über mich . . . und in geheimen Schenken
Feierten den Tod wir im Gelag.
Hingeködert unser Herz spitzzähnigem Vieh als Bissen.
Schlangennester waren unseres Schlafs ein Kissen . . .
Winselnd unterhuscht es uns ... Pechfackeln
Schwelten aus den Wänden, grellgetüncht.
Fratzengötter, an den Köpfen wackelnd,
Krötengleich uns angehinkt –

Finger, rotgeleimt, das Licht zerraufend;
Aus geschwollenen Lungen ein metallenes Schnaufen ...
Ewigkeit, o Schall, der mich verzehrt!
Weß bist du, o Wahn, den ich gewähnt!?
Eingefärbt bin ich vom Tod, wie Teer.
Erloschenen Auges glanzlos hingetränt —
Tod, weß ist der Sinn, den wir umsannen!?
Tod, o Tod: lichtatmendes Entspannen! ...
Grabstern der Geborenheit:
Wandle hin mich wie auf Schattenbrücken!
Der Gewinn ist der: Verlorenheit.
Dir gesetzt ist dies: dich zu zerstücken;
Urverdammt ... O dämmerichtes Verließ,
Erde du, von der Gestirne glitzrichtem Gespenst umspießt ...

Traumgelähmt: was ists, das ich erraffte!?
Schlammmäuler geifernd, die, mich umschleimend, mich äfften.
Vielzüngige Hunde, die mich umschielen, und kläfften —
Daß ich, blöd ein Kind, mich wie fremd begaffte ...
Daß mit Knochen klapperte ich auf den Töpfen.
Ach, ein Himmel überhing mich wie ein Tropfen.
Teufelsquallen blies es an, dich schröpfend
Und mit Wirrnis das Gehirn dir stopfend ...
Eingeankert ruh ich, Leib, wie stählern —
Röter noch denn Blut,
Feuerig Rad, durchrennend die Getäler,
Speichen aus Geripp, und eine Brut
Sichelschwänziger Drachen, fauchend rings und klirrend —
Mord-Komet, schlitz hin, ins Nichts entschwirrend — —

Mörder: aufgesteckt gewundene Nasen –
Augen, überflort von rußigen Brillen –
Bärte: frisch gerupft aus nassem Grase;
Strohenes Haar; und an den Lippen trillernd –
Beutel auf den Rücken; schwielige Tatzen;
Nachts mit Messern an die Fenster kratzend . . .
Stimmen hörst du, wie gepfercht, im Faß;
Schweflicht zuckts; und im Gedärm dichs juckt;
Zotige Flüche grunzend hingespuckt –
Galle. Pest-Fraß. Aderlaß . . .
Blutsäufer trunken zappelnd im Gekröse –
Volk, hinsiechend du, wie qualummauert,
Vor der Hölle Ansturm hingekauert:
Volk, o Volk: was täuschst du dich um dein Genesen!?

Wann, ihr Völker: wie gesperrt in Gruben,
– Euere Rede: stotterndes Gekrächz –
Aufgeätzt, und wie umsaugt von Spinnen,
Ausgehetzt, wie ein Getier, das lechzt –
Abgeschaufelt, schon verdingt dem Spaten –
Hingegossen, dünn die Haut, verflüssigt,
Schädel, wie geklebt aus Scherben, rissig –
Madenschwärme wühlen in den Saaten – –
Völker: wann streift ab wie Kletten
Rein entschürt ihr euere Zwinger!?
Opfernd wieder an den heiligen Stätten –
– Auf Gebirgen groß die Flammen-Schwinger – . . .
Niederwuchtend aber waren der Wetter Getöse,
Erden, unterbebt von Paukenstößen –
Strahlen sprießen auf wie Ähren –

Männer, den Erzvätern gleich, die dengeln die Sensen, die
brennen –
Rieseln himmlischen Korns in die Tennen . . .
Geoffenbarte Frucht du, unaufzehrbar, wann wirst du die
Darbenden nähren!? . . .
Ärgernis der Welt: wie weiße Schatten
Dich zerhau'nd Glanzschwerter dich umflattern . . .
Seht: die Lästerer knien, des Lichts umgeißelt,
Wenn Trompeten, Gott, dich kündend, schmettern –
Salbend dich mit den geweihten Fetten:
Mensch, o Mensch, lobsinge nur und preise!

KABBALISTISCHE ERZÄHLUNGEN

Die Dämonin im Schilf

In einem Orte lebte ein Mann, und dem gebar seine Frau sechs Söhne, aber jeder Knabe starb, da er sechs Tage alt ward. Nun kam das Weib mit dem siebenten Kinde nieder, und dem Vater bangte um das Leben des Neugebornen. Da erzählte ihm ein Freund von einem heiligen Einsiedler, der weitab im Walde lebte, abgeschieden von der Welt. Also begab sich der Mann dorthin und stieß in der Waldestiefe auf einen Menschen, der einsame Pfade aufsuchte. Da begriff er, daß dieser der von ihm Ersehnte war. Er folgte ihm und ereilte ihn bald; dann fiel er vor ihm nieder, weinte und klagte vor ihm und erzählte ihm von dem Unglück, das ihn verfolgte, und wie er in Angst um sein Jüngstes sei. Da fragte der Heilige: Hast du nicht in deiner



Wie der Herr austrieb die Käufer und Verkäufer von dem Tempel



Von der Geißelung

Jugend eine Jungfrau geheiligt und ihr die Ehe versprochen? Der Mann erwiderte: Das hab ich mein Lebtag nicht getan. Dennoch, sprach der Einsiedler, suche in deinem Gedächtnis und erinnere dich der verflossenen Tage.

Da rief sich der Mann seine Jugend in Erinnerung, und er gedachte eines Tages im Sommer, da er im Flusse gebadet hatte; er war dabei an eine Stelle gekommen, die mit Schilf bewachsen war, und da hatte er im Scherz seinen Ring vom Finger genommen, ihn auf einen Rohrstengel gesetzt und lachend die Worte gesprochen: Sei mir hiermit geheiligt nach dem Gesetz Moses und Israels! Der Ring war verschwunden und wurde nicht mehr gesehen; der Mann aber hatte den Vorfall aus dem Gedächtnis verloren. Dieses erzählte er jetzt dem Heiligen, und der sprach: In dem Schilf war eine Dämonin verborgen, und diese hast du dir angelobt; sie ist es nun, die jetzt Rache an deinen Kindern nimmt. Und er befahl dem Manne, einen Scheidebrief zu schreiben, damit an die Stelle zu gehen, da sich der Fall ereignet hatte, die Urkunde ins Wasser zu werfen und dreimal laut zu rufen: Der Rabbi soundso befiehlt dir, den Brief anzunehmen.

Und der Mann tat in allem, wie ihn der Heilige geheißen hatte. Wie er das Blatt in das Wasser getan und die Worte gesprochen hatte, sah er eine Hand sich aus der Tiefe emporrecken und den Brief ergreifen. Und nun begab er sich auf den Heimweg und fand seine Frau und den Knaben heil und gesund. Er ließ seinen Sohn den Segen des Abrahambundes erfahren und beging das Fest mit Freude und Jubel.

*

Eine Geisterlockung

Ein Jüngling, wohlbegabt und reich an Wissen, erlebte einst Seltsames. Er war eines Tages vor Abend zur Sommerszeit baden gegangen; er befand sich ganz allein im Wasser und sah außer sich keinen Menschen. Als er schon beim Ankleiden war, gesellte sich zu ihm plötzlich ein Mann von ehrbarem Aussehen, grüßte ihn, was der Jüngling erwiderte, und sie gingen, miteinander sprechend, zusammen. Der Jüngling wurde es aber nicht gewahr, daß der Fremde ihn von seinem Wege abbrachte, und sah sich mit dem Manne auf einmal vor einem schönen Hause mit hellerleuchteten Fenstern stehen. Ein alter Mann kam heraus und bat die beiden, bei ihm einzukehren. Sie traten ein, der Alte setzte sich mit ihnen an einen Tisch, und man unterhielt sich über gelehrte Dinge. Als die Männer im Gespräch miteinander waren, erschien ein Mädchen von lieblicher Gestalt, trug ihnen Wein und Früchte auf und verließ alsogleich das Zimmer. Nachdem die Gäste sich an den dargebotenen Erfrischungen gelabt hatten, stand der Mann, der den Knaben in das Haus gebracht hatte, auf und verabschiedete sich. Den Jüngling aber bat der Wirt dazubleiben, denn es sei für ihn zu spät, um heimzukehren; er sollte nur ohne Sorge sein, man würde ihn morgen vor seinem Vater rechtfertigen. Da willigte der Jüngling darein; man bereitete ihm ein Lager, und er verfiel in einen süßen Schlaf.

So blieb der Gast einige Tage in dem fremden Hause, und der alte Mann führte ihn durch die Gemächer und zeigte ihm seine Kostbarkeiten und Bücher. Jeden Abend kam der Mann, der den Jüngling dorthin gebracht hatte,

und auch das freundliche Mädchen erschien jedesmal und reichte Wein und Süßigkeiten. Sie gefiel dem Jüngling sehr wohl, und er blieb mit seinen Gedanken bei ihr. Da sprach eines Tages zu ihm der Begleiter: Heilige die Jungfrau und nimm sie zur Ehe. Dazu zeigte sich der Ankömmling gern bereit. Man lud alsbald Gäste ein und machte ein großes Fest. Der Jüngling legte dem Mädchen einen Ring an, und alle riefen: Glückauf! Glückauf! als plötzlich ein schrilles Lachen dazwischenfuhr. Auf einmal war das Haus mit seinem Herrn, mit der Braut und den geladenen Gästen verschwunden, und der Jüngling lag vor der Schwelle seines Elternhauses, müde und erschöpft. Die Hausgenossen waren um ihn bemüht und fragten: Was ist dir widerfahren? Der Verstörte konnte ihnen keine Antwort geben, denn er hatte die Sprache verloren. Es war ein Seufzen und ein Klagen im Hause, und keiner wußte Rat noch Hilfe.

Die Eltern des Knaben riefen Ärzte ins Haus, allein diese vermochten seine Krankheit nicht zu heilen; man nahm Beschwörungen und Besprechungen an ihm vor, es half aber nichts. Zuletzt brachten die Angehörigen den Kranken vor einen Rabbi und flehten diesen unter Tränen an, den Knaben zu erlösen. Und der Heilige unternahm es, den Leidenden wiederherzustellen. Er rief in seinem Hause ein Gericht zusammen und lud die Satanskinder vor. Es wurde ihnen in der Stube eine besondere Ecke zugewiesen, die von dem übrigen Raume durch einen Vorhang getrennt war. Es gab Rede und Gegenrede, und das Gericht entschied, daß das Verlöbnis des Jünglings mit dem Mädchen als ungültig anzusehen sei. Da hörte man ein Dröhnen in dem Hause, und dazwischen vernahm man eine weh-

klagende Mädchenstimme. Die anwesenden Menschen erschraken, aber der Rabbi hieß sie die Ruhe bewahren. Nach der Verkündigung des Urteils gewann der Jüngling die Kraft der Rede wieder, aber sein Gemüt war noch lange Zeit betrübt. Der Rabbi befahl, auf ihn achtzugeben und ihn nie mehr ohne Begleitung ausgehen zu lassen.

Aus dem sechsten Bande des „Born Judas".

RAINER MARIA RILKE
ZWEI GEDICHTE

Bestürz mich, Musik, mit rhythmischem Zürnen!
Hoher Vorwurf, dicht vor dem Herzen erhoben,
das nicht so wogend empfand, das sich schonte. Mein Herz: Da:
sieh deine Herrlichkeit. Hast du fast immer Genüge,
minder zu schwingen? Aber die Wölbungen warten,
die obersten, daß du sie füllst mit orgelndem Andrang.
Was ersehnst du der fremden Geliebten verhaltenes Antlitz? —
Hat deine Sehnsucht nicht Atem, aus der Posaune des Engels,
der das Weltgericht anbricht, tönende Stürme zu stoßen:
o, so ist sie auch nicht, nirgends, wird nicht geboren,
die du verdorrend entbehrst . . .

★

Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Siehe, wie klein dort,
siehe: die letzte Ortschaft der Worte, und höher,



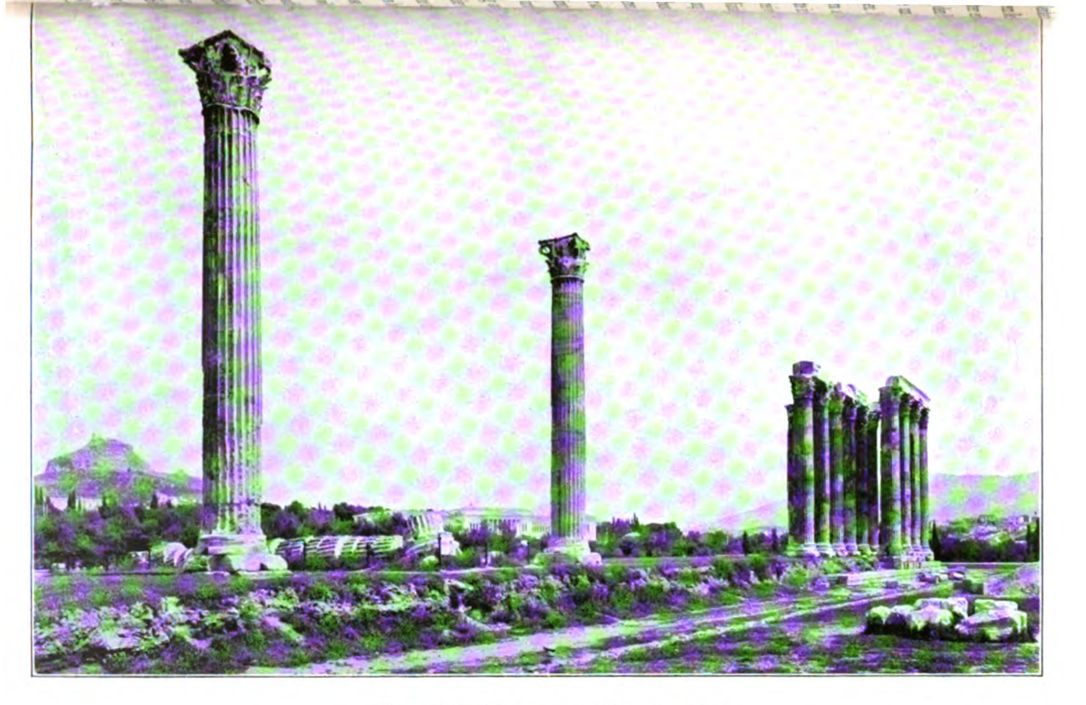
aber wie klein auch, noch ein letztes
Gehöft von Gefühl. Erkennst du's? –
Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens. Steingrund
unter den Händen. Hier blüht wohl
einiges auf; aus stummem Absturz
blüht ein unwissendes Kraut singend hervor.
Aber der Wissende? Ach, der zu wissen begann,
und schweigt nun, ausgesetzt auf den Bergen des Herzens.
Da geht wohl, heilen Bewußtseins,
manches umher, manches gesicherte Bergtier,
wechselt und weilt. Und der große geborgene Vogel
kreist um der Gipfel reine Verweigerung. – Aber
ungeborgen, hier auf den Bergen des Herzens . . .

JAKOB PHILIPP FALLMERAYER
HAGION-OROS ODER DER HEILIGE BERG ATHOS

„VERLASS die Welt und komm zu uns," sagten die Mönche, „bei uns findest du dein Glück. Sieh nur dort die schön gemauerte Klause, die Einsiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fensterscheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehäge, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kastanienwaldes blickt! Wie silberhell es unter dem Gestein hervorsprudelt, und wie es murmelt im Oleanderbusch! Hier hast du milde Lüfte und die größten aller Güter – die Freiheit und den Frieden mit dir selbst. Denn frei ist nur, wer die

Welt überwunden und seinen Sitz in der Werkstätte aller Tugenden (*ἐργαστήριον πασῶν ἀρετῶν*) auf dem Berg Athos hat." Es war voller Ernst, die frommen Väter erkannten ihren Mann, die Melancholie, die Sehnsucht, den Preis der Einsamkeit und den Zauber, den Waldöde und frische Szenen der Natur über weltmüde Seelen üben. Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf, sondern als unabhängiger Bundesgenosse sollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinschaft aufschlagen und frei von allem Zwang gleichsam als Kostgänger irdischer Glückseligkeit in Gebet, in Sammlung des Geistes, in Leseübung, in Gartenarbeit, in Gesellschaft oder allein durch die buschichten Wälder streifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröte der schöneren Welt erscheint. Für jetzt soll ich noch in die Heimat gehen, verkaufen, was ich habe, sollte die tausend Wurzeln, die mich ans abendländische Leben fesseln, mutig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Insel der Glückseligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe[1], ein für allemal dem Kloster St. Dionys bezahlt, sei ich lebenslänglich Herr der romantischen Klause, nachdem man kontraktmäßig festgesetzt, wieviel ich wöchentlich an Brot, Wein, Mehl, Hülsenfrucht, getrockneten Fischen, Oliven, Licht, Feuerung und anderer Notdurft für mich und meinen Begleiter aus dem Klostervorratshaus zu beziehen habe. Das Angebot – ich gestehe es – war verführerisch. Alle Qualen des Okzidents, das junge Heidentum, die Bücherflut, L . . . s zwölf dicke Bände über deutsche Urgeschichte, von der man so wenig Kunde hat, ach

[1] 1200 fl. rhein.



Tempel des Olympischen Zeus in Athen

zwölf Bände voll Redefluß, voll Kunst und voll unfruchtbarer Gelehrsamkeit; Feuerbachs gigantische, trostlose Philosophie, die Kompendienschreiber fielen mir ein und die schlechten Künste, die Eitelkeit, die Ignoranz, der Hochmut, der Schmutz und die Langweile, die sich überall vorandrängen, dazu noch der Leipziger Meßkatalog, das Titanische im Wissensdrang und der ungestillte Durst nach Erkenntnis und Genuß; Wankelmut, Parteisucht, Demagogenehrgeiz und Experimentalregiment, Abd-el-Kader, die Pariser Advokaten, germanische Verblendung, Mohilew und das verlorene Glück bestürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte schon und wollte von so vielen und so großen Übeln Sicherheit erkaufen als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys. Nach einer Nacht voll innerer Bewegung stieg ich in aller Frühe den Klosterfelsen hinab zum Orangenbach und auf der gegenüberliegenden Seite der Engschlucht zur Klause hinauf, um mein künftiges „Ohne-Sorgen“ in der Nähe anzusehen. Indessen senkte sich über Steilwände und Felsengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einsamen Athosgipfel langsam zum Tannenwald herab, legte sich nacheinander auf das helle Kastanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klause und ihre Gärten mit Herbstflor und Rebgelände und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverschlungene, laubichte Geranke der waldichten Schlucht, fiel auf das Burgverlies, auf den bleigedeckten Dom und die byzantinischen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und Söller von St. Dionys: unten lag spiegelglatt der weite Golf, und von innen tönte Glockenklang, süße heimatlich melancholische Seelenmusik des Christentums. Ach wäre

der Mensch bleibender Glückseligkeit hienieden schon fähig, wo empfände er ihren himmlischen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldstille dieses beglückten Chersoneses! Man begreift, wie einst Sertorius, müde seiner Zeit und ergriffen von unendlicher Sehnsucht nach Frieden, mitten im Tumult des Bürgerkrieges auf den Gedanken kam, vor sich selbst zu entfliehen und fern von dem tobenden Sturm der Römerwelt den Rest seiner Tage hinter Celtiberien auf den „Glücklichen Inseln“ zu verleben. Sertorius ging aber nicht auf die Glücklichen Inseln, wollte Seelenfrieden erringen, ohne den Lockungen der Ehrsucht zu entsagen, hatte die Liebe zu Herrschaft und Sinnenrausch noch nicht erstickt, die Welt noch nicht überwunden wie die anatolischen Tugendhelden, die freiwilligen Selbstpeiniger und Kampfzeugen in den Kastanienwäldern und lorbeergeschmückten Talschluchten des Athosberges, dieses kolossalen, von der Natur selbst aufgetürmten und mit unverwelklichem Festgewande umzogenen Münsters von Byzanz.

Das Bild ist nicht phantastisch, es ist naturgetreu, Athos ist Wald-Dom der anatolischen Christenheit. Ein mehr als zwölf Stunden langes, zwei bis drei Stunden breites und durch eine schmale niedere Landzunge an den Kontinent gebundenes Bergeiland erhebt sich in isolierter Majestät über die tiefe Flut des Strymonischen Golfes. Das ist der Berg Athos. Langgestreckt ist die Halbinsel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur auf einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirre unregelmäßig ausgefülltes Konglomerat: haldig und sanft steigt es von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft sattelförmig mit wachsen-

der Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel heraussteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athoskuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen, zugleich Sitz der Sommerlust, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angetan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller fächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenrot und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt!

Athos ist Hochwarte des Ägäischen Meeres und Leuchtturm aller Orthodoxen in Byzanz.[1] Vom Festlande in das Meer hinausspringende Chersonese sind vorzugsweise eine Eigentümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und

[1] Um die Zeit der Sommersonnenwende fällt der Abendschatten, wie die Alten versichern und die Berechnungen der Neueren bestätigen, bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Insel Lemnos.

den Wuchs in so liebliche Formen gegossen wie hier. Ein felsichtes, schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Tor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Überschreitung dieser Querwand über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, tut sich eine Szene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes, efeuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Übergang, bald sanft und in verlorenen Halden senkt es sich zu beiden Seiten des Wegs in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Talwindungen oder in weiten, amphitheatralisch ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunkelem Waldschatten, hier zum Singitischen, dort zum Strymonischen Golf hinab; die Sonne blitzt auf den Wasserspiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Träne wehmutsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers. Tief unten am Strande, in weiter Entfernung voneinander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten und langwipflichten Zypressen heimatlich verborgen, erscheinen die Mönchskastelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Torgängen, mit

des Gemeinwesen, eine feste Körperschaft mit aller im Säkularverbande herkömmlicher Ungleichheit in Vermögen, Macht, Ansehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenschaft und Trieb, aber mit Munizipalfreiheit und Selbstverwaltung bilde, ist zum Teil auch in Europa nicht mehr unbekannt. Nur möchte man auch von den früheren Schicksalen des grünen Chersoneses, von den Anfängen der Mönchskolonien, ihrer Einrichtung, ihrer Denkweise und Sitte, ihrem Wirken und Schaffen, von Büchern, Architektur, Kunst, Gelehrsamkeit und Tugendspiegel der frommen Athosväter einiges erfahren. Die Neugierde ist nicht unzeitig. Der heilige Berg mit seinem Urwald, mit seiner stverwachsenen und versteinerten Kirchenkonstitution ist Zentral- und Lebenspunkt des oströmischen Glaubens, gleichsam der Vatikan des Orients, Zielpunkt aller Sehnsuchten, Sammelplatz des Reichtums wie der kirchlichen Überlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltsatten von Byzanz, ja das einzige von Barbarentritt nie entweihte Fragment der orthodoxen Monarchie.

Fragt man aber die Mönche um eine dokumentarisch beglaubigte Geschichte des heiligen Berges und seiner Institute, erhält man überall dieselbe Antwort: es gebe keine. Aber warum macht ihr euch nicht ans Werk? Habt ihr nicht Goldbullen, Papiere, Zeit und Ruhe genug? „Wozu wäre das gut?“ fragen die Väter entgegen, „wir sind hier nur vorübergehend, sind nur Gäste, die auf ihrer Wanderschaft zur Ewigkeit heute einkehren und morgen den Platz andern überlassen: unser Geschäft ist Gebet und Kirchendienst, alles andere ist überflüssig.“

Aus Ernst Reisinger, „Griechenland“.

THEODOR DÄUBLER / DEN SCHLAG DER NACHTIGALL HAT SICH EIN STERN ERSCHAFFEN

Der Rhythmus ist ein Himmelsflug und jagt sich Träume.
Die Silbenleiter führt zu dauernden Gedanken,
Die Reime sind die Blüten erdentreckter Bäume,
In deren Duft wir zu Entflüglungswesen schwanken.

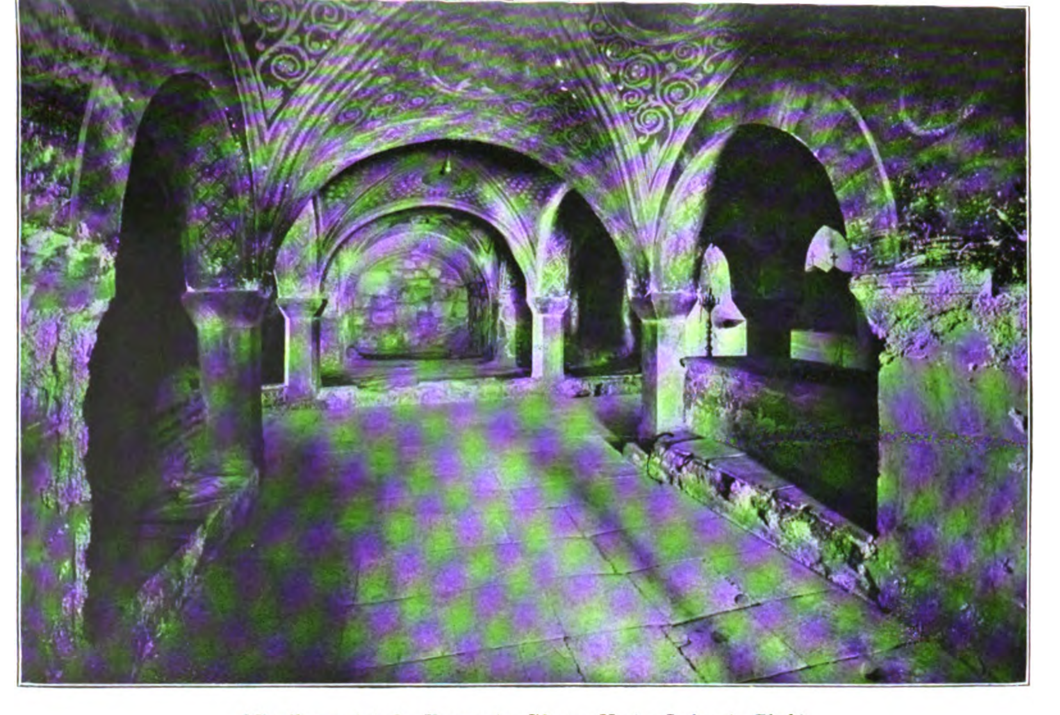
Den Adler raubt das Sonnenlicht den Felsenmassen
Und leiht ihm Kraft zu einem steilen Wonneflug:
Den Halt im Hoch! kann er beim Steigen erst erfassen,
Denn schwebend ruht er dort, wohin das Licht ihn trug.

So wird mirs auch für Sonnenhelden tief gebührlich,
Dort auszuharren, wo sich fast der Geist verliert,
Genie, dir ist dein Erdentrücktsein so natürlich,
Wie blasses Gunsterträllern einem Gecken, der sich ziert.

Der Tag gebar auch Wesen, die der Mond erkoren.
Er ist Verführer: hat sich Seelen angestimmt!
Die Fische, Eulen, Katzen, uns entbogne Toren
Verflittern still wie Silberlicht, das grün erglimmt.

Die Blüten, Herzgesänge, die an Hecken hängen,
Verschleierungen, eine Braut im Spitzenkleid,
Entträumungen, die bleich zu Seelenpforten drängen,
Sind ohne Mondhalt tot. Oft rufen sie das Leid!

Den Schlag der Nachtigall hat sich ein Stern erschaffen!
Ein Klang, der klagend durch die Seelen traurig bangt,



Mittelbyzantinische Krypta im Kloster Hosios Lukas in Phokis

Läßt unterm Herzen Ahnungsfernen traumsam klaffen
Und sagt, daß schon der Mensch zur holden Heimat
schwankt.

Ach Nachtigall, du warmgewiegtes Kind der Sterne,
Erflügle ein Gefühl, das für Entweltung schäumt.
Dein Klageklang entrückt in alte Herzensferne
Und türmt den Sturm, der mondzu Schlummermeere
träumt.

Ach Nachtigall! Du rufst nach deinem Sohn der Erde,
In dem, mir fremd, ein Stern sein nahes Wesen preist!
Ach schlage, Nachtigall, daß er uns deutsam werde:
Ob sich den Wunsch nach ihm dein Schmerzgewühl
verbeißt?

Verworren strebt die Seele, blind beim Wunschverlegen,
Nach eigner Ewigkeitserkernung wild zu flehn.
Sie wechselt stets: stürzt ab. Klimmt doch auf Sternenwegen.
Zerwühlt sich: stürmt. Um stille Weihe zu erwehn!

Ein Fieber aus den Sternen wird uns einst zerzerren:
Die Urkunft kann nicht ruhn, bis sie auf uns beruht.
Sie bleibt die Furcht, daß Weltlinge den Geist versperren,
Aus Ungeduld der Tod: sie opfert unser Blut!

Ersternte Güte, urverzückte Lebensfunken,
Ihr Liebesblüten, Freuden der Unendlichkeit,
Aus euren Bornen hab ich Glück und Gold getrunken,
Und nun bin ich berauscht: zu mir befreit.

Du Milchstraße, Geschleier aller Bräutlichkeiten.
Der Geist, der wie ein Wind auf deinen Äckern weht,
Umarmt und halst mich oft: er will mich heimwärts
leiten.
Ich weiß, daß deine Macht in meiner Nacht entsteht!

Die ersten Menschen liebten, fürchteten die Sterne,
Benannten wohl den herrlichsten nach ihrem Schatz!
Dann sagten sie: „Der dort ist nah! – Der hat mich gerne."
Und machten bald ins Tal der Zahl den klugen Satz.

Jetzt blickt ihr kühn, mir dunkelste, ihr hellen Sterne,
Wie Magieraugen auf die heitre Sonnenwelt;
Ihr kündet mir, daß ich die Weglichkeit verlerne,
Wie, sanft zum Ich gestrahlt, mein Gottgang sich erhellt.

Du winkst mir, Meister weiser Machtfiguren
Und auch des Weibeslächelns, das die Welt versteht!
Du Schöpfer gottgewußter Menschen, klarer Fluren,
Auf denen goldne Luft zu blauen Auen weht!

Dich hielt geweihtes Wissen, still wie sichre Sterne,
Du spürtest auf der Stirn des Sirius Geisterkuß.
Du zogst geschlechtlich Welterlebtheit tiefster Ferne
Zum Atem auf. Erschautest klar: das war ein Guß!

Du gingst, der Löwe der Erstauntheit, in die Klüfte
Erhabnen Einhalts! Sahst verachtungswahr zu Tal.
Die Einfachen erkannten dich am Klang der Lüfte:
Die Einfalt stürzte hin vor deinem Abendmahl.

Ach, Nachtigall, dein Klagen! Laß uns Sterne hören!
Wie sanft der Schlag, nach Stille, zu Geplätscher hallt:
Die Nachtigall! Behutsam: ihren Bach nicht stören!
Erwundert dich ein Duft? des Vogels Lorbeerwald!

Belauscht sich unter Bäumen eine Wunderseele?
Ein Dichter! Zwischen Ästen träumen: die Gestalt.
Er liebt ein Leid, das ihn zu Tode quäle:
So manches Frühjahr schmückte ihn, doch er bleibt alt.

Wie zärtlich, lieber Wind! Umduftung hüllt mein Staunen.
Die Nachtigall! Dem Felsen näher Widerhall!
Wie kühn der Schlag! Ergreift mich tief: ich könnte raunen.
Nur stumm! Nur stumm! Wie sacht – gib acht – die Nachtigall!

Jetzt nicht mit Schritten! Unsern Sternen süßes Sagen!
Vollkommenheit umlaube dich: du bist ein Baum.
Mein starker Bach, in junger Welle altes Wagen
Entraffst du mich? Faßt mein Entzücktsein keinen Saum!

Ach, Nachtigall! Ein glühender, entzückter Süden
Ertagt die Nacht. Von Bach zu Wald – von Wald zu Bach.
In alten Zügen Klang! Durch Düfte. Nie – ermüden!
Die guten Ahnen meines Landes bleiben wach.

Geweihtes Rom, deine geborgenen Gesetze
Verzauberten sich mild zu deinem Bild der Huld.
Ein engelhafter Mensch ersponn sich Schimmernetze
Und hauchte sie auf Heiliger gesühnte Schuld.

Geliebtes Wunder, — unsre Mutter mit dem Kinde!
Vor deinem Antlitz bin ich zu mir selbst erwacht:
Wie tief ich meine Seele in Geduldung finde.
So nah hat uns den Himmel keine Hand gebracht.

Aus der neuen Ausgabe des „Nordlichts".

EIN BRIEF VON LILI SCHÖNEMANN

An ihren Bruder

Erlangen, den 10. April 1795.

DIE zufriedenstellenden Nachrichten, die Du mir über die Gesundheit Deiner lieben Frau gibst, haben mich außerordentlich erfreut; ich wünsche aufrichtig, daß ihre Kräfte mit der schönen Jahreszeit wieder zunehmen, und tue Gelübde für ihre vollkommene Wiederherstellung; sage ihr, bitte, alles, was die zärtlichste Freundschaft sagen kann, und bezeuge ihr an meiner Statt alle die Teilnahme, die ich ihrer Wiederherstellung entgegenbringe.

Nach dem Inhalt Deines letzten Briefes zu urteilen und nach der Art, wie Du versuchst, mir die Lust zur Rückkehr nach Straßburg zu nehmen, hast Du die Sache schlecht beurteilt, oder ich habe den Wunsch meines Herzens schlecht ausgedrückt. Es ist wahr, daß ich die Anhänglichkeit für diese gute Stadt bewahrt habe und die reinste Dankbarkeit, daß meine Seele sich oft hinwendet zu ihren biedren Bewohnern, und daß der Gedanke, eines Tages dorthin zurückzukehren, ein heilender Balsam für meine Seele ist; aber ich versichere Dir mit derselben Offenheit, daß ich den Augenblick der Rückkehr fürchten werde, wenn sie gerade

in diesem Augenblick stattfinden sollte: der Gedanke, meinen Mann auch nur einen Moment gefährdet zu sehen und an seiner Gefahr durch den zu häufig ausgesprochenen Wunsch der Rückkehr mitgewirkt zu haben, würde eine unerschöpfliche Quelle der Pein werden! Ich hüte mich also, meinen Wunsch auf eine zu positive Art zu äußern, da die Ereignisse unberechenbar sind. Meine Lage ist nichtsdestoweniger schwierig oder verwirrend; denn wenn ich es nach sehr vielen Aufregungen über mich gewonnen habe, ruhig zu sein und zufrieden mit meiner Lage, und wenn ich glaube, im Einklang mit den Geschehnissen zu sein, kommen neue Lockungen, die sehr schlecht geeignet sind, mich zu prüfen, da ich noch keineswegs meine Wünsche ganz besiegt habe, und da ein unlösliches Band mich verbindet und anzieht. Glaube nicht, lieber Freund, daß ich mir über meine gegenwärtige Lage eine Illusion mache, noch über die Gefahr und das Unglück, die in Frankreich durchzumachen wären. Ich anerkenne und schätze das Glück, ruhig leben zu können, frei von Bedürfnissen; ich danke Gott, daß er mir so wunderbar meinen Mann und meine Kinder gerettet hat, und überlasse mich ganz seiner Führung: aber ich verberge mir keineswegs, daß, wenn ich mir einen Blick auf meine Umgebung zu werfen erlaube und mich frage: was wird aus uns? wo werden uns unsere Schritte hinführen? wird mein Gatte untätig bleiben müssen, oder wird er Mittel und Wege finden, um sich seinen Kindern und Mitbürgern nützlich zu machen? – daß ich dann wenig Antworten finde, die mein Herz zufriedenstellen; und ich sehe, daß, wenn ich in Gedanken verschiedene Länder Europas durchlaufen habe und über

die Unordnung und den Zwiespalt, der allenthalben herrscht, geseufzt habe (ohne an die zu denken, die mit ihrem Einsturz drohen), daß nur die Hoffnung auf Rückkehr meiner Seele genugtun könnte; aber wenn dann wieder die Parteien, die dieses unglückliche Land zerfleischen, und die Verwirrungen, die eine unausbleibliche Folge davon sind, mit in Rechnung gestellt werden, zusammen mit dem Vergnügen, seine Freunde wiederzusehen, so muß man sich das Gesetz des Schweigens auferlegen, nur auf Gott hoffen und ihm die Sorge überlassen, die Ereignisse herbeizuführen und zu ordnen. Das Ergebnis davon abwartend, haben wir von unserer hübschen Wohnung Besitz ergriffen und erwarten nun von einem Augenblick zum andern meinen Bruder mit seinen zwei Söhnen.

Zum Dank für Deine Erzählung von den Bierbrauern biete ich Dir, lieber Freund, ein Nürnberger Späßchen an. Die Bevölkerung hat sich gemüßigt gefunden, die Bäcker aufzusuchen, um sie zu fragen, ob sie Osterkuchen backen würden, wie es sonst der Brauch. Die verneinende Antwort war das Signal eines Sturmes auf ihre Fensterscheiben und Ladeneinrichtungen, welche auch bald demoliert waren; die aber bejahten, wurden geschont. Die Furcht vor einer größeren Unruhe ließ die Bürger, die alle Tage auf Wache zogen, zu den Waffen greifen. Heute ist alles ruhig, wenngleich außerordentlich unzufrieden und verärgert.

Der Zeitpunkt der Messe erinnert mich an einige Wünsche, für deren Erfüllung ich Deine Freundlichkeit in Anspruch nehmen möchte, wenn Deine Beschäftigung es erlauben sollte. Zunächst graue Strümpfe für die drei ältesten Söhne, ähnlich denen, die wir von Herrn Finger haben, und drei

Pfund Garn, um solche zu stricken, wie mir die Brevillé gekauft hat — sechs Paare für jeden. Was aber noch wichtiger wäre, das würde irgendeine Hemdhose für den täglichen Gebrauch sein, d. h. etwas Solides für Weste und Hose; sie tragen noch immer ihre Sammethosen, und es beginnt doch schon recht warm zu werden. Ich bin sonst gegen jede Neuanschaffung, aber diese ist unausbleiblich. Verzeihe die Mühe!

Sage, bitte, der lieben kleinen Mimi, daß mir ihr Brief viel Freude gemacht hat, und daß ich demnächst antworten werde. — Herr Brüxner oder Fabri wird sich vielleicht mit meinen kleinen Paketen beladen. — Adieu, mein lieber, lieber Freund, bleibe mir gut, und sei der Unverbrüchlichkeit meiner Liebe versichert. —

Wenn der gestreifte oder dunkle Nanking nicht zu teuer ist, ein Paar für Sonntags würde jedem Freude machen.

Aus dem in der Insel-Bücherei erschienenen Bändchen „Lili in ihren Briefen". Der französisch geschriebene Brief ist hier in Übertragung wiedergegeben.

PAUL AMANN

NAPOLEONS DYNAMIK / EIN VERSUCH IM UMRISS

FRAU von Montholon bezeichnet einmal ganz schlicht die Kraft, die in alle Höhe und Breite Napoleons Riesenwerk bewegt — diese „ungeheure Maschine", wie er selbst es gerne nennt: „Ich habe nie einen Menschen gekannt, der sich so sehr für das Wirkliche interessierte."

Indem wir uns dieses Wort einer klugen Gefährtin der letzten Tage zu eigen machen, verstehen wir unter dem „Wirklichen“ allerdings nicht nur die sinnliche Welt, sondern auch jene, die bei den Franzosen die „moralische“ heißt, zudem ist das Wort in einer prägnanten, in der etymologischen Bedeutung zu nehmen: als eine gegenwärtige Erfahrung, soweit sie für den Erfahrenden Mittel oder Hemmung seines Wirkens ist, kurz: die dynamische Seite der Welt. Vor allem für Kraftmengen und -richtungen in allen Teilen des geistigen und körperlichen Seins muß Napoleon die rascheste, sicherste Divination besessen haben, die, soweit das historische Selbsterkennen der Menschheit reicht, je einem aus ihrer Mitte zuteil geworden ist. Damit haben wir das Geheimnis seiner Wucht keineswegs auf eine Formel gebracht oder gar aufgehellt: in dunkler Riesengrotte versuchen wir nur in die Richtung zu deuten, aus der die Quelle strömt, die dann eine halbe Welt überflutet.

Ein solcher Grad schnellster Einsicht in die Kräfteverhältnisse der nahen und der fernsten Welt ist offenbar schon Energie, löst schon die Tätigkeit aus, deren Fülle keines Mit- oder Nachlebenden Auge überschauen kann. Gerade bei uns ist es nützlich, einmal Napoleons Sachblick, seine „Tüchtigkeit“ als Urphänomen, als ersten Antrieb seines Handelns anzusehn, weil uns die Lehre vom „Willen zur Macht“ noch verwirrend nahe steht und in der Theorie des „Geltungstriebs“ neues Ansehn gewann. Darüber soll hier nicht gestritten werden; zur Deutung Napoleons, dessen Gestalt als Paradigma für Nietzsche wichtig war, sind dessen letzte psychologische Konstruktionen nicht sehr brauchbar; ein „Wille zur Macht“ ist in diesem gewaltigsten

Beispiel nur vermöge eines hysteron proteron zu statuieren, durch eine Umdrehung des natürlichen Verlaufes in diesem Dasein; der Ehrgeiz Napoleons ist in all seiner Größe nicht elementar, sondern abgeleitet. In den Studienheften des Kadetten und des Leutnants überwiegen die militärwissenschaftlichen und allgemein enzyklopädischen Aufzeichnungen – erstes gieriges Erraffen der Welt als Schauplatz seiner Tat – so sehr die Spur ehrgeiziger Pläne, daß man sie nur mit gezwungenster Deutung als durch jenen Ehrgeiz bedingt ansehen könnte. Gewiß wurde mit jeder neuen tatbereiten Erkenntnis auch schon der Drang nach ihrer Verwirklichung geweckt, aber die Konzeptionen halten sich lange in weit engeren Grenzen als die Erfüllung auf der Höhe des Lebens: der junge Irredentist denkt erst nur an Korsika, aber er würde sich, anders als Cäsar, bescheiden, in einem weltverlorenen Neste nach Paoli der Zweite zu sein, wenn er nur schaffen darf. Dann ist er zufrieden, in der Terroristenarmee vor Toulon seine Artillerie gut zu placieren, mögen auch andere die Ehren einheimsen, wie er noch bei der Niederwerfung des Vendemiaireaufstandes nur Stellvertreter des Kommandanten ist. Hingegen hat er das Kommando in der Vendee abgelehnt, weil dort nichts zu wirken ist. Er wäre eher bereit, sich als Instruktor in der Türkei mit Paschas herumzuschlagen.

Erst nach dem Siege von Lodi dämmert ihm die steile Bahn, die vor ihm liegt, aber auch nachher noch ist er zu dem weiten, gefährlichen Umweg in den meuchlerischen, pestverseuchten Orient bereit, weil dessen schlafbefangene große Räume seine Tatkraft locken. Ganz fremd ist ihm der Ehrgeiz, der eine hohe Stellung um einer konventio-

nellen Wertschätzung willen begehrt. Wenn keine Revolution gekommen wäre, man hätte im innersten Herzensgrunde des Leutnants Buona Parte keine Spur des Wunsches entdecken können, etwa ein Roy fainéant zu sein, wie Ludwig XVI. war.

Wenn wir ihn als Kaiser unter vierzehn- bis zwanzigstündiger Arbeitslast dahinschreiten und -stürmen sehen, ist diese übermenschliche Bürde durchaus nicht etwa als der schwere Preis zu betrachten, den er für das erreichte Ziel seiner Ehrbegier und seines Machthungers zu zahlen hat, sondern eben diese unendliche Tätigkeit war sein Ziel, und wie ein gewichtiger Gegenstand in die tiefste zugängliche Lage rollt oder fällt oder sinkt, drang er im Gefüge der damaligen Menschenwelt mit Notwendigkeit bis zur Stelle der mächtigsten Mühe und Wirksamkeit. Er konnte in ausgreifender Tätigkeit nicht innehalten, bis nicht deren Ergebnis durch ständige Einzelerfolge so groß und verwickelt wurde, daß es in seiner Gesamtheit auch von seinem Auge nicht mehr klar überschaut werden konnte. Aber noch der Gestürzte kann nicht anders als sich im Ausgeding Elba um drei Meter Landstraße und ein paar Fischerboote mit der gleichen Zwangläufigkeit zu bekümmern, wie einst um Europa und die Welt. Noch auf St. Helena müssen sich seine Begleiter untertags im Sekretärsdienste ablösen, weil erst vier Männer die physische Kraft haben nachzuschreiben, was er an einem Tage diktiert. Aber auch die räumlich eingezwängte und zuletzt aufs Literarische beschränkte Tätigkeit auf beiden Verbannungsinseln behält eine über die Grenzen greifende Tendenz, ist nicht reine, resignierte Beschäftigung; auf Elba soll erst einem vermuteten Angriffe

mit verzweifeltem Widerstande, in Ausnützung aller materiellen und moralischen Kräfte des Ländchens, begegnet werden, dann wird die Insel zum Sprungbrett nach Frankreich umgeschaffen – auf St. Helena wieder gilt sein Schreiben und Sprechen erst einer Stärkung der ihm günstigen Machtfaktoren in England und Frankreich, dann vielleicht nur der Erbauung seiner idealen Kolossalfigur im Gedenken der Nachwelt, nicht um Eitelkeit willen, sondern als reale, für Nachkommen nutzbare Kraft; die Möglichkeit eines Napoleon III. war ihm nicht verborgen. Erst die rührende Gestalt des sein Gärtchen Umgrabenden gemahnt an einen müden Laertes; da war es auch schon um ihn geschehen.

Diesen Schicksalszwang des realen Blickes und der daran gebundenen Leistung empfand Napoleon durchaus sachlich, obwohl es so recht der besondere Umriß seiner Persönlichkeit war. Er, der Ursprüngliche, der verwegene Neuerer auf allen Gebieten seiner Tätigkeit, hatte eher das Bewußtsein, ein ewig Richtiges als irgendwie Originelles zu tun. Niemand redet so gerne von „Regeln" der Kriegskunst oder Verwaltung wie er. Es hat ganz den Anschein, als ob er sein Können innerlich in lauter solchen Gesetzestafeln tätiger Erfahrung aufgezeichnet hätte, deren Inhalt er so wenig als sein persönliches Eigentum ansieht, daß er im Tadel seine Untergebenen immer wieder einfach an diese ihm ganz evidenten Regeln erinnert. Die Stufenfolge solcher Sätze beginnt mit einfachen Imperativen, wie sie der Krieg braucht: „Man lagert nicht an einem Flusse ohne die Mittel, ihn zu überschreiten" oder „Der Kommandant zur Vorhut" und erhebt sich mühelos zu raffiniertesten Verwaltungskniffen, die in seiner Sprache aber auch selbstver-

ständlich klingen: „Wenn man in Religionsverhältnisse eingreift, muß man sich religiöser Ausdrucksweise bedienen.“ Er mißbilligt es, daß der Bruder bei Aufhebung neapolitanischer Klöster deren frühere Verdienste um die Kultur hervorgehoben habe; das sei die Sprache der Aufklärer, der Todfeinde der Klöster. Man hätte wie ein freisinniger Geistlicher, hätte von Seelsorge usw. reden müssen, jeder ertrage Übel leichter von seiten eines Gesinnungsgenossen als von seiten eines Andersdenkenden. In einer Nachschrift tröstet er einmal den Gescholtenen, er müsse sich in offizieller Korrespondenz immer auf solchen Rüffel gefaßt machen, sobald die Regeln der Staats- oder Kriegskunst in Frage kämen. Noch deutlicher spricht dieser unpersönliche Fanatismus des richtigen Handelns aus einem Scheltbriefe an den Jüngsten: er mag gar nichts mehr von ihm wissen. Die eigenhändige Nachschrift lautet da: „Ich hab dich sehr lieb, mein Freund, aber du bist eben schauerlich jung!“ Goethe hat einmal geäußert, es sei gar kein Vorteil, von Napoleon geliebt zu werden. Wann immer es nötig sei, schreite er doch über einen jeden hinweg. Als Ergänzung sei festgehalten, daß er auch von korsischer Rachsucht in seinem Tun ziemlich frei war, daß er um der Sache willen, selbst mit ihm Unsympathischen, ja wahren Feinden, wie Fouché es wurde, zusammenwirken konnte. All diese Züge wollen nur wieder die erste Erkenntnis verstärken, daß sein sachliches Abschätzen und Handeln der elementare Grund seines Wesens war. Daneben bestand, ziemlich unberührt von diesen tief schöpferischen Triebkräften, ein Gemütsleben, das zwar in seinem Ausdruck verkümmert, aber weder schwach noch verderbt war. Hier

erscheint er aber auch abhängig von fremden Kräften. Auf diese Seite seines Wesens wirkte etwa der „Werther“ ein; Empfindsamkeit im Stile Rousseaus, ein an diesen gebildetes Naturgefühl verrät noch der Kaiser, nachdem der junge General seinen brausenden Gefühlsüberschwang und, was noch seltsamer berührt, vor dem ersten Toten seiner italienischen Kampagne tief zweifelndes Weltgefühl in wundervolle Briefe ergossen hatte. Einer so merkwürdig gespaltenen Erscheinung gegenüber bleibt die Populärfrage nach dem sittlichen Werte seiner Persönlichkeit ganz unlösbar.

Er selbst war auf St. Helena sein geschicktester Advokat und hat einmal, wie aus dem Jenseits niederschauend, meisterhaft zusammengefaßt, was man zu seiner Entlastung sagen könnte: daß er den großen Revolutionskrieg nicht begonnen, sondern daß er ihn zu Ende geführt hätte, daß er in seinen weiteren Kriegen nur sich hätte verteidigen müssen (es war ein Kampf um den Frieden mit England), daß er den Abgrund der Revolution geschlossen habe, aber nicht mehr dazu gekommen sei, die überstraff gespannten Zügel zu lockern, daß er endlich, in immer größere Machtentfaltung gelockt und gezwungen, freilich sich mit dem stolzen Plane eines vereinigten Europa national geschlossener Teilstaaten getragen – aber werde man es nicht eher bedauern, daß er darin gescheitert? Dies ist mehr als Rhetorik post festum. So sehr auch die edlen Gedanken der Revolutionszeit und des ideenreichen 18. Jahrhunderts nach Bedürfnis konkreter Zwecke von ihm wie Spielbälle virtuos gehandhabt werden, mindestens der eine Brief, den er unter dem Eindruck der bösen Schlacht bei Marengo an Kaiser

Franz schrieb, ist so echt, als ein politisches Schriftstück kaum je war – er selber glaubt bei den Mitkonsuln diesen Ton mit seiner Erregung entschuldigen zu müssen. Prophetisch beschwört er den knöchernen Franz, der sein Toskana nicht verschmerzen will, die ungeheuren Kräfte des verjüngten Frankreich nicht weiter auf einen Kriegspfad zu treiben, dessen Ziel ein nie erhörtes sein wird. Möglich, daß er aber auch diese Ergriffenheit wieder nur in den Dienst seiner Tat gestellt hat, wie er etwa die Opfer seines Jähzorns vor Zeugen andonnert, um heilsamen Schrecken zu verbreiten.

Seine „Unaufrichtigkeit", seine immer wache Berechnung erschwert ungemein die Bildung jedes Gemütsverhältnisses, zu dem er mit oft überraschend zarter Liebenswürdigkeit naive Gemüter immer wieder verführen will. In der Tat spricht er fast nie seinen ganzen Gedanken aus, wenn er schon einmal nicht dessen Gegenteil ausspricht. Drei, viermal in all seiner Korrespondenz versichert er den Empfänger eines Schreibens, als Beweis seiner Achtung werde er ihm seine unverhüllte Meinung sagen, statt der Dinge, die für Proklamationen taugten. Dem Historiker ist es auch dann nicht verwehrt, sich zu fragen, ob selbst diese Aufrichtigkeit, wie später bei Bismarck, nicht auch nur das raffinierteste dialektische Manöver sei; die Tat ist ein strenger Gott . . . Es gibt aber noch eine einfachere Erklärung, die auch der populären Moral genügen könnte. Eine offene Mitteilung ist nur dann zu erwarten, ja berechtigt, wenn der Partner sie wirklich völlig aufzufassen vermag. Dieses Gefühl nun mochte Napoleon auf seinem eigenen Gebiete höchst

selten haben, zumal in den letzten Jahren des Glanzes, als ihn ein tückischer Glücksdämon verleitete, sich selber und nur sich als unfehlbar einzuschätzen. Dergleichen ist schon zu spüren, wenn er während des preußischen Feldzuges einem Minister auf dessen Bedenken gegen neue Aushebungen erwidert: „Sie sehen die Dinge unter einem einzigen, ich unter zehn Gesichtspunkten an." Aber wer könnte sagen, daß dies Gefühl bloß Selbsttäuschung gewesen sei? Napoleons Eitelkeit und Überhebung sind durchaus späte Erscheinungen in seinem Charakter. Er wurde da selbst ein Opfer seines dynamischen Meßvermögens, indem er mit jedem neuen Erfolge sich selbst, aber wie einem Fremden, immer gewisseren Erfolg in allen Dingen zutraute. Daß der fatalistische Glaube, in dem er sich manchmal gefiel, ein äußerliches Alluvium seines Schicksals, auch wohl seiner Zeit ist und mit der Tiefe seines Wesens nur lose zusammenhängt, mag durch eine Parallele angedeutet sein. Als Jérôme durch eine unbedachte Heirat Napoleons Pläne stört, bricht dieser in die zornigen Worte aus, wenn der Bruder sich nicht füge, werde es ihm ein Zeichen sein, daß er von Schicksals wegen nichts für ihn tun solle. Fast zu gleicher Zeit gab es am Weimarer Hofe eine ähnliche Krise. Fritz Stein, der als ständiger Gefährte des Erbherzogs in Aussicht genommen war, wollte lieber in Schlesien bleiben. Carl August suchte diese Enttäuschung mit den Worten abzuschütteln: „Vielleicht ist es das Schicksal, das ihn veranlaßte, sich selbst auszurangieren, damit ich bey meinem Sohne nicht einen Menschen setzte, der nicht an diesen Platz paßte ..." Rationalismus und Fatalismus sind zusammengehörige Erscheinungen, Züge des späten 18. Jahrhunderts.

Diese primäre Kraft realen Anschauens der fernsten Dinge seines Wirkungskreises scheint Napoleon gelegentlich geradezu lästig geworden zu sein; er verlangt dann von seinen Referenten das einzige Mittel, dem solche gedankliche Bedrängnis weicht: gegründeten Gegenbeweis. Schon dieser eine Fall würde sein Können als primär und keineswegs als Werkzeug eines tiefer gelagerten Machttriebes erweisen. Ich führe die Stelle an, weil sie auch recht reizvoll in seine heuristischen Methoden Einblick gewährt; den Entschiedenen, der immer mit seinem Urteile fertig scheint, sehen wir hier einmal suchen und tasten. Am 26. Januar 1807 schreibt er aus Warschau an seinen Marineminister: „Ich habe Ihnen mitgeteilt, daß ich wünsche, es möchten auch in den Häfen zu Nantes, Havre, Dünkirchen Linienschiffe gebaut werden; ich halte meine Idee für ausführbar. Wenn sie es ist, so will ich, daß sie sofort verwirklicht wird; wenn nicht, so müssen Sané und Laplace darin einer Meinung sein, und jene Unmöglichkeit muß mir schlagend bewiesen werden. Ich selber halte bis jetzt die Sache für ein leicht zu lösendes Problem. Da kommt mir noch ein Einfall, der dafür spricht. Das Haupthindernis wäre doch der große Tiefgang solcher Schiffe, wenn sie armiert sind; aber man wird sie eben in Friedenszeit, ohne Armierung ausfahren lassen, um sie in einem großen Hafen zu armieren, und so brauchen sie keinen größeren Tiefgang zu haben als eine Fregatte. Ich behaupte, daß dieses Problem leicht zu lösen ist, weil ich von der Voraussetzung ausgehe, daß man möglichst leichte Bronzekanonen herstellen kann, die dabei ebenso lang sind wie die gewöhnlichen Eisenkanonen, nur daß man eben mit verminderter Pulverladung schießen

muß. Ein Beispiel, damit Sie mich verstehen: man könnte nur talerdicke Kanonen von normaler Länge gießen; aber in diesem Grenzfall könnte man nur eine halbe Unze Pulver laden, so daß die Kugel nicht weit fliegen würde. Jetzt merken Sie wohl, wie man von dieser äußersten Annahme fortschreitend zu Kanonen gelangen kann, die mit sechs statt mit acht Pfund Pulver schießen. Einmal gewänne ich die Entlastung durch Verwendung von Bronze statt des Eisens, dann die durch das neue Kanonenmodell gegenüber dem alten. Wenn ihr meiner Meinung seid, ist die Sache abgemacht, wenn nicht, muß ich gründlich widerlegt werden, damit ich mir den kuriosen Einfall aus dem Kopf schlagen kann. Die Frage ist komplexer Natur: sie schlägt halb ins Artilleristische, halb ins Schiffbauwesen ein. Ich glaube, wenn ich Sané beauftrage, mir ein Schiff zu liefern, das so schnell läuft wie der ‚Spartaner' und wie der für eine Bewaffnung mit 74 Kanonen eingerichtet ist, und wenn ich ihm weiter sage, es würden nur Holzkanonen verwendet werden, wird er mir einen Plan zeichnen, nach dem so ein Schiff nur den Tiefgang einer Fregatte hätte oder den eines Linienschiffes mit 64 Geschützen, wie der ‚Venetianer', der in den Hafen von Alexandrien eingefahren ist. In dieser Art soll diese Frage behandelt werden. Wenn man mir ein Schiff ohne Geschütze herstellte, aber mit 74 Stückpforten, das den gleichen Fassungsraum für Proviant haben soll wie ein normales Linienschiff, was wäre das Minimum seines Tiefganges? Ich glaube, gewöhnliche Linienschiffe haben 22 oder 23 Fuß. Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß ich durch Fortlassen der Artillerie nicht mehrere Fuß gewinnen soll."

Dieses Schriftstück steht nicht als ästhetisches Stilmuster da, sondern, wie gesagt, gerade weil es in seiner verworrenen Hartnäckigkeit die schicksalsmäßige Verklammerung zeigt, mit der er jedem Dinge seines Blickkreises ringend begegnen mußte, bis er es seinem Wesen gemäß bewältigt hatte. Um die Einstellung auf unsere Probe zu vervollständigen, sei noch gesagt, daß diese Abhandlung zwei Jahre nach Trafalgar geschrieben ist, als der Kaiser seine Flotte aus seinem Machtkalkül gestrichen hatte, wie ihr auch nie wieder wichtige Aufgaben gestellt wurden. Es waren diese Warschauer Tage zugleich durch den doch etwas tiefer greifenden Rausch für die Walewska bezeichnet, die Truppen quälten sich – ein Vorspiel zu 1812 – auf grundlosen Ostwegen, und drei Wochen später kam es zur entsetzlichen Schlächterei von Eylau –: bedarf es weiterer Hinweise, um die elementare Zwangsläufigkeit deutlich zu machen, mit der Napoleon seinem Gotte, der nature des choses, ihrer dynamischen Natur, sich restlos hingab, sobald einmal das betreffende „Fach" aufgetan war?

Niemand wird heute in diesem ungeheuren Menschen den Dämon verkennen, kaum einem wird er mehr der Teufel patriotischer Fibeln sein, der stets das Böse wollte ... Er hat kaum je in öffentlichen Dingen (und in privaten nicht öfter als andere) das Böse an sich gewollt und viel Gutes geschaffen. Allerdings hat er auch dies nicht an sich gewollt, sondern weil er dynamisch daran glaubt. Übrigens will er es auch nur so weit, als es sich mit seiner möglichst schrankenlosen, elementaren Wirksamkeit verträgt. Nie ist er Tyrann in dem Sinne, daß er für seine sonstigen persönlichen Ansprüche, außer jener tiefsten Notwendigkeit des

Zupackens und Eingreifens, unbeschränkten Raum begehrt hätte. Er respektiert die Tugend als Macht. In seinem Testament begleitet er das Legat für den Chirurgen Larey mit den Worten: er ist der sittlich Reinste, den ich kenne ... Im Grunde ist das aber, wo öffentliche Verhältnisse in Frage kommen, ein beintrockenes Abschätzen vorhandener Kräfte, das wirklich etwas teuflisch, aber auch beinahe komisch wirkt. So gibt er als zahnloser Wolf auf St. Helena seinem sanften Erstaunen Ausdruck, wie tief doch der Trieb zum Guten in der Masse wurzle, denn wenn sie wirklich anders wollte, wer könnte sie halten?... Auch die Rücksicht auf sein eigenes Interesse setzt diesen dynamischen Meßapparat nicht außer Tätigkeit: so findet er privatim das Kaltstellen seiner Anhänger seitens der Bourbonen ganz recht – d. h. ganz zweckmäßig im Sinne der gegebenen Kraftverteilung –, er kennt kein höheres Prinzip des Handelns.

Daß bei einer solchen Anlage das Kriegswesen, der Mensch als Mittel und Objekt der höchsten Kraftanwendung im Zentrum seiner Tätigkeit stand, ist ganz natürlich. Durchaus nicht ausgemacht aber ist, ob der nur zerrüttende technische und ökonomische Krieg, den wir ein Jahrhundert später erlebt haben, ihn nicht abgestoßen hätte, nicht aus ethischen, aber aus realistischen Gründen; ein Siegerzustand, wie ihn unsere Feinde genießen, hätte ihn nicht gelockt. Unerbittliches „Durchhalten" war ihm fremd. Kein Sieger hat so viel Friedensangebote ergehen lassen, die unendlich milder klingen als das von 1916. Er selbst durchbricht seine Kontinentalsperre aus wirtschaftlichen Rücksichten. Mit welcher Leidenschaft er sich auch in

Friedensarbeit wirft, ist bekannt. Laplace gegenüber hat er es bedauert, daß es ihm nicht vergönnt war, der Wissenschaft leben zu können; die einzige Wissenschaft, die ihn so zu eigener Tätigkeit lockt, ist die von den Weltkräften, Physik und Astrophysik – aber da er nicht selber Gestirne lenken durfte, begnügte er sich damit, seinem Heimatsplaneten die Bahn zu weisen. In der Kunst ist er, ganz natürlich, nur beim Drama zu tiefer Einsicht gelangt; gelegentlich der Verhandlungen, die dem Kriege von 1805 vorangingen, äußert er zu Talleyrand: „Sie wissen, daß ich gerne so verfahre, wie ein dramatischer Dichter seine tragischen Situationen allmählich entwickelt. Plötzlichkeiten wirken immer falsch . . ."

In seinem Jahrhundert kann man sich ihn zwar immer nur als Soldaten denken, aber das Problematische, das Kraftzerstörende des Krieges hat er schon lebhaft gefühlt. Für bloße Haudegen wie Murat und Ney hat er im Grunde Nichtachtung, eine Übertragung militärischer Disziplin auf die Zivilverwaltung verbittet er sich entschieden, dem Zaren gegenüber redet er sogar von Abrüstung, vom Auflassen der großen Heere (schon da ein Seitenhieb auf preußischen Militarismus), die zur Bewaffnung der Frauen führen müßten. Politische Finte? Freilich, aber sein Geist führt nie ganz nichtige Lufthiebe. Sein Plan setzt wenigstens eine großartige Bereinigung der Welthändel voraus, eine Teilung der Erde . . . (Bei sich streicht er die Zahl dieser Machtgebiete allerdings so ziemlich auf eins zusammen.)

Seine bekannte Abneigung gegen die Ideologie des 18. Jahrhunderts, der ja auch der Pazifismus entstammt, reicht gerade so weit, als jene seine Wirkungskreise be-

schränken könnte; im übrigen bedient er sich des humanen Ideenreichtums der Zeit wie aller anderen Kräfte.

Dem jungen König von Westfalen, Jérôme, gibt er geheime Weisungen, die gar nicht zur Vorstellung eines kriegerischen Gewaltherrschers passen: „Ihr Thron ruht sicher nur auf dem Vertrauen und der Liebe des Volkes. Die Völkerschaften Deutschlands verlangen ungeduldig, daß begabte Nichtadelige gleiches Anrecht haben, von Ihnen beachtet und verwendet zu werden, daß jede Art von Hörigkeit und alles, was sich zwischen die Unterklasse des Volkes und den Fürsten drängt, ganz verschwinde. Die Wohltaten des Code Napoleon, öffentliches Gerichtsverfahren, Schwurgerichte, das sollen Kennzeichen Ihrer Monarchie werden. Und, um Ihnen meine Gedanken ganz zu enthüllen, ich rechne, was Ausdehnung und Befestigung Ihres Reiches anlangt, weit mehr auf die Wirkung solcher Reformen als auf den Erfolg der größten Siege." Als Warnungszeichen für harmlose Leser sei auch die Schlußwendung angeführt. „In meiner jahrelangen Führerstellung in Europa konnte ich mich überzeugen, daß das ganze Geschwürm der Bevorrechteten der allgemeinen Meinung zuwiderläuft." Also auch diese so sympathisch berührenden Ansichten fließen aus kaltem Kräftekalkül.

Ich habe sie auch nicht um Liebeswerbung angeführt. Grillparzers „Dich lieben kann ich nicht" ist mir noch immer wahr. Wohl aber steigt ein Jahrhundert nach seinem Hingange seine Gestalt in ihrem tragischen Zwange über die Massen der Befreiungsmale hoch empor; er war seines Dämons erster Knecht; er wollte sein Werk, aber sein Werk wollte die Natur der Dinge, und die mußte

zuletzt sich gegen den übergreifenden Einzelnen kehren. Was niedrig und häßlich ist an ihm, entstammt seinem Drang, den Platz seines Wirkens zu behaupten und zu verbreitern — dieses Trübe verwehte, als er weichen mußte. Dann blieb nur der ungeheure Wert eines Schaffens, dessen Wesen es war, den Sachen über das bewußte Wollen hinaus gerecht zu werden.

Napoleon glaubte um seiner Herrschaft willen, Deutschland entdeutschen zu müssen, aber die Dauerspur seines Wirkens war Wohltat. Abgesehn von jenen inneren Reformen und dem sittlichen Impuls, der davon ausging (das napoleonische Westfalen ist z. B. die Heimat der Göttinger Sieben), dürfen wir die ungeheure Leistung der territorialen Vereinfachung Deutschlands, nach der Liquidierung des alten Reichselends, uns nicht verkleinern. Man mag über seine rasche Fabrikation von Ländern und Kronen spotten: die Dauer eines Jahrhunderts wirft den Spott zurück. Sein Zugriff ist gar nicht zu vergleichen mit den Ballon- und Wurstgebilden von Versailles.

Süddeutschlands Gliederung ist noch heute ganz sein Werk. Ohne seine Königskronen war das Rechenstück der Bismarckschen Reichsverfassung undenkbar. Wann wäre unser pietätvolles Volk aus Eigenem so weit gekommen?

In dieser Erwägung heimischer Lebenswirkungen seiner schicksalsschweren Gegenständlichkeit überkommt uns denn doch ein starkes Gefühl, daß so ein mächtiges Elementarwesen noch vor hundert Jahren in unserem Geschlechte möglich war.

STEFAN ZWEIG / DER DIRIGENT

IN MEMORIAM GUSTAV MAHLER

EIN goldner Bienenkorb, in dessen Waben
Summend das Volk sich drängt, so scheint
Das Haus mit seinem hingeströmten Licht
Und der Erwartung vieler Menschen, die
In schwärmender Erregung sich versammeln.
Alle Gedanken tasten unablässig
Hin an die dunkle Wand, dahinter sich
In einer Wolke unbestimmter Ahnung
Die Träume bergen.
Unten schäumt der Kessel,
Darin sich die gefährliche Magie
Der Töne braut. Die bunten Stimmen brodeln
In erster Hitze, zucken, sieden, spritzen
Schon manchmal eine kleine Melodie
Wie Schaum herauf. Allein sie zittert schwank
Im hohen Raum und stäubt dann wie zerbrochen
Zurück ins Ungefähr der andern Stimmen.

Da! plötzlich wo ein Klang: das Licht verlischt,
Der Ring des Raums zerrinnt ins Grenzenlose,
Nacht stürzt herab, und alles wird Musik.
(— Denn sie, im Unbegrenzten heimisch schweifend.
Gibt schamhaft ihre körperlose Seele
Den Blicken nicht und ausgereckten Händen:
Urschwesterlich sind Dunkel und Musik. —)
Und was vordem im ausgesparten Raume
An zagen Stimmen suchend rang, was sich

Noch scheu und ganz vereinzelt erst versuchte,
Das greift jetzt ineinander, flutet über,
Meer wird es, Meer, das seine Wellen bald
Wie Knabenhaar verliebt und eitel kräuselt.
Bald sie gleich Fäusten ballt, ein Meer,
Das auf zu Sternen will. Nun sprengt es hoch
Bis ans Gebälk die farblos heiße Gischt
Der Töne, wirft sie gegen unser Herz,
Das sich noch weigert (denn wer gibt sich gern
An ein gefährlich unbekannt Gefühl
Ganz ohne Zagen hin?). Allein es reißt
Gewaltsam fort in seine Leidenschaft,
Und Flut sind wir mit ihm, nur wesenlos
Verströmte Flut, die bald zum Wogenkamm
Des seligsten Entzückens hochgeschleudert
In weißen Schäumen funkelnd sich zersprüht,
Bald wieder sinkend in die jähe Trauer
Des Niederstürzens ins smaragdne Dunkel,
Fremd, fremd uns selbst im wogenden Gefühl. —
Wir alle, sonst vieltausendfach zerstückt
Durch Zufall, Schicksal und geheime Neigung,
Sind eine Welle zitternder Entzückung.
Nichts bleibt von uns mehr aufrecht in dem Schwall
Entzündeten Gefühls: nur wellend Fließen
Sind wir jetzt mehr, nur dunkler Strom,
Drin unser eigen Leben unbewußt
Und ohne Atem, ohne Willen flutet,
Ertrunken in den Tönen.
Aber dort,
Hoch über diesem Meer, schwebt Einer noch,



Rudolf Großmann: Steinzeichnung zu Li-Tai-Pe

Wie eine schwarze Möwe mit den Schwingen
Hinreisend über das erregte Stürmen
Des namenlos beseelten Elements.
Er ringt damit, taucht bald hinab, als griff
Er Perlen von dem Grund, bald schnellt er hoch
Wie ein Delphin sich aus dem wildgepeitschten
Gewirr der brennend lodernden Musik.
Ein Einziger, da wir schon hingerissen
Und schwank verströmt sind, selber Wind und Welle,
Kämpft er noch mit den losen Elementen,
Gebändigt halb und halb der Töne Meister. –
Der Stab in seiner Hand (ist es der gleiche,
Mit dem einst Prospero den grausen Sturm
Hinwetternd auf die reine Insel warf?)
Scheint, ein Magnet, das fließend Erz der Töne
Hinaufzuzwingen in die starke Hand,
Und all die Wellen, drin wir uns verbluten,
Strömen ihm zu, dem roten Herzen, drin
Die Unruh Rhythmus wird, das wirre Leben
Der Elemente klare Melodie.

Wer ist der Zaubrer, wer? Mit einem Wink
Hat er des Vorhangs harte Nacht gespalten.
Sie rauscht hinweg. Und hinter ihr sind Träume
Mit blauem Himmel, aufgeblühten Sternen,
Mit Duft und Wind und Bildern wie von Menschen.
Nein, nein! Mit Menschen! Denn kaum hat er jetzt
Die Hand gehoben, so bricht schon diesem,
Den er bedeutet, Stimme aus der Wunde
Der aufgerißnen Brust, jetzt, jetzt den andern!

Sie atmen Leid und Lust. Und alles ist,
Wie er gebietet. Seht, die Sterne löschen
Jetzt mählich aus, die Wolkenzüge brennen
Vom Feuerhauch der neuen Dämmerung,
Und Sonne naht und mit ihr andre Träume.
Und über all dies schüttet er Musik,
Die er von unten aus dem unsichtbaren
Geström mit seinen losen Händen schöpft.
Tag wird aus Nacht. Womit hat er Gewalt,
Daß ihm die Töne dienen, Menschen sich
Ausbluten im Gesang und daß wir alle
Hier leise atmend wie in unruhvoll
Erregtem Schlafe taumeln, von dem Gift
Des Klangs betäubt? Und daß ich immer
Das Zucken seiner Hand so spüren muß,
Als riß er eine angespannte Saite
In meiner Brust entzwei?

Wohin, wohin

Treibt er uns fort? Wir gleiten nur wie leise
Barken des Traums auf niegesehnen Wassern
Ins Dunkel weiter. Goldene Sirenen
Neigen sich manchmal über unsre Stirnen,
Doch er lenkt weiter, steil das Steuer in
Die feste Faust gepreßt. Wir gleiten, gleiten
Zu stillen Inseln, sturmzerrißnen Wäldern.
Wer weiß, wie lang? Sinds Stunden, Tage,
Ist es ein Jahr?

Da sinkt der Vorhang zu.

Die Barke hält. Wir wachen wie verschreckt
In unsern kleinen Tag. Doch Er, wo ist

Er hin, in dessen Händen wir gewesen,
Der dorten stand, ein unbewegter Stern
Über dem Aufschwall geisternder Gewässer?
Hat ihn die Flut, die er bezwang, nun doch
Hinabgerissen in ihr Dunkel? – Nein!
Dort stiebt ein Schatten weg. Der heiße Blick
Greift rasch ihm nach. Doch ringsum schwillt
Schon Unruh und Geräusch, die Menge bricht
In tausend Stücke, einzelne Gesichter,
Zerrinnt in Worte, die sich laut verbreitern.
Der Beifall dröhnt! Aufflammen alle Lichter, –
Wir sind am Strand, daran die Träume scheitern.

(1913)

ZWEI UNGEDRUCKTE BRIEFE AN GEORG BÜCHNER VON SEINEN ELTERN

Von der Mutter nach Zürich

Darmstadt, den 30. Oktober [1836].

Lieber Georg! Welche Freude, als Dein Brief vom 28. Oktober, das Postzeichen Zürich darauf, ankam. Ich jubelte laut; denn obgleich wir uns gegenseitig nichts sagten, so hatten wir alle große Angst, und wir glaubten kaum, daß Du glücklich über die Grenze kommen würdest. Die Sache hat mir vielen heimlichen Kummer gemacht, nun gottlob, auch dies ging glücklich vorüber. –

Wir waren die Zeit sehr beschäftiget, Mittwochs legte ich große Wäsche ein, und Montags zuvor kamen Beckers aus Frankfurt und blieben bis Donnerstag; sie erkundigten sich sehr nach Dir und freuten sich recht über Deine guten Aussichten – wir hatten einige sehr vergnügte Tage. Auf Deinen Geburtstag tranken wir alle zusammen Deine Gesundheit. –

Wie Dein Brief ankam den 27., biegelte ich gerade das letzte Stück, Vater war im Theater; ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr er sich freute, als er nach Hauße kam. Er stimmt ganz mit Becker überein und ermahnt Dich dringend, ja über vergleichende Anatomie Vorlesungen zu halten; er glaubt sicher, daß Du darin am ersten einen festen Fuß fassen und Dich am ehrenvollsten emporhelfen könntest. –

Willhelm war ohngefähr 14 Tage hier, und nun ist er seit Mittwoch nach Heidelberg mit Schenk abgereist. Mit Giesen war es für diesen Winter nichts. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich mich über diesen Jungen beunruhige; es ist noch ein gar zu großer Kindskopf, hat gar keinen Begrief vom Schaden, hat einen falschen Ehrgeiz, und ist hinter seinem Receptiertisch gar zu schro[?] geworden. Wie wir Briefe von ihm erhalten, werde ich ihm schreiben, ihm Deine Addresse schicken, damit er auch an Dich schreiben kann. Antworte ihm nur gleich und ermahne ihn recht. Mathilde wird selbsten an Dich schreiben. Sonsten ist alles bei uns beim alten. Den 25. Okt. war Alexanders Geburtstag, er wurde neun Jahre alt; heute wird er solenn gefeiert. er hat sich zehn Jungens gebeten, der Chokolade ist bereits gekocht – könnte ich Dir doch auch eine Tasse einschenken.

Onkel Georg ist bei seinem Leutnant auch noch so ein Stück Stallmeister geworden. Der bekannte Stall-Schenk, zeither Stallmeister bei Prinz Louis, ist am Nervenfieber gestorben, und nun reitet Onkel die Pferde vom Prinzen; er hofft auch die vom Prinzen Karl zu bekommen, und dann trägt es ihm rund 200 fl. ein. Das Reiten ist seine Liebhaberei, er ist sehr vergnügt darüber. –

Wenn Du hörst, daß hier das Nervenfieber grasierte, so ängstige Dich nicht: es ist nicht so arg, als es die Leute machen; es sind zwar schon viele Menschen daran gestorben. Kürzlich starben aus einer Familie drei junge Leute, zwei Söhne und eine Tochter; sie wurden an einem Tage begraben, und gestern soll auch die Mutter gestorben sein. Der Vater ist Hoboist. – Leider wurde kürzlich ein Mörder hingerichtet. Die Kinder sahen ihm auf dem Markt den Stab brechen, und Louis ging mit Vater auf die Richtstätte; er hatte vor zwei Jahren einen Förster erschlagen. –

Wie es hier mit den Gefangenen geht, weiß Gott; es ist alles still. –

Der junge Baron von Bechtold ist Leutnant geworden und wurde nach Butzbach versetzt, und heute hörten wir, daß Herr Regierungsrat von Bechtold Ministerialrat geworden sei. Dies unsere Neuigkeiten. –

Ich kann nun gar nicht erwarten, bis Dein nächster Brief kommt, lasse uns nur nicht lange warten; gehe nur recht unter Menschen und suche Dich zu zerstreuen. Doch hoffe ich, daß ich Dich nicht mehr zu ermahnen brauche, Dich von allem politischen Treiben entfernt zu halten; Du bist nun mitten darin. Du wirst Dich, denke ich, nicht anstecken lassen; es wird mir doch manchmal himmelangst. –

Morgen schreibe ich und Mathilde an Mina, sie dauert mich gar zu sehr; ich kann das Früjahr kaum erwarten, dann hoffe ich fest, sie bei uns zu sehen. Mathilde läßt Dich tausendmal grüßen; wie sie endlich anfing zu schreiben, bekam sie Besuch; sie will es also aufsparen, bis ich wieder schreibe. –

Vater schickt Dir hier ein Recept für Deine Nase; er bittet Dich sehr, es einmal recht ernstlich und anhaltend zu gebrauchen und ihm über den Erfolg zu berichten. Wie hast Du die Straßburger nacheinander verlassen? Hast Du die Tante Reuß noch gesprochen, warst Du bis Himmlies? Wenn Du wieder schreibst, so gib mir Nachricht. Deine Kost und Logie finden wir sehr billig; freilich eine Kost wie bei Fräulein Jäkele wirst Du nicht leicht wieder finden – nun man muß sich an alles gewöhnen. Schreibe uns nur immer recht ausführlich; ich meine, seit Du von Straßburg weg bist, nun seist Du erst in der Fremde, in Straßburg glaubte ich Dich immer in meiner Nähe. Wirst Du denn mein Geschmier lesen können? Ich schreibe aber in einem solchen Tumult, daß ich gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Großmutter grüßt Dich vielmals; schreibe ihr bald, weil es ihr Freude macht. Sie ist immer sehr niedergeschlagen, denn sie sieht fast gar nichts mehr; es ist sehr betrübt, und für uns alle traurige Aussichten. Alles grüßt Dich, jung und alt, auch Ema, die eben da ist, auch die träge Mathilde. Nun lebe wohl und schreibe bald wieder Deiner treuen

Mutter L. Büchner.

*

Vom Vater nach Zürich

Darmstadt, den 18. Dezemb. 1836.

Lieber Georg! Es ist schon lange her, daß ich nicht per-
önlich an Dich geschrieben habe. Um Dich einigermaßen dafür zu entschädigen, soll Dir das Christkindlein diese Zeilen bescheren, und ich zweifele nicht daran, daß sie Dir eine angenehme Erscheinung sein werden. Meine Besorgnis um Dein künftiges Wohl war bisher noch zu groß, und mein Gemüt war noch zu tief erschüttert durch die Unannehmlichkeiten alle, welche Du uns durch Dein unvorsichtiges Verhalten bereitet und gar viele trübe Stunden verursacht hast, als daß ich mich hätte entschließen können, in herzliche Relation mit Dir zu treten; wobei ich jedoch nicht ermangelt habe, Dir pünktlich die nötigen Geldmittel, bis zu der Dir bekannten Summe, welche ich zu Deiner Ausbildung für hinreichend erachtete, zufließen zu lassen. –

Nachdem Du nun aber mir den Beweis geliefert, daß Du diese Mittel nicht mutwillig oder leichtsinnig vergeudet, sondern wirklich zu Deinem wahren Besten angewendet und ein gewisses Ziel erreicht hast, von welchem Standpunkte aus Du weiter vorwärtsschreiten wirst, und ich mit Dir über Dein ferneres Gedeihen der Zukunft beruhigt entgegensehen darf, sollst Du auch sogleich wieder den gütigen und besorgten Vater um das Glück seiner Kinder in mir erkennen.

Um Dir hiervon sogleich einen Beweis zu geben, habe ich Deinem Wunsche, „v. Frorieps Notizen“ von mir zu erhalten, alsbald entsprochen, welche längstens bis zum

21. d. M. per Kiste und ganz franco bei Dir eintreffen werden. Dieselben sind als eine kleine Bibliothek zu betrachten und werden Dir vielen Nutzen gewähren. Bis jetzt ist der 50ste Band im Erscheinen. Ich besaß nur 26 Bände, welche mich, ohne Einband, 93 fl. 36 kr. kosteten, und diese mache ich Dir zum Weihnachtsgeschenk. Die Bände 29—46, welche Du ebenfalls jetzt erhältst, habe ich für Deine dereinstige Rechnung mit Deinen Geschwistern um 20 fl. 52 kr. erkauft, und um diesen 3teil Preis sollst Du durch mich die Fortsetzung und ebenso die fehlenden Bände 27 und 28 erhalten. Sollten Dir meine anatomischen Tafeln von Weber, welche Dir schon genau bekannt sind und die ich jetzt vollständig habe, nötig sein, so will ich Dir auch diese schicken, oder wenn Du sonst Bücher nötig hast, so mache mir solche namhaft und bemerke mir genau den Ladenpreis, um welchen Du solche in Zürich würdest erhalten können. Auch findest Du in der Kiste unter anderem zwei Exemplare meiner Nadelgeschichte, die mir beim Packen als altes Papier in die Hände fielen. Vielleicht kannst Du Deinen Schülern gelegentlich eine Erzählung davon machen. Sodann legte ich auch eine Beilage zu unsrer Zeitung in die Kiste, worin eine Konkurrenzeröffnung von Zürich aus bekannt gemacht wird. Hättest Du früher meinen so wohlgemeinten Rat befolgt und Dich mehr mit Mathematik beschäftigt, so könntest Du vielleicht jetzt mit konkurrieren. Doch dies sei bloß nebenher bemerkt. Deine Abhandlung hat mir recht viel Freude gemacht, und nicht weniger war ich erfreut über Deine Kreierung zum Doktor der Philosophie, sowie überhaupt über Deine gute Aufnahme in Zürich. Sei nur recht [vorsichtig] in Deinem Be-

nehmen und in Deinen Äußerungen gegen und über jedermann. Bedenke stets, daß man Freunde nötig hat und daß auch der geringste Feind schaden kann. Ich bin recht begierig zu hören, wie es Dir bisher mit Deinen Vorlesungen ergangen und worauf besonders Dein weiterer Plan gerichtet ist. Zoologie und vergleichende Anatomie sind Felder, worin noch viel zu lernen ist, und wer Fleiß darauf verwendet, dem kann es nirgends fehlen, merks tibi. Auch Kaups systematische Beschreibung des Tierreichs, wovon das 10. Heft erschienen ist, könnte ich Dir schicken.

Bei uns ist alles wohl, und es werden die nötigen Vorbereitungen zu Weihnachten gemacht. Deine weitere Bescherung findest Du ebenfalls in der Kiste. In Reinheim ist kürzlich Oheims jüngstes Kind, ein schöner Knabe von 1 1/2 Jahren, gestorben. Deine Mutter wollte meinem Brief noch einige Zeilen beilegen, bei dem teuren Porto aber wollen wir es unterlassen, zumal Du per Kiste Briefe erhältst. Mutter und Tante Helene sitzen oben bei der Großmutter, welche jetzt beinahe völlig blind ist. Im Frühling soll das eine Auge operiert werden. Mathilde und Louise sind in der Oper „Die Stumme". Louis ist wahrscheinlich mit Anfertigung von Weihnachtsgeschenken beschäftigt, und Alexander liest wie gewöhnlich sehr emsig die Geschichte. Dieser wird ein ruhiger Gelehrter werden in allem Ernste. Endlich ich sitze am Schreibtische und schreibe in diesem Augenblicke am Ende meines Briefes meinen Namen.

E. Büchner.

THEODOR BLUTH / EINIGEN FREUNDEN ZUM GEDÄCHTNIS

I

Wie in den Meeren eine leise Flotte
Sich brüderlich im Gang der Wellen hebt
Und niedersinkt, so hauchten wir dem Gotte
Im Sang bewegt und wie ein Schiff, das schwebt

Und hin sich trägt wie auf des Lichtes Rücken
Und aufwärts sich in seinen Himmel wippt,
Den Frauen gleich, in blühendem Entzücken,
Ein Kiel, berauscht, daß er im Schwung nicht kippt. –

Also gewiegt in einem sichren Bunde,
Erschienen wir im Sommertag vereint
An Lämmern süß auf dem ergrünten Grunde
Der Herdeneinklang, wenn es blüht und scheint.

Umhegt, umwacht und unsichtbar umhalten
Und sanft geborgen, ein umsungnes Kind. –
Doch einmal zog der Himmel sich in Falten,
Und in die Flotte schlug erbost ein Wind.

Daß wir zerstreut sind wie des Heilands Jünger
Bei seinem Fang, der Todesnacht gewahr.
Und wie in Steppen die ergrimmten Wölfe
Einfiel die Flut in unsre heilge Schar.

Ein Wetter scholl von ungeheuren Stößen
Und warf empört das Heil von jedem Schiff



Im Abgrund an die weißgewaschnen Blößen
Gezackter Felsen, an des Unheils Riff.

O Pilger wir! Die wir im Licht gesammelt,
Im Suchen groß und im Erschauen klar:
Wo sind wir nun? Ein Murmeln ist und stammelt
Von unserm Tun und sagt am Strand: es war! – –

II

Daß wir dem Fluch der Einsamkeit entflögen,
Dem Reich der Zahl, wo sich ein jeder feind,
Verschmolzen wir einander wie die Bögen
Von einem Dom, der jeden Flug vereint.

Wir fügten uns den Schwärmen gleich der Bienen
Im Wunderbau zu einem seltnen Werk,
Jedweder riesig in dem Zwang, zu dienen,
Jedweder groß und im Geschehn ein Zwerg.

Wir bauten auf in eines Mädchens Reinheit,
Gewiegt im Licht von einem leisen Strom,
Den weißen Schoß der allumhaltnen Einheit,
Den Raum der Nacht in einem ewgen Dom,

Die Mutter uns, den weißen Leib der Nächte,
Darin zu wohnen als ein sanftes Kind,
Noch nicht geboren in des Alltags Mächte,
Im Schoß umwiegt, in seinen Winkeln blind.

Wir türmten auf so lilienhaft die Wände:
So schwangen sich die sanften Linien ein,



THEODOR BLUTH / EINIGEN FREUNDEN ZUM GEDÄCHTNIS

I

Wie in den Meeren eine leise Flotte
Sich brüderlich im Gang der Wellen hebt
Und niedersinkt, so hauchten wir dem Gotte
Im Sang bewegt und wie ein Schiff, das schwebt

Und hin sich trägt wie auf des Lichtes Rücken
Und aufwärts sich in seinen Himmel wippt,
Den Frauen gleich, in blühendem Entzücken,
Ein Kiel, berauscht, daß er im Schwung nicht kippt. –

Also gewiegt in einem sichren Bunde,
Erschienen wir im Sommertag vereint
An Lämmern süß auf dem ergrünten Grunde
Der Herdeneinklang, wenn es blüht und scheint.

Umhegt, umwacht und unsichtbar umhalten
Und sanft geborgen, ein umsungnes Kind. –
Doch einmal zog der Himmel sich in Falten,
Und in die Flotte schlug erbost ein Wind.

Daß wir zerstreut sind wie des Heilands Jünger
Bei seinem Fang, der Todesnacht gewahr.
Und wie in Steppen die ergrimmten Wölfe
Einfiel die Flut in unsre heilge Schar.

Ein Wetter scholl von ungeheuren Stößen
Und warf empört das Heil von jedem Schiff

Im Abgrund an die weißgewaschnen Blößen
Gezackter Felsen, an des Unheils Riff.

O Pilger wir! Die wir im Licht gesammelt,
Im Suchen groß und im Erschauen klar:
Wo sind wir nun? Ein Murmeln ist und stammelt
Von unserm Tun und sagt am Strand: es war! — —

II

Daß wir dem Fluch der Einsamkeit entflögen,
Dem Reich der Zahl, wo sich ein jeder feind,
Verschmolzen wir einander wie die Bögen
Von einem Dom, der jeden Flug vereint.

Wir fügten uns den Schwärmen gleich der Bienen
Im Wunderbau zu einem seltnen Werk,
Jedweder riesig in dem Zwang, zu dienen,
Jedweder groß und im Geschehn ein Zwerg.

Wir bauten auf in eines Mädchens Reinheit,
Gewiegt im Licht von einem leisen Strom,
Den weißen Schoß der allumhaltnen Einheit,
Den Raum der Nacht in einem ewgen Dom,

Die Mutter uns, den weißen Leib der Nächte,
Darin zu wohnen als ein sanftes Kind,
Noch nicht geboren in des Alltags Mächte,
Im Schoß umwiegt, in seinen Winkeln blind.

Wir türmten auf so lilienhaft die Wände:
So schwangen sich die sanften Linien ein,



allens, wat lopen un krupen un fleegen konn, köm: de Hirsch un dat Elen, de Panther, de Elefant mit de groten Tähn, Brun de Bär un Isegrim de Wulf, dat wille Swien, de Zägenbuck mit sin Wiew Mettke, Lüdeke de Krånich un Markwart de Häger, de Goos Ålheid, dat Åntenehepåår Snåtersnåwel, Hund un Katt, grot un kleen, von wiet un siet, denn keener woll fehlen. Se kömen in hellen Hopen



mit groten Larm, denn allet snackte un frög un geew Antwoord; un to tällen wören se nich. Åber eener fehlte doch, dat wör Reinke de Voß. — En Böswicht geiht nich geern int Licht, un de Voß stunn bi Hoff in so slechten Geruch, dat he sick höden dä, hentogåhn. He har 't ok går to dull dräwen un mannicheen um Håb un God un Liew un Läben brocht. Un von allen Tieren, de dår wören, wör de Dachs de eenzigste, de nich äwer Reinke to klågen har.

Isegrim åber, de Wulf, begunn de Klåge. He güng vor den Löwen ståhn un knickte de Knee, un ok sine Frunde

stellten sick vor den König. De Löw åber seet up eenen Stuppen, un sine Ogen wören wie Füer, un all harn s' Furcht; doch de Fleegen moß sin Swanzkwast verdriewen.

Wohlgeborner Herr König, sä de Wulf, gnädiger Herr! Du bist mächtig un wiese! Wer kann vor di beståhn? Du sleist den Stärksten to Bodden, wenn he slecht is, denn du wullt nich, dat eener Unrecht deit. Åber du wullt ok



nich, dat eener Unrecht litt. – Herr König! Ick hebb all min Dag nicks Böses dån un jümmer so läwt, as sick dat schickt – un doch hett Reinke de Voß, de Falsche, mi groten Jammer brocht: min godet Wiew stottde he in Schann, un mine Kinner, as se buten leegen und sick sunnten, strullte he sin scharpet Wåter int Gesicht. Dårvon sind dree stockblind worn un krupt nu rum un kännt nich kieken. Dat is en wåhren Jammer, un såken verdrutt et mi to läwen. – Un jümmer röppt he eenen wat nåh – erst gistern morgen; ick hebb't geduldig runnerslåken, denn

stråfen darff jo bloß us König. — Eensmåls wör ja ok all en Dag ansätt, den Såk to richten, un du verlangtest den Eed. As Reinke åber swören scholl, dat allet Klatsch un Läge wör, wie he dickdräfsch sä, un ick up den Swur bestunn, do har he et hill, in sine Veste to kåmen. Dat weeßt du woll noch, Herr König, un dårum swiege ick. Um all dat uttospräken, wat Reinke mi to Leed gedån, dårto is eene Wäk to kort; jå, wenn dat väle Linnen, dat in Gent måkt ward, Pergament wör, et wör nich nog, woll man't upschriewen. Ick swiege drum. Doch dat mit min Wiew, dat geiht mi nåh, un mutt sühnt weern, so oder so!

As Isegrim so sin Klåge slöt, do köm en lüttjet Hundken gån. Sin Nåm wör Wackerlos. He sprök französ'sch un klågde, wi he bi Frostwär eens so arm wesen, dat nicks Godes mehr sin eegen, as alleene eene kleene Wust, de he verstäken, un dat Reinke se em fåt har.

Hinze de Kåter, de ok dår wör, nu tornich vor den König güng. Gnädigster Herr, sä he, Herr König! Weil du up Reinke fuchtig bist, so is hier keener, jung noch old, de nich wat to klågen hett. Jem waßt de Mot, sonst sind se kusch un hebbt mehr Angst vor em as di. Wat åber Wackerlos hier klågt, dat is all lange her, vor välen Jåhren is dat wesen. De Wust wör m i n! — Ick klåge nich. — Denn as ick eensmåls up min Jagd wör, köm ick bi Nacht in eene Mähl un fund dår binnen eenen slåpenden Mählenmann, den nöhm ick de Wust, un dat is wåhr. Har nu Wackerlos jichtens en Recht an de, köm et von m i n e n Listen her.

Och Hinze, sä Pankratius de Biber do, din Wör weerd hier nich väl bedriewen. In Reinke is keen Spierken Ehr, he is en Mörder un en Deef. He roowt un plünnert un

hett keenen geern, nich mål den König, useu Herrn. Den dä de Rode woll um Riek un Ehre bringen, künn he wat dårbi gewinnen, wenn ok man eenen fetten Happen.

AUS DEN GEDICHTEN DES GRAFEN C. W.

In Karnak wars. Wir waren hingeritten,
Hélène und ich, nach eiligem Diner.
Der Dragoman hielt an: die Sphinxallee —,
ah! der Pilon: nie war ich so inmitten

mondener Welt! (Ists möglich, du vermehrst
dich in mir, Großheit, damals schon zu viel!)
Ist Reisen — Suchen? Nun, dies war ein Ziel.
Der Wächter an dem Eingang gab uns erst

des Maßes Schreck. Wie stand er niedrig neben
dem unaufhörlichen Sichüberheben
des Tors. Und jetzt, für unser ganzes Leben,
die Säule —: jene! War es nicht genug?

Zerstörung gab ihr recht: dem höchsten Dache
war sie zu hoch. Sie überstand und trug
Ägyptens Nacht.
Der folgende Fellache
blieb nun zurück. Wir brauchten eine Zeit,
dies auszuhalten, weil es fast zerstörte,
daß solches Stehn dem Dasein angehörte,

in dem wir starben. – Hätt ich einen Sohn,
ich schickt ihn hin, in jenem Wendejahre,
da einer sich entringt ums einzig Wahre.
„Dort ist es, Charles, – geh durch den Pilon
und steh und schau . . .“

Uns half es nicht mehr, wie?
daß wirs ertrugen, war schon viel. Wir beide:
Du Leidende, in deinem Reisekleide,
und ich, Hermit in meiner Theorie.

Und doch, die Gnade! Weißt du noch den See,
um den granitne Katzenbilder saßen,
Marksteine – wessen? Und man war dermaßen
gebannt ins eingezauberte Karree,

daß, wären fünf an einer Seite nicht
gestürzt gewesen (du auch sahst dich um),
sie, wie sie waren, katzig, steinern, stumm,
Gericht gehalten hätten.

Voll Gericht
war dieses alles. Hier der Bann am Teich,
und dort am Rand die Riesenskarabäe,
und an den Wänden längs die Epopäe
der Könige: Gericht. Und doch zugleich
ein Freispruch, ungeheuer. Wie Figur
sich nach Figur mit reinem Mondschein füllte,
war das im klarsten Umriß ausgedüllte
Relief, in seiner muldigen Natur,

so sehr Gefäß —: und hier war das gefaßt,
was nie verborgen war und nie gelesen:
der Welt Geheimnis, so geheim im Wesen,
daß es in kein Verheimlichtwerden paßt!

Bücher verblätterns alle: keiner las
so Offenbares je in einem Buche —
(was hilfts, daß ich nach einem Namen suche):
das Unermeßliche kam in das Maß

der Opferung. — O sieh, was ist Besitz,
solang er nicht versteht, sich darzubringen?
Die Dinge gehn vorüber. Hilf den Dingen
in ihrem Gang. Daß nicht aus einem Ritz

dein Leben rinne. Sondern immerzu
sei du der Geber. Maultier drängt und Kuh
zur Stelle, wo des Königs Ebenbild,
der Gott, wie ein gestilltes Kind, gestillt

hinnimmt und lächelt. Seinem Heiligtume
geht nie der Atem aus. Er nimmt und nimmt,
und doch ist solche Milderung bestimmt,
daß die Prinzessin die Papyrosblume
oft nur umfaßt, statt sie zu brechen. —

Hier sind alle Opfergänge unterbrochen,
der Sonntag rafft sich auf, die langen Wochen
verstehn ihn nicht. Da schleppen Mensch und Tier

abseits Gewinne, die der Gott nicht weiß.
Geschäft, mags schwierig sein, es ist bezwinglich;
man übts und übts, die Erde wird erschwinglich,
wer aber nur den Preis gibt, der gibt preis.

REGINA ULLMANN / MÜNZE DES BETTLERS

PARABEL

Im Jahre ... lag an einer Hauptstraße, die von Rom aus nach dem Meere führte, ein Paradies, der selige Spaziergang eines Reichen. Es gehörte einem Manne, der im gemeinen Sinne ein großer Wohltäter war, aber dennoch kein Herz besaß.

Doch war er ein Ganzes, war, was man so die große Oberfläche, die Welt nennt. Und er erlebte kein Widerstreben von ihr, denn sie liebte sich in ihm wie ein einzelner Mensch, und schön dünkte es diesem, zu sehen, wie der Reiche dem Bettler Tempel erbaute, wie der Bettler, dieser Arme, darin fand, was nicht zu ihm gehörte und was er daher nie zu hoffen gewagt hatte: Glanz, Wohlsein und Dauer.

Denn alles schien das Eigentum des Bettlers zu sein, und keiner trat je in diesen Tempel, den Dank des Gastes zu empfangen. Aber was ist ein Gast ohne seinen Wohltäter? Ein unrechtmäßiger Herr. Selbst in dem Reich der Toten findet sich einer, der gebietet und dem man im letzten Sinne. den es noch gibt, unterworfen ist. Was sollte ein solcher Gast beginnen, wenn ihm das zum Bewußtsein kam? Mußt

er nicht die Weingärten, die Ölbaumhänge, die Maisfelder. Ja diesen unseligen Tempel des trägen Almosens selber in Brand stecken, damit doch endlich einmal der Wohltäter zum Vorschein käme, um den Undankbaren zur Rechenschaft zu ziehen? Glichen die Bettler nicht Ungeziefer, das sich vermehrte? Züchtete er nicht das Gelächter von Weintrinkern und satten Schmausern? Gab es noch keinen, der den Gastgeber suchte? Ist nicht die Parabel von jeder sich selbst sühnenden Begebenheit ein lebendes Geschöpf, eines, das zwar schon geboren ist, das man aber erst, ohne es zu wissen, sich erzieht?

Es beliebte zuweilen dem Reichen, sich in die Kleidung eines Knechtes zu werfen und sich auf seinem Gut wie irgendeiner zu betätigen. Einmal gelangte er auch so vor den Bettler, den ich meine. Ganz ohne Vorbereitung schaute er in das Gesicht eines Menschen, der tief unter ihm stand, dem er aber eben darum nicht gewachsen war. Er besaß nämlich selber die Lauheit, die keine besonderen Eigenschaften aufkommen läßt, die das Gute wie eine lebenslängliche Rente bezieht. Und der Bettler glich dem Wortschatz ganzer Horden von einem Weltende zum andern, mit einsamen Orten, Städten, Erdlöchern, Ruinen. Man hätte tagelang in seinem Gesicht sich ergehen können, wenn das angängig gewesen wäre. Er konnte so arm sein wie die leeren Gewänder, vor denen sich die Vögel fürchten. Er konnte auch den Grundstock eines Vermögens besitzen, der ihn dem gleich machte, der da vor ihm stand, um ihn unerkannt endlich einmal beobachten zu können. Man erriet nichts, was in dem Bettler vorging. Ob er wußte, wer jener war, ob er glaubte, ob er sich im Hinterhalt befand ...

Es muß aber zugegeben werden, daß er betrunken war. ganz wenig, wie die Mondsüchtigen leicht und heiter sind. Und doch war er satt, gerade genug, um machtvoll und sicher wie irgendein Reicher zu sein. Und in dieser Mischung fing er an, eine Münze in die Luft zu werfen. Er sagte nur drei Worte zu dem, den er für einen Knecht oder Sklaven halten sollte ... Er sagte es wie ein Gast, der vor einem untüchtigen Wirt steht. Er sagte: „Ich möchte bezahlen!" Da kam plötzlich, wie man zwei Tore öffnet, ein vorher nicht Gesehenes zum Vorschein: der Herr. Der Herr, der Besitzende, der Reiche. Aber nicht länger als ein Gedanke. Dann schien wieder die Monotonie jeglich beliebigen Tages zu sein. Und es kam die Antwort, als habe man zum Scherz zu einer Melone gesprochen, zu einer ausgehöhlten: „Mein Lieber, du kannst nicht bezahlen."

„Warum kann ich nicht bezahlen", schrie schon der Bettler, ohne es selber zu hören, denn sein Zorn, ein ungebrauchtes Geschütz, das er aber zum Schein bisher immer bereitgehalten hatte, flog mit Zürnen und Zittern sich selber entladend über alle Himmel hinaus. Man hätte ihn danach für tot hinlegen können. Aber der andere, den es nun plötzlich freute, die Gewohnheiten seines Scheinlebens annehmen zu können, erwiderte leise, aber desto hörbarer: „Weil du ein Bettler bist." Da fing der Bettler, der Instinkt hatte, wieder von vorne an. Nicht weil er nachgeben wollte. tat er es, sondern weil dies Spiel kein Ende nehmen sollte, wenigstens kein gutes. –

Er ließ ab von der Volkstümlichkeit, die jede Laune. jeden Einfall erlaubt macht, und sagte demütig, wie er es schon hunderttausendmal gesagt hatte, denn er war alt

wie ein Schleifstein, der durch die Hände des niedrigen Volkes geht: „Du guter, du freigebiger Herr Sklave." Und dabei hielt er ihm die Münze vor die Stirne, als sollte sie ihn denken lehren. Aber es erfolgte nichts darauf, wenn man nicht die Furcht rechnen soll, die wie eine wankende Säule sich etwas auf ihn zubeugte. Denn die Furie ist eine göttliche Xantippe, und man wäre kein Mensch, wenn man nicht vor ihrem Anblick Schaudern bekäme. Und auch das wußte der Bettler, denn seinen Augen war nichts entgangen, was er Gelegenheit gehabt hatte jemals zu beobachten. Er triumphierte darum mit dem Zittern eines Tieres und legte in einer neuen Variation seiner abgefeimten Ergebenheit das Geldstück auf den Mühlstein, der den Tisch in diesem offenen Hause bedeutete. Aber es ereignete sich auch darauf nichts, nichts anderes wenigstens, als daß der Schatten der Bronze sich golden am Weinlaub verklärte und daß ein Vogel, von einer Erinnerung getäuscht, darauf zuflog, woraus sich abermals ergab, daß als Gegenschatten die Münze Flügel bekam: als sei sie zu vornehm für Bettler wie für Sklaven und wolle in den Äther fliegen. Darauf entstand Stille, denn der Bettler besaß den Geist der Müßigen, und außerdem war ja nur alles die Komödie seines bösen Herzens gewesen. Er erniedrigte sich noch um eine Stufe tiefer (wenigstens für einen Bettler um eine Stufe tiefer) und sprach: „So muß ich nun also deine Güte und Barmherzigkeit oder die deines Herren verdienen, wenn ich sie mir nicht will schenken lassen." (Und etwas von neuem zum Zorn entfacht:) „Und muß das in meinem Bauche längst Gegorene und zu Dünger Verweste durch Arbeit mir aneignen." Es war, als habe man den Adel eines alten Her-

kommens bezweifelt, so witzig sich das auch anhörte, denn er würde niemals eingesehen haben, warum er hätte arbeiten sollen. Nur in diesem Augenblick, diesem allermüßigsten, den er je besaß, verstand er es, verstand es auf die umgekehrte Weise. Es blähte sich in ihm nun ein Zorn auf, der nicht vorsätzlich war. Er fing auf eine ihm ungewohnte Weise zu denken an. Denn da der Wein und die genossenen Speisen nicht in Muße und unbegrenzter Zeit den natürlichen Weg gehen konnten, den sie bei Bettlern und Königen gehen, sondern sich stauten im Zorn einer ungewohnten Disputation, so blieb zunächst, was im Kopfe war, im Kopfe zurück und machte ihn schier zerplatzen. Er schwoll an, daß die Adern an den Schläfen wie die Ranken des Weines wurden, die Augen überreifen Beeren glichen, die bald herabfallen mußten, und das übrige an ihm die traurige Rolle des Nichts spielte und ihn selbst in seiner ohnmächtigen Wut zu verhöhnen schien. Er stierte mindestens so lange vor sich hin, daß der als Sklave Verkleidete längst hätte verschwinden können. Aber so wenig dieser im eigentlichen Sinne mitfühlend war, so wenig war er auch mitverstehend, und er betrachtete nur eine Volksszene, die ihn durch Zufall zu ihrem Gegenstand gemacht hatte. Aber der Auftritt währte ihm beinahe zu lange, denn jener Bettler brauchte viel Zeit, um den Zorn in seinem ganzen Wesen zu verbreiten. Sein Bauch wurde steinhart, nicht etwa nur bildlich, sondern da, wo er war, in Wirklichkeit, und alle andern Auswege, nicht zuletzt der seines Odems, drohten völlig abgesperrt zu werden. Der Mann da, der Bettler, konnte an seinem Zorne sterben, er regte sich nicht mehr. Was gebogen war, blieb so, und was steif war, schien nie mehr

biegsam werden zu können. Das Almosen von Jahrtausenden schien durch seinen Körper vergeblich einen Ausgang zu suchen.

Noch hätte sein Gastgeber zu fliehen vermocht, denn es war kein Leben in dem bösen, großen Knorpel, der da vor ihm stand. Er stierte nur, stierte auf die Geldmünze, und indem er nicht verstand und doch im stillen vor sich selbst sich verteidigte, sprach es in dem Reichen, sprach es: „Was ist da nur geschehen? Ist ein Bettler geschändet? Ein Geschändeter geschändet? Kann das geschehen? Gebärdet sich so der tausendste Teil einer Ungerechtigkeit? Denn wenn dieses schon ein Bettler war, was erwartete er andres als das Schicksal eines Bettlers? Er wollte bezahlen, mich wollte er bezahlen? War das nicht etwa Verwegenheit, die Züchtigung erforderte? Tat ich nicht etwa das Rechte, indem ich ihm sagte, sagte, indem ich nicht annahm: „Die Münze eines Bettlers ist keine Münze."

Sie lag da auf dem Tisch, auf dem Mühlstein lag sie. Von ferne ertönte das Lachen jener Gäste, die in diesem einen Gaste, dem Bettler, verhöhnt waren. Schwirrendes Federvieh (der Bettler wußte, wie es mundete, am Spieß gebraten, denn er hatte schon viele Male in diesem Hause bei Tisch daran teilgehabt) suchte den Aufgang der hohen Marmorstufen zu erfliegen. Das frohe Auftreten gesunder Pferde und das Rollen eines Wagens, der zum Vergnügen bereit schien, nahm kolossalen Raum ein in den Häuptern der beiden Feinde. Denn nun war auch der andre Feind geworden. Es hatte lange gedauert, freiwillig hätte er sich nie dazu entschlossen. Aber nun war er im Schweigen dazu gewachsen. Freilich wurde er nie ein Angreifender. Er war wie

einer, der mit seinem Geiste noch bei einem Werke ist, darin von Krieg steht und von letztem Ende und Todeskampf. Den Kampf mit einem Bettler aber ließ er sich nicht träumen. Darum hörte er auch noch das Fortrollen eines Rindergespannes. Ein Tor schloß sich. Kein Laut mehr. Die Bettler hatten zu lärmen aufgehört. Mägde, Knechte, Sklaven schien es nie gegeben zu haben. Es war der Mittag einer Biene und der eines Fisches, wenn er in tiefere Tiefen taucht und dem Golde der Sonne entschwindet, aber es wäre zu wenig gewesen, wenn man hätte sagen sollen, daß Nacht sei, denn es war der Augenblick, nachdem ein Mensch einen anderen getötet hatte.

UNGEDRUCKTE APHORISMEN VON WILHELM HEINSE

Das menschliche Geschlecht muß immer der Veränderung unterworfen sein, wenn es glücklich sein soll; ebenso wie der einzelne Mensch. Ein immerwährender Zustand von Glückseligkeit und Unglückseligkeit ist nicht möglich. Die verschiedenen Gesellschaften der Menschen, und alles, was darinnen ist, Religion, Staatsverfassung, Moral, Künste, Wissenschaften, werden wie ein Wald angepflanzt und wachsen auf; die Eichen, so lange sie auch leben können, werden doch endlich alt, die Äste sterben ab, sie geben zuletzt keinen Schatten mehr, sie nützen nicht allein nichts mehr, sondern nehmen den jungen Stauden auch ihre Nahrung; der Wald muß abgehauen, wenigstens alle diese verdorrenden Bäume abgehauen und ein neuer gepflanzt

werden. Dieses tun in den menschlichen Gesellschaften die großen Genien, die Eroberer, die Alexander, die Cäsarn, die Mohammede, die Sokratesse, Platone, die Shakespeare, Arioste, Helvetiusse, Voltairen, Robertsonen – jeder in seiner Sphäre – die Menschheit wird wieder zu ihrem Ursprunge, zu dem glücklichen Stande der Natur zurückgebracht, von dem sie so ausgeartet ist, daß man keine Spur mehr davon finden kann – da muß niedergehauen, niedergerissen werden das alte Werk ohne Barmherzigkeit, da gehören Lykurgische Genien dazu, deren Stärke eine gewisse Art von Grausamkeit ertragen kann. – Sie fangen eine neue Ordnung der Dinge an, gleich der wiederkehrenden Frühlingssonne – die unnützen Mitglieder der Gesellschaften werden ausgerissen, abgeschnitten, das Land wird umgepflügt, Samen hineingestreut, die Alexander sind die Pflüger, die Lykurge säen, die Sokratesse jäten, und die Arioste zäunen das Feld mit Rosen und Myrten ein und besingen die Schönheit der Flur.

Es ist ein gefährliches Werk; die Bären, Wölfe, Eulen und Schlangen empören sich dagegen. Gelingts, so sind sie Wohltäter der Menschheit; glückts nicht, so haben sie die Pflichten der ersten der Menschen getan, und sie genießen bei diesem Gedanken einen Grad von Glückseligkeit, an welchen der Blick der Pygmäenseelen nicht reicht. Rousseau, Voltaire, Machiavell haben in diese Knorpel von verdorrten Eichen bis jetzt nur einige Streiche tun können; die großen herkulischen Genien müssen noch kommen, die sie ganz daniederreißen und was Neues pflanzen.

*

Wer einen andern überreden will von dem, was er selbst glaubt oder für wahr hält, der erzähl ihm nur, wie er dazu gekommen: denn mehr kann er auf keine andre Weise tun. Wer ihn überreden will von dem, was nicht wahr ist, der mal es ihm nach seinem Interesse und Charakter oder stelle es ihm in ein falsches Licht oder wickle es in die Geheimnisse und Dunkelheiten der Natur.

*

In der Einsamkeit ist jeder Mensch am meisten, was er ist: deswegen sind die Gelehrten in ihren Schriften am größten.

*

Leben und Tod; daraus ist alles zusammengesetzt. Das Leben ist immer in Bewegung; und der Tod das, woran sich das Leben hält. Licht ist dünnes Leben in der schnellsten Bewegung, volles Leben in der schnellsten Bewegung Feuer. Das allgemeine Leben ist Gott oder die Natur, wie du's nennen willst. Das Leben zehrt den Tod auf; und nicht der Tod das Leben.

*

Ein epischer Dichter muß seine Personen aus dunkeln Zeiten nehmen, denn desto eher wird ihm geglaubt; es hat noch niemand bei seinen Lebzeiten ein Wunder gesehen. Der dramatische kann sie nehmen, woher er will.

*

Das Leben ist etwas Flüssiges. Es ist also kein Wunder, daß sich die Menschen täglich, stündlich, ja augenblicklich verändern. Wenn wir jemanden im höchsten Grad seiner

Liebe für uns in Marmor verwandeln könnten! Aber wer wollt es aushalten? Drum laßts gehn, wie es geht, und schickt euch so gut drein, als ihr könnt.

*

Je vollkommener ein Mensch ist, desto weniger glaubt er. Alles, was er nicht weiß, das weiß er nicht; und wenn er eine Wirkung sieht, wovon er die Ursache nicht entdecken kann, so ist er weiter nichts als überzeugt, daß eine da sei, und glaubt keine, die er nicht begreift. Denn was könnte ihm eine solche helfen? Im Gegenteil muß der einfältige Mensch glauben; sonst würd er jeden Künstler als einen Hexenmeister verbrennen. Der einfältige Mensch ist glücklich, denn er hat eine Ursache für alle Ursachen, die er Gott nennt. Der vollkommene Mensch ist unglücklich; denn viele unbekannte Ursachen lassen ihn in Unruh: aber dafür kann er auch alles Glück, was er hat, rein und lauter genießen. Er fühlt auf der Zunge, wo der andre nur das Maul voll hat. Er hört die Melodie einer Gabrieli, wo ein andrer nur eine süße Kehle. Er sieht eine Venus, wo ein Dummkopf nur ein hübsch Mensch. Sein Glück ist Kern; des andern seins ein stumpfes Wesen.

*

Der größte Schaden, den die Bücher stiften, ist, daß sie unsere eigenen Gefühle vermindern und uns dafür tote Ideen geben.

*

Man hat vielerlei Beschreibungen von der guten Erziehung gegeben; die beste aber ist ohnstreitig diese, wo der Zögling alles Lebendige in der Natur nach und nach

mit seinen Sinnen empfängt, so wie sie es fassen können: und sein Begriff, Gewalt und Herrschaft darüber. Es kann nicht fehlen, daß er bei diesem und jenem oft von neuem ansetzen und oft unterliegen muß. Wenn der Mensch aufhört zu wachsen, dann hört auch die Erziehung auf.

*

Plato ist Traube und Most: Aristoteles Wein.

*

Die Menschen unterscheiden sich hauptsächlich dadurch voneinander, daß die einen mehr an der Form, die andern mehr am Leben hangen. Jene sind die Münzer, diese die Reichen. Noch andre sind bloß Münzkenner. Wer bloß an der Form hängt, der hängt an nichts: denn Form ohne Leben ist nichts.

*

Der große Schriftsteller bleibt immer der größte Mensch. Er ist derjenige, der seine Wirkungen am weitesten verbreiten kann. Die andern Künste sind sinnlicher, aber wieviel tausendmal engere Schranken haben sie? Er hat Verstand und Empfindung mitzuteilen; die andern Künstler bloß Empfindung. Und alles, was der Mensch bloß empfinden kann, hat er mit dem Tier gemein. Dies ist auch durchaus stillschweigend anerkannt worden. Homer ist immer größer geblieben als der, welcher den Vatikanischen Apollo gemacht hat. Man fühlt es, daß der Mensch mehr bei ihm hat . . .

HERMANN BAHR / DAS ALTE WAHRE

Wenn der deutsche Rezensent sich einmal einen guten Tag machen will und ein Buch gelten läßt, so glaubt er es sich aber schuldig, wenigstens einschränkend zu versichern, freilich dürfe der Autor sich deshalb nicht einbilden, uns mit neuen Erkenntnissen beglückt zu haben. Womit denn das Lob wieder unschädlich gemacht und das Buch dennoch glücklich abgetan ist. Denn der deutsche Leser teilt ja den Aberglauben des deutschen Rezensenten: den Aberglauben an die Wundermacht des Neuen. Wer aber könnte sich denn überhaupt jemals neuer Erkenntnisse rühmen dürfen? Im Nikolaus Cusanus stehen schon alle Gedanken der neueren Philosophie, und was im Nikolaus Cusanus steht, haben die Pythagoräer auch schon gewußt; sie wußten es aus Ägypten. Neu ist immer nur der Irrtum, den jede Zeit der alten Wahrheit beisetzt. Irrtum scheint ein notwendiges Ingrediens, um Wahrheit schmackhaft zu machen, und gar uns heute kommt es bei weitem mehr darauf an, daß sie schmeckt, als ob sie wahr sei. Ja, sie schmeckt offenbar in ganz kleinen Dosen noch am besten, und um die Dosierung der Wahrheit mit Irrtum gehts eigentlich ganz allein: was wir Geschichte der Philosophie nennen, ist im Grunde hauptsächlich eine Geschichte dieser Dosierungen. Die Philosophen rühren die Wahrheit immer wieder mit dem Löffel eines anderen Irrtums um: der Schaum, den das gibt, wird der Geist der Zeit geheißen. Die Weisen aber lächeln zu dem lauten Lärm und erinnern sich still des erlösenden Goethespruchs:

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden:
Das alte Wahre, faß es an!

Alle Wissenschaft ist ein unablässig vergeblich erneuter Versuch, das ganze Geheimnis der Wahrheit, der uralten unabänderlichen einen Wahrheit auszusagen, und alle Kunst ist der ewige Versuch, uns die ganze Wahrheit enthüllt erscheinen zu lassen, so daß wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen greifen könnten, was bestimmt ist, unserer irdischen Vernunft unfaßlich zu bleiben. In den alten Zeiten finden wir darum den Künstler überall im Dienste der Priester; Kunst fängt überall als Mundstück des Glaubens an. In griechischen Urzeiten ist das Amt, das später der Dichter übernimmt, zunächst noch geteilt. Auf heiligen Bergen bricht aus tiefen Schlünden grauser Dampf hervor, die wilde Seherin betäubend, bis der schäumende Mund der zuckend Verzückten einen Schwall von Worten auswirft: das Orakel. Sie versteht es aber selber nicht, sie weiß es nicht zu deuten. Dazu muß erst der Priester gerufen werden, der Prophet, wie der genannt wird, dem zwar die Gabe versagt ist, selber Orakel zu empfangen, selber des Urstroms von Verkündigungen teilhaft zu werden, dem aber dafür eine andere Kraft gegeben ist, die wieder der Seherin fehlt: sie kann den trüben Zufluß nicht klären, die Betäubte kann den Sinn der Betäubungen nicht vernehmen, der Priester ists, der auszusprechen weiß, was von der Seherin empfangen worden ist. Er bringt in das von ihr Erschaute nun erst den Sinn, er bringt das Orakel zur Besinnung. Hypokrit wird er genannt, ein kritischer Interpret ist er, der Ordner, Deuter und Künder der von beben-

den Lippen taumelnder Verzückung erbrochenen Schreie. Das Orakel der Griechen ist so sinnlos wie jedes Element. So braucht es, um gebraucht werden zu können, erst einen, der es zurechtmacht. Darum wird der Prophet, der dies übernimmt, Poet genannt. Poet heißt Macher. Poet ist, wer aus Eingebungen, indem er Menschensinn in sie bringt, etwas Brauchbares macht. Poet ist, wer den Anhauch von Verzückungen für den menschlichen Gebrauch herzurichten weiß. Es müssen dann unter den Griechen entweder Seher, die zur Gabe der Verzückung auch noch die der Besinnung hatten, erschienen sein oder Propheten, die sich zur angeborenen Kraft der Deutung auch noch die passive der Erleuchtung aneigneten, denn allmählich sehen wir die beiden Elemente der Weissagung miteinander verwachsen: das Gehör für den Zuruf der Eingebung trifft mit der Gewalt, nun den eigenen Sinn darauf antworten zu lassen, in derselben Person zusammen, und was bisher Sibyllen und Propheten gemeinsam besorgten, übernimmt hinfort der Dichter allein. Sibylle nicht bloß, sondern auch gleich noch ihr Prophet in einer Person zu sein, das ist fortan die Sendung des griechischen Dichters, es ist den Griechen die Sendung der Kunst. Ihre Werke sind unerreicht an völligem Gleichgewicht von Eingebung und Ausdeutung, von Zudrang und Abwehr, von Flut und Damm: kein Anruf der Himmlischen, dem der griechische Dichter nicht gleich selber Rede steht, keine Frage von oben, der sein Herz nicht antwortet, kein Geschenk, das er nicht erwidert, indem er es sich aneignet durch die Tat, und wenn die Himmlischen schweigen, hat er Ehrfurcht und harrt in Geduld, er ist niemals vorlaut. Noch bis in ihre letzten Entartungen

hinein bewahrt sich die griechische Kunst den Sinn dafür, daß der Künstler selber nicht anfangen kann, daß er auf das Zeichen von oben warten muß und daß ihm durch den „Einfall“ ganz genau zugemessen ist, wieviel von seiner eigenen Kraft er aufwenden muß, aufwenden darf. Ein Werk hat nur dann das rechte Maß, wenn auf den „Einfall“, auf diesen Überfall von oben, der Künstler antwortet mit einem Ausfall von ganz derselben Kraft. Alles zu können, was ihm der Einfall abverlangt, und nichts zu wollen, als was ihm der Einfall abverlangt, ist das Geheimnis des echten Künstlers. Im vierzehnten Kapitel des ersten Korinther Briefes ist es ausgesprochen: „Psallo to pneumati, psallo kai to nù, ich will lobsingen mit dem Geiste, ich will auch lobsingen mit dem Verstand!“ Und wenn einer zwar Eingebungen hat, aber sie nicht auslegen, nicht gleich selber auch ihr Dolmetsch sein kann, der soll schweigen, rät ihm Paulus. In diesen Sätzen ist, nebenher, auch das Grundgesetz aller Kunst enthalten, man käme mit ihnen zur Ordnung der Kunstgeschichte völlig aus. Im Briefwechsel mit Schiller und mit Zelter, in den Gesprächen Goethes, bei Hölderlin, Novalis und Kleist steht auch nicht mehr. Und in jedem Kunstwerke, dem dieser Name gebührt, steht es auch.

Licht ist weiß, bis es auf ein Dunkles stößt: gleich bricht dann die Welt der Farben daraus hervor. „Daß eine Grenze notwendig sei, um Farben hervorzubringen“, diesem Aperçu verdankt Goethe den Empfang seiner Farbenlehre. Einfall gleicht dem Lichte. Auch er muß, um produktiv zu werden, erst auf einen Widerstand stoßen. Nur wenn Stoß der Eingebung und Gegenstoß des Eigensinns einander durch-

aus waghalten, entsteht die gewaltige Meeresstille der ganz großen Kunst, in der wir uns oft, einen Atemzug lang, allen Drucks der Individuation frei glauben. Solcher völliger Ausgleich der beiden Kräfte, bei dem man nicht mehr sagen kann, ob Eingebung den Eigensinn des Künstlers aufgezehrt hat oder selber von ihm aufgezehrt worden ist, wo beide sich vernichten, um zusammen in ein Höheres einzugehen, wo der Künstler sich des Einfalls ebenso stark bemächtigt, als der Einfall den Künstler überwältigt, bringt sozusagen das verlorene Paradies wieder: im vollendeten Kunstwerk scheint die Trennung aufgehoben, zu der wir uns sonst immer verdammt, in die wir uns verbannt fühlen, und das Kerkertor unserer Einsamkeit springt auf. Denn das vollendete Kunstwerk läßt uns fühlen, es läßt uns mit Augen sehen und mit Händen greifen, daß der Künstler, von Eingebung überdrungen, sich ihrer erschreckenden Gewalt zu stellen, sich mit ihr zu messen, sie zu bestehen vermag durch eine Kraft in ihm selbst, der er so deutlich die göttliche Herkunft anmerkt als jenem Zuruf von oben: jedes echte Kunstwerk wirkt auf uns als ein Selbstgespräch Gottes; er ist es, der anfragt, er, der darauf antwortet, er ist es, der im Einfall auf den Künstler einspricht, und wieder ist es er, der durch das Werk aus dem Künstler zurückspricht und, indem er sich widerspricht, sich eben damit erst völlig entspricht. Es liegt an mir, wenn dies etwas mysteriös klingt, an meiner Unzulänglichkeit, aber wer es einmal erlebt hat, wird es schon verstehen, und wer es nicht selber erlebt hat, lernt es doch nie begreifen.

Künstler ist, wer Einfälle hat, dazu dann aber auch noch die Kraft, Einfällen zu begegnen, Einfällen etwas entgegen-

zusetzen, Grenzen zu setzen, einen Damm zu setzen: erst indem Einfälle auf Widerstand stoßen, an dem ihre Flut sich staut, erscheinen sie, es entsteht ein Kunstwerk, das vollkommen ist bei völlig gleichem Ausmaß der beiden Kräfte. Ja, man kann sagen, daß das vollkommene Kunstwerk nur in dieser Messung der eingebenden Kraft mit einer gleich starken auffangenden Kraft besteht. Daher sieht auch ein vollkommenes Kunstwerk dem anderen so zum Verwechseln gleich: der Parthenonfries, der Isenheimer Altar, ein Sonett Shakespeares, die chromatische Phantasie, Harzreise im Winter; sie sind im Grunde doch alle nur immer wieder dasselbe Werk, aus tausend Quellen ewig derselbe Trunk. Wenn Kunstwerke sich voneinander unterscheiden, danken sie's nur ihren Unzulänglichkeiten. Der Hauptunterschied ist, auf welcher Seite die Kraft nachläßt, ausläßt, ob reich flutender Eingebung der Widerstand fehlt, an dem allein erst die bewegte Welle sich zu kristallner Kugel ballen kann, ob ihr der Eigensinn des Künstlers, Halt gebietend, fehlt, oder ob umgekehrt hoher Eigensinn des Künstlers ohnmächtig bleibt, weil seiner bildenden Kraft nicht genug bildsamer Einfall zugereicht wird: jenes werden wir an den immer von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Epochen von „Sturm und Drang" gewahr, dieses an Epochen, die wir, ganz falsch, „klassizistisch" zu nennen gewohnt sind. Der letzte „Sturm und Drang" war Impressionismus, überreich an Einfällen, denen er nur aber niemals Gestalt zu gebieten wußte. Was wir jetzt Expressionismus nennen, scheint eine tiefe Selbstbesinnung des Künstlers auf sein Amt: den Einfall, indem er ihn in die Schranken, indem er ihn zurechtweist, zu beherrschen durch Gestalt.

Im Expressionismus scheint alles zur echten Kunst bereit, alles zum Empfang der Eingebung bereit, aber sie läßt bisher noch immer auf sich warten. Mit dem Zehntel von Einfällen, die von jedem kleinen Impressionisten vergeudet wurden, könnte der Expressionismus, mit seiner hohen Einsicht ins Wesentliche der Kunst, mit seiner ungeduldigen Bereitschaft zum gebührenden Empfang des Einfalls, zur tätigen Antwort auf den Einfall, zum gestaltenden Gegenstoß, mit seiner leidenschaftlichen Bildkraft die große Kunst wiederbringen. Doch er harrt vergeblich, es fällt ihm nichts ein. Dem Impressionismus fehlte der Becher, dem Expressionismus fehlt der Wein.

Verstört aber wurden alle Bemühungen des Impressionismus, verstört werden alle Bemühungen des Expressionismus durch den Wahn, es handle sich in der Kunst darum, neu zu sein. Die Kunst ist alt, und es handelt sich in der Kunst immer nur wieder um dasselbe: einer Eingebung ihren Ausdruck zu geben. Und alle Kunstlehre kann dem Künstler nur immer wieder sagen: Das alte Wahre, faß es an!

Was ist die Welt anders als die unsichtbare Erscheinung Gottes, was ist Gott anders als die Unsichtbarkeit des Sichtbaren? Wer über dies dunkle, seltsam schillernde, leicht auch vom Rechten ableitende Wort des Cusaners nachsinnt, wird es am ehesten auf die Kunst anwenden können. Denn eben an der Stelle, wo die Unsichtbarkeit ersichtlich zu werden scheint, an der Stelle der Umschaltung der Unsichtbarkeit in Erscheinung liegt der Raum der Kunst.

Aus Hermann Bahr, „Sendung des Künstlers“.

ALEXANDER LERNET-HOLENIA
DER FRÜHLING

I

Die helle Gegend liegt in blauen Hügelkreisen.
Die feuchten Häuser stehen offen, und das Blenden
der Fenster spiegelt vor den rosenroten Wänden.
Aus niedern Türen riecht der Flur wie laues Eisen.

Die Herden stehen sichtbar in den fernsten Räumen.
Der Wind erstrahlt von Wärme um die vielen Tiere.
Die Hörner auf den Rindern heben sich wie Lyren.
Gehörn des Widders ist von unsäglicher Reine.

Am Friedhof weiße Ahnen sanft vergehen.
Der Bach weint wie ein Kind in einem leeren Zimmer.
Im Wind der offnen Fenster friert die Fraun noch immer.
Die Blendung ungeheurer Himmel hängt in Höhen.

Die Mädchen stehn in blinden Spiegeln, licht im Lichten.
Sie kamen krank zurück vom Tanz der Nachbarschaften.
Die Blässe fließt wie Milch aus auf den engelhaften,
wie Schale umgeschütteten Gesichten.

II

Der rosenrote Mond erblüht an Nachmittagen.
Ein Toter tritt im Acker zu den zwei Betrübten.
Die Füße duften noch vom Haare der Geliebten.
Sein wundervolles Antlitz ist vom Wind zerschlagen.

Aus Hügeln kommen Fremde her im Abendblauen.
Ein Tor führt rückwärts noch vom Feld her in den Garten.
Sie treten dunkel aus der Bläue ein und warten.
Der viele Tau benetzt den Saum am Kleid der Frauen.

Der Frühverstorbne ist im Innersten beschäftigt.
Die Himmel blühn, als ob man ihre Kreisung sähe.
Der unberührte Tote steht in ihrer Nähe.
Die Frauen sind an ihm getröstet und bekräftigt.

Die noch Lebendigen verwehren sie nicht immer.
Die Menschen sind in diesen Tagen sanftgesinnter.
Der laue Flur ist abends ruhig und dahinter
die ihrigen noch unbewohnten Sterbezimmer.

Sie spüren gern die Leinwand, die sie selber blichen.
Die Männer tragen zur noch hellen Fensterbrüstung
der Sattelkammer die vermorschte Pferderüstung.
Dann treten sie in der Lebendigen Gerüche.

III

O um die Kerze in der Kammer. Fraun und Kinder
und zwischen ihnen kalt zwei weißliche Greisinnen.
Nur manchmal schaun sie auf von irgendwo aus innen.
Die Männer stehen schön verteilt dahinter.

O Licht auf allen eingeneigten Angesichten,
als blühten Engelsantlitze umher beglänzter.
Die Wände sind sehr weich, im Dämmer unbegrenzter,
und Raum genug ist zwischen ihnen und dem Lichten.

Die Abgeschiednen stehen dorten und erkoren
die wundervolle Ruh der Frauenschatten gerne.
Der Schmuck an ihnen aufglänzt wie vor fernster Ferne
und blauverwestes Aug und Licht auf staubigen Sporen.

Die tote Liebende bleibt lange noch im Freien
zurück. O leise Hingegebnes und Bereites,
o namenlose Leichte ihres weichen Kleides
in schwarzen Lauben vor der letzten Abendbläue.

HANS CAROSSA
AUS DEM RUMÄNISCHEN TAGEBUCH

Közeplok, 29. November 1916,
abends

Bei Tagesgrauen wurde der Paß überschritten; wir gelangten in das Tal des Hidegseg hinab und erreichten um acht Uhr morgens das Dorf Közeplok, dessen Gebäude sehr weit auseinanderliegen. Ein großes gelbes Haus, nah der Kirche, wurde mir als Stabsquartier bezeichnet. Es besteht aus zwei kleinen Zimmern und einem geräumigen Saal, den ein brüchiger Ofen mit Rauch erfüllt. In einer Ecke, gebeugt über Karten, saßen flüsternd Major und Adjutant. Der Assistenzarzt lag schlafend in Mantel und Stiefeln am Boden; das abgemagerte verstaubte Gesicht glich vor übermäßiger Ermüdung dem eines Toten. Ich legte mich neben ihn, schlief ein und erwachte erst um elf Uhr. Nach kurzem Dienst ging ich zum Hidegseg hinab. Wird einem doch,

als habe man teil an allen Gütern und Geistern der Länder, sobald man ein Ufer betritt. Einwohner kamen des Weges, zuerst alte Männer, dann junge Frauen und Mädchen. Diese sind ein stattlicher Schlag mit leichtem, freiem, brüstestolzem Gang, gesunde Rundgesichter, vom Geist der Rasse schön beherrscht, so daß immer eins das andere bestätigt. Man denkt zuerst an Italien; aber es ist noch etwas anderes darin, etwas tierhaft Geschmeidiges, dazu etwas Verschlossenes, nach innen Horchendes, wilder alter Adel, der nach Asien weist. Die unechten städtischen Kostüme, die wir noch gestern sahen, sind verschwunden; die Weiber scheinen hier nur am Leibe zu tragen, was sie selber hergestellt haben, statt des Rockes ein dunkles buntgestreiftes Tuch, das einfach übereinandergeschlagen wird, so daß man beim Gehen die Beine sieht, die in engen weißwollenen Hosen stecken, um die Brust Pelzwesten, das Fell einwärts, das weiße kunstreich bestickte Leder nach außen gewendet, schwarzes Kopftuch, spitze Schnabelschuhe. Wenn Truppen vorbeimarschieren, bleibt keine stehen, um zu gaffen, wie sonstwo Landleute tun; man spürt eine Gegend beginnen, wo die Menschen hart und sich selber genug sind, und wo sich Schicksale schnell und ganz erfüllen.

Nach Mittag war von Osten her scharfes Geschützfeuer zu hören. Der Adjutant blieb an das Telephon gebunden. Gegen fünf Uhr wurde Marschbereitschaft befohlen, um sechs Uhr der Befehl wieder aufgehoben.

Hosszuhavas-rakotias, 1. Dezember 1916.

Die Nacht zum letzten November blieb ruhig. Um zwölf Uhr mittags wurden wir alarmiert, und sogleich folgte der

Aufbruch. Es verlautete, Russen und Rumänen hätten die ungarische Linie durchstoßen, den Berg Mihalyszallas erstürmt. Unserm Bataillon falle die Aufgabe zu, den Feind aufzuhalten, den Berg zurückzunehmen. Man suchte auf der Karte den Mihalyszallas und war verwundert, sich in solcher Nähe des Gegners zu befinden. Die Feldküchen, die bereits geheizt hatten, kochten während des Marsches weiter. Auf dem Ufergeröll wurde das Essen eingenommen, dann ging es eilig den Fluß entlang. Anfangs hatten uns Frauen und Kinder von Közeplok neugierig begleitet; bald blieben sie mit zweifelnden Gebärden stehen. Ein verirrtes, rabenschwarzes Schweinchen lief arglos eine Weile zwischen unseren Leuten mit, schon stritten sich zwei Gruppen der 8. Kompagnie um den sicheren Fang; aber ein kleiner Junge kam nachgelaufen und jagte es mit Jubelrufen ins Dorf zurück.

Der Tag war kurz und düster. Nebel wuchs wie Schimmel um die niedrigen Fichten, mit welchen die Hügel spärlich besetzt sind. Gruppen von Flüchtlingen mit Haustieren und Fahrzeugen begegneten uns in der Dämmerung, zuletzt ein kleiner Leiterwagen, von schön gehörnten silbergrauen Stieren gezogen. Führerin des Gespanns war eine große Frau mit schwarzem Kopftuch, langem braunem Mantel und einem Stab in der Hand. Ein Kind, sein Püppchen an sich gepreßt, saß oben auf wirr zusammengeraffter Habe; ein alter Mann und ein junges Mädchen schoben nach und lasen auf, was etwa herabfiel. Ein Knabe, kaum zehn Jahre alt, mit wunderbar entrücktem, unbegreiflich heiterem Gesichtchen, lief neben dem Wagen her und summte wie aus tiefer Geborgenheit eine Weise. Unter

dem linken Arm trug er ein schwarz eingerahmtes Jesusbild, mit der rechten langte er von Zeit zu Zeit Maiskörner aus der Tasche und gab sie einem Stierkälbchen zu fressen, das, am Wagen angebunden, mithüpfte. Diese Gestalten wurden mir im Geiste sogleich statuarisch, besonders die mütterliche Führerin, und ich verstand, was Glavina meinte, als er schrieb, es sei etwas Heiliges um den Fremdling, der nur einmal an uns vorübergehe, nicht befleckt von gleichgültiger Erfahrung. Die Haltung stolz, frei, das Antlitz reife, gebietende Jugend, die starken Brauen schmerzlich zusammengezogen, blickte sie geradeaus, ohne uns zu beachten, als wäre sie das wahre ganze Leben, wir aber abgefallen und verirrt.

Es wurde Nacht; wie Asche fiel der Nebel, endlos entzog sich das Tal. Streckenweise wateten wir im Wasser, das mit Gurgeln unsere löcherigen Stiefel füllte. Einmal riß die 6. Kompagnie ab und verirrte sich in ein Seitental; mit schreienden Boten und Lichtsignalen wurde nach einer halben Stunde die Verbindung wieder hergestellt. Unendliche Müdigkeit zermürbt die Seelen. Mancher brüllt Wut und Verzweiflung gerade hinaus: „Gebt uns wenigstens ganze Stiefel, wenn ihr Krieg führen wollt!" murrt eine Stimme. „Ein Narr, wer noch mitläuft! Ich bleibe zurück!" kreischt eine andere. Die Offiziere aber kümmern sich nicht um aufrührerische Rufe. Sie haben selber zu dulden genug. Auch wissen sie, daß die Schreier ja doch mitkommen werden. Wer ohne gültiges Zeugnis die Truppe verläßt, vermindert wohl Mühe und Gefahr, aber neue und schimpfliche Leiden beginnen für ihn. Im fernen Dunkel flammt es zweimal bläulich, man hört Abschüsse,

dann heult es an, und scharf nacheinander stoßen Granaten in den Kies. Ein Mann bricht zusammen. Leutnant S. ist verwundet. Wir verbinden ihn, so gut es im Dunkeln geht. Vermutlich hatten unsere Signale die Geschosse hergelenkt. Ein strenges Verbot, Licht anzuzünden, wird ausgegeben. Mit dem Aufbegehren ist es zu Ende. Vom Feinde selber in die Zucht gescheucht, beginnen die Leute ruhig zu plaudern; eine gefaßte, aufgeräumte Stimmung nimmt überhand.

Um zwölf Uhr gelangten wir auf trockenen, ebenen Boden. Der Adjutant, der mit dem Major eine Strecke vorausgeritten war, kam uns entgegen. Von einem Nachtgefecht, erklärt er, sei nicht mehr die Rede, die Gegner hätten den Berg zur Hälfte wieder aufgegeben und sich in der Nähe festgegraben, wir stünden in dem Dorfe Hosszuhavas und bekämen Quartiere, freilich Alarmquartiere. niemand dürfe die Stiefel ausziehen.

Mit Offizieren und vielen Mannschaften fand ich Unterkunft in einem Bauernhause, das von seinen Eigentümern verlassen war. Auf dem Tische stand bei Brot und Äpfeln ein schräg abgeschabter Salzkegel, daneben, mit Öl gefüllt, eine Lampe, die wir anzündeten. Ein Stapel Brennholz lag hinter dem Ofen; unter einer Bank, in Käfigen, waren Hühner untergebracht. Auf diese stürzten sich im Nu die halbverhungerten Soldaten, um sie einem Kochkundigen zu überliefern. Die Stube war voll Zeichen übereilter Flucht. In dem gewaltigen Webstuhl steckte noch ein Stück Leinwand. Schrank und Lade standen halboffen. Einiges war herausgerissen und wieder hineingeworfen worden; darunter aber, in schimmernder Ordnung, lagen

ganze Schichten fein und rauh gewebter Tücher und gestickter Hemden. Bunte Decken verkleideten die Wände; darüber hingen Heiligenbilder mit getrockneten Sträußen, daneben ein Teller mit dem goldgemalten Namen Julesa.

Da ich die herrlich durchstickten Linnen so sehr bewunderte, vermuteten mehrere Leute, ich wolle sie besitzen, und redeten mir zu, ich solle doch unbedenklich etwas besonders Hübsches zum Andenken mitnehmen. Vielleicht gelüstete manchen selbst nach solchem Schatz, und hätte ich, als einer der Älteren, mir ein Stück angeeignet, wärs am Ende die Losung zum allgemeinen Raub geworden. Eigentlich stachen mir die reizenden Muster sehr in die Augen, auch stellte ich mir Annas und Wilhelms Entzücken vor, falls ich mit solchen Mitbringseln in die verarmende Heimat käme, mußte überdies den Kameraden recht geben, die da sagten, verloren sei doch einmal alles, in wenigen Stunden würden wir vor- oder zurückgehen und das Verschonte anderen deutschen Truppen oder dem Feind überlassen. Auf einmal standen mir die Flüchtlinge vor dem Blick, die uns begegnet waren; der Gedanke, daß gerade dieses Haus ihr verlassenes Eigentum sein könnte, gewann eine seltsame Macht, und nun erst ermaß ich die Größe ihres Unglücks. Gesichthaft nahe trat die königliche Führerin; um Wirklichkeit unbekümmert sprach ich sie als Hausherrin an und schloß mit ihr einen Bund. Sie aber schien einfach zu sagen: Was willst du? Die Winternächte des Wachens und Webens, kennst du sie? Hemden liegen hier für Großväter, Väter, Mütter und Kinder, – auch unsere Leichenhemden, bedenk es wohl! Möchtest du deine Geliebte oder deinen Sohn darein

hüllen? Die Deutschen, sagt man, sind ein hartes, verwegenes, den andern oft schwer begreifliches, im Grund aber ein frommes Volk, – seht doch, wie alles offen vor euch daliegt! Nichts haben wir vor euch versteckt, nichts verhehlt, eurer Großmut alles anvertraut. Nehmt, was not ist, um Durst und Hunger zu stillen, aber an den Geweben der Mütter geht vorüber!

Plötzlich zuckten wir alle zusammen; das Heulen und Weinen kam wieder durch die Luft, es war, als flöge feiner Flaum über die Wimpern, und in größter Nähe fiel der Schlag. Das Haus schien sich in seinem Grund zu lockern, Geschirr und Fensterglas klirrten herab, die Lampe losch aus. Ein schlimmes Versäumnis kam in diesem Augenblick jedem zum Bewußtsein. Keinem war eingefallen, die Fenster zu verhängen, und so hatte die weithin leuchtende Lampe den Feind gereizt. Im Finstern harrten wir auf den zweiten Schuß, er blieb aus. Nun wurden sorgfältig alle Fenster von außen mit Zelttüchern überspannt und erst nachher wieder Licht angezündet. Der Koch war gelassen bei den Hühnern stehen geblieben, deren Bratenduft allmählich die Luft würzte; ich aber hatte in aller Stille die lockenden Laden hineingeschoben, fand es auch für gut, sie mit Unnahbarkeit zu umgeben, indem ich die großen ledernen Verbandtaschen davor aufbauen ließ und meinen Mantel darüberlegte.

16. Dezember 1916,
Hallesul, am Fuß des Runcul mare

Um halb zwei Uhr wurden wir geweckt, die Zelte abgebrochen, alles rasch zusammengepackt; fast schlaftrunken brachen wir auf. Eine Strecke leuchteten uns herabge-

brannte Lagerfeuer nach, dann tappten wir in Waldfinsternis aufwärts. Jeder sucht irgendeine Helligkeit an der Figur des Vorausgehenden; mich führte der schwache Glanz eines Zinnbechers an einem Gürtel. Schnee fiel durch Nebel; es wurde dabei lichter: der Mond mußte über uns stehen. Immer schneller vollzog sich die Bewegung, bald an Abgründen, bald über Stege, bald um Felsen herum, stundenlang. Die Soldaten trugen das leichteste Sturmgepäck; die Tornister sind in Oitosz aufbewahrt.

Als wir in das bewaldete Tälchen gelangten, das Hallesul heißt, erhob sich durch den Dunst eine mächtige Bergform; im Nu spürte jeder: wir sind da. Hier war eine andere Aufgabe gestellt als vor dem Hügelchen Lespédii: ein steiler, vom Feinde stark besetzter Grenzberg, der, nahe dem wichtigsten Paß, das Land Siebenbürgen bedrohte, war zu erstürmen. In einer halben Stunde mußte es geschehen sein, oder es geschah niemals. Auf Kanonenhilfe war verzichtet; indianerhaft, in weit auseinandergezogenen Gruppen sollten zwei Kompagnien anschleichen, um gewaltsamsten Angriffs von Mann zu Mann den Gegner in Entsetzen und Flucht oder in den Tod zu jagen. Nahe dem Punkt, wo die Züge unter Leitung des Majors zu gesondertem Vorgehen verteilt wurden, blieben wir Ärzte mit dem Adjutanten zurück und erwarteten weitere Befehle. Wir sahen uns um, wo vielleicht ein Verbandplatz zu errichten wäre, aber da fand sich weder Unterstand noch fließendes Wasser. Schon zeigt die phosphoreszierende Uhr die Zeit fast überschritten, eine vage Hoffnung will sich regen, es könnte noch in letzter Sekunde die Aktion widerrufen worden sein oder gar bereits eine Friedensbotschaft draußen die finstere Welt um-

fliegen, — da rast das deutsche Kampfgeschrei, ein Augenblick tiefer Stille folgt, und nun setzt ein Feuer ein, wie wir es in solcher Verdichtung nie gehört haben. Deutlich unterscheiden wir die hellen gezielten Salven der Unsrigen von den dumpfen einzelnen Schüssen der Aufgescheuchten. Ohne Befehl abzuwarten, verließen wir den Wald, und nun war wie mit einem Ruck Morgen geworden. Entgegen stand uns ein kahler zerklüfteter Kegel, von dem dünne Dunstschwaden ins Blaue wehten. Als erste Gestalten erblickten wir gefangene Rumänen, die behutsam deutsche Schwerverwundete zu Tal trugen, und unversehens fanden wir uns unter Leidenden und Sterbenden gezwungen, den ungeschützten Platz, wo wir uns eben befanden, zum Verbandplatz zu machen. Schon hatte eine Granate zwischen uns eingeschlagen und zwei Verwundete getötet, da kam der Hauptmann einer ungarischen Reservekompagnie des Weges und verriet uns die Nähe eines leidlich eingerichteten Sanitätsunterstandes auf einem Felsen im Walde. Wir ließen pfadweisende Täfelchen an Bäume nageln und brachten die Verwundeten in den fast leeren Raum, dem eine schmale Ärztezelle mit Pritschen und einem Tischchen angefügt ist. Zwei sehr junge ungarische Sanitätsfähnriche, geschmeidig-zart, rotseidene Genfer Kreuze auf schneeweißen Armbinden, begrüßten uns, boten sich zu Gehilfen an und begannen die Arbeit mit einer Geübtheit, die wir ihren feinen Knabenhänden kaum zugetraut hätten. In hundert Formen wogte Leiden heran, und sehr ungelegen kam ein Bote des Majors, der um neun Uhr mich und den Kollegen R. zur Befehlsstelle berief. Wir übereilten uns nicht und begannen den Aufstieg erst nach zehn Uhr.

Es ist ein Berg der Blindnis und des Todes, den wir langsam erklimmen. Vom östlichen Hang herüber, wo der Kampf noch nicht abgeschlossen ist, schallen durch Gewehrgeschnatter wilde Schreie; herüben aber in unserem Bereich beginnt eben der Feind, den Eroberern das Eroberte zu verleiden. Wie Hornisse zerstechen Granaten das Gefelse, Fleisch reißend aus Lebendigen und Toten. Bald rufen uns Deutsche zu Hilfe, bald rumänische Verwundete, die nun das Eisen ihrer Brüder zum zweitenmal verstümmelt hat. Mitten aber durch tödliche Zone sahen wir deutsche Leichtverletzte nach unten steigen, einige bleich, verstört, andere voll Übermut, mit bunten Gürteln, Westen, Ordenszeichen toter Gegner wie zum Karneval aufgeputzt. Einer hat aus der rumänischen Stellung ein Grammophon mitgenommen; nun kommt ihm der Einfall, es aufzuziehen und auf einen Stein zu stellen, der Page aus dem Figaro beginnt zu singen, und wie die Stimme eines Irren klingt Mozarts Lied in zerrütteter Welt. An einer Granitplatte, nahe der Kommandostelle, lehnte der Befehlträger Glavina, noch atmend, aber schon ganz mit der einsichtigen Miene der Toten. Man sah kein Blut. Schmerz und Schauder zurückscheuchend, suchten wir die Wunde und entdeckten endlich einen feinen, in den Nacken eingedrungenen Splitter. Bald stand die Atmung still. Einige dichtbeschriebene Meldezettel, die ihm aus der Tasche gefallen sein mußten, nahm ich mit, um sie dem Adjutanten zu geben, merkte aber auf dem Wege, daß sie nichts Dienstliches enthielten; nun verwahre ich sie vorderhand bei mir. Dem Major sagten wir, daß die bestellten bosnischen Verwundetenträger noch nicht eingetroffen seien;

er versprach, die Division anzurufen, und sandte uns bald in den Hallesul zurück.

Indessen hatte sich das Wetter verfinstert; es fing zu schneien an. Ein fließender weißer Vorhang nahm den Geschützen das Ziel; eins nach dem andern verstummte. fast ungefährdet gingen wir hinab: Ein Rumäne, zwischen zwei Birkenstämmchen hingestreckt, lag mir im Wege; ich hielt ihn für tot und wollte über ihn fortsteigen, vernahm aber ein Ächzen und fühlte mich mit schwacher, doch fühlbarer Gewalt am Mantel gefaßt. Zurücktretend sah ich das leichenhafte Gesicht eines etwa Dreißigjährigen, die Lider fast geschlossen, die Mundwinkel äußerst schmerzlich verzogen. Die Finger hielten noch immer den Zipfel des Mantels fest. Durch einen grauen Umhang, der seine Brust bedeckte, dampfte es leicht; R. schlug zurück, unter aufgesprengten Rippen lagen die Brustorgane frei, das Herz zuckte schlaff. Wir deckten wieder zu. Der Mann öffnete halb die Augen, bewegte die Lippen. Um nur etwas zu tun, füllte ich die Morphiumspritze, und wirklich schien er etwas dergleichen gewünscht zu haben: er ließ den Mantel los und bemühte sich, mir den Arm zurechtzulegen. Schwer erklärbares Verhalten eines fast schon Gestorbenen! Aber vielleicht gibt es einen äußerst scharfen, äußerst peinlichen physischen Schmerz, den der wach Sterbende um jeden Preis loshaben will, weil er ihn brennend im Leben festhält, ihn am freien klaren Scheiden hindert, wer weiß es? Nach der Injektion legte er fast bequem seinen Kopf an der Birke zurecht und schloß die Augen, in deren tiefe Höhlen sogleich große Schneeflocken fielen. Wir gingen eilig weiter; es war fast ein Uhr, als wir im Hallesul ankamen.

Der Schneefall dauert an. Die Geschütze ruhen. Immer aber streifen oben Infanteriekugeln durch die Baumkronen; die Luft ist voll Harzgeruch des tausendfach verletzten Waldes. Vergeblich warten wir auf die bosnischen Träger. Sie müssen sich verirrt haben. Im Unterstand ist kaum noch Raum für Madjaren und Deutsche; die schwerverwundeten Rumänen liegen draußen zwischen den Fichten im Schnee. Einen ihrer Sanitätsunteroffiziere, einen jungen Juden, haben wir bei ihnen gelassen. Er hat ihnen ein Feuer angezündet, das kümmerlich brennt und unter Schneeflocken zischt. Einige halten die Hände darüber. Einer lächelt immer und bekreuzigt sich von Zeit zu Zeit.

Im Unterstand verdunstet immer dichter das Blut. Mit klebrig-tierischem Gestank reizt und verdüstert es die Nerven; man läuft immer wieder ins Freie. Der rote Saft, an den das Leben mit Lust, Qual, Wut, Barmherzigkeit, Wahnsinn und Weisheit gebunden ist, warum erregt er, sobald er verschüttet wird, unleidlichen Ekel?

Abends

Wirklich sind die Bosniaken ausgeblieben, vielleicht von einer anderen Truppe weggefangen. Unsere gefährlichst Verwundeten nach Oitosz zu tragen, haben sich mehrere Leichtverletzte erboten; bis Mitternacht werden sie dort ankommen. Nun konnten die Bleibenden besser gelagert, auch fünf Rumänen in den Unterstand aufgenommen werden. Von den übrigen starben noch drei; die anderen drängten sich dicht um ihr Feuer, wobei sich einige die Stiefel verbrannten. Es sind durchwegs junge Leute, glattgefällige Vollgesichter, — wie mager, wie geprägt, wie grüblerisch-

versonnen, wie kriegsgealtert sehen dagegen die jungen deutschen Soldaten aus! Der jüdische Unteroffizier, des Deutschen kundig, fragte mich im Namen aller, wann sie wohl in ein Lazarett befördert würden, worauf ich nach der Wahrheit erklärte, daß das nächste Lazarett mehr als zwanzig Stunden entfernt sei, auch daß die bestellten Sanitätssoldaten uns verfehlt hätten und schwerlich vor morgen eintreffen würden. Sichtlich ungern übersetzte der Dolmetsch die schlimme Auskunft, und in der Tat war die Verzweiflung, die nun auf allen Gesichtern erschien, so ungeheuer, daß ich mich zu einer Torheit verleiten ließ, indem ich, wie man Kinder durch leichtfertige Verheißungen rasch zu beschwichtigen sucht, ihnen aufs Geratewohl sagte, sie sollten sich nur noch ein Weilchen behelfen und gedulden, ob nun die Träger kämen oder nicht, in jedem Fall würde ich sie alle noch vor Dunkelheit unter Dach bringen und ihnen reichlich zu essen geben lassen. Wort um Wort übersetzte der Jude; ermutigt horchten sie auf. Kaum aber war das Versprechen gegeben, da fiel es mir in seiner ganzen Unsinnigkeit auf das Herz. Wir haben kaum Unterkunft für die Unsrigen, dazu so kärgliche Nahrung, daß immer die Lebenden sich gierig auf die Brote der Gefallenen stürzen, auch fehlt mir jede Befehlsgewalt, — wie hatte ich dies alles vergessen können? Gefreiter W. meinte, die Kerle verdienten nicht so viel Federlesens, auch unsere Kameraden lägen auf dem Berg in Eis und Schnee, Krieg sei Krieg, die Rumänen hätten ihn vom Zaun gebrochen, sie sollten ihn nur spüren. Darauf war im Augenblick nichts zu erwidern; ich erneuerte mir indessen die Hoffnung, daß die Bosniaken doch noch kommen würden, und

ging, da im Unterstand gerade nichts zu tun war, eine Strecke den Berg hinauf, anfangs dicht hinter der Linie, wo Posten, bekleidet mit weißen Schneehemden und -mützen, wie Priester, die eine stille Messe zelebrieren, hinter ihren Brustwehren standen. Befehlbringer kamen und gingen; mit singendem Ton strichen Kugeln. Höher gelangend sah ich durch das Gestöber einen huschenden rötlichen Schein; dieser konnte nicht mehr unserm Bereich angehören, da schräg über die nächste Höhe schon die feindliche Stellung läuft. Gestalten traten in den Glanz, nahmen eine Bahre auf und trugen sie davon, da verlosch die Erscheinung. Ich stieg weiter und kam an einen hohen Baum, durch dessen Astwerk ein weißgrauer Vogel flatterte, fast amselgroß, vielleicht ein Schneefink, der erste Vogel, der mir in diesen stummen Wäldern zu Gesicht gekommen ist. Schnee fiel noch immer; in Millionen Stückchen schien der Weltraum herzusinken, man spürte die saugenden und belebenden Wellen des Nichts.

Als ich in den Hallesul zurückkehrte, wurde mir eine Überraschung. Ich spähte nach meinen Rumänen; keiner war da. Nur die Toten, schon zugeschneit, lagen bei den verrauchenden Kohlen. So sind die Träger doch gekommen, dachte ich und wollte weitergehen, traf aber den ungarischen Kompanieführer, der uns am Morgen den Verbandplatz gezeigt hat; er schien mich erwartet zu haben. Und nun erfuhr ich, was in kleiner wie großer Menschenwelt hie und da einmal vorkommen mag, daß irgendeiner halten muß, was ein anderer leichtfertig versprochen hat. Mit knappen Worten entschuldigte sich der Hauptmann, weil er die deutschen Kompetenzen ein wenig verletzt und in meiner

Abwesenheit die Gefangenen an einen anderen Ort habe schaffen lassen, seine Leute hätten mich überall vergeblich gesucht. Durch das runde Fensterchen seines nahen Unterstandes habe er den ganzen Tag wie vor einer Zauberlaterne die Gruppe der Verwundeten und Sterbenden mit ihrem armseligen Feuer vor Augen gehabt, allmählich sei es seinen etwas anfälligen Nerven zuviel geworden. Abseits in einer Schlucht stehe eine leere Reisighütte, dort befänden sich die Leute jetzt, er habe ihnen auch warmes Essen geschickt.

Ich erwiderte etwas Verbindliches; er wollte nichts hören.

„Ihr armen Deutschen“, sagte er lachend, „habt ja selber nichts mehr zu brechen und zu beißen, während wir Ungarn vorderhand noch im Überflusse schwimmen.“ Damit führte er mich durch Gestrüpp und Schneewehen in die Schlucht hinein. In der Hütte lagen bei Kerzenschein die Verwundeten auf Tannenzweigen. Sie aßen Fleisch aus Blechbüchsen und tranken aus ihren Feldbechern heißen Tee. Der Unteroffizier stand auf, erstattete dem Offizier in deutscher Sprache eine Meldung, wandte sich sodann zu mir und sprach im Namen aller für Unterkunft und Speisung seinen Dank aus. Befremdet sah mich der Ungar an. Ich suchte den einen über seinen Irrtum aufzuklären und bekannte dem andern mein unbesonnenes Versprechen; beide lächelten höflich, doch scheint mich keiner so recht verstanden zu haben.

Als wir wieder ins Freie traten, hatten Deutsche und Rumänen schon begonnen, durch Aufsenden unzähliger Leuchtkugeln einander zu warnen und zu bewachen; grellrot und grün flackerte der ganze Hallesul bis zu den Bergen

hinauf, und wie Konfetti fiel durch die farbenwechselnde Beglänzung der Schnee. Selten wird ein Schuß abgegeben; zuweilen, durch das Raketenzischen, hört man wieder, wie am Kishavasberg aus großer Entfernung Wölfe heulen.

GUIDO GEZELLE / ZWEI GEDICHTE

DIE AMSEL

Hast du noch gelauschet
Auf der Amsel Flehn,
Wenn der Abend rauschet,
Wenn die Sterne stehn?

Auf der höchsten Erle,
Da sie ferne zieht,
Flötet nun die Merle
Laut ihr Abendlied.

In der Kehle streiten
Hall und Widerhall
Süß wie Davids Saiten,
Wie der Orgel Schall.

Schwätzt sie mit den Zweigen,
Mit den Blättern sacht,
Wünscht vor Schlummerneigen
Ihnen gute Nacht?

Zankt sie mit dem Winde,
Der, vorbeigereist,



Sie, die frohgesinnte
Kehle schweigen heißt?

Winkt sie einem Sterne,
Den sie drüben sieht
Blinken hoch und ferne?
Ach, ich weiß es nicht.

Und alleine weis ist,
Was der Vogel singt,
Ob es laut, ob leis ist,
Daß die Kehle klingt.

In der Kehle streiten
Hall und Widerhall
Süß wie Davids Saiten,
Wie der Orgel Schall.

Manchmal in der Kirche
Hör ich Stimmen an
Lieblich wie der Lerche,
Wie der Drossel Schlahn,

Wenn bestimmter Stunde
„Sursum corda" tönt
Und aus Orgelmunde
Dröhnt und wieder dröhnt.

Steigen tut mein Herze
Dann zum Himmelsraum.

Leid ich Pein und Schmerze:
Leid wird leicht wie Traum.

Allmiteins nun trillert's,
Flötet, schluchzt und geigt.
Noch vier Schläge. – Still wird's,
Still! – Die Amsel schweigt.

*

TURMSCHWALBEN

Mir! – Mir! – Mir! –
Mir!! – Mir!! – Mir!! –
Mir!!! – Mir!!! – Mir!!! –
    Mir!!!! –
Zwitschern die Schwälbelein
Zwei, dreimal
Vier
Schwirrende,
Girrende:
Niemand all-
    hier
Bietet den
    Bissen uns,
Mir, mir, mir,
    Mir?

Piepende,
Kriepende,
Schwach und ge-
    schwind,

Schwebende,
Webende,
Rasch wie der
    Wind,
Wiegende,
Fliegende,
Flügg' wie der
    Sturm,
Eilen sie,
Pfeilen sie
Rund um den
    Turm.

Tiefer nun
Schweben sie,
Geben sie
    Bucht,
Höher nun
Himmelt die
Flatternde
    Flucht.
Kaum noch ge-
Wahr ich es,
Hör ich es
    hier,
Lustiglich
Singen sie:
Mir, mir, mir,
    Mir!

Übertragen von Rudolf Alexander Schröder.

JOHANN TAULER / EINE PREDIGT

Si quis sitit, veniat et bibat

Joh. 7, 37

Die Predigt aus dem Evangelium St. Johannis vom Montag vor dem Palmtage, vom Leiden unseres Herrn, handelt vom Liebesdurst nach Gott und von dem Gejage, wie der Mensch mit den Hunden mancherlei Versuchungen gejagt wird.

AM letzten Tage eines großen Festes rief unser Herr mit voller, lauter Stimme: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!"

Das liebreiche Leiden unseres Herrn, das nun vor uns liegt, soll kein Mensch aus seinem Herzen kommen lassen ohne große Bewegung, Mitleid und Dankbarkeit. Da nun unser ewiger Vater, Gott und Herr so große Schmach und mannigfache Pein gelitten hat, so sollen auch alle. die gern seine Freunde wären, das, was zu Recht oder Unrecht auf sie fällt, willig leiden, sie sollen sich der Ehre und Seligkeit billig freuen, um ihm darin gleich zu werden und ihm auf dem gleichen Wege nachzufolgen, den er selbst gegangen ist.

Nun heißt es: „Wen dürstet?" Was ist dieser Durst? Nichts anderes, als daß ein Liebesbrand in der Seele entsteht, wenn der Heilige Geist in die Seele kommt, dort ein Liebesfeuer empfängt, eine Liebeskohle. Die Hitze wirft Liebesfunken aus, die dann einen Durst nach Gott und eine innerliche Begehrung gebären. Dann weiß der Mensch vielleicht nicht, was mit ihm ist, aber er empfindet Herzeleid in sich und Verdruß an allen Kreaturen. Dieses Begehren ist dreierlei Art in dreierlei Leuten, die sehr un-

gleich sind. Die erste Art ist in anhebenden Leuten, die zweite in zunehmenden, die dritte in vollkommenen Leuten, soweit das in diesem Leben möglich ist.

Der heilige David sagt im Psalter: „Wie den Hirsch dürstet nach dem Born des Wassers, so, Herr, dürstet meine Seele nach dir, Gott!" Wenn der Hirsch von den Hunden stark durch die Wälder und Berge gejagt wird, so wird von der großen Hitze in ihm ein großer Durst und ein Begehren nach Wasser erzeugt, viel mehr als bei anderen Tieren. Wie nun der Hirsch von den Hunden gejagt wird, so wird der anhebende Mensch von den Versuchungen gejagt. Wenn er sich gerade erst abwendet von der Welt, und besonders von seinen starken, großen, groben Sünden, wird der Mensch stark gehetzt. Das sind die sieben Hauptsünden, die jagen ihm nach mit großen, heftigen Anfechtungen, viel mehr, als da er noch ganz in der Welt stand, denn da kam die Versuchung wohl überraschend über ihn, aber nun wird er ihr Jagen gewahr. So sagt Salomon: „Mein Sohn, wenn du beginnst Gott zu dienen, dann bereite sogleich dein Herz gegen die Versuchung." Je stärker und heftiger nun dies Jagen ist, desto größer soll auch der Durst sein, den wir nach Gott haben, und die Hitze und das Begehren. Nun geschieht es zuweilen, daß einer der Hunde den Hirsch erreicht und ihm mit den Zähnen an den Bauch fährt; kann dann der Hirsch den Hund nicht loswerden, so schleift er ihn nach bis zu einem Baum und schlägt ihn dann wohl hart da herum und bricht ihm den Kopf und wird ihn so los. So soll es der Mensch auch machen. Kann er seine Hunde, seine Versuchungen, nicht überwinden, so soll er mit großer Eile an den Baum des Kreuzes und Lei-

dens unseres Herrn Jesu Christi laufen, und da schlägt er seinem Hunde, das ist seiner Versuchung, den Kopf entzwei; das heißt, er überwindet da alle Anfechtung und wird ganz frei von ihr.

Wenn nun der Hirsch sich der großen Hunde erwehrt hat, so kommen die kleinen Hündlein und laufen den Hirsch von unten an und fassen ihn hie und da, und davor hütet sich der Hirsch nicht allzusehr, und doch setzen sie ihm so zu, daß er davon verenden muß. So geschieht es auch dem Menschen. Hat er sich der großen Sünden erwehrt und sie überwunden, so kommen dann die kleinen Hündlein, vor denen er sich nicht hütet, das sind die Gespielen oder Kleinodien oder die Gesellschaft oder Kurzweil und der Menschen Freundlichkeit. Die reißen ihm hie und da Stücklein aus, sie ziehen ihm sein Herz und seine Inwendigkeit auseinander, daß er notwendig verderben muß an allem göttlichen Leben, an aller Gnade und Andacht, an allem göttlichen Ernst, Empfinden Gottes und heiliger Andacht. Das ist ihm oft viel schädlicher als die großen Versuchungen, denn vor denen hütet er sich und hält sie für Unrecht, auf die kleinen achtet er aber nicht. Wie nun alle Dinge, die man nicht erkennt, viel schädlicher sind als die, welche man kennt, so ist es auch mit diesen Lebensumständen, auf die man nicht achten will, wie Gespielschaft oder Tücher, Kleider und Kleinodien.

Wie nun der Hirsch von jedem Jagen immer mehr erhitzt wird und sein Durst immer wächst und größer wird, so sollte in Wahrheit der Mensch von jeder Versuchung mehr erhitzt, in wahrem Durst zu Gott gelockt und ge-

zwungen werden, wo er nichts als Wahrheit und Frieden, Gerechtigkeit und Trost findet.

Nun machen es die Jäger öfter so: Ist der Hirsch zu verdurstet und zu müde, so geben sie den Hunden ein wenig zu fressen und halten sie an, da sie des Hirsches in dem Tiergarten sicher sind. Sie lassen ihn sich ein wenig abkühlen, etwa eine kleine Stunde lang. Dadurch wird er dann wieder gestärkt und kann das Jagen ein zweites Mal um so besser aushalten. So macht es auch unser Herr. Wenn er sieht, daß dem Menschen die Versuchung und das Jagen zu groß und zu schwer wird, so hält er sie ein wenig an. Dem Menschen wird ein Tropfen in den Mund seines Herzens zuteil, ein Vorschmack von Süßigkeit göttlicher Dinge. Das stärkt ihn so, daß ihm alle Dinge nicht schmecken, die nicht Gott sind, und er glaubt dann, er habe alle seine Not überwunden. Es ist aber nur ein Stärken zu neuem Jagen. Und wenn er es am wenigsten wähnt, so sind ihm die Hunde schon wieder am Halse und setzen ihm viel mehr als vorher zu, aber er ist nun gestärkt und vermag auch mehr auszuhalten als vorher.

Dies tut Gott aus wunderbarer Treue und großer Liebe, daß er die Jagd über den Menschen kommen läßt, denn von dem Gejage wird der Hirsch billig zu Gott gejagt und ein Durst gewonnen nach dem, da wahrlich aller Friede, Wahrheit und voller Trost ist. Und er tut es, damit dem Menschen der Trank, der nach dem Durst folgt, desto süßer und lustvoller und wonniger werde, hier in der Zeit und danach in der Ewigkeit, wo man den allersüßesten Brunnen trinken wird mit vollem Munde aus seinem eigentlichen Ursprung, aus seinem väterlichen Herzen, und hier schon

zu einem solchen Trost, daß ihm alle Dinge nichtig wer den und um Gottes Willen zu ertragen.

Wenn so der Hirsch alle diese Hunde überwunden hat und zum Wasser kommt, so stürzt er sich mit vollem Munde in das Wasser und trinkt mit ganzer Lust, soviel er kann. So macht es der Mensch, wenn er sich mit unseres Herrn Hilfe von der ganzen Schar der großen und kleinen Hunde frei gemacht hat und in Vertrauen mit diesem Durst zu Gott kommt. Was soll er dann tun? Er ziehe so viel in sich und trinke mit ganzem, vollem Munde, daß er wohl trunken und Gottes so voll wird, daß er in Wonne und in Fülle seiner selbst vergißt, daß ihn dünkt, er vermöge Wunder. Er glaubt, er könne wohlbehalten und fröhlich durch Feuer, Wasser, durch tausend Schwerter, ja durch die Spitze des Schwertes gehen. Er fürchtet weder Leben noch Tod, weder Liebe noch Leid. Das kommt daher, daß er trunken geworden ist, und dieser Zustand heißt Jubilieren. Sie schreien, sie lachen, dann singen sie wieder. Da kommen dann die Vernünftigen, die nichts davon wissen, was der Heilige Geist für Wunder und Werke mit den Seinen vorhat, denn sie haben und wissen nichts weiter, als was ihnen die Natur gibt. Die sagen nun: „Gott behüte, wie seid ihr so ungesetzt und ungestüm?“ Gott hat sie in diese Trunkenheit versetzt, doch davon wissen diese aber nichts.

Dann kommen sie in unaussprechliche Freude, daß ihnen alle Dinge eine Wonne und Freude sind. Wie es ihnen geht. was man ihnen tut, immer sind sie in wahrem Frieden und in Freuden, denn die Liebeskohle liegt in ihnen und glimmt und glüht und löscht alles Wasser, das in ihnen

ist, das Feuer aber läßt sie aufwallen in Wonnen und in Freuden.

Die Dritten sterben. Ihnen bricht das Herz, daß sie die großen Werke Gottes nicht ertragen können, die so stark und so groß in ihnen sind. Wißt, hieran ist mancher Mensch gestorben, der sich diesem wunderbaren, großen Werke so sehr hingab, daß es die Natur nicht ertragen konnte und darunter zusammenbrach.

Wenn nun unser lieber Herr sieht, daß sie die Dinge übertreiben wollen und sich darin ertränken, so macht er es recht wie ein guter ehrsamer Hausvater, der viel edlen, guten Wein bei sich stehen hat und sich niederlegt und schläft. Und da gehen nun seine Kinder hinzu und trinken von dem edlen Wein so viel, daß sie wohl trunken werden. Wenn dann der gute Mann aufsteht und das sieht, so macht er eine gute Rute und schlägt sie wohl, daß sie so traurig werden, wie sie vorher froh waren, und gibt ihnen so viel Wasser, daß sie so nüchtern werden, wie sie vorher trunken waren. Ebenso macht es unser Herr: Er gebärdet sich, als ob er schliefe, und läßt seine Freunde von dem Seinen nehmen und genießen, soviel sie begehren. Wenn er aber sieht, daß es ihnen nicht nützlich ist und es ihnen zu viel werden will, so entzieht er ihnen die Empfindung und den Trost und den starken Wein und macht sie so traurig, wie sie vorher froh waren, und so nüchtern, wie sie vorher trunken waren, da ihnen nun der Trost und die Empfindung fremd zu werden beginnen.

Ach, was nützt es ihnen nun, daß sie so trunken geworden sind? Sie dürstete sehr, und man gab ihnen in vollem Maße. Aber er wollte sie nur locken und aus sich

selbst und aus allem Leid der Gefangenschaft der leidigen Kreaturen erlösen. Aber sie sind ihm zu wild geworden, nun will er sie wieder in Nüchternheit zu sich selbst bringen. Dann werden sie so gemäßigt und gesetzt und sehen nun, wer sie sind und was sie vermögen, weil sie zu sich selbst gekommen sind. Die vorher niemand hatte binden können, die mehr wollten, als ihnen jemand sagen konnte, die immer mehr leiden, mehr wirken wollten, die werden nun so gemäßigt. Solange sie in ihrer eigenen Macht stehen, können sie kaum ein kleines Werk ohne große Beschwerde tun und kaum ein kleines Wörtlein ertragen. Nun sehen sie aber, wer sie selbst sind und was sie vor sich bringen mit ihrem Vermögen und mit ihrer eigenen Kraft, und so werden sie dann gesetzt, wesentlich gläubig und ganz still.

Und das ist noch alles in den niedersten Kräften gewesen, alle diese Weisen und Stürme und Werke. In ihnen will aber Gott in keiner Weise wohnen, da ist seine Stätte nicht, es ist ihm da zu eng und zu klein, er kann sich da nicht bewegen, er kann da sein Werk nicht schaffen, er will und muß in den obersten Kräften wohnen und da göttlich und eigentlich wirken. Da allein ist seine Stätte, da findet er sein eigenes Bild und Gleichnis, da wohnt Gott und da wirkt er, und wer Gott sicher finden will, der suche da und nirgend anders.

Wer dahin kommt, der findet, was er auf fernen und langen Umwegen gesucht hat. Da wird dann der Geist gezogen über alle Kräfte in eine wüste Wildnis, von der niemand sprechen kann, in die verborgene Finsternis des weiselosen Gutes. Da wird der Geist so nahe hineingeführt

in die Einheit der einfachen weiselosen Einheit, daß er jeden Unterschied verliert, ohne Gegenständlichkeit und inneres Fühlen, denn in der Einheit verliert man alle Mannigfaltigkeit, und die Einheit eint alle Mannigfaltigkeit. Wenn diese Menschen wieder zu sich selbst kommen, so haben sie schönere, wonnigere Unterscheidung von allen Dingen, als irgend jemand haben kann. Sie besitzen eine in der Einfaltigkeit und Einheit geborene, klare, wahre Unterscheidung aller Artikel des lauteren Glaubens, wie der Vater, der Sohn und der Heilige Geist Ein Gott sind, und weiterhin von allen Wahrheiten. Niemand versteht die wahre Unterscheidung besser als die, die in die Einheit geraten sind. Sie heißt und ist eine unaussprechliche Finsternis und ist doch das wesentliche Licht, und sie ist und heißt eine unbegreifliche wilde Wüste, da niemand Weg noch Weise findet, denn es ist über alle Weise.

Diese Finsternis soll man so verstehn: Sie ist ein Licht, zu dem kein geschaffenes Verständnis gelangen, noch es von Natur aus verstehen kann, und sie ist wild, weil sie keinen Zugang hat. Hierin wird der Geist über sich selbst hinausgeführt, über all sein Begreifen und Verstehen. Da wird der Bronnen aus seinem eigenen Grunde getrunken, aus der wahren, wesentlichen Quelle. O, da ist er so süß, so frisch und so lauter, wie ja alle Brunnen in ihrem Ursprunge am allersüßesten sind, lauter und frisch. Im Dahinfließen erst sind sie warm und sauer. O, welch ein lauterer, wonniglicher Bronnen wird der Seele hier aus der Quelle geschenkt! Hierin versinkt sie völlig mit allem, was sie ist und vermag, und mit vollem Munde wollte sie gern trinken, aber das kann ihr hier noch nicht zuteil werden.

Aber sie sinkt und entsinkt in den Grund, ganz wie ein Wasser, das auf der Erde stand und nun in das Erdreich einsickert.

Wenn nun der Mensch, so weit gekommen, nach den niedersten Kräften müßig liegen und nichts tun wollte, als die niedersten Kräfte schlafend liegen lassen, so wird nichts draus. Die niedersten Kräfte soll man nach ihrer Weise halten, oder der Heilige Geist ginge völlig hinweg, und daraus würde geistliche Hoffart und zuchtlose Freiheit geboren, man fällt in vernünftige Wohlgefälligkeit, und es würde nichts daraus und läge völlig brach. Man soll sich vielmehr in großer Demut unter den göttlichen Willen legen, und der fordert dann in dem Menschen größere Abgeschiedenheit denn je, aber immer in besserer Weise, köstlicher denn zuvor, und mehr Lauterkeit, Bloßheit, unverbildete Freiheit und Einheit, inneres und äußeres Schweigen und tiefere Demut und alle Tugenden in den niedersten Kräften, und so wird dann der Mensch Gott vertraut, und es wird ein göttlicher Mensch aus ihm.

Seht ihr nun das Wie und Was? Habt ihr nun erkannt, wie wunderbare Wege er die Seele geführt hat und wie sein Spiel hier gezeigt ist? Zuerst, als sie das Seine in sich, in ihre Kräfte aufnahm, wie es ihr da entwich und sie das Seine nicht in sich behalten konnte, ohne daß sie entsetzt, in Unordnung gebracht und abgedrängt wurde. Aber nun führt er sie hierher und hat sie über sich selbst und über alle ihre Kräfte in sich selbst geholt und gibt sich hier ihr selber, ungleich dem ersten Male, und hier wird sie wonniglich geordnet. Das ist es, was die Braut sprach im Buch der Liebe: „Introduxit me rex in cellarium." Der König hat

mich eingeführt und geleitet in seinen Weinkeller, und da hat er seine Liebe geordnet. Sicherlich, er hat sie vollkommen wohl geordnet und sie durch wunderliche wilde Wege geführt und geleitet und sie hinübergeführt in den tiefen Abgrund, in sich selbst. Was sie da findet, geht über alle Sinne, die Vernunft kann es nicht erlangen, niemand kann es begreifen noch verstehn, es ist ein wahrer Vorschmack des ewigen Lebens.

Seht, wie die liebreiche Güte Gottes mit den Auserwählten spielen kann! Daß er uns hineinbringen könne und daß uns danach dürste, danach dürstet er in großem Durste, und darum rief er mit voller, lauter Stimme: „Ist jemand, den dürstet, der komme zu mir und trinke!" Ihn dürstet so sehr danach, daß er in uns einen Durst finde, und daß wir Durst empfinden sollten: Dann aber will er uns so reichlich tränken, daß vom Leibe derer, die so von dem Tranke trinken, lebendige Wasser fließen, die da in das ewige Leben springen sollten.

Was heißt das: „Von deren Leibe?" In gleicher Weise, wie der Leib die leibliche Speise genießt und sie der Magen empfängt und sie dann auf alle Glieder des Leibes verteilt wird und dadurch der ganze Körper gestärkt wird: ebenso empfängt hier der Geist bei diesem Trinken die kostbare, göttliche Speise, und die wird von der wahren, göttlichen, heißen Liebe verteilt auf alle Glieder, auf das ganze Leben und Wesen des Menschen, so daß all seine Werke besser geordnet werden, wie sie nicht besser geordnet sein könnten. Und wie allen Menschen auch besser wird von der inneren, wahren Ordnung, so wird dadurch auch der äußere Mensch wohlgeordnet und wird blühend und groß und



Holzschnitt von Frans Masereel zu Verhaeren,
Im „Eden"

stark zu all dem, wozu Gott ihn haben will, und quillt in das ewige Leben.

Daß uns dies allen geschehe, dazu helfe uns Gott! Amen.

Aus den „Predigten“ von Tauler in der Sammlung „Der Dom“.

ALBRECHT SCHAEFFER
AUS „DAS KLEINOD IM LOTOS, EINE BUDDHA-LEGENDE“

Als der Herr nun achtzehn Jahre alt war,
Ließ der König drei erhabne Häuser
Richten: eines aus behauenen Balken,
Innerlich mit Zedernholz gefüttert,
Warm für Wintertage; eins, das kühl für
Sommers-Gluten war, aus Ader-Marmor;
Eines aus gebrannten Ziegelsteinen,
Blau bedeckt mit Schiefer, schön zur Saatzeit:
Hießen Subha, Ramma und Suramma.
Gärten blühten lieblich um die dreie,
Ströme schossen wild, und düftereiches
Dickicht dehnte sich, wo Zelte glänzten
Und die schönen sanften Rasenwiesen.
Mitten drinne streift' umher Siddartha,
Wie's beliebte, und es hatte jede
Stunde neue Freuden in Bereitschaft,
Stunden Glückes, denn das Leben strahlte
Bei der Schnelle jugendlichen Blutes.
Doch es kamen der Betrachtung Schatten

Wieder, wie das Silber seiner Teiche
Trübe ward vom Wanderzug der Wolken.

Dies bemerkend, rief der Fürst die Diener,
Sprach: „Gedenkt des Rischi alte Sprüche
Und Verkündigung der Träume-Deuter:
Dieser Sohn, mir teurer als das Herzblut,
Werde unbegrenzte Herrschaft üben,
Nacken tretend aller seiner Feinde,
Fürst der Fürsten – und so sehnts die Seele! –
Oder werde gehn den düster trüben
Selbstverleugnungs-Pfad und frommer Schmerzen,
Um der Erde Schätze einzubüßen,
Um wer weiß welch Güter zu begrüßen,
Und es neigen seine wissensfesten
Augen sich zu dem in den Palästen.
Aber ihr seid weise, ihr sollt raten,
Wie wir zu den stolzen Straßen wieder,
Die ihm ziemen, seine Füße wenden,
Wie die schönen Winke wahrhaft werden,
Die ihm Herrschaft weisen, will er herrschen."

Sprach ein Alter: „Liebe, Maharadscha,
Heilt den dünnen Mißmut. Webe Zauber,
Weibes-Künste um sein ungetanes
Innres, denn was weiß der edle Knabe
Heut vom Schönheits-Auge, das den Himmel
Dunkler macht, und Weihrauch-Mund. Erfind ihm
Sanfte Weiber, holde Zeitvertreiber.
Die nicht ehrne Kette zwängt, Gedanken

Bindet leicht ein Haar." Das nannten Alle
Gute Rede, doch der König sagte:
„Suchen wir ihm Fraun, so wählt doch Liebe
Oftermals mit anderm Aug, und heißt man
Schönheits-Gärten um ihn her versammeln,
Daß er Blüten pflücke, die ihn bannten,
Wird er lächeln und die unbekannten
Süßen fliehn in einer andern Süße."

Sagte Einer: „Doch es schweift der Kranich,
Bis der Schicksals-Pfeil entfliegt: auch ihm wird,
Wie den minder herrscherlichen Geistern,
Eine süß sein, Eine zauberhafter,
Ein Gesicht als Paradies erscheinen,
Eine schöner sein als morgenbleiche
Dämmrung, wenn sie Sterne überwältigt.
Höre, König: stifte einen Festtag,
Wo des Reiches Fraun Bewerberinnen
Sind in Anmut, Jugend und den Sakya-
Spielen, die wir lieben. Laß den Prinzen
Preise reichen allen Schönen. Laß auch,
Wenn die Lieblichkeit der Siegerinnen
Ihm vorbeizieht, welche stehn und merken,
Ob ihm einmal, zweimal seine zarten
Wangen die gestrenge Trübnis ändern,
Und wir wählen mit der Liebe eignem
Auge für die Liebe und belisten
Seine Herrlichkeit, im Glück zu nisten."

Gut schien dieses; und die Rufer riefen
Zum Palast die schönen Jugendlichen,

Denn da werd ein Minnehof gehalten
Und der Prinz erteile schöne Preise
Allen, doch den reichsten für die Reichste.
Alsobald die Fraun Kapilavastus
Wanderten zum Tore, aufgebunden
Und geschmückt das dunkle Haar, die Wimpern
Glänzender vom Schwarz des Soorma-Stabes,
Badentstiegen, duftgebadet, Alle
Wunderschön in Seidenschals und Schärpen,
Und gefärbt mit Kokkusrot die schlanken
Händ' und Füße, und der Tilka-Stempel
Leuchten auf den Stirnen, und so wards ein
Anmuts-Anblick, da die Indierinnen
Langsam schreitend an dem Thron vorüber
Zogen, heftend große schwarze Augen
Auf den Boden. Denn den Prinzen schauend,
Mehr als Majestät der höchsten Ehrfurcht
Machte ihre Vogelherzen flattern
Seines Thronens seelenkühle Weise,
Überhoch, doch innig zart und leise.
Ihre Gabe nahm gesenkter Lider
Jede, angstvoll aufzuschaun, und solche,
Die ein Jubelruf der Völker-Mengen
Überhob den Wettbewerberinnen,
Standen wie die fromme Antilope,
Scheu, der Gnade Finger anzurühren,
Flohn zu den Gefährten gnadezitternd,
Weil er göttlich schien und heiliger Artung
Und erhaben über ihre Erde.
So vorüber Schöne zog um Schöne,

Und es war die Wanderung der Anmut
Schon beendet, jeder Preis gespendet,
Als Yasodhara, die junge, herkam.
Sahen da die Merker um Siddartha
Zucken den, dieweil sie näher strahlte:
Bild des Himmels und der Schritt Parvatis,
Auge wie der Hinde, Antlitz über
Worten schön. Und diese blickte völlig,
Flache Hände kreuzend über Brüsten,
In sein Antlitz, ungebeugten Nackens,
Fragte, lächelte: „Und meine Gabe?"
„Keine Gabe," sprach er, „sie sind alle
Fortgegeben, aber nimm zur Buße,
Schwester, dies, du Ruhm in unsern Städten."
Und er löste den smaragdnen Halsschmuck,
Zog die grünen Perlen um den dunklen,
Um den seidensanften Leib, und Auge
Schmolz in Aug, und aus dem Blick sprang Liebe.

Lang nach diesem — als ihm die Erleuchtung
Voll geworden — sagte der Erhabne,
Da sie fragten, warum seine Seele
Damals feurig ward vom ersten Strahl der
Sakya-Jungfrau: „Keine Fremde waren
Wir, die uns und Andern so erschienen.
Denn vor lang vergangnen Menschen-Altern
Saß ein Jägersohn bei Yamuns Quelle,
Spielte mit den Waldfraun Nandadevis,
Saß als Richter, da sie unter Fichten
Wettlauf rannten, wie die Hasen abends

Ihre spielerischen Kreise rennen.
Eine krönt' er da mit Sternenblumen,
Eine mit den langen Pfauenfedern
Und vom Dschungel-Hahn; mit Fichtenzapfen
Eine. Aber die als Letzte herlief,
Kam für ihn als Erste, und ein zahmes
Rehkalb gab er der und seine Liebe.
Und sie lebten langes Glück im Walde,
Starben in dem Wald als Niegetrennte.
Sehet aber: wie geheim ein Same
Hinter regenlosen Sommern aufgeht,
Also Gut und Übel, Lust und Schmerzen,
Haß und Liebe, und erstorbne Taten
Kommen wieder, dunklen oder hellen
Laubes, süßer Früchte oder bittrer.
Und sie war Yasodhara, und ich war
Jener. Und dieweil das Rad Geburt und
Sterben immer dreht, so ward, was einmal
Mit uns Beiden war, nun mit uns wieder."

Doch die Merker bei dem Preise-Reichen
Sahn und hörten, sagten dem besorgten
König, wie Siddartha achtlos dasaß,
Bis Yasodhara vorbeizog, Tochter
Suprabuddhas; wie er sich verfärbte;
Wie sie Beide schauten ineinander;
Von dem Kleinod auch, und was darüber
Vor sich ging in den beredten Augen . .

Lächelte der Königs-Vater zärtlich:
„Schau, wir haben einen Köder! Rat nun,

Unsern Falken aus Gewölk zu fangen!
Sendet Boten, laßt zur Eh das Mädchen
Bitten . ." Aber dies war Sakya-Satzung:
Freite Einer eine Hochgeborne,
Eine Liebliche, Begehrenswerte,
Hatte der in ritterlichen Künsten
Sich geschickt zu weisen gegen alle
Andern Werber, die es fordern mochten;
Sitte, die auch nicht sich brach vor Fürsten.
Sprach darum ihr Vater: „Sagt dem König:
Prinzen nah und fern begehren ihrer.
Kann dein zarter Sohn den Bogen biegen,
Schwerter schwingen und zu Rosse sitzen
Besser als die Andern, sei er Bester
Unter Allen, und für uns der Beste.
Aber wie bei seinen klösterlichen
Wegen wirds geschehn? —" Der König, herzwund,
Dachte, daß sein Sohn vergebens freite
Gegen Devadatta, Bogen-Meister,
Und Ardjuna, Zähmer wilder Hengste,
Nanda, Schwertspiel-Erster. Doch Siddartha
Lachte lind und sagte: „All das lernt' ich.
Laß vermelden, daß ich Jedem jedes
Spiel anbiete. Meine Liebe, denk ich,
Die verlier ich nicht vor solchen Leuten."
Wards vermeldet, daß Siddartha fordre,
Wer ihn treffen woll' in Mannes-Taten.
Und Yasodhara die Krone wäre.

Siebten Tages also kamen da die
Sakya-Herren, Stadt und Land zusammen
Bei dem Maidan; kam zugleich das Mädchen
Mit der Sippschaft, bräutlich hergetragen,
Mit Musik und schön gezierten Sänften,
Goldhorn-Ochsen blumiger Schabracken.
Kam der Prinz auch auf dem weißen Pferde
Kantaka, das schnaubte, staunend über
Das Getümmel bunt und seltsam; gleichfalls
Sahen Wunder da Siddarthas Augen:
Diese Menschen, unterm Thron geboren,
Anderweis behaust und andrer Speise
Als die Könige, und doch – wer wußt' es? –
Denen gleich in Kummer und in Freuden.
Doch er sah Yasodhara, die Süße,
Glänzt' in Lächeln, zog die Seiden-Trense,
Sprang von seines Rosses breitem Rücken,
Rief: „Der Würdigste allein ist würdig
Solcher Perle! Weist euch, wems behagte,
Ob ich, sie begehrend, zu viel wagte!"

Fordert' Nanda ihn zur Bogen-Probe,
Setzte eine Trommel, die von Erz war,
Sechzig Sprünge weit, Ardjuna sechzig
Eine andre, Devadatta achtzig.
Doch Siddartha hieß die seine setzen
Hundert Sprünge, daß sie in der Weite
Winzig schien wie eine Kauri-Muschel.
Und sie schossen, und die Trommeln beide
Da durchbohrten Nanda und Ardjuna,

Devadatta trieb den feingezielten
Schaft durch beide Seiten seiner Trommel,
Und es schrie das Volk vor lauter Staunen.
Doch Yasodhara, die Süße, senkte
Einen goldnen Schleier vor die Augen,
Furchtsam, nicht zu sehn Siddarthas Fehlschuß.
Aber dieser, nach dem Bogen greifend
Aus lackiertem Rohr, bespannt mit Silber-
Drahte, den ein Arm von Stahl um eine
Spanne krümmte, zupfte, leise lachend,
Zupft' und zog, daß sich die Hörner-Enden
Küßten und der Bogenbauch entzweisprang.
Sprach: „Der ist zum Spiel und nicht für Liebe.
Ist da keiner, der für Sakya-Fäuste
Brauchbar wäre?" Einer sprach: „Das ist der
Bogen Sinhahanus, in dem Tempel
Aufgehoben seit wer weiß wie lange.
Keiner spannt ihn; spannt er, trifft doch keiner."
„Bringt mir", rief der Prinz, „die Mannes-Waffe!"
Brachten sie den alten, der aus schwarzem
Stahl war, eingelegt mit goldnen Ranken
Auf den Bogenzweigen, die wie Bison-
Hörner waren. Und Siddartha bog ihn
Zweimal übers Knie und sprach: „Mit dem hier,
Vettern, schießet nun!" Sie konnten aber
Dieses Bogens widerspenstige Arme
Keine Handbreit nähern zum Gebrauche.
Doch er beugt' ihn schon mit leichter Neigung,
Ließ die Schlinge in die Kerbe schlüpfen,
Und er zupfte scharf die Sehne, welche

Laut heraussang, ja, so laut und helle,
Daß an diesem Tag die heimgebliebnen
Greise fragten: „Was ist das für Tönen?“
„Ist der Ton von Sinhahanus Bogen,
Den Siddartha spannte, um zu schießen.“
Und er legte sorglich einen Schaft auf,
Zog, ließ los, und Himmel spaltend flog der
Grade Pfeil, und grade in die ferne
Trommel flog er, hielt nicht an im Fluge,
Schweifte in die Ebene im Entstreichen,
Ließ sich nicht vom Auge mehr erreichen.

Devadatta jetzt zum Schwertspiel fordernd,
Hieb durch einen Talas-Baum, sechs Finger
Dick, Ardjuna sieben, Nanda achte.
Da jedoch ein Doppelstamm dabeistand,
Schnitt Siddarthas Stahl mit einem Blitzschlag
Glatt durch beide, aber sanft, daß beide
Aufrecht blieben, und es schrie Ardjuna:
„Flach geschlagen!“ Und die Süße bebte
Abermals: die Stämme standen aufrecht.
Doch die Lüfte-Devas noch beizeiten
Bliesen leichte Hauche aus dem Süden,
Und es neigten sich die grünen müden
Kronen beide, in den Sand zu gleiten.

Rosse brachten nun sie, hochbeherzte,
Edler Züchtung, und sie jagten dreimal
Um den Maidan, doch es ließ der weiße
Kantaka weit hinter sich die Fluchten

Alle, der so schnell war, daß er zwanzig
Lanzenlängen flog, bevor die Flocke
Schaum von seinem Maule sank zu Boden.
Sagte Nanda: „Jeder siegt mit solchem
Kantaka; so bringt ein ungebrochnes
Roß und laßt uns sehn, wer das bereite."
Brachten Knechte einen Hengst in Ketten,
Der so schwarz wie Nacht war, feueräugig,
Zähne bleckend und die Mähne werfend,
Unbeschlagen, ungesattelt; keinen
Reiter trug er je, und ob drei Male
Seines Rückens Breite von den Jungen
Jeder ansprang, wich zurück der heiße
Hengst und warf ihn hin in Staub und Schande.
Nur Ardjuna hielt sich eine Weile,
Ließ die Ketten lockern, peitschte ihm die
Schwarzen Flanken, riß an der Kandare,
Hielt mit Herren-Griff die harten Kiefern,
Daß in Stürmen Wut und Angst und Ingrimm
Einmal um die Reitbahn ging der Wilde
Halbgezähmt. Doch plötzlich, Zähne bleckend,
Wandt ers Haupt und packte seinen Reiter,
Zerrt' ihn mit den Zähnen aus dem Sattel
Und erschlug ihn, wären nicht die Knechte
Hergerannt, den tollen Gaul zu fesseln.
Schrien da Alle: „Lasset nicht Siddartha
An die Bestie, deren Herz ein Sturm, und
Deren Blut ist eine rote Flamme!"
„Laßt die Ketten," sprach er; „laßt mir nur sein
Stirnhaar!" sprach er, und er hielts mit einem



Philipp Otto Runge: Nachtigallengebüsch
Ausschnitt

Stillen Griff und stille Worte redend,
Legt' er flach die Rechte auf des Hengstes
Augen, zog sie übers böse Antlitz
Sänftlich, ließ sie gleiten übern Nacken,
Leib und Flanken überall, die keuchten:
Alle sahn erstaunt das schwarze Nachtroß
Beugen seinen wilden Kamm und milde
Stehn und untertan, als ob es kennte
Unsern Herrn und gläubig ihn verehrte.
Stieg Siddartha auf, ohn daß ers wehrte,
Und im Druck von Knien und Zügel ging er,
Nüchtern wieder, daß er Alle lehrte:
„Streit vorbei, Siddartha ist Bezwinger!"

Sagte Suprabuddha, Tochter-Vater:
„Unser Herz erwünschte dich als Besten,
Dich, den Liebsten. Aber welcher Zauber
Lehrte mehr dich Mannheit unter Bäumen,
Rosen-Lauben und den Rosen-Träumen
Und im sanften Blick der Rasenwiesen,
Mehr als Krieg und Jagden lehrten Diesen? —
Wolle nun, Herr, deinen Preis erkiesen."
Und er winkte, und die Süße hob sich,
Nahm den Kronen-Kranz von Mogra-Blüten,
Und den schwarz und goldnen Schleier senkend
Vor den Augen, sie in ihrem Stolze
Schritt vorbei den Freiern zu Siddartha,
Der da stand in göttergleicher Anmut
Bei dem Pferd aus Finsternis, das gern den
Nacken beugte unter seinem Arme.

Und sie beugte auch sich vor dem Prinzen,
Hüllt' ihr Antlitz, Liebe wie der Himmel
Heiter strahlend, aus den Schleierfalten,
Hing den Kranz um seinen Hals und legt' an
Seine Schulter ihr vollkommnes Antlitz.
Endlich bog sie sich zu seinen Füßen,
Stolz und heiter, und sie sagte: „Siehe,
Bruder, sieh auf mich, ich bin die Deine."
Sahn die Menschen fassen Hand nach Händen,
Sahn da fröhlich Herz am Herzen enden,
Sahn verschwinden ihn und auch die Holde
In dem Schleiertuch von Schwarz und Golde.

Lang hernach – als die Erleuchtung voll war –
Fragten sie den Buddha höchst inständig,
Warum sie dies Schwarz und Gold umfangen,
Warum sie so stolz einhergegangen?
Sprach der ganz Erhabene: „Mir war es
Unbekannt, und auch bekannt zur Hälfte.
Denn dieweil sich dreht das Rad des Lebens,
Kommen Dinge wieder und Gedanken,
Alle Leben wieder, die versanken.
Und ich sehe nun mich vor Äonen
In Himalas Hängewäldern wohnen,
Tiger, mit der hungrigen, gestreiften
Sippschaft, ich, der Buddha, und wir schweiften
In dem Kusa-Gras und hohen Farren
Grüner Augen, die von ferne starren
Nach den Herden, die bei Hörnerblasen
Ihrem Tode nah und näher grasen.

Unter Sternen brüllte ich nach Beute,
Wild und unersättlich, Buddha heute,
Witterte nach Wild- und Menschen-Spuren,
Kreatur, Gesell von Kreaturen.
Kam die Tigrin aus den Dschungel-Mooren,
Kam voll Anmut aus den Anmuts-Rohren,
Und da kehrten sich zum Kampf die Freier:
Golden glomm ihr Fell, so wie den Schleier
Trug für mich — mit schwarzen Streifen drinne —
Nun Yasodhara. Da war aus Minne
In dem Dschungel, heiß mit Zahn und Pranken,
Unterm Zedrach lang der Kampf im Schwanken.
Und es sah die wilde, wild gefreite
Bestie uns verbluten in dem Streite.
Noch gedenk ich: Knurrend an dem Ende
Kam sie über Leiber, die zerrißnen,
Und sie leckte schmeichelnd die zerbißnen
Flanken mir und die durchkeuchte Lende.
Und wir zogen nach vollzognem Freien
In die großen Wälder-Wüsteneien,
So voll Stolz und solchen Häupterhebens . .
Auf und nieder geht das Rad des Lebens."

Nun empfing Siddartha seines Sieges
Willige Beute, und zu guten Sternen
— Da der Widder Herrscher war des Himmels —
Wurde Hochzeit nach der Sakya Sitten:
Ward der Goldstuhl hingestellt, der Teppich
Vorgebreitet, aufgehängt die Kränze,
Süßes Brot gebrochen, Reis und Rosen-

Öl gesprengt, und auf der rotgefärbten
Kuhmilch einten schwimmend sich die Halme,
Welche Liebe bis zum Tod verheißen.
Dreimal ward der Siebenschritt ums heilige
Feuer auch getan, an heilige Greise
Gaben ausgeteilt, die Tempelopfer
Dargebracht, die Mantras abgesungen
Und gebunden Braut- und Brautmanns-Kleider.
Und zum Prinzen sprach der greise Vater:
„O Verehrungswürdigster! Die unser
Lange war, ist nun hinfort die Deine.
Die ihr Leben hat in deinem Leben,
Hüte sie!“ Und also mit Gesängen
Ward sie heimgeführt und Flötenklängen . .
Liebe stand auf allen Lebens-Gängen.

Nach dem Englischen des Edwin Arnold frei bearbeitet.

CHINESISCHE LIEDER

Einsamer Trinker am Meer

Die Sonne ruht auf Baum und Bucht.
Gefallne Blätter betten sich im Winde.
Ein Vogel sucht sein Nest. Ein Fräulein ihr Gesinde.
Und eine Wolke schläft in dunkler Schlucht.

Mein Herz ist einsam, weil es keinen Reim hat.
Ich sitz am Meer. Im Schaum erblühn Gedanken,
Die sich zur Oleanderlaube ranken.
Ich sitz und trink. Weit draußen liegt die Heimat.

*

Beim vollen Becher

Song-tschang ging auf dem Berg King-hau in Strahlen auf.
Was blieb von dem Unsterblichen? Ein Haufen Asche.
Ngan-ki stieg schon als Mensch zu heiligen Malen auf.
Er ließ das Netz zurück. Der Fisch ging durch die Masche.

Ein Blitz bei Nacht: die Dauer unsres Lebens.
Die Zeit läuft über unser Steingesicht
Wie Licht und Schatten. Und die Sonne sticht,
Der Schatten läßt gefrieren uns. Vergebens

Erwartest du Genossen dir zum Weine.
Denn niemand kommt. Der Becher glänzt. Du bist alleine.

*

Auf dem Fluß

Ein Boot aus Ebenholz und eine goldbeschlagne Flöte.
Ein Lied. Der Frühling. Eine schöne Frau.
Mein Herz blüht rot. Der Himmel blau
Und blau das Meer.

Ich zaubre auf der Freundin Wangen
Mit meinem Liede eine leise Röte:
Ich zaubere die Morgenröte
Her.
Es ist die Nacht mit uns ... vergangen.

Ich weiß es nicht, wohin ich steure.
O ihr Unsterblichen, ich bin der Eure!

Nachdichtungen von Klabund.



PHILIPP OTTO RUNGE
ÜBER DIE FARBEN

WENN es dir ernst ist, etwas Rechtes zu tun oder hervorzubringen, das den Stempel der treuesten Rechtschaffenheit und Gründlichkeit an sich trägt, daß, wenn es dasteht, es das treue Abbild deines innersten Zustandes sei: so wird aller Notbehelf von Mitteln, alle Unkenntnis des Materials dir so zuwider sein, wie die Lüge der Wahrheit; Worte, die du nicht verstehst, und womit du doch etwas sagen willst, was sie nicht sagen, lässest du nicht allein besser ungesagt, sondern es ist auch die größte Qual, es zu tun, wenn die Umstände dich zwingen. –

Wenn du nun diese gründliche Aversion in dir trägst, so wirst du wohl bald merken, daß du den Kampf nie ganz bestehen wirst, – daß dieses der Pfahl im Fleisch ist, der Kampf auf Leben und Tod, – daß, wenn du dich tapfer darin gebrauchst, dich der alte Sieger, der Tod, zuletzt selbst achten und dich in die klare Ruhe bringen wird, aus welcher dich gewiß der Klang der Posaune erweckt.

So betrachte nun die bunte Welt um dich her, wo alle Gestalten in diesem Sinn dich wie Brüder begrüßen, wo dieselbe Sehnsucht in allen Gegenständen (den kleinsten wie den größten) um dich verborgen liegt, und suche, wie du den ewigen Ursprung findest, aus dem alle Verschiedenheit geflossen ist.

Richtest du bloß auf die Farben der Gegenstände um dich her den Blick, so wirst du in der unendlichen Mannigfaltigkeit doch bald viele finden, welche sich einander nähern, und indem du die Spur einer Farbe, die dich am

meisten anzieht, verfolgst, wirst du sie sehr verbreitet entdecken.

Wenn du zuerst das Violette suchst, wirst du es bald in der zarten Helligkeit der Levkojen, bald in den dunkeln Schatten an den tiefen Veilchen entdecken, und der Sinn wird nicht wissen, welches er mehr liebt, denn bald leuchtet eine Farbe so schön in der Helligkeit, und bald zieht sie dich in die stille Tiefe zu sich. – Wenn so dich das Grün der Wiesen, die saftige Vegetation in dem tauigen Grase und das zarte Weben eines jungen Buchenwaldes, wie die kristallene grüne Woge lockt: wann leuchtet es dir am schönsten entgegen, in der Helligkeit des Sonnenscheins oder in der Stille des Schattens? – Wenn aus den Blüten, von dem zartesten Rot bis in den gewaltigsten Brand, von dem anspruchslosen Blau bis in [1]

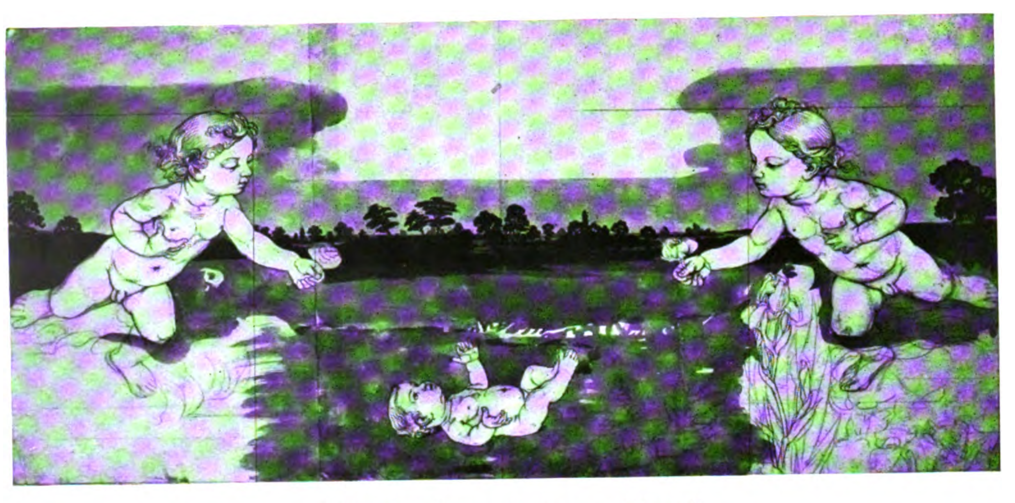
Die Farbe ist eine so freundliche Erscheinung, daß ich immer mit neuem Ergötzen sehe, wie sie sich in allen ihren Tönen wie Geistern des Lichtes allem Körperlichen anschmiegt und es durchdringet, um ihm das himmlische Vaterland näher und näher an das Herz zu legen, so daß auch, je geistiger und durchsichtiger die Substanz des Körpers ist, er tiefer und inniger mit der Farbe vereinigt und vom Lichte durchdrungen wird. Und so muß auch ich, wenn ich in diese Erscheinung mich vertiefe, mich mit allen Bestrebungen und Kräften willig der süßen Vernichtung des Lichtes hingeben, um im gewissen Glauben zuletzt die Glut der geistigen Gedanken zu empfangen.

[1] Bei diesem Worte bricht der Aufsatz ab.

Wenn sich unter meinen Händen das Material verändert und verwandelt, und ich nun mit Genauigkeit, um mich zurechtzufinden, die Elemente desselben durchforscht habe, wird bald sehnsüchtig das Auge erfreut werden von der Glut des Goldglanzes in Metallen und im schwelgenden Genuß an saftigen Früchten, oder angezogen von der herrlichen saftigen Kühle eines samtnen Gewandes, sowie von der lebendigen Bewegung der Blumenfarben; — wenn aber die errötende Wange, der brennende Mund und die zarte Verfließung des weißen Halses und Busens in dem Blitz des Auges dich mit einemmal ergreift und durchleuchtet, wohinein möchtest du dich lieber tauchen als in die glühende Tiefe des Weins, daß die stillen Geister die Sprache in dieser klingenden Tiefe fänden und du dann heimisch in diesem Himmel Auge, Mund, Wange und Busen im süßen Gespräch belauschtest im Hinterhalte des sehnenden Herzens, dem das Leben und alle Himmel sich nur tiefer und tiefer entschließen, je mehr du dich sehnst?

Wie das ewige Licht im Anfange alle Kreatur und alle Farbe erzeugte, daß es sich selbst erschauete in seiner innersten Herrlichkeit — so auch wirket die innigste Sehnsucht des Gemütes, daß es alle Kreatur in Liebe durchdringe, damit sie in ihrer tiefsten Erkenntnis dem eigensten Sein, das über alle Erkenntnis hinaus in uns liegt, sich zum würdigen Opfer bringe.

Wenn du aber, mein Herz und Sinn, eins bist in dem Geist, — was will wohl die ruhige Seele, die aber von allem Entzücken des Daseins wogt, glühet und funkelt wie die sinkende Sonne, die nun mit Erd und Himmel in Nacht versinkt, — was willst du, Seele, als verstummen, wie alle



Philipp Otto Runge: Studie zum „Morgen“

Himmel stumm waren, ehe das Wort von Anfang gesprochen war –?

Wie sollte ich nicht in Begeisterung geraten über die herrliche Erscheinung, die vor mir liegt und worin Erde und Himmel sich erschlossen hat? – Es ist aber, wenn man eine Sache deutlich sehen will, das notwendigste, daß man sich zähmt und nicht gleich auf einmal die Enden zusammenfaßt; sonst kommen wir gleich von vornherein in das Chaos zurück, aus welchem uns der Verstand und die Zeit retten, und dadurch zu noch größerer Herrlichkeit der Anschauung führen wollen. –

*

Das Glück der Farbe

So wie die Farben ohne Ende in die Tiefe reichen, so sind sie auch unendlich im Licht, und das Blitzen und Wogen des Lichtes und der Farbe in der Anwesenheit und Abwesenheit des Lichtes ist wie die größte Gemütsbewegung der funkelnden Sterne, wie der Odem des lebendigen Geistes, in dem die Welt woget, leuchtet und verschwindet. – Ich glaube, die Farbe wächst, wie wir in unserm Gemüt wachsen. Das Licht, wenn es in die durchsichtige Farbe fällt, entflammt und vernichtet es dieselbe in sich; würde nun, wie das Licht sich abwendet, die Farbe am Himmel in der Finsternis rein verbleiben, so würde sie beim wiederkehrenden Morgen in eine unendlich tiefere Glut entflammt werden müssen. Wer sich in der Abwesenheit des einkehrenden Geistes ganz rein erhielte, in dem müßte sich Gott verklären. Diese Blüte aber der Erleuchtung hat die Welt emp-

fangen, und „wer beharret bis ans Ende, der wird selig". — Mir erscheint bisweilen die Farbe wie eine Linie, die vom höchsten Licht bis in die unendliche Tiefe reicht. Sehen wir nur die Farbe an, so erblicken wir die lebendige Schöpfung; ständen wir in der Tiefe, so erblickten wir das Licht; ständen wir im Lichte, so erblickten wir die Tiefe des Raumes, in dem die geschaffene Welt ist. Kehrst du der Sonne den Rücken und siehst das Weiße für das Licht an, und blickst du von da zur Sonne, so bist du im Schwarzen gefangen, und wer ist so frei, daß er sich mit der Kreatur nicht sehnte zu der Offenbarung der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes? —

Aus Paul F. Schmidt: Philipp Otto Runge.

RAINER MARIA RILKE:

Immer wieder, ob wir der Liebe Landschaft auch kennen
und den kleinen Kirchhof mit seinen klagenden Namen
und die furchtbar verschweigende Schlucht, in welcher die andern
enden: immer wieder gehn wir zu zweien hinaus
unter die alten Bäume, lagern uns immer wieder
zwischen die Blumen, gegenüber dem Himmel.

BÜCHER

aus dem

INSEL-VERLAG

AKSAKOW, SERGEI TIMOFEJEWITSCH: FAMILIEN-CHRONIK. Nach *Raczynskis* Übertragung aus dem Russischen bearbeitet u. erweitert von *H. Röhl.* In Pappband u. Halbleder.

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. *Fünfte Auflage.* Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband, Halbleder und in Saffianleder mit der Hand unter Benutzung alter Stempel gebunden.

ANDERSEN-NEXÖ, MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann.* *4.—13. Tausend.* In Halbleinen.

ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von *Hans Bethge.* *13.—16. Tausend.* In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden und in Seide.

ARCOS, RENÉ: DAS GEMEINSAME. Übertragen von *Friderike Maria Zweig.* Mit 27 Holzschnitten von *Frans Masereel.* In Pappband.

(ARTHURS TOD:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von seinen edeln Rittern vom Runden Tisch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller schmerzlichen Tode und Abscheiden von dieser Welt, welches Buch ins Englische gebracht wurde durch den Ritter *Sir Thomas Malory.* Übertragen durch *Hedwig Lachmann.* Einleitung von *Severin Rüttgers.* Drei Bände. In Pappbänden.

BACH, JOHANN SEBASTIAN: DIE MATTHÄUSPASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In reichvergoldetem Lederhandband und in Halbleder.

BAHR, HERMANN: ESSAYS. *Zweite Auflage.* In Halbleinen.

— SUMMULA. Essays. (1921.) In Halbleinen.

— SENDUNG DES KÜNSTLERS. (1922.) In Halbleinen.

BALZAC, HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer.* Zwei Bände. *14.—23. Tausend.* In Pappband und Halbleder.

— TANTE LISBETH. Übertragung von *Arthur Schurig.* *Zweite Auflage.* In Halbpergament.

BECHER, JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband.

— **GEDICHTE FÜR EIN VOLK.** In Pappband.

— **DAS NEUE GEDICHT.** In Pappband.

— **DIE HEILIGE SCHAR.** Gedichte 1918. Kartoniert.

— **UM GOTT.** (*Inhalt:* Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vorlaut.) In Pappband.

BEETHOVEN, LUDWIG VAN: BERICHTE DER ZEITGENOSSEN, BRIEFE UND PERSÖNLICHE AUFZEICHNUNGEN. Gesammelt und erläutert von *Albert Leitzmann.* Mit 16 Bildertafeln. Zwei Bände. In Halbleinen und Halbleder.

BIERBAUM, OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 76.—80. Tausend.* In Pappband.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding.* Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede. 15.—19. Tausend.* In Pappband.

BOCCACCIO, GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler.* Eingeleitet von *André Jolles.* Titel- und Einbandzeichnung von *Walter Tiemann. 21.—30. Tausend.* Dünndruckausgabe in einem Bande. (1100 Seiten.) In Leinen und Leder.

DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von *M. I. bin Gorion.* Zwei Serien zu je drei Bänden.

Erste Serie (Bd. I—III), enthaltend „Von Liebe und Treue“, „Vom rechten Weg“ und „Mären und Lehren“. In Pappband und Halbpergament.

Zweite Serie: Bd. IV: „Weisheit und Torheit.“ Band V: „Volkserzählungen.“ Band VI: „Kabbalistische Erzählungen.“ In Pappband und Halbpergament.

BRAUN, OTTO: AUS NACHGELASSENEN SCHRIFTEN EINES FRÜHVOLLENDETEN. Herausgegeben von *Julie Vogelstein. 69. bis 78. Tausend.* In Pappband.

(BREMEN:) DAS ALTE BREMEN. Herausgegeben vom Focke-Museum für Bremische Altertümer. Mit 100 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen, Halbperg. und Pergament (Handband).

BRENTANO, CLEMENS: FRÜHLINGSKRANZ. aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. *Dritte Auflage.* In Leinen und Halbpergament.

BUBER, MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. *6. und 7. Tausend.* In Pappband.

— EKSTATISCHE KONFESSIONEN. *Veränderte Neuausgabe.* In Pappband.

— EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— DIE REDE, DIE LEHRE UND DAS LIED. *Zweite Auflage.* In Pappband.

CAROSSA, HANS: EINE KINDHEIT. (1922.) In Pappband und Pergament (Handband).

— DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. *Zweite Auflage.* In Pappband und Halbleder.

— GEDICHTE. *Zweite, vermehrte Auflage.* In Pappband.

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer.* Zwei Bände. In Halbleinen und Halbleder.

DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von *Hans Bethge. 32.—36. Tausend.* In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher und in Seide.

DÄUBLER, THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. *Neue, durchaus veränderte, Genfer Ausgabe.* Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen.

— LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— MIT SILBERNER SICHEL. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— PERLEN VON VENEDIG. Gedichte. In Pappband.

— DER STERNHELLE WEG. Gedichte. *Dritte Auflage.* In Pappbd.

— DIE TREPPE ZUM NORDLICHT. Gedichte. In Pappband.

— WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. *Zweite Auflage.* In Pappband.

DEFOE: DAS LEBEN UND DIE GANZ UNGEMEINEN BEGEBENHEITEN DES WELTBERÜHMTEN ENGELLÄNDERS ROBINSON CRUSOE. Mit 31 Steinzeichnungen von *Richard Janthur*. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbpergament.

DESBORDES-VALMORE, MARCELINE. Das Lebensbild einer Dichterin. Eingeleitet von *Stefan Zweig*, Übertragungen von *Gisela Etzel-Kühn*. Mit einem Bildnis der Dichterin in Lichtdruck. In Pappband mit Pergamentverstärkung.

DEUTSCHE CHANSONS. Von *Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108. bis 118. Tausend.* In Pappband.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal. 9.—13. Tausend.* Drei Bände. In Leinen und Halbleder.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT: siehe *Seite 204.*

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von *Cattermole, Hablot K. Browne* und anderen. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen.

DINGELSTEDT, FRANZ, UND JULIUS HARTMANN. EINE JUGENDFREUNDSCHAFT IN BRIEFEN. Von *Werner Deetjen.* In Pappband.

(DIOTIMA:) DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor.* Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. *11.—15. Tausend.* In Pappband, Halbleder und in Ganzpergament (Handband).

DOSTOJEWSKI, F. M.: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN IN 25 BÄNDEN. Eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. *6. bis 10. Tausend.* In Halbleinen und Halbpergament.

Einzelausgaben siehe *Bibliothek der Romane, Seite 202.*

FICHTES REDEN AN DIE DEUTSCHE NATION. Revidierte Ausgabe, eingeleitet von *Rudolf Eucken. 21.—24. Tausend.* In Pappband.

FRANK, LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. *16. bis 20. Tausend.* In Pappband.

— DIE URSACHE. Roman. *11.—20. Tausend.* In Pappband.

FRIEDLÄNDER, MAX: ALBRECHT DÜRER. Mit 11, Abbildungen. In Halbleinen und Halbpergament.

GEISTLICHE AUSLEGUNG DES LEBENS JESU CHRISTI Eine Holzschnittfolge des 15. Jahrhunderts. Zweihundert numerierte Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten. In Pergament (Handband).

GIDE, ANDRÉ: DIE VERLIESSE DES VATIKAN. Übertragen von Dieter Bassermann. In Pappband und Halbpergament.

GILDEMEISTER, OTTO: BRIEFE. Herausgegeben von Lissy Susemihl-Gildemeister. In Pappband.

GLASER, CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. *6.—9. Tausend.* Mit 36 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen und Halbpergament.

— LUCAS CRANACH. Mit 117 Abbildungen. *6.—10. Tausend.* In Halbleinen und Halbpergament.

Erster Band der Sammlung: *Deutsche Meister*, herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles.* Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. *59.—68. Tausend.* In Pappband und Halbleder.

GOGOL, N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Roman. Aus dem Russischen übertragen von *H. Röhl.* In Pappband und Halbpergament.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. *95. bis 104. Tausend.* In Leinen und Leder.

GOETHES LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf. 16.—21. Tausend.* In Pappband und Halbleder.

GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. *6.—10. Tausend.* In Leinen und Leder.

GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier (nach Art der *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe*). *20.—23. Taus.* In Leinen und Leder.

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Neu herausgegeben von *Max Hecker. Vierte Auflage.* Mit 3 Bildern und einem Faksimile. In Halbleinen und Halbleder.

BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rat. Ausgewählt und eingeleitet von *Albert Köster. 51. bis 57. Tausend.* In Pappband.

BETTINAS BRIEFWECHSEL MIT GOETHE. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum ersten Male herausgegeben von *Reinhold Steig*. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen und Halbleder.

GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausg. von *Emil Schaeffer*. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen.

GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe, besorgt von *Reinhard Buchwald*. *11.—20. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von *Hans Bethge*. *13. bis 16. Tausend.* In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher und in Seide.

HARDT, ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. *8. bis 10. Tausend.* In Pappband.

— GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von *Marcus Behmer*. *19.—21. Tausend.* In Pappband.

— SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von *Karl Walser*. In Pappband.

— TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. *42. bis 48. Tausend.* In Pappband.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers*. Mit zahlreichen Holzschnitten. In Halbleinen und Halbpergament. Vorzugsausgabe: 200 Exemplare mit handkolorierten Holzschnitten, in Halbleder mit der Hand gebunden und in Schweinsleder (Handband).

HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. *45.—50. Tausend.* In Leinen und Leder.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Gedruckt in einer einmaligen Auflage von 800 Exemplaren auf Büttenpapier. In Halbleder mit der Hand gebunden und Halbpergament.

— GEDICHTE. In Pappband. 500 Exemplare wurden mit einer Titelradierung von Walter Tiemann versehen; in Halbleder (Handband).

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet und in Pappband.

HÖLDERLIN, FRIEDRICH: DER TOD DES EMPEDOKLES. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von *Wilhelm von Scholz. 5. und 6. Tausend.* In Pappband.

— SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Text der Ausgabe Franz Zinkernagels. In Leinen und Leder.

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. *4.—7. Tausend.* In Pappband.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder. 21.—25. Tausend.* In Halbleinen.

HUCH, RICARDA: ALTE UND NEUE GEDICHTE. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände *10.—13. Tausend.* In Halbleinen.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. *13.—15. Tausend.* In Halbleinen.

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. *7. bis 9. Tausend.* In Pappband.

— ENTPERSÖNLICHUNG. *6.—10. Tausend.* In Halbleinen.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. *8. Auflage.* In Pappband und Leinen.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. *16.—19. Tausend.* In Pappband.

— MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" *neunte Auflage.* In Halbleinen.

— DIE VERTEIDIGUNG ROMS. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. *7.—9. Tausend.* In Halbleinen.

— DER KAMPF UM ROM. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. *5.—7. Tausend.* In Halbleinen.

— DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. *11.—15. Tausend.* In Halbleinen.

— WALLENSTEIN. *10.—12. Tausend.* In Pappband.

(HUMBOLDT:) DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann. 6.—9. Tausend.* In Pappband und Halbleder

JACOBSEN, JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE. Autorisierte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helsted* 1885 radierten Porträt. *22.—25. Tausend.* In Leinen und Leder.

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG. Erster Band. Mit 6 Bildertafeln. — Zweiter Band. Mit 6 Bildertafeln. In Halbleinen.

JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von *Hans Bethge*. *21.—24. Tausend.* In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher und in Seide.

KANTS KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. *11.—15. Tausend.* In Leinen.

KANTS BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *F. Ohmann*. In Halbleinen.

KASSNER, RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Pappband.

— ENGLISCHE DICHTER. In Pappband.

— DER INDISCHE GEDANKE. – VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK. In Pappband.

— MELANCHOLIA. Eine Trilogie des Geistes. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— DIE MORAL DER MUSIK. Aus den Briefen eines Musikers. *Dritte Auflage.* In Pappband.

— DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— ZAHL UND GESICHT. In Pappband.

KATHARINA II., KAISERIN VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. *11.—15. Tausend.* In Pappband und Halbleder.

KELLER, GOTTFRIED: GESAMMELTE WERKE. Eingeleitet von *Ricarda Huch*. *7.—10. Tausend.* Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen, Halbleder und Leder.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Herausgegeben von *Johannes Bühler*. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband und Halbleder.



LACLOS, CHODERLOS DE: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (Liaisons dangereuses). Übertragen von *Heinrich Mann.* Auf Dünndruckpapier. In Leinen und Leder.

LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von *Alexander Ular. 14.—16. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

LAWRENCE, D. H.: DER REGENBOGEN. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius.* In Pappband mit Japanüberzugpapier.

MOMBERT, ALFRED: AEON. Dramatische Trilogie. Drei Bände. In Pappband.

— DIE BLÜTE DES CHAOS. Gedichtwerk. *Neue Ausgabe.* In Pappband.

— DER DENKER. Gedichtwerk. *Neue Ausgabe.* In Pappband.

— TAG UND NACHT. Gedichte. *Zweite Auflage.* In Pappband.

— DER GLÜHENDE. Gedichtwerk. *Dritte Auflage.* In Pappband.

— DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. In Pappband.

— DER HIMMLISCHE ZECHER. Ausgewählte Gedichte. *Neue, erweiterte Ausgabe.* In Pappband.

— DIE SCHÖPFUNG. Gedichtwerk. *Dritte Auflage.* In Pappband.

MUNK, GEORG: IRREGANG. Roman. *8.—10. Tausend.* In Pappband.

— DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. *Zweite Auflage.* In Halbleinen.

— SANKT GERTRAUDEN MINNE. In Halbleinen.

NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von *Richard Oehler. 21.—25. Tausend.* In Halbleinen.

OKAKURA, KAKUZO: DIE IDEALE DES OSTENS. Aus dem englischen Original übertragen von *Marguerite Steindorff. 6. bis 10. Tausend.* In Pappband.

— DAS BUCH VOM TEE. Mit 20 farbigen Lithographien von *Georg A. Mathéy.* Gedruckt in den Werkstätten der staatlichen Akademie zu Leipzig. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden. *Vorzugsausgabe:* 100 numerierte Exemplare auf echtem Chinapapier in Seide.

PFISTER, KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen.

RIEMER, FRIEDRICH WILHELM: MITTEILUNGEN ÜBER GOETHE. Herausgegeben von *Arthur Pollmer.* Mit 24 Bildertafeln. In Pappband und Halbleder.

RILKE, RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. *14.—16. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. *15.—17. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

— DAS BUCH DER BILDER. *20.—22. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

— NEUE GEDICHTE. *15.—17. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

— DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. *14.—16. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

— DAS STUNDENBUCH. Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) *40.—49. Tausend.* In Halbleinen.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) *10.—12. Tausend.* In Pappband.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. *29.—33. Tausend.* In Pappband.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. *18.—20. Tausend.* In zwei Pappbänden.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. *36.—40. Tausend.* In Halbleinen.

RIMBAUD, ARTHUR: LEBEN UND DICHTUNG. Übertragen von *K. L. Ammer*, eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit einem Bildnis *Rimbauds. Zweite Auflage.* In Leinen.

(RÜBEZAHL:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem *Rübezahl*, zuwege gebracht durch M. *Johannes Praetorius.* Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband und Halbleder.

SACHS, HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. *(Gedichte und Dramen.)* Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von *Dürer, Beham u. a.* nach Originaldrucken. *Dritte Auflage.* Zwei Bände. In Halbpergament.



SCHAEFFER, ALBRECHT: DIE SAALBORNER STANZEN. Gedruckt als drittes Buch der Insel-Presse zu Leipzig in dreihundert numerierten Exemplaren auf echtem Büttenpapier. In Pergament (Handband) und Halbpergament.

— DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband und Halbleder.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. *5.—8. Tausend.* In Pappband.

— GEVATTER TOD. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. In Pappband.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. *7.—10. Tausend.* Eine Erzählung. In Pappband.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Drei Bände. In Halbleinen und Halbpergament.

— JOSEF MONTFORT. Erzählungen. *8.—11. Tausend.* In Pappbd.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. Geheftet, in Halbleinen und Halbleder.

SCHEFFLER, KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Vollbildern. *31.—35. Tausend.* In Halbleinen.

SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Albert Köster* und *Max Hecker*. *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.* In Leinen und Leder.

SCHMIDT, PAUL FERDINAND: PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. In Halbleinen und Halbpergament.

Dritter Band der Sammlung: *Deutsche Meister*, herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser.*

SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. *Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.* In Leinen und Leder.

SCHOPENHAUERS APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. *29.—34. Tausend.* In Leinen und Leder.

SCHRÖDER, RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband.

SEIDEL, WILLY: DER BUSCHHAHN. Roman. In Pappband.

— DER GARTEN DES SCHUCHÂN. Novellen. *Zweite Auflage.* In Pappband.

SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von *Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff.* In Pappband und Halbpergament.

Bisher erschienen: Macbeth. — Hamlet. — Othello. — Ein Sommernachtstraum. — König Lear. — Sturm. — Was ihr wollt. — Cymbelin. — Verlorene Liebesmüh. — König Heinrich IV. (Doppelband.)

Weitere Bände werden in kurzem folgen.

STENDHAL, FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Übertragen v. *Arthur Schurig.* Auf Dünndruckpapier. In Leinen und Leder.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig. 6.—10. Tausend.* Auf Dünndruckpapier. In Leinen und Leder.

STIFTER, ADALBERT: DER NACHSOMMER. Roman. *Vollständige Ausgabe* in einem Bande auf Dünndruckpapier. *6. bis 9. Tausend.* In Leinen und Leder.

— STUDIEN. (Erzählungen.) *Vollständige Ausgabe* in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. *14.—17. Tausend.* In Leinen und Leder.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier. *5.—8. Tausend.* In Leinen und Leder.

STORM, THEODOR: SÄMTLICHE WERKE. In acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster. 16.—19. Tausend.* In Halbleinen und Halbpergament.

(1001 NACHT:) DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. *Vollständige* deutsche Ausgabe in *sechs Bänden.* Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann.* Erster und zweiter Band, in Leinen und Leder.

Jeder Band dieser neuen Ausgabe umfaßt zwei Bände der früheren zwölfbändigen Ausgabe. Sie soll im Jahre 1924 vollständig vorliegen.

TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg. 9. bis 13. Tausend.* In Pappband.

— PALLIETER. Aus dem Flämischen übertragen von *Anna Valeton-Hoos. 11.—15. Tausend.* In Pappband.



TOLSTOI, LEO N.: MEISTERROMANE. Übertragen von *Adolf Heß* und *H. Röhl.* In *7* Halbleinenbänden und Halbpergament.
Inhalt: Anna Karenina — Auferstehung — Krieg und Frieden.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber. 9.—11. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

TWAIN, MARK: DER GEHEIMNISVOLLE FREMDE. Eine Phantasie. Übertragung von *Wilhelm Nobbe.* In Leinen.

UHDE-BERNAYS, HERMANN: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs. 11.—15. Tausend.* In Halbleinen.

ULLMANN, REGINA: GEDICHTE. In Pappband.

— DIE LANDSTRASSE. Erzählungen. In Pappband.

VERHAEREN, EMILE: FÜNF ERZÄHLUNGEN. Mit 28 Holzschnitten von *Frans Masereel. Zweite Auflage.* In Halbleinen.

— DREI DRAMEN. (Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster.) Nachdichtung von *Stefan Zweig.* In Pappband.

— REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts. 41.—45. Tausend.* In Halbleinen.

— RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 95 ganzseitigen Bildtafeln. *26.—30. Tausend.* In Halbleinen.

— DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von *Paul Zech.* In Pappband.

VERLAINE, PAUL: GESAMMELTE WERKE in zwei Bänden. Eine Auswahl der besten Übertragungen, herausgegeben von *Stefan Zweig.* Mit zahlreichen Bildbeigaben. In Halbleinen und Halbpergament.

VERMEYLEN, AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von *Anton Kippenberg.* Mit 12 Holzschnitten von *Frans Masereel.* In Halbleinen.

WALDMANN, EMIL: ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Vollbildern. *11.—20. Tausend.* In Halbleinen.

— ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Vollbildern. *11.—20. Tausend.* In Halbleinen.

WALZEL, OSKAR: VOM GEISTESLEBEN ALTER UND NEUER ZEIT. *Zweite Auflage.* In Halbleinen.

WASMANN, FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von *Bernt Grönvolt.* Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen.

WILDE, OSKAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede. 106.—115. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

ZWEIG, STEFAN: AMOK. Novellen einer Leidenschaft. In Halbleinen.

— **DREI MEISTER (BALZAC — DICKENS — DOSTOJEWSKI).** *9.—12. Tausend.* In Pappband und Halbpergament.

— **ERSTES ERLEBNIS.** Vier Geschichten aus Kinderland. *12. bis 15. Tausend.* In Halbleinen.

— **JEREMIAS.** Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. *19.—21. Tausend.* In Pappe und Halbpergament.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen.

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. *16.—20. Tausend.*

CYRIEL BUYSSE: ROSE VAN DALEN. Ans dem Flämischen übertragen von *Georg Gärtner.*

CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von *Konrad Thorer.* Mit einem Nachwort von *Hermann Schneider.* Zwei Bände.

DE COSTER: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von *Albert Wesselski. 11.—20. Tausend.*

— **DIE HOCHZEITSREISE.** Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von *Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.*

— **UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK.** Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.* Doppelband.

DOSTOJEWSKI: SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN in Einzelausgaben. (Gesamtausgabe siehe *Seite* 191.)

Arme Leute. Ein Band.

Der Doppelgänger. Ein Band.

Aus dem Dunkel der Großstadt. — Helle Nächte. Ein Band.

Die Wirtin und andere Novellen. Ein Band.

Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen. Ein Band.

Ein kleiner Held. — Onkelchens Traum. Ein Band.

Das Gut Stepantschikowo. Ein Band.

Erniedrigte und Beleidigte. Zwei Bände.

Aufzeichnungen aus einem Totenhause. Ein Band.

Der Spieler und andere Erzählungen. 11.—15. Tausend. Ein Band.

Der Idiot. Drei Bände.

Der lebenslängliche Ehemann — Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett. Ein Band.

Die Teufel. Drei Bände.

Werdejahre. Zwei Bände.

Die Brüder Karamasoff. Übertragen von *Karl Nötzel. 21. bis 30. Tausend.* Drei Doppelbände.

GEORGES EEKHOUD: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von *Tony Kellen.*

FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von *Arthur Schurig. 31.—35. Tausend.*

— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig. 21.—25. Tausend.*

LOUISE VON FRANÇOIS: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGSSÖHNE. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. *16.—20. Tausend.*

— DIE LETZTE RECKENBURGERIN. *49.—58. Tausend.*

JEREMIAS GOTTHELF: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD. *11.—15. Tausend.*

E. T. A. HOFFMANN: DER GOLDNE TOPF — KLEIN ZACHES — MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. *11.—15. Tausend.*

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Übertragen von *Mathilde Mann. 21.—25. Tausend.*

— NIELS LYHNE. Übertragen von *Anka Matthiesen. 41.—45. Taus.*

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.

SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* *35.—42. Tausend.* Zwei Bände.

JONAS LIE: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von *Mathilde Mann.*

WILHELM MEINHOLD: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

EDUARD MÖRIKE: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. *11.—15. Tausend.* Doppelband.

KARL PHILIPP MORITZ: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. *6.—10. Tausend.*

HENRI MURGER: DIE BOHEME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. *21.—25. Tausend.*

CHARLES-LOUIS PHILIPPE: MARIE DONADIEU. Übertragen von *Friedrich Burschell.*

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. *36.—40. Tausend.* Doppelband.

WALTER SCOTT: IVANHOE. In der Übersetzung von *L. Tafel.* *11.—15. Tausend.*

— DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer.* *11.—15. Tausend.*

CHARLES SEALSFIELD (KARL POSTL): DAS KAJÜTENBUCH. (Ein Roman aus Texas.) *11.—15. Tausend.*

STIJN STREUVELS: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von *Severin Rüttgers.*

AUGUST STRINDBERG: AM MEER. Übertragen von *Mathilde Mann.*

— DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von *Mathilde Mann.* *11.—20. Tausend.*

THACKERAY: DIE GESCHICHTE DES HENRY ESMOND, von ihm selbst erzählt. Übertragen von *E. v. Schorn.*

LUDWIG TIECK: VITTORIA ACCOROMBONA. Ein Roman aus der Renaissance.



CLAUDE TILLIER: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von *Rudolf G. Binding. 11.—15. Tausend.*

TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl. 21. bis 25. Tausend.* Zwei Doppelbände.

— AUFERSTEHUNG. Übertragen von *Adolf Heß. 21.—24. Tausend.* Doppelband.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl. 14. bis 18. Tausend.* Vier Doppelbände.

TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. *22.—27. Tausend.*

WILHELM WEIGAND: DIE FRANKENTHALER. *11. bis 15. Tausend.*

OSCAR WILDE: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von *Hedwig Lachmann* und *Gustav Landauer. 16. bis 25. Tausend.*

ZOLA: NANA. Übertragen von *Karl Lerbs.* Doppelband.

— DER ZUSAMMENBRUCH. Übertragen von *Franz Franzius.* Doppelband.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

Nach zeitgenössischen Quellen von *Johannes Bühler.*
Jeder Band in Pappband und Halbleder.

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Mit 16 Bildertafeln.

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte.

DAS FRANKENREICH. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte.

DER DOM

Bücher deutscher Mystik.

In Verbindung mit Josef Bernhart, Alois Bernt, Johannes Bühler, Max Fischer, Leopold Naumann, Max Pulver, Johannes Schmidt, Karl Widmaier herausgegeben von *Hans Kayser.*

Jeder Band in Halbleinen und Halbpergament.

FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver.*

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser. 4.—6. Tausend.*

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Herausgegeben von *Max Fischer. 5.—7. Tausend.*

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier.*

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Johannes Bühler.*

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser.*

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann.*

THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart. 4.—6. Tausend.*

Ausführliche Ankündigungen über die vorerst auf etwa zwölf Bände berechnete Sammlung stehen zur Verfügung.

BIBLIOTHECA MUNDI

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung und in Halbleder.

ANTHOLOGIA HEBRAICA (Hebräische Anthologie). Poemata selecta a libris divinis confectis usque ad Iudaeorum ex Hispania expulsionem.

ANTHOLOGIA HELVETICA (Schweizer Anthologie). Deutsche, lateinische, französische, italienische, rätoromanische Gedichte und Volkslieder.

ANTHOLOGIA HUNGARICA (Ungarische Anthologie).

BAUDELAIRE: LES FLEURS DU MAL.

BYRON: POEMS.

Q. HORATI FLACCI OPERA.

KLEIST: ERZÄHLUNGEN.

MUSSET: TROIS DRAMES (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).

NAPOLÉON: DOCUMENTS. DISCOURS. LETTRES.

РУССКІЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß).

SANTA TERESA: LIBRO DE SU VIDA.

STENDHAL: DE L'AMOUR.

LIBRI LIBRORUM

(In den Ursprachen.)

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden.

BALZAC: LES CONTES DROLATIQUES.

DANTE: OPERA OMNIA. Enthaltend La Divina Commedia, Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von *Benedetto Croce.* Zwei Bände.

ДОСТОЕВСКІЙ: ПРЕСТУПЛЕНІЕ И НАКАЗАНІЕ. (*Dostojewski:* Schuld und Sühne.)

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (*ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.*) Herausgegeben von *Paul Cauer.*

DER NIBELUNGE NOT. KUDRUN. Herausgegeben von *Eduard Sievers.*

PANDORA

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband nach Art der Insel-Bücherei.

Bisher erschienen 52 Bände Novellen, Dramen und Gedichtzyklen aus der Weltliteratur.

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band in Pappband mit farbigem Überzugpapier.

Die Sammlung umfaßt bisher 350 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher und Essays aller Völker und Zeiten.

Sonderverzeichnisse beider Sammlungen stehen unberechnet zur Verfügung.

INHALT

ABBILDUNGEN IM TEXT

BILDTAFELN

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzi

